



# Der Weltkampf

der

# Deutschen und Slaven

seit dem Ende des fünften Jahrhunderts
nach christlicher Zeitrechnung,

nach

seinem Ursprunge, Verlaufe und nach seinen Folgen

dargestellt von

Dr. M. W. Heffter.

Hamburg und Gotha.
Friedrich und Andreas Perthes.
1847.

# Der Weltkampf

der

# Deutschen und Slaven

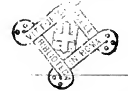
seit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach
christlicher Zeitrechnung,

nach

seinem Ursprunge, Verlaufe und nach seinen
Folgen dargestellt

von

**Dr. M. W. Heffter.**



Hamburg und Gotha.

Friedrich und Andreas Perthes.

**1847.**

# An das deutsche Volk.

Dir, mein deutsches Volk, sei die gegenwärtige Darstellung gewidmet. Sie sei Dir

I) ein „Spiegel Deiner Ehren", in welchem Du erkennest, was Deine Ahnen in vergangenen Zeiten vermocht, gethan, ausgeführt haben, eben so durch die Kraft ihres Armes, wie durch ihre überwiegende Rührigkeit, Intelligenz, Bildung;

II) „ein Spiegel Deines Rechtes", mit welchem Du bis auf diese Stunde Deine Obmacht handhabest über einen ziemlich großen Theil ursprünglich slavischer Länder und ihrer slavischen Bewohner;

III) ein „Spiegel des Trostes", indem Du hier im Norden und Osten Deiner Wohnsitze wieder gewonnen siehst, was eine schlaffe oder selbstsüchtige Politik Deiner eignen oder fremder Fürsten Dir im Laufe vergangener Zeiten im Westen abspänstig oder abwendig gemacht hat;

IV) ein „Spiegel Deiner Zukunft", damit Du daraus lernest, wie Du überhaupt mit Deinen Gegnern zu verfahren habest, um sie zu überwinden: mit Ehrlichkeit und Biederkeit zwar, wie es Dir

wohl ansteht, aber nicht zu langmüthig, nicht zu lasch, nicht zu vertrauensvoll-nachsichtig und gütig, sondern mit weiser, kluger, gerechter, strenger, rascher Energie, und fortschreitend insonderheit in Deiner allseitigen Thätigkeit, Geschicklichkeit, Intelligenz und moralischen Haltung, durch welche Tugenden Du Dir Deinen gegenwärtigen Platz auf der Scala der Völker errungen hast und Dich auf demselben fortan nur behaupten, ja! vielleicht selbst einmal wieder diejenige Höhe erreichen kannst, die Du unter einem Otto dem Großen verlebt, wo Dir an Macht und Ansehen kein Volk Europas gleich kam.

Ich bin kein Historiker von Fach; es ist also möglich, daß es meinem Buche an jenem allgemeinen historischen Blicke und an jener großartigen Darstellung gebricht, die großen Geschichtsforschern und Geschichtsschreibern eigen zu sein pflegen. Aber der Gegenstand ist doch ein großartiger, den ich mir zur Schilderung erwählt. Er war mir lieb geworden, seitdem ich ihn bei Abfassung einer Specialgeschichte der Stadt Brandenburg gefunden und eine Darstellung desselben in der Literatur vermißt hatte: ich habe seitdem immer in Bezug auf ihn gelesen, geforscht, gesammelt. Also an der Gesinnung, an Theilnahme, an Begeisterung für die Sache und an Fleiß und Studium habe ich es nicht mangeln lassen, und vielleicht ersetzt Solches einiger Maaßen das Fehlende.

Eigentlich — ich gestehe es offen — bin ich nur auf dem Felde der vaterländisch-märkischen Geschichte

recht heimisch, und da bin ich denn auch meistens selbstständig, d. h. mit genauer Einsicht und Berücksichtigung der Quellen, zu Werke gegangen. Aber der Umfang meines Werkes ist weit, ist ausgedehnt. Im Uebrigen mußte ich mich auf die Schultern von Vorarbeitern und Vorgängern stellen. Ich habe mir indessen die bewährtesten ausgewählt: für Dänemark Dahlmann, für Mekelnburg und Pommern L. Giesebrecht und den **Codex diplomaticus** von Kosegarten, für Preußen Voigt, für Kur- und Esthland Kruse, für Polen und Schlesien Röpell, für Böhmen Palacky. Schmerzlich habe ich für das Herzogthum Sachsen und für die beiden Lausitzen, ingleichen für das Königreich Sachsen ein solches gründliches und umfassendes Urkundenwerk vermißt, als der erwähnte Codex für Pommern gilt. Dabei bin ich aber nicht blindlings verfahren, so daß ich ohne Prüfung Alles hingenommen. Manche der kurzen Bemerkungen unter dem Texte werden ein selbstständiges Urtheil beweisen. Wo mir nur irgend möglich, habe ich immer die Quellen selbst zur Hand genommen und mit den Aeußerungen meiner Vorarbeiter verglichen.

Es war keine geringe, oft eine sehr unerquickliche Mühe, sich durch alle die vielen kleinlichen Einzelheiten und Wiederholungen hindurchzuarbeiten, sie zu größern Gruppen zusammenzustellen. Ich habe dem und der äußern Form die sorgfältigste Mühe zugewendet, damit der Leser nicht mit mir gleiche unangenehme Empfindungen theile, daß ihm das Ganze glatt, rund, übersichtlich im Einzelnen wie im Ganzen erscheine.

Auf die Correctur ist die möglichste Genauigkeit verwandt, daher nur wenige und unbedeutende Versehen geblieben sind, die der billig denkende, mit dieser Schwierigkeit vertraute Leser leicht verbessern mag.

Und so mag das Werk dem gelehrten wie dem gebildeten Publicum überhaupt, empfohlen sein, und wofern es sich sollte einen ehrenhaften Platz in der historischen Literatur verdienen, so möge es Dir, mein deutsches Volk, zugleich zum Denkmale gelten gebührender Liebe und Achtung gegen Dich.

Brandenburg a. d. H., den 22. Mai 1847.

**Dr. M. W. Heffter,**
Professor und Prorector am Gymnasium.

# Einleitung.

Unser Vaterland bietet in ethnographischer Hinsicht die merkwürdige Erscheinung dar, daß sich innerhalb seiner Grenzen, nehmen wir sie besonders im ausgedehntern Sinne, ja! zum Theil mitten in seinem Schooße sehr ansehnliche Reste eines Volkes vorfinden, welches den Deutschen doch ziemlich fremd ist an Abkunft, an Charakter, an Sprache. Es sind dies Slaven, Glieder des großen Volksstammes*), der einstens über einen beträchtlichen Theil des heutigen Deutschlands verbreitet war, hier sich aber im Laufe von zwölf und mehr Jahrhunderten vor den Germanen allmählich hat beugen oder zurückziehen müssen, dergestalt, daß er gegenwärtig vielleicht an 7—8000 □M. an dieselben verloren; jenes Volksstammes, von welchem sich nicht minder am nordöstlichen Rande des adriatischen Meeres, sodann in der Türkei und in Ungarn mancherlei Trümmer erhalten haben, welcher in der Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit im Ganzen keine unbedeutende Rolle gespielt hat, aus dessen Schooße namentlich jenes Weltreich im nördlichen Europa hervorgegangen ist, das gegenwärtig seine langen mächtigen Arme bereits auch über einen großen Theil Asiens, — über den Kaukasus bis zum Ararat, und über Sibirien und Kamtschatka bis zur westlichen Küste Amerika's hin — ausstreckt, und das dagegen hier in Europa, so recht im Gegensatze zu unserm Deutschland, in

*) Man zählt anjetzt in Europa noch immer 56,000,000 Slaven. Das ist also mehr als der vierte Theil der gesammten Bevölkerung des ganzen Erdtheiles.

seinen Ostseeprovinzen wiederum viele Deutsche zu seinen Unterthanen zählt.

„Woher solches? durch welche Ereignisse, durch welche Conjuncturen in der Politik sind diese so entgegengesetzten Verhältnisse entstanden und herbeigeführt worden?" Die Frage thut wohl Jeder, der der Physiognomie jener Länder einmal einen aufmerksamen Blick zugewendet, und wünscht darüber Aufklärung.

Zugleich wird er sich versucht fühlen, weder die Deutschen glücklich zu preisen, die unter russischem, noch die Slaven, die unter deutschem Scepter stehen; denn der Inconvenienzen, die eine Verbindung so heterogener Theile in einem Staate nothwendig mit sich führt, sind nur zu viele. Indessen ist doch das Verhältniß der ersteren zumeist noch dem der Slaven in den deutschen Reichen vorzuziehen. Jene nehmlich sind ursprünglich Sieger, Herren gewesen desjenigen Landes, das sie bewohnen, und als solche, als Freie, durch Capitulationen und Verträge unter russische Botmäßigkeit gekommen, unter Zugeständniß nicht geringer Vorrechte. Sie bilden zugleich, dem Wesen und dem Charakter ihrer Nation nach, eine thätige, gewerbfleißige, nüchterne, wohlhabende, gebildete Classe von Einwohnern, welche der russische Staat für den eignen Verkehr, Handel, Wohlstand und für die Emporbringung der Cultur seines Landes und seines Volkes nicht wohl entbehren kann, welche er daher nach Möglichkeit hegt und schützt, so sehr er auch um der Einheit des Staates willen es wünschen mag, sie zu Russen umzubilden, bei ihnen namentlich die russische Sprache zur Nationalsprache zu machen. Und überdem hängen sie durch Handel, Sprache, Literatur, Zeitschriften, durch gleiche Religion u. s. w. dermaaßen zusammen mit ihren Stammgenossen im eigentlichen Deutschland, daß sie von dem fremden Elemente, in welchem sie leben, nur wenig Lästiges verspüren, insbesondere auch darum, weil sie sich demselben willig und gehorsam anbequemen, die einheimische Sprache meist erlernen und mit den eigentlichen Bewohnern des Landes vielfach verkehren.

Anders die Slaven unter den Deutschen. Sie sind zumeist die Ueberwundenen, die ursprünglich Besiegten, welche

sich als solche von jeher gedrückt, gebeugt, beschränkt, gepreßt gefühlt und darum seit langen Jahren einen wahrhaft angebornen Haß, einen fast eingefleischten Widerwillen gegen ihre — wahren oder vermeintlichen — Dränger gehegt und genährt haben. Ihr Misgeschick zu mehren, sind sie in diesem ihrem Hasse so weit gegangen, daß sie sich nach Möglichkeit isolirt, alles Deutsche namentlich von sich fern gehalten. Mit Fleiß lernten und übten sie die Sprache ihrer Herren nur in so weit, als sie solche nothdürftig brauchten: sie kümmerten sich nicht um die deutsche Literatur; sie nahmen nicht Theil an den riesenhaften Fortschritten in der Civilisation. Und was ist die Folge davon gewesen? Sie sind zurückgeblieben in der Bildung; sie haben ihre nationale Literatur entweder gar nicht oder nur ganz unbedeutend weiter gefördert; man hat sie ihrer Abgeschlossenheit, ihrer dumpfen gehässigen Versunkenheit in sich selbst überlassen, sie nicht zur Theilnahme an der Staatsverwaltnng gezogen, der sie noch obendrein trotzig, bis in die neueste Zeit, den Rücken gekehrt. So haben sie denn ein Vaterland und sind doch fremd darin; sie sind Mitglieder von Staaten und haben doch wenig oder gar keinen Antheil an der Regierung; sie besitzen so vieles Treffliche und Anerkennungswerthe, und doch ist das so wenig gekannt und nach Gebühr gewürdigt; sie haben von der Natur so viele ausgezeichnete, körperliche wie geistige, Talente, und doch stehen sie andern Nationen in so vieler Hinsicht nach; sie haben eine reiche, frühzeitig ausgebildete, höchst musikalische und poetische Sprache und doch im Ganzen eine sehr dürftige Literatur.

Zu alle dem kommt ihre eigene vielfache Zerrissenheit und Zerspaltung unter einander, hervorgerufen, bedingt und seit länger denn einem Jahrtausend unterhalten durch die Verschiedenartigkeit der einzelnen Stämme, durch ihre getrennten Wohnsitze, durch die Mannigfaltigkeit der Dialekte, durch ihren Charakter, der sich nur zu sehr zu gegenseitigem Hasse, zu Feindseligkeiten unter sich selbst hinneigt, durch die verschiedenen Schicksale, welche die einzelnen Völkerschaften erfahren haben, durch die Vielfachheit der Regierungen, unter welche sie vertheilt sind, und der politischen Einrichtungen in den

vielen Ländern, wo sie wohnen, durch Verschiedenheit in Religion und Kirche*), endlich sogar durch andere Alphabete**), zu geschweigen, daß sich mehrere Stämme, wie die Polen und Russen, durch lange blutige Kriege zerfleischt und, wie es scheint, zu nimmer zu stillendem Grolle sich entzweiet haben.

Ein Slave sein, sich dieser traurigen Verhältnisse bewußt zu werden und nicht darob schwer zu erseufzen und auf Mittel zur Abhilfe zu sinnen, das würde den größten Leichtsinn entweder, oder die stumpfeste Verstocktheit verrathen. Und doch hat sich unter den meisten Slaven viele Jahrhunderte hindurch gerade ein solcher Geist behauptet. Das Traurige dieser ihrer Zustände und Schicksale ist ihnen nicht zur Erkenntniß gekommen, hat sie nicht aufgerüttelt aus ihrem dumpfen Hinbrüten in ihrer Isolirtheit. Erst seit wenigen Jahrzehnten regt sich, namentlich unter den deutschen Slaven, ein lebendigeres Streben, jene Misverhältnisse zu beseitigen, wenn möglich, glücklichere Zeiten für ihre Stammgenossen, wo nicht für den Augenblick, doch wenigstens für die Zukunft, herauf zu beschwören, noch zu retten, was zu retten ist, nicht noch Alles zu verlieren, vielleicht sogar manches Verlorne wieder zu gewinnen. Mehrere ausgezeichnete, aufgeklärte und vorurtheilslose Männer unter ihnen haben eingesehen, daß man nun von Seiten ihrer Genossen nicht mehr dürfe im Zustande der bisherigen Gehässigkeit gegen andere Völker, der Selbstgenugsamkeit und Isolirung verharren, daß man hervortreten, das eigenthümliche Gute nicht fernerhin mehr unter den Scheffel, sondern der Welt zur Schau stellen und ihm Anerkennung verschaffen, sich den erhabenen Bemühungen und Anstrengungen der Zeit in Kunst und Wissenschaft, in Gewerbe und in Technik anschließen müsse, wolle

*) Sie sind theils Muhamedaner, theils Christen, und die letztern theils griechisch-, theils römisch-katholisch, theils protestantisch (reformirt oder lutherisch), und leider! fast ein Jeder blickt auf den Andern aus einer andern Confession mit Stolz und Verachtung nieder, namentlich der muhamedanische Bosnier, der römisch-katholische Pole und der griechisch-katholische Russe.

**) Die Russen bedienen sich bekanntlich des griechisch-gothischen, die Polen des lateinischen, die Dalmater und Kroaten des glagolitischen (von Glagol das Zeitwort, Wort), noch Andere des cyrillischen, erfunden und eingeführt von dem Apostel der Mährer, Cyrillus.

man ferner nicht mehr übersehen, oder mit verächtlichen Blicken von den andern, gebildeten Nationen betrachtet werden. Da haben denn Männer wie Dobrowsky, Hanka, Kopitar, Schaffarik, Dankowsky, Jungemann, Linde, Bebukic, Dubrocsanina, Xylander, Negledy u. A. lehrreiche Untersuchungen angestellt über ihre Nationalsprache und Literatur und gar treffliche Aufklärungen gegeben; Andere, wie Pelzel, Karamsin, Palacky, ihre Zeit und ihren Fleiß historischen Forschungen über die Geschichte ihrer Länder und Stämme gewidmet; Andere wieder aufmerksam gemacht auf die vielen herrlichen, so zarten und sanften, oft die innersten Seiten des Herzens rührenden, meist elegischen Volkslieder und poesiereichen Mährchen ihrer Volksgenossen, wie Wenzel von Oleska (Zaleski), Kollar, Wuk, Maximowitsch, Haupt, Schmeler, Vogl, und noch Andere nicht ohne Glück versucht, die eigene Literatur weiter zu fördern, selbstständig anzubauen. Ja! man hat sogar schon hin und wieder angefangen, die einzelnen Stämme unter einander in literarischen und geistigen Connex zu setzen, ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Gedanken durch periodische Schriften auszutauschen, das Volk heraufzubilden und ein höheres Interesse in ihm für seine Sprache und Literatur zu erwecken.

Und der Deutsche? was hat er hierzu gesagt? gethan? Er hat solche Bestrebungen mit der Theilnahme, welche sie verdienen, aufgenommen, sie freudig bewillkommnet, er, der jedem Biedermanne mit Freundlichkeit die biedre Rechte darreicht; er, der so gern alles Fremde, ist es nur gut, anerkennt und sich zu eigen macht; er, der so willig jedem edeln Streben Vorschub leistet; der zu seinen großartigen linguistischen und historischen Studien gern solche Beihilfe sieht und sucht gerade bei diesem Volke, das über sich selbst und seine Verhältnisse die beste Auskunft zu ertheilen im Stande ist. Und er wird gewiß auch fernerhin diesen Bestrebungen mit Billigung zusehen, bleiben sie anders in den Schranken des Gesetzlichen, arten sie nicht in gefährliche Umtriebe aus, was freilich bereits nicht unterblieben ist und bei jenem gespannten Verhältnisse zwischen beiden Völkerschaften auch wohl ferner nicht ganz unterbleiben wird, weshalb denn die betreffenden

Regierungen immer ein wachsames Auge werden haben müssen. Der Deutsche wünscht ernstlich, daß das Loos der Slaven, die sich unter uns oft so gedrückt und zurückgesetzt und beengt fühlen, ihnen weniger niederbeugend, weniger drückend erscheine, daß ihnen das harte Schicksal möglichst gemildert werde. Dies werden sie aber nur erreichen, wenn sie sich uns immer mehr nähern; wenn sie endlich den lang genährten Haß völlig ablegen und mit uns, unbeschadet ihrer Nationalität, ein aufrichtig freundschaftliches Verhältniß anknüpfen.

Solches schöne Resultat herbeizuführen, giebt es indessen, wie uns däucht, kein geeigneteres Mittel als — die Geschichte, und zwar speciell die Geschichte des mehr als tausendjährigen Kampfes beider Völker. Die einseitige Betrachtung vieler Verhältnisse der Gegenwart aus dem einseitigen Gesichtspunkte der Gegenwart erbittert häufig die Gemüther. Die Geschichte versöhnt. Sie erörtert, wie sich erst das feindliche Verhältniß nach und nach gestaltet, wie es sich im Laufe der Zeit gemehrt und gesteigert habe, wie es endlich diejenigen Ergebnisse herbeigeführt, die noch jetzt den Slaven drücken. Sie zeigt, daß es der Natur der Sache und den Umständen nach so und nicht anders habe kommen können, daß die jetzt, in der Gegenwart, stattfindenden Zustände die nothwendigen Erzeugnisse, die Folgen von frühern sind und sich nicht ohne zu gewaltsame Erschütterungen beseitigen lassen. So muß sie selbst die feindseligsten Gemüther versöhnen, insbesondere wenn sich dabei herausstellt, daß die jetzige Slavenwelt meist nur die Fehler und Sünden der frühern büßet, daß von Seiten des siegreichen deutschen Volkes nicht eben Raub- und Eroberungssucht, nicht Ehrgeiz, auch nicht Ruhmgier dabei im Spiele gewesen sind, sondern daß vielmehr der Besiegten frecher Uebermuth, ihr gegenseitiger Zwist und Hader, ihre ewige Unruhe, ihr ungebührliches Misachten der Natur- und Völkerrechte, ihre steten Neckereien, Ueberfälle und Raubzüge, endlich ihr häufiger Ungehorsam und Hang zu Empörungen, ihre Hinterlist und Trug den Kampf hervorgerufen, immer wieder erneuert und dann endlich freilich zu Resultaten geführt haben, die drückend und lästig

sind *). Oder war der Deutsche nicht meistentheils gezwungen, die Waffen zu ergreifen? Und wenn er siegte, hätte er keine harten Bedingungen den Besiegten auflegen sollen? Und weß Schuld war es, daß die Slaven meist den kürzern zogen? — Wenn die unparteiische Geschichte das lehrt, wie kann da der Slave noch ferner dem Deutschen grollen? wie sollte er nicht vielmehr dem Genius des eigenen Geschlechtes zürnen, der solches Unheil über dasselbe gebracht hat? Ja! nur das Licht der Vergangenheit läßt uns die Verhältnisse der Gegenwart richtig auffassen, und nur ein richtiges Auffassen der Gegenwart macht zugleich ein richtiges Wirken auf die Zukunft möglich. Mittlerweile ist der Deutsche im Rechte und kann ruhig absehen und verlangen, daß der Slave ihm freundlich und treuevoll entgegenkomme, falls er aufrichtig wünscht, daß zu seinen Gunsten von dem starren historischen Rechte in etwas nachgelassen werde. Freilich ist nicht leicht etwas seltsamer, als die naive und treuherzige Art und Weise zu sehen, mit welcher der Deutsche sich z. B. bei dem Nationalhasse der Czechen in Böhmen benimmt: im Gefühl vollkommenster Sicherheit und Ueberlegenheit achtet er gar nicht darauf oder lächelt er höchstens mitleidsvoll. Und doch ist das ganz in der Ordnung, so lange der Slave nicht von seiner Misliebigkeit abläßt.

Wohlan denn! so wollen wir eine Schilderung des Kampfes versuchen. Das Interesse für beide Theile liegt auf der Hand. Allein es knüpft sich daran noch ein zweites, ein allgemeines. In den gewöhnlichen historischen Werken nehmlich erscheint jener Kampf zersplittert und von sehr allmählichem Erfolge begleitet, und darum meist unbedeutend, kleinlich, langweilig. Man lese nur die betreffenden Darstellungen in den Werken über deutsche Geschichte überhaupt, oder über die specielle Geschichte derjenigen deutschen Staaten und Reiche, welche mit den Slaven in Conflict gerathen sind. Wie zerstückelt ist er da vorgetragen, und in dieser Zerstücke-

*) Hiernach sind Ausdrücke und Urtheile von slavischen Schriftstellern der Jetztwelt zu würdigen, durch welche sie ihrem parteilichen Zorne gegen die Deutschen Luft machen wollen, als z. B. selbst eines Schaffarik's (Slavische Alterthümer II. S. 370) über Markgraf Gero.

lung wie ermüdend! wie winzig! wie so wenig interessant! Ganz anders, betrachten wir ihn im Zusammenhange, als ein Ganzes für sich; untersuchen wir speciell seine Quelle; verfolgen wir ihn einzig und allein, durch die Läufe der Zeit und der Jahrhunderte; achtet man auf die vielen, oft so wichtigen Folgen, und zieht man daraus die sich ergebenden Schlüsse. Da erscheint er überaus großartig; da ist er ein Weltkampf, ein Kampf zwischen zweien der größten europäischen — nicht Völkerschaften sondern — Volksstämme, der nicht etwa blos Jahre oder Jahrzehnte, nein! Jahrhunderte, länger schon denn ein Jahrtausend währt, der hartnäckig fast um jede Scholle Landes geführt wird, der für Deutschland, für die Erweiterung seiner Grenzen, für die Gestaltung seiner Verfassung und seiner äußern Verhältnisse von ungeheuerm Einflusse geworden ist. Das Slaventhum hat von jeher einen sehr bedeutenden Theil der germanischen Politik in Anspruch genommen und absorbirt und nimmt sie noch in Anspruch und wird sie auch in Zukunft noch bedeutend in Anspruch nehmen. Wie weit sind nicht dabei die Deutschen über die anfänglichen Marken ihres Landes vorgedrungen, mit ihnen deutsche Sprache, deutscher Charakter, deutsche Bildung, deutsche Einrichtungen, deutsches Wesen! In wie vielen ursprünglich slavischen Gegenden ist von dem Fremden nichts übrig geblieben, als bloße Namen von Oertern und Gegenden und Familien, höchstens noch außerdem Todtenurnen, die man zufällig aus der Erde gräbt! Aber noch mehr! Mit dem Germanenthume verschwisterte sich frühzeitig das Christenthum, und mit diesem war wieder ein streng geregeltes (das römisch-katholische) Kirchenthum und eine höhere geistige Cultur, die jüdisch-christliche im Vereine mit der griechisch-römisch-classischen, verbunden. Demnach ward der Kampf zugleich ein Kampf des Christenthumes und des Heidenthumes, der unbeschränkten religiösen Freiheit und eines Staatscultus, der Cultur und der Uncultur. Und indem die Deutschen siegten, waren zugleich auch jene siegreich; indem sie die Grenzen ihres Landes überschritten, mußten zugleich auch jene vordringen. Und so drangen sie vor, weit nach Nord und nach Ost. Und die Deutschen wurden die Träger die-

ses merkwürdigen Wechsels, waren das in der Hand der Vorsehung. Es ist, wenn auch stellenweise etwas ermüdend wegen der vielen oft erfolglosen Anstrengungen der Deutschen und der ewigen kleinen Kämpfe und Neckereien, im Ganzen doch sehr interessant, diesem Vordringen des Germanenthums zuzusehen, wahrzunehmen, wie immer von den jetzt bekannten eine Gegend nach der andern, ein Ort nach dem andern aus dem Dunkel der Vorzeit auftaucht und in das Bereich des deutschen Reiches und Volkes und der allgemeinen Kunde aufgenommen wird. Es gilt mithin zugleich die früheste Geschichte eines nicht unansehnlichen Theiles unsers Vaterlandes und das allmähliche Hervortreten vieler einzelnen, mitunter sehr merkwürdigen Punkte. Und wie unendlich viel hat der heiße Kampf beigetragen, des Deutschen Kraft zu versuchen, seine Stärke hervorzurufen und zu stählen, seinen Blick zu erweitern und ihm einen Spielraum zu eröffnen zu mancherlei großen und glänzenden Unternehmungen und Thaten!

Diesen allgemeinen, diesen höhern Standpunkt legen wir bei gegenwärtiger Darstellung zum Grunde, und es wird keinem unsrer Leser entgehen, wie so erst in das Ganze das rechte Licht, das volle Interesse kommt, wie wir so die rechte Scala erhalten, nach welcher man das Ganze abzuwägen und zu beurtheilen hat. Ueberdem ist es für den Freund der Geschichte eines Volkes weit erfreulicher und angenehmer, dasselbe in ununterbrochener Folge immer erst von Einer Seite kennen zu lernen, als gleich von vorn herein mit Facten der verschiedensten Art überschüttet zu werden.

Anbelangend die Quellen und die Hülfsmittel, so sind wir allerdings größtentheils für die Zeit vor Otto III. einzig auf deutsche Annalisten beschränkt, was freilich der Darstellung leicht den Anstrich, mindestens den Verdacht der Einseitigkeit und Partheilichkeit geben muß. Was ist indessen zu thun? Wie spät hat sich bei den Slaven überhaupt die Literatur entwickelt! Scheint sich also gegenwärtige Geschichte in Manchem nicht unpartheiisch genug herauszustellen: so ist jener Mangel die Ursache, nicht unser Wille.

Wir theilen den Stoff zur bessern Uebersicht in folgende vier Abschnitte oder Perioden, wie sie uns von der Sache selbst an die Hand gegeben werden:

A) Von dem ersten Auftreten der Slaven in der Geschichte bis auf Karl den Großen, oder vom Ende des fünften Jahrhunderts nach Christo bis 768;

B) von Karl dem Großen bis auf Heinrich I. oder von 768 bis 919;

C) von Heinrich I. bis zum Kreuzzuge gegen die Wenden oder von 919 bis 1147;

D) von dem Kreuzzuge gegen die Wenden bis zum Verlaufe des Kampfes in den verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten.

---

# Der Weltkampf der Deutschen und Slaven.

## A. Periode.

Von dem ersten Auftreten der Slaven in der Geschichte bis auf Karl den Großen, oder vom Ende des fünften Jahrhunderts nach Christo bis 768.

### Beginn des Kampfes.

Es war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nach unsrer Zeitrechnung, als das Wogen und Wandern der Völker in Europa, welches durch den Einbruch der Hunnen von Asien her verursacht worden, sich endlich wieder legte. Es hatten sich jetzt die Länder im Süden und Südwesten, früher den Römern unterthänig, mit den neuen Ankömmlingen hinreichend gesättigt, diese dort feste Wohnsitze genommen. Das wirkte zurück auf die noch in Deutschland selbst weilenden Germanen und brachte hier ebenfalls einen Stillstand, ein festes Ansiedeln hervor. Der sichere Standpunkt, welchen auf solche Weise die allgemeine Weltgeschichte zu Anfange des Mittelalters wieder gewinnt, er bildet auch den Anfang unsrer Darstellung.

Je ausgedehnter damals die Wohnsitze der deutschen Völker nach Westen zu waren, weit über den Rhein hin, desto enger waren ihre Grenzen im Norden und Nordosten gezogen. Hier war es die Trave, sodann ein Stück der Niederelbe bis zum Einfluß der Saale, darauf dieser Strom, dann das Fichtelgebirge, der Böhmer Wald und im Süden die Alpen, welche als von der Natur gesetzt, die Deutschen

daselbst beschlossen. Daß sie sich hinter solche natürliche Bollwerke zurückzogen, scheint anzudeuten, daß sie sich gegen ein anderes, fremdes Element, gegen die Slaven, sichern wollten; daß sie solchen, ihnen vielleicht auf dem Fuße nachfolgenden, nicht ganz trauten, weil selbige eben Fremde waren. Zu oberst, im Norden nun zwischen der Nordsee, der Trave, der Elbe, Saale, bis hinter der Weser, dem Rhein zu wohnten die Sachsen, hinter ihnen die Friesen, rechts von ihnen an der Unstrut und bei und auf dem Thüringer Walde die Thüringer, vielleicht bis zum Main hin. Dann folgten südlich die Baiern, dann noch die Alemannen, an welche jenseits des Rheines westlich die Burgunder, nordwestlich die Franken stießen.

Noch waren die Deutschen das alte kräftige, starke, ungeschwächte, tapfere, biedere, freie, ungebeugte Volk, wie sie uns ein Tacitus im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung schildert, ausgezeichnet durch Muth, durch Rechtsgefühl, durch Treue, durch Liebe zum Heimischen, durch Nationalsinn, durch Ernst, durch Beharrlichkeit, durch Fleiß, durch Tugend und Redlichkeit. Wenn hiergegen gesündigt worden ist, so ist es meist nur geschehen an den entarteten Höfen der Großen und Fürsten. Hinsichtlich ihres gegenseitigen Verhältnisses herrschte im Allgemeinen große Ungebundenheit und Freiheit, trotz des Lehnwesens; doch ordnete sich der Einzelne gern dem Andern, dem Höhern, dem Vornehmen, dem Klügern unter, wenn das allgemeine, oder ein höheres Interesse solches erheischte. Bei der größten Liebe zur Freiheit doch Gehorsam, doch willige Unterthänigkeit. Das bedeutsame Verhältniß des Dienstgefolges! Und nun waren sie eingezogen in ein Land, das die Römer romanisirt, d. h. namentlich die Städte nach ihren Einrichtungen in Rom selbst, d. h. auf eine höchst treffliche Weise, eingerichtet hatten. Zugleich lernten sie hier römische Kriegszucht und Taktik kennen. Maaßen sie sich doch selbst mit Syagrius und den ihm treuen Römern! Diese politische und militärische Kraft und Bildung, welche auf solche Weise vornehmlich den Franken zu Theil wurde, kann in ihren Folgen, auch für unsern Zweck, nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Franken haben dadurch über

die Deutschen diesseit des Rheines gesiegt. Allein zugleich haben sie diesen selbst jene Eigenschaften mitgetheilt. Und so wurden diese wieder überlegen dem Nachbarvolke, den Slaven, das lange fern blieb von solcher Bildung und daher den kürzern zog troß aller Tapferkeit. Indessen war auch Sklaverei unter ihnen nicht unerhört. Noch waren die meisten, insbesondere die diesseit des Rheines, dem Heidenthume ergeben: das Christenthum hatte nur unter den Völkern an der Donau und im ehemaligen römischen Gebiete einige Fortschritte gemacht. Die einzelnen Stämme, in welche das Ganze zerfiel, standen sich anfangs einander nicht feindselig entgegen: es herrschte unter ihnen ein gewisses politisches Gleichgewicht, bis die Franken als kühne Eroberer auftraten und dasselbe zu ihren eigenen Gunsten vernichteten. Diesen nun ist von der Vorsehung das großartige Loos gefallen, daß sie, stark durch deutschen Charakter, gekräftigt durch das Christenthum, geleitet durch zwei Herrscherfamilien, von denen immer die ersten Glieder wenigstens zu den ausgezeichnetsten, thatkräftigsten Fürsten gehörten, eine Weltmonarchie aufgebauet haben, durch welche Einheit und Zusammenhang, Macht und Stärke in das Wesen der Deutschen gekommen ist. Was würde darum die Germanenwelt sein, wären sie nicht gewesen! Bei ihnen war bereits im Jahre 481 der Merowinger Chlodwig zur Herrschaft gelangt, und er, kühn, unternehmend, eroberungssüchtig, politisch-schlau, tapfer, raffinirt, keine Schandthat, führte sie ihn nur zum Ziele, scheuend wie er war, errang er erst unter seinem Volke die oberste, unumschränkte Gewalt, vernichtete sodann (486) den letzten Rest der römischen Herrschaft in Gallien, nöthigte die Thüringer zur Entrichtung eines jährlichen Tributes, schlug darauf 496 nach furchtbarem Kampfe die Alemannen, nahm ihr Gebiet auch diesseit des Rheines ein, was sich selbst über Baiern erstreckte, ward bei dieser Gelegenheit Christ und war nun darauf bedacht, die neue Lehre im ganzen Reiche heimisch zu machen. Der kirchliche Propagandismus vereinigte sich mit dem politischen. Drohend stand die fränkische Monarchie allen Nachbarn gegenüber. Durch die Eroberung Baierns hatte sie bereits einen Theil jener östlichen Naturgrenzen erreicht.

Und wie sah es jenseit derselben aus? Dort wohnte jenes andere Volk von anderer Herkunft, von anderem Charakter, von anderer Sprache, von verschiedenen Sitten: die Wenden oder Slaven.

Was zuvörderst diese Namen anbetrifft, so ist der erstere unbezweifelt der allgemeine, derjenige, welcher dem Volke von den Römern und den Deutschen gegeben und späterhin bei den letztern allgemach zu einem speciellen Namen für die in Deutschland seßhaften Slaven, nicht selten für die Bewohner einzelner Provinzen und Gegenden, wie z. B. in Steiermark und Kärnthen, im Norden an der Elbe, an der Oder, angewendet worden ist. Sein Ursprung und seine Bedeutung ist noch unbekannt, auch nach den vielfältigsten Versuchen in neuester Zeit, ihn zu erklären. Der zweite Name „Slave" oder „Sklave" ist der eigentliche, volksthümliche und ebenfalls noch immer nicht in seiner eigentlichen Wurzel nachgewiesen. Er ist um so räthselhafter, als er nicht blos so, für sich, als allgemeiner Name des Volkes, sondern auch in Zusammensetzungen bei Personen- und Ortsnamen (z. B. Bole-slav, Wence-slav, Pribi-slav, Wrati-slav [Breslau], Bogu-slav) sehr häufig vorkommt. Weder die Etymologie von slowo „das Wort", noch von slawa „der Ruhm" klärt die Sache auf *).

Zu der oben angegebenen Zeit, d. h. zu Ende des fünften Jahrhunders, finden wir nun dieses Volk bestimmt und ausdrücklich genannt in den Annalen der Weltgeschichte. Es hauset damals schon nicht blos östlich und nördlich von jenen Naturgrenzen, sondern in einzelnen Haufen auch bereits, abgesondert von jenem Gros, in den Gebirgen von Kärnthen, Krain und Steiermark, ingleichen am östlichen Ufer des adriatischen Meeres, dergestalt, daß man sich versucht fühlen muß, anzunehmen, entweder daß diese letzteren Theile schon vor der Völkerwanderung jene Länder in Besitz erhalten haben, oder wenigstens doch während derselben, vielleicht schon gleich anfangs dorthin gezogen, aber bei der allgemeinen Be-

*) Man vgl. Schaffarik's slawische Alterthümer II. B. S. 25 ff. der deutschen Uebers. Ueber den Namen der Wenden oder Winden wird gehandelt I. B. S. 65 ff.

wegung der Völker, von denen die meisten durch die Ebene an der Donau wanderten, im heutigen Oestreich — darum eine wahre Pforte zu nennen für die in damaliger Zeit in Deutschland eindringenden oder nach Gallien und Italien ziehenden Schaaren — von ihren Stammgenossen getrennt worden sein mochten. Die hierdurch entstandene Lücke hat auch später nicht wieder ausgefüllt werden können, da nach der Zeit dieselbe Ebene erst durch die Avaren, dann durch die Ungarn und endlich durch die Deutschen besetzt und von letztern dauernd behauptet worden ist.

Als zuverlässig aber ist anzunehmen, daß die Länder unmittelbar hinter jenen Naturgrenzen erst in Folge der Völkerwanderung von der slavischen Nation eingenommen worden. Die Deutschen waren fortgezogen nach Westen und nach Süden, hatten die Gegenden, welche sie früher hinter der Saale, auf der rechten Seite der Elbe bis zum Riesengebirge hin und vielleicht noch weiter östlich, bewohnten, verlassen, und die Slaven rückten ihnen in die leer gewordenen Fluren nach *). Daß diese jene gedrängt und insofern mit zur damaligen allgemeinen Bewegung beigetragen hätten, läßt sich nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten, wie einige Historiker gethan: wir finden keine, nicht die geringste Andeutung in den geschichtlichen Annalen aus dem Zeitraume, wo die Slaven in den historischen Gesichtskreis eintreten, daß sie mit den Deutschen in irgend einen feindlichen Conflict gerathen wären, einen kriegerischen Strauß bestanden hätten. Im Gegentheil scheinen die mannigfaltigen freiwilligen und gewiß auch bewilligten Niederlassungen der Slaven auf der germanischen Seite jener Naturgrenzen, wie wir sie später finden, sattsam das friedliche Verhältniß zu bezeugen, was in jenen frühesten Zeiten zwischen beiden Völkern muß statt gefunden haben. Wir finden in Ostfranken, bis nahe an Nürnberg, solche slavische Niederlassungen. Ob auch, wie

*) Daß Deutsche in jenen Ländern zurückgeblieben und von den nachrückenden Slaven überwunden, oder als Freie sogar unter selbigen gehegt und geduldet worden wären, das ist zwar eine Behauptung, die mehrfach gethan worden ist, neuerdings noch von Fabricius, vom Freiherrn von Harthausen, M. Arndt u. A., die sich aber unsers Erachtens nicht durchführen läßt.

man früher bisweilen angenommen, bei Utrecht in den heutigen Niederlanden Slaven gesessen? Auf diese Frage hat Leo ganz richtig in den Berliner Jahrbüchern also geantwortet: „Allerdings ist der alte deutsche Name Utrechts «„Wilteburg"» mit Recht so gefaßt worden, daß es eine Burg der Wilten oder Wilzen gewesen; aber da man den Namen der Wilzen sonst nur von einem wendischen Stamme gebraucht sah, hat man eine wendische Colonie nach den Niederlanden gebracht. Dies ist jedoch ganz undenkbar. Wenn der Stamm, welcher Utrecht und seine Umgegend bewohnte, auch in deutscher oder vordeutscher Zeit Wilten oder (oberdeutsch) Wilzen hieß, — slavisch kann er keines Falls gewesen sein" *). Es standen beide Völker sich in mehrfacher Beziehung damals noch viel näher als späterhin: Verschiedenheit der Religion, der Cultur, der Sitten z. B. trennte sie noch nicht so schroff.

Jene so zahlreiche, ausgebreitete Masse Slaven von Mähren und Böhmen an bis hinauf zur Ostsee und auf der andern Seite bis hin zum Eismeere und zum Uralgebirge — ein ungeheurer Flächenraum! — zerfiel in eine Menge kleinerer und größerer Völkerschaften unter verschiedenen Namen, die allmählich nach einander aus dem Dunkel hervortreten, je weiter die Deutschen, und mit ihnen die Erd- und Völkerkunde, vorrückten und mit selbigen bekannt wurden. Im Einzelnen waren sie hinsichtlich der Sprache einander fast ganz ähnlich, hinsichtlich der Sitten aber und der äußeren Lebensweise von einander sehr verschieden **). Oben an der Ostsee, im heutigen Holstein, wohnten die Wagrier, im heutigen Mekelnburg die Obotriten und Polaben, weiter hinauf an der Elbe die Linonen (in der Gegend von Lauenburg) und die Smaldinger (an der Elde); dann folgten in der Priegnitz die Bretenzr (Borkenizer = Priegnitzer?), darauf die Wilzen oder Welataber, an der Havel sodann die Stodoraner und

*) Das Ganze beruht auf einer Stelle in Beda's Geschichte von England (V, 11): in castello — —, quod antiquo gentium illarum verbo Viltaburg, i. e. oppidum Viltorum, lingua autem gallica Trajectum vocatur. Hiernach liegt es doch weit näher, bei diesen Wilten an einen früh verschollenen fränkischen Stamm dieses Names zu denken, als an die in Mekelnburg und in dessen Umgegend heimischen Wilzen!

**) Vergl. Einhard. vita Caroli. M. c. 15.

Heveller. An diese grenzten in der Gegend von Leizkau und Zerbst und die Saale hinauf die Sorben nebst den Siuslern, hinter ihnen die Daleminzier, in der Oberlausitz die Milziener, neben welchen dann wieder südlich die Czechen in Böhmen, die Mährer in Mähren saßen. Indem dieser Volksstamm von Osten nach Westen, von der obern Weichsel nach Deutschland vorgedrungen war, hatte er sich besonders weit bis zum Böhmer Wald und bis zum Fichtelgebirge und der Saale hin vorgeschoben. Hier bildeten seine Wohnsitze eine Art von Keil, der auf beiden Seiten von Deutschen begrenzt war. Und mit diesen Slaven sind die ersten, die meisten, die längsten und hartnäckigsten Kämpfe von Seiten der Deutschen bestanden worden: sie hatten immer vor sich die natürlichen Bollwerke, Gebirge und Flüsse, hinter sich einen sichern Rückhalt an ihren Stammgenossen, während z. B. die Karantaner in Kärnthen, als rings von den Deutschen umschlossen, sich diesen nur zu bald fügen und unterwerfen mußten.

Sammeln wir aus den Darstellungen der ältern Historiker und der neuern Reisenden die einzelnen Züge, so dürfte folgende Schilderung, die solchen getreu entnommen ist, genau die Natur und den Charakter des Slaven überhaupt malen. Sie wird Vieles erklären, was die nachfolgende geschichtliche Erörterung uns vor Augen stellt, und so mag sie hier dem Ganzen gleichsam zur Basis dienen. Sie soll ebenso wenig die Tugenden und Vorzüge des Volksstammes verschweigen, als die Fehler und Laster desselben.

Der Slave ist im Ganzen von mittlerer, mäßiger Größe, aber gedrungenen, untersetzten Körperbaues. Seine Gliedmaßen sind nehmlich derb, stark, rund, kräftig und dabei gelenkig. Seine Physiognomie zeigt, wo sein Geschlecht noch unvermischt sich findet, breite wie aus Eichenholz geschnitzte Gesichter mit breiten, stumpfen Nasen, mit breitem, dickem Munde, stieren Augen, knorrigen Backenknochen. Seine Gesichtszüge sind flach, sind grob, sein Haar flächsen. Gegen Hitze und Kälte, gegen Durst und Hunger zeigt er sich im Verhältniß zu andern Nationen weniger empfindlich. Sehr zusammengesetzt ist sein Charakter: ein merkwürdiges Gemisch von Tugenden und Fehlern, von Vorzügen und

Mängeln. Von Natur phlegmatisch, liebt er die Ruhe und den Frieden, begnügt er sich mit Wenigem und thut daher auch meistens nur so viel, als er nothdürftig für sich und die Seinigen braucht, denkt nicht viel an die Zukunft, an Vorrath, an Aufspeicherung, an Ersparnisse, an Verbesserung seines Zustandes, an Verschönerung des Lebens. Er kann im Schmuze, im Elende sich und die Seinigen ruhig verkommen sehen. Aus demselben Grunde ist er indolent, läßt Vieles über sich ergehen, was ein reges, edleres Gemüth schwerlich so duldsam hinnähme. Er erträgt geduldig und unverdrossen Arbeit und Aufregung, geht ruhig in Gefahr und in den Tod, bei welcher stolzen Todesverachtung er etwas Orientalisches, Muhamedanisches hat. Diese Lethargie, dieses unendliche Gefühl des Schicksals und der Nothwendigkeit macht ihn ausdauernd, tapfer im Kriege, in der Schlacht. Er ist gutmüthig, leutselig, gemüthlich, fromm, gastfrei, mitleidig, wohlthätig, züchtig, keusch, fröhlich und heiter, liebt in letzterer Beziehung ganz besonders die Musik, den Gesang, die Poesie, für welche Künste er darum auch ein vorzügliches Talent hat *). Aber er ist auch wieder durch augenblickliche Eindrücke leicht erregbar und schnell zu erhitzen, ist leichtsinnig und unbesonnen, ist cholerisch, aufbrausend, stürmisch, heftig, rechthaberisch, streitzüchtig, zänkisch und kampflustig, selbst gegen seine Stammverwandte, und in solcher Aufregung jeder Anstrengung, jeder Aufopferung, jeder Rachsucht, jeder Grausamkeit, jeder Schandthat fähig. Er

*) Man vergl. Preusker: Blicke in die vaterländ. Vorzeit, II. Th. S. 179 ff. Dort sagt der Verf. über die Wenden in der Lausitz Folgendes: „Auch unter dem Druck der Leibeigenschaft blieb den Wenden ihre mit den meisten slavischen Nationen getheilte harmlose Heiterkeit und Fröhlichkeit, ihr genügsamer, zufriedener Sinn, der sich durch zahlreiche fröhliche Volkslieder ausspricht; denn lustiger Gesang ertönt bei ihnen oft in Haus und Feld, bei Arbeit und in geselligem Kreise, und der Tanz wird nicht minder geliebt. — Es sind meist Lieder der Liebe, zuweilen auch der Klage über Verlust und Untreue des Geliebten, manche in das wehmüthig Elegische übergehend mit schwärmerischer und phantasiereicher Betrachtung der Natur und des irdischen Untergang bringenden Weltlaufs, mit vertrauensvollem Glauben an das Schicksal und Hingebung an das Wunderbare, wie dies jedoch noch häufiger bei den südlichen und östlichen Slaven-Nationen der Fall ist, und zugleich mit Vorzeichen der wehmüthiger stimmenden Moll-Töne, wie überhaupt den Slaven eigen."

kann und wird sich dienstfertig und gefällig gegen Jedermann zeigen, von dem er dafür nichts zu erwarten hat, oder gegen Landsleute, aber frech und unverschämt in seinen Ansprüchen und Forderungen, wenn er glaubt, es Jemandem bieten zu können. Denn bei aller Genügsamkeit, bei zufriedenem Sinne selbst in Dürftigkeit und Mangel, ist er doch lüstern nach fremdem Gute, nicht sowohl seiner Landsleute und Stammgenossen, als vielmehr Ausheimischer, insbesondere wenn solches seine Blicke und seine Neugierde reizt. Dann ist er sogar diebisch, räuberisch, beutesüchtig, achtet weder des Gesetzes noch der drohenden Strafe; dann kann er sein natürliches Phlegma verläugnen und gewandten Geistes, klug, verschmitzt, listig, verschlagen erscheinen. In manchen Ländern, z. B. in Rußland, besitzt er nicht selten eine unversiegliche Schalkheit und dabei eine gewisse Lauschigkeit. Da ist er ein durch und durch späher, schlauer Mensch, und, indem er nichts zu thun oder nur zu spielen und zu scherzen scheint, bemerkt, sieht und erlauscht er Alles, was um ihn vorgeht. Stolz auf seine Nationalität, verschmähet er das Ausheimische und isolirt sich gern von allem Fremden und hält am Seinen fest. Er liebt sein Volk und seine Stammgenossen und haßt diejenigen herzlich, die es besiegen, beherrschen und beknechten; er liebt seine Sprache und mag nichts von der wissen, die seine Dränger reden; er liebt seine Sitten, seine vaterländischen Gebräuche, seine angestammte Religion und verachtet das Andre, nicht selten bis zum Uebermaaße, bis zur Bigotterie, bis zur Intoleranz, bis zum eignen Nachtheile, bis zum Lächerlichen. Selbst die eignen Stammgenossen kann er so mit dem bittersten Hasse verfolgen, mit der größten Verächtlichkeit behandeln, sind sie einer andern Kirche, einem andern Staate, einer andern Völkerschaft angehörig oder zugethan: er kann sie unaufhörlich bekämpfen, bekriegen, vernichten wollen. Und so willig und geduldig er in allen andern Dingen ist, so unduldsam ist er gegen jeden, der an seinen Sitten und Gebräuchen ändern will. Für den wird er ein Fanatiker. Das größte Elend erträgt er gern, wenn er nur dabei das Bewußtsein hat, der Sitte seiner Väter nicht entfremdet zu werden. Man kann hiernach leicht ermessen, welch un-

übersteigliches Hinderniß dieser bornirte Patriotismus jeder politischen und sittlichen Verbesserung des Zustandes in den Weg legt. Nur despotischer Zwang vermag hier etwas, wie wir an Peter dem Großen sehen; nur die Knute kann den starren Trotz brechen. Darum ist der Zwist der Slaven unter sich ein alter, ein eingerosteter, den selbst die Cultur der neuesten Zeit noch nicht hat schichten können: ein Jammer, der den Bessern unter ihnen nicht entgeht *). Wehe dem, von welchem er fürchtet, in seiner Nationalität beschränkt zu werden! Dem ist er ein geschworner Feind; dem tritt er mit aller Macht entgegen, wenn er nicht offen kann, heimlich und versteckt. Er ist patriotisch, er kann Gut und Blut hinopfern, ist tapfer, unternehmend, kühn, wenn es die Freiheit, das Vaterland, den heimathlichen Heerd gilt. Aber selbst bei diesen edeln Bestrebungen kommt ihm seine Liebe zur Bequemlichkeit und zum Unthätigsein in den Weg: er hält nicht aus, hat nicht dauernde Festigkeit des Willens; sein Enthusiasmus ist gleich dem Strohfeuer. Und thut sich ihm dabei gar die Aussicht auf Gewinn, auf Privatvortheil offen: dann wird er treulos, dann läßt er sich leicht bestechen; dann kann er selbst das Theuerste verrathen: den heimathlichen Heerd, das Vaterland, sein Volk **); dann schämt er sich nicht, den Freund zu stürzen und preis zu geben, vielleicht selbst mit innerem höhnischen Lächeln. Und jener Stolz, der sich, wie wir oben gesehen, im Nationalen äußert, artet bei dem Slaven, bei dem Vornehmen, nicht selten in drückenden Aristokratismus aus, so daß er gegen seine eigenen ihm untergebenen Stammgenossen herrisch, tyrannisch, despotisch, grausam wird, während er gegen Mächtigere und Höhere, als er selbst ist, kommt insonderheit Privatnutzen ins Spiel, demüthig-freundlich, kriechend, selbst hinterlistig und falsch

*) Selbst ein Puschkin singt einmal:
O! haltet ein! Den Zwist der Slaven unter sich,
Den alten, häuslichen, erwog schon das Geschick.

**) Der letzte König der Slowaken, Swatopluk, so berichtet eine alte Tradition, soll sein Land an die Ungarn für ein — Roß verkauft haben! Ein weißer Hengst mit Sattel und Zeug war der Preis! Und welche Bestechlichkeit — um aus der letzten Zeit einen Beweis zu liefern — mag die Zertrümmerung Polens herbeigeführt haben!

sein kann. Ebenso wenig aber achtet der Niedere es für eine Schande, seinen Obern, sind sie nur von seinem Volke, von seinem Stamme, sklavisch-demüthig zu gehorchen, Alles, selbst das Verächtlichste zu thun, was sie ihm befehlen, sich von ihnen mit Füßen treten, auf das schimpflichste malträtiren zu lassen. Für freie Staatsformen scheint er wenig organisirt zu sein; er wirft sich vielmehr in den Extremen des Despotismus und der Anarchie umher. Von jeher fehlte ihm zu politischer Einheit die Basis eines tüchtigen Bürgerthumes. Von Natur mit mancherlei körperlichen und geistigen Fertigkeiten und Talenten ausgerüstet, faßt er leicht eine Sache auf, weiß er schnell das Fremde sich anzueignen, ahmt er mit Geschick das Neue, kaum Gesehene nach, ist er anstellig, gewandt im Selbsterfinden. Er ist arbeitsam und ausdauernd in seiner Pflichttreue, wenn er ein Amt hat, das ihn nährt und ihn an eine bestimmte Ordnung kettet. So liefert das slavische Böhmen vorzugsweise dem österreichischen Kaiserstaate gegenwärtig schon seine meisten Geschäfts- und Regierungsmänner, und es würde auch nicht im Preußischen daran fehlen, wofern nicht hier der Nationalhaß die Slaven noch so sehr abhielte von der Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung. Aber auch hier tritt ihm nur zu oft seine Liebe zur Trägheit in den Weg und hemmt jeden Aufschwung, jeden Fortschritt, im Materiellen wie im Höhern, Geistigen. Er braucht sein Talent nicht, entwickelt es nicht aus sich selbst heraus, sondern bedarf dabei überall erst einer äußern Anregung durch Beispiel, Noth u. s. w. Ein wahrhaft göttlicher Leichtsinn begleitet ihn bei all seinem Thun, und eine gewisse Schalkheit weiß an Allem die lächerliche Seite aufzufinden. Der Russe z. B. ist ein trefflicher Mime, ein geborener Lustspieler, voll Schalkheit und Gewandtheit, eine Eigenschaft, die aus allen seinen Gebehrden und Gesichtszügen leuchtet: Heiterkeit, Scherz, leichtes Abschütteln des Schweren und Unangenehmen charakterisirt ihn durchaus. Dazu gesellt sich noch bei Vielen die Liebe zur Trunkenheit, die Sucht nach geistigen Getränken der niedrigsten Art und lähmt die geistigen wie die körperlichen Kräfte, hindert den Fleiß, das Vorwärtskommen, den Wohlstand, die Cultur,



zerrüttet das Gebäude des häuslichen und geselligen Lebens. Der gemeine Slave ist einerseits sehr genügsam: er hat wenig Bedürfnisse; aber unter diesen wenigen Bedürfnissen ist der Branntwein das hauptsächlichste, für das auch der ärmste, auch der frugalste Alles hingibt.

Mit dieser Natur und mit diesem Charakter erscheint der Slave auch zumeist in der Geschichte, namentlich in der Geschichte des Kampfes mit den Deutschen. Auch hier beweist er Kraft, Muth, persönliche Tapferkeit, Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zum Nationalen, und hat aus diesem Grunde dem Deutschen seine Besiegung schwer und mühevoll und langwierig gemacht. Auf der andern Seite hat er aber nicht minder jenen Hang zu innern Zwistigkeiten, jenen Leichtsinn, jenen Mangel an Ausdauer, jene Misachtung des Völkerrechts, jene Liebe zu Räubereien, zu ungezügelter Freiheit und Ungebundenheit, jenen Ungehorsam, jene Treubrüchigkeit, jene Verrätherei an den eigenen Landsleuten und Unterthanen, jenes heimtückische, leichtsinnige Wesen, jene unstäte und immerdar schwankende, durch die Leidenschaft des Augenblickes bedingte Politik und jene starre Anhänglichkeit an das Seinige kund genug gethan, und es wird sich als nur zu gewiß ergeben, daß er diesen Fehlern allein seine unangenehmen Verhältnisse zuzuschreiben hat, in die er allmählich, den Deutschen gegenüber, gerathen.

Hinsichtlich seines Culturzustandes und seines politischen Lebens in der ältesten Zeit bemerken wir, daß Ackerbau, Fischfang, Jagd, Bienenzucht seine einzigen Beschäftigungen gewesen sein mögen, nur kaum hinreichend zur nothdürftigen Erhaltung des Lebens. Städte hatte er nicht, nicht einmal Burgen, d. h. mit Erdwällen befestigte Plätze; er lernte solche erst in den Kriegen mit den Deutschen kennen und bauen. Seine Waffen waren roh; seine Kriegsverfassung gewiß nur in so weit geregelt, daß es ein Aufgebot war zu freiwilliger Heerfahrt mit Aussicht auf Beute. Ohne eigenthümliche Gesetze und Gewohnheiten waren die Slaven indessen schon frühzeitig nicht*). Im Ganzen herrschte unter ihnen meist

*) Vergl. Annal. Fuld. bei Perz I. p. 366. Eine in dieser Beziehung sehr interessante Stelle.

Demokratie und eine große Freiheit und Ungebundenheit, die wohl nur bisweilen eine solche rohe Beschränkung erfuhr, als Ditmar von Merseburg uns an einer Stelle seiner merkwürdigen Chronik erzählt *). Der Aeltere, der Kluge, der Verschmitzte, der Thatkräftige, der Verdiente, der Beredte konnte sich und mochte sich emporschwingen und über die Andern eine Art von Herrschaft üben, die aber mit seinem Tode wieder in ein Nichts zerfiel. Dessenungeachtet hat es unter ihnen nicht an Ständen und an Standesverschiedenheit gefehlt. Adel und Bauern haben sich gewiß frühzeitig von einander getrennt. Leibeigenschaft und Sklaverei ist ihnen gleichfalls nicht fremd gewesen **). Auch findet man frühzeitig Häuptlinge und Fürsten. Und selbst Erblichkeit der Macht und des Besitzes scheint sich bald festgestellt zu haben, doch nicht mit der Beschränkung auf die Erstgeburt; daher die für Erhaltung einer erworbenen Macht so nachtheilige Sitte, das Erbe unter alle Söhne zu theilen und so das Besitzthum zu zersplittern; daher das schnelle Zerfallen so mancher Herrschaft, die dem Nachbarvolke drohend und gefährlich erstanden war; daher so häufige Zwiste in den fürstlichen Häusern, Usurpationen, Vertreibungen einzelner Familienglieder, Entthronungen, Mordthaten, Aufstände u. s. w. über die Erbfolge oder über den Thron, welche den benachbarten Fürsten Gelegenheit gaben zu Einmischungen, zu schiedsrichterlichen Aussprüchen, zur Erlangung einer Art von Obergewalt. Zuweilen Verbindungen unter den einzelnen Völkerstämmen und Genossenschaften ***), aber meist nur von kurzer Dauer. Die Religion war Götzendienst niederer Art: ihr lag die Unterscheidung nützlicher oder schädlicher Naturkräfte zum Grunde; sie verschmähte selbst Menschenopfer nicht.

*) VI. p. 151.

**) Dies läugnet zwar der berühmte Verf. der böhmischen Geschichte, Palacky, aber gewiß ohne Grund. In Mekelnburg, einem echt slavischen Lande, finden wir noch in der neuern Zeit Spuren von Leibeigenschaft. Und in den von den Deutschen eroberten Ländern hat sicher dieses Verhältniß häufig schon vor der Eroberung bestanden und ist mit derselben auf die Sieger übergegangen.

***) Vergl. z. B. die Chronisten beim Jahre 809. Thraseo, dux Obodritorum, — — omnes, qui ab eo defecerant, ad suam societatem reverti coëgit.

Hinsichtlich der feinern menschlich-sittlichen Gefühle waren manche Slaven, z. B. die Welataber oder Wilzen, so roh, „daß sie sich nicht schämten zu bekennen, daß sie ihre Aeltern mit mehrerem Rechte essen sollten, denn die Würmer." *) Einhard (vita Caroli M. c. 15) nennt die slavischen Nationen wild (feras). Im Leben des heiligen Sturm wird Folgendes erzählt: „Dieser begegnete auf einer Reise im Jahre 744 einer Schaar Slaven an den Ufern der Fulda beim Baden, und vor ihren nackten Körpern fing sich das Roß, worauf er ritt, an zu scheuen, und er selbst schauderte zurück vor ihrem ekelhaften Geruch." Daß solches der Wahrheit gemäß ist, ist nicht zu läugnen. Denn wem fällt nicht hierbei die schamlose Art ein, mit welcher im Befreiungskriege (was man in der Art von keiner andern gebildeten Nation erlebt hatte) unsere Flüsse und Teiche, auch die allen Blicken ausgesetzten, von nackten badenden Russen bedeckt waren? Und von den Wenden erzählt Bonifacius in einem seiner Briefe (No. LXXII), daß die Frauen bei denselben, nach Art der Hindostanerinnen, wenn ihr Mann gestorben, sich selbst Gewalt angethan hätten, und daß diejenige unter ihnen besonders gepriesen worden, welche selbst Hand an sich gelegt, so daß sie mit ihrem Manne auf einem und demselben Scheiterhaufen verbrannt werden konnte. Allerdings zeugt das, wie Bonifacius und neuerdings Schaffarik bemerkt haben, von großer Treue der slavischen Frauen, andrerseits aber doch auch von einer unmoralischen Willkür, sich aus dem Leben hier fortzuschaffen, die eben nicht preiswürdig ist oder nur anerkennungswerth wäre. Unter den im 11. und 12. Jahrhunderte an's Licht der Geschichte tretenden Pommern war es Sitte die neugebornen Kinder weiblichen Geschlechtes zu tödten; eben so war die Vielweiberei gewöhnlich. Als Cultusbilder von ihren Götzen kommen vor bei den Slaven wirkliche Bildnisse, die sie z. B. im Kriege vortrugen, dann Rosse (z. B. in Redra, wo das heilige Roß zum Wahrsagen diente) oder gar eine Lanze **) oder ein goldenes Kriegsschild

*) S. Notker Labeo's (Abtes zu St. Gallen zu Anfange des 11. Jahrhunderts) deutsche Paraphrase des Marcian. Capella in Wackernagel's altd. Leseb. I. S. 96.

**) S. L. Giesebrecht's wendische Gesch. II. B. S. 273 u. 279 u. A.

wie zu Wolgast im Tempel des Gerovit, oder einen (Nuß-) Baum, wie bei Stettin. Ihr Cultus war zwar ein öffentlicher, allgemeiner für die Mitglieder jeder zusammenhaltenden Völkerschaft: sie hatten gemeinsame Tempel, Feste, Priester, aber nur in sehr geringer Anzahl, jede Nation vielleicht nur einzelne; daher waren die Abgaben zur Unterhaltung des Cultus durchaus gering und ganz unfühlbar, so recht im Gegensatze zum christlich-römisch-katholischen. Unter einander bestahlen sie sich (z. B. die Pommern) nicht: es galt bei ihnen und unter ihnen das Recht des Besitzes als heilig; aber Raub in Feindesland galt ihnen nicht als Raub oder als eine Unsittlichkeit. Gegen Feinde und Gefangene waren sie grausam: sie schlachteten sie oder marterten sie oder verkauften sie in die Sklaverei; besonders thaten sie das nachmals mit den deutschen Christen.

Das erste bestimmte Vorkommen der Slaven in den Annalen der Geschichte geschieht bei dem byzantinischen Historiker Procopius und zwar beim Jahre 494 oder 495 unsrer Zeitrechnung. Damals nämlich sind sie in Conflict gerathen mit dem griechisch-römischen Kaiserthume, neben welchem sie zu der Zeit ihre Wohnsitze hatten. Sie heißen dort Sklabener und werden als ein großes, kräftiges Geschlecht geschildert, das zwar in Dürftigkeit und in Schmuz und in zerstreut liegenden Hütten, aber dabei auch in Freiheit und Ungebundenheit lebte, zwar schlecht bewaffnet, aber dabei doch kampf-, kriegs- und beutelustig wäre, das durch unaufhörliche Raubzüge das oströmische Reich belästigte und mit Grausamkeit und roher Zerstörungswuth die Ländereien desselben verheerte. Mit den Deutschen scheinen wenigstens die, welche weiter nördlich, etwa im heutigen Böhmen, wohnten, damals in gutem Vernehmen gestanden zu haben. Denn als in dem oben angegebenen Jahre die Heruler, von den Longobarden auf dem Marchfelde in Oestreich geschlagen, wieder zu den Warnern an der Ostsee zurückkehren wollten, erlaubten ihnen die dazwischen hausenden Slaven gern, durch ihr Land zu ziehen.

Das Jahr darauf (496) geschah, wie wir schon oben erwähnten, die merkwürdige Schlacht bei Zülpich, die, obwohl fern geschlagen von den germanisch-slavischen Grenzen, den-

noch von höchster Bedeutsamkeit ward für die gemeinsamen Verhältnisse beider Völker: sie machte die Franken, jenes aufstrebende, mächtige Volk, ohne welches Deutschland vielleicht nie ein Ganzes gebildet, nie eine Einigung erreicht hätte, zu unmittelbaren Nachbarn der Slaven beim südlichen Böhmen und bei Mähren. Und König Chlodwig war Christ geworden, Mitglied einer Religion und einer Kirche, die ihre Verbreitung ihren Bekennern zur Pflicht macht und dieselbe sofort nach der Bekehrung zu Gegnern des Heidenthumes umwandelt. Ueberdem versprach sich Chlodwig nicht weniger zur Begründung und Ausbreitung seiner Macht von dem Beistande der Kirche, als diese von nun an auf seine Unterstützung rechnete bei Ausführung ihrer Zwecke. Es erfolgte eine Vereinigung beider Mächte, die wir schon oben als höchst gefährlich für die Selbständigkeit der benachbarten heidnischen Slaven bezeichnet haben. War ja doch schon im heidnischen römischen Staate die Religion, der Cultus Sache des Staates, des öffentlichen Lebens gewesen, und das war nun auch das Christenthum, seitdem es in Rom Staatsreligion geworden. Alemannien ward nebst dem dazu gehörigen Baiern in ein Herzogthum des fränkischen Reiches verwandelt, zu Austrasien geschlagen und unter die Diöcese von Vindionissa (Windisch) gestellt. Es erhielt also eine politisch- und kirchlich-geordnete Verfassung, gegenüber dem vagen, unbestimmten Wesen der Slaven. Mit dem Kirchenthume kam das Mönchsthum, kam ein höherer Grad von geistiger Cultur. Und auch das setzte die Slaven in ein andres, dunkleres Licht in Vergleich zu den Deutschen, den Franken. Von nun an war es nicht blos mehr Sprache und Sitte, was die beiden Völker trennte. Und den Slaven mußte bei ihrem Mangel an Einheit unter einander, bei der Zerrissenheit ihres Volkes, der Nachbar um so bedenklicher, um so drohender erscheinen. Nachmals vereinigte Chlodwig mit seinem Reiche in Folge mancherlei Intriguen und Schandthaten auch die übrigen Gebiete der Franken am untern Rheine, so daß sich nun gar kein andres germanisches Volk mit seiner Macht und seiner Gewalt mehr messen konnte. Und seine Franken waren kühn und trunken von allen seinen Siegen und Eroberungen und

leicht nach Mehrerem lüstern! Mit den Slaven indessen gab es doch noch der Berührungspunkte zu wenige, und Chlodwig starb 511, und die Theilungen des Reiches nach seinem Tode schwächten wieder in etwas das Reich, so daß kein feindliches Zusammentreffen in dieser Zeit erfolgt ist. Höchstens erweiterten die Franken ihr Gebiet und ihre Grenzen gegen die Slaven hin im Nordgau, im deutschen Franken, nach Thüringen zu, und unterwarfen sich bei dieser Gelegenheit auch wohl diejenigen Wenden, welche auf der germanischen Seite jener Naturgrenzen hausten.

Da fällt aber als Beute 530 den vereinten Franken und Sachsen durch die Schlacht an der Unstrut das Reich der Thüringer, und die Sieger theilen es unter sich: der größere Theil derselben, der südliche, bis zur Unstrut hin, wird den erstern zu Theil, wird zu Austrasien geschlagen. Damit ist eine neue wichtige Vormauer — die Thüringer, auch Wariner und Warner genannt, scheinen mit den Slaven in gutem Vernehmen gestanden zu haben — gegen das erobernde, immer weiter um sich greifende Volk der Franken niedergestürzt, und es sind die Slaven in Böhmen (die Czechen) und an der obern Saale hinab (die Sorben) nun gleichfalls unmittelbare Nachbarn desselben. Bei weitem minder gefährlich waren die Sachsen, denen Nordthüringen zu Theil ward, wegen ihrer geringern Macht und weil die Slaven an Cultur ihnen in mehrfacher Hinsicht damals noch ziemlich gleich sein mochten. Selbige scheinen sich auch aus ihrem Antheile an Thüringen nicht besonders viel gemacht zu haben: sie überließen ein beträchtliches Stück davon, besonders das östliche, einzelnen Colonisten — manche Historiker der neuern Zeit wollen in diesen sogar Slaven, Sorbenwenden entdeckt haben — zur Bebauung nnd Benutzung für einen angemessenen Tribut. Und als einige Jahrzehnte später (577), auf Einladung des Longobardenkönigs Alboin, eine Partie Sachsen an der Eroberung Oberitaliens Antheil nehmen wollte und zu dem Ende ihr Vaterland verließ, sandten zur Wiederbevölkerung der verlassenen Gegenden merkwürdiger Weise die damaligen fränkischen Könige Clothar und Siegebert, nebst Leuten aus andern deutschen Völkerschaften, insbesondere

Schwaben dahin, und zwar in den stumpfen Winkel, welchen die untere Saale mit der Elbe bildet, in den nach ihnen sogenannten Nordschwabengau. Und obwohl jene Sachsen zum Theil wiederkehrten und die Herausgabe ihrer frühern Wohnsitze verlangten und mit Gewalt erzwingen wollten, so blieben jene doch nach zwei blutigen Schlachten im ruhigen Besitze. Und so geschah es, daß die Franken längs des ganzen Stromlaufes der Saale das Sorbenland zu begrenzen anfingen; denn es finden sich wirklich Spuren, daß sie über jene süddeutschen Ansiedler im Nordschwabengau eine Oberhoheit ausgeübt, wenn auch mit Unterbrechungen, wegen der nach folgenden langwierigen und schweren Kriege mit den Sachsen. Auch müssen sogar die Sorben bald nachher in eine Art Unterthänigkeitsverhältniß zu den Franken getreten sein; denn wir werden sehen, daß solches nachmals wieder aufgelöst worden. Diese Sorbenwenden waren aber lästige Nachbarn wegen ihrer ewigen Einfälle in das benachbarte Gebiet, mit Hintansetzung alles doch so naturgemäßen Eigenthums- und Völkerrechtes. Es ist daher auch glaublich, daß schon sehr früh, wenigstens anfangs von Südthüringen aus, eine Mark gegen dieselben errichtet worden ist, wenn sie gleich erst späterhin, um 788 und 874 (s. nachher), sichtbar auftaucht, und damals erst ihre größere Festigkeit erhalten haben dürfte. Die Nothwendigkeit gebot es.

Während dessen war in Pannonien ein mit den Hunnen verwandtes, bis dahin fast ganz unbeachtet gebliebenes, wildes, raubsüchtiges, kriegslustiges Volk, die Avaren, aufgetreten und durchzog verheerend und plündernd die Länder der Slaven bis ins ehemalige Thüringen. Hier wurden sie zwar vom fränkischen Könige Siegebert geschlagen (567), kamen aber 571 wieder und beknechteten die Slaven auf eine furchtbar rohe Weise, so daß sich das Nationalgefühl derselben höchlich verletzt fühlen und auf Rache und Empörung sinnen mußte. Wir werden sehen, wie es später sich Luft gemacht. Allein sie, die Avaren, waren es auch, die sich nach Oestreich hineinwarfen und die Verbindung der südlichen und nördlichen Slaven gänzlich durchschnitten. Und es mußten jene, die Slaven in Kärnthen, Krain und Steier-

mark, den Chan der Avaren als Oberherrn anerkennen. Aber unter dem Schutze desselben wagten sie es, Einfälle in das baierische Gebiet zu thun. Da unternahm es 595 der baierische Herzog Thassilo I., sich von dieser lästigen Nachbarschaft zu befreien. Er rückte gegen sie vor, siegte und kehrte beutebeladen zurück. Als jedoch im Jahre darauf eine baierische Schaar einen zweiten Zug versuchte, wurde sie von dem Chan der Avaren überfallen und niedergemacht. Auch Thassilo's Nachfolger, Garibald II., wurde von ihm geschlagen; es drangen die Slaven nun sogar bis über Baierns Grenzen vor, plünderten und verwüsteten den ihnen zunächst liegenden Landestheil. Da sammelte Garibald aufs neue sein Heer und jagte sie aus dem Lande. Doch blieben sie von nun an eine lange Zeit frei vom Joche der Deutschen.

Mittlerweile lastete auf den Slaven in Böhmen und Mähren fortwährend der harte Druck der Avaren und drohte, ihnen auf immer ihre Selbständigkeit, wenigstens in diesen Gegenden, zu entziehen. Da erscheint ungefähr 623 bei den Czechen in Handelsgeschäften ein Kaufmann aus Brabant, Namens Samo (wenn solches nicht ein slavischer Name ist, den er sich erst als eingebürgert in Böhmen beigelegt). Der höhern fränkischen Bildung theilhaftig wie er war, gab er den Slaven in Bezug auf ihre Befreiung von dem avarischen Joche manche gute Rathschläge; bald nachher entsagte er sogar dem Christenthume, ward Heide und von den Böhmen zum Heerführer erwählt. Und nach manchen glücklichen Erfolgen und Siegen ward von ihm die avarische Zwingherrnschaft gebrochen, Mähren und Böhmen wieder frei, und er zur Dankbarkeit dafür zum Könige erhoben (etwa 627). Und er hat sich während seiner 35jährigen Regierung dieser Ehre würdig gezeigt: er dehnte sein Reich südlich bis zu den steierischen Alpen, östlich bis an die Karpathen, nördlich vielleicht bis zur Spree und Havel aus.

Bei solch bedeutendem Umfange seines Reiches und bei der damit verbundenen Macht konnte er es nun selbst mit der jetzt auch über ganz Frankreich ausgedehnten Frankenherrschaft aufnehmen. Und er nahm es auf, als sich die Gelegenheit darbot. Franken waren in sein Land gekommen,

wahrscheinlich um des Handels willen, und von seinen Unterthanen irgendwie gemishandelt worden. Der damalige König Dagobert läßt Genugthuung fordern. Samo weigert sich sogar, den Gesandten anzuerkennen, bis dieser, in slavischer Kleidung, Mittel findet, sich dem Könige zu nahen und seines Auftrages sich zu entledigen. Nun hielten sich aber auch die Slaven durch die Franken irgendwie beleidigt. Samo zeigte sich also bereit, über die Sache zu verhandeln, wofern nur auch die Beschwerden seiner Unterthanen berücksichtigt würden. Da brach indessen der unkluge Gesandte in ungeziemende, ihm nicht von seinem Könige dictirte Worte und in Drohungen aus und erklärte geradezu, daß Samo und sein Volk dem Dagobert Unterwürfigkeit und Gehorsam schuldig wären. So schwer beleidigt sich dadurch auch Samo fühlte, dennoch begnügte er sich blos damit, den Unbesonnenen aus dem Lande zu schaffen. Es geschah das im Jahre 630. Da befahl Dagobert, ein großes Heer zu rüsten. Aber auch Samo blieb nicht unthätig: er rief alle Stammgenossen vom Erzgebirge bis hin zu den carnischen Alpen zu den Waffen. Die Franken rückten in drei Zügen heran: das Heer führte Dagobert selbst an, was in Böhmen einfiel. Es geschah eine dreitägige blutige Schlacht; sie endete zuletzt zum Nachtheil der Franken. Eine Folge davon war, daß Samo die Offensive ergriff und in Thüringen verheerend einbrach; eine zweite, daß Derwan, der Fürst der Sorben, welcher bis dahin den Franken zugethan oder unterthänig gewesen war, abfiel und sich an Samo anschloß. Dadurch erhielt dessen Reich noch größere Ausdehnung und Macht. Dagobert aber will den Schimpf tilgen und sammelt das Jahr darauf (631) ein neues, noch stärkeres Heer und rückt damit gegen Samo. Was indessen der Erfolg gewesen, verschweigen die Quellen. Aber die Raubzüge der Slaven in das Gebiet der Franken wurden seitdem häufiger und gefahrdrohender, und so findet sich Dagobert veranlaßt, den Austrasiern auf dem Reichstage zu Metz 632 auf ihr Verlangen einen besondern König in seinem dreijährigen Sohne Sigibert zuzugestehen und dadurch gewissermaaßen eine Trennung des Reiches herbeizuführen, auch einen

besondern Herzog in Thüringen in der Person Rudolph's einzusetzen, um solchen Einfällen der Slaven zu wehren: die erste jener Schutzmaaßregeln oder Wehrordnungen, welche die Deutschen im Norden und Osten getroffen, welche später zu einem förmlichen Systeme ausgebildet wurden und ganz unbezweifelt dazu beigetragen haben, den deutschen Waffen zuletzt den Sieg zu verleihen in dem großen Kampfe.

Samo gedachte nachmals, auch die Slaven an der Oder und an der Weichsel seinem Reiche einzuverleiben. Wie der Ausgang der diesfallsigen Expedition gewesen, wird uns indessen nicht gemeldet. Doch ist wahrscheinlich, daß, um Samo's Herrschaft zu meiden, damals (639) einige erbische und chrowatische Stämme ihre bisherigen Wohnsitze an der obern Oder nnd Weichsel verlassen und sich nach Pannonien gewandt haben. So scheint es denn, als wenn Samo's Reich dadurch nicht eben viel gewonnen hätte.

Zur Zeit dieses Herrschers ward auch der erste Versuch gemacht, das Christenthum in den slavischen Ländern zu verbreiten. Der Bischof Amandus von Utrecht unternahm das Wagniß, scheint aber nicht viel ausgerichtet zu haben.

Vom Jahre 641 an schweigen die Annalen von Samo; doch ist so viel gewiß, daß derselbe noch bis 662 regiert hat. Hätte er ebenso viel Klugheit und Einsicht gehabt, für das Fortbestehen seines Reiches auch nach seinem Tode zu sorgen, wie er sie hatte für die Gründung und Aufrechthaltung desselben bei seinen Lebzeiten: wie ganz anders hätten sich leicht die Verhältnisse der folgenden Jahre gestalten können! Wie gefährlich hätte das Reich der Czechen den Deutschen werden können, bei der Schwäche und Ohnmacht der fränkischen Herrschaft unter den letzten Merowingern! So aber verfiel dasselbe sofort mit dem Absterben Samo's wieder und damit auch das größte Bollwerk der Slaven gegen die Deutschen.

Die nun auf beiden Seiten eintretende langjährige Ruhe — sie währte beinahe ein Jahrhundert hindurch — ist bemerkenswerth durch das stille, aber um so einflußreichere Wirken der irischen und englischen Glaubensboten zur Verbreitung der christlichen Religion in Deutschland. Auf jenen beiden Inseln nämlich, welche durch ihre isolirte Lage ganz besonders sich

eigneten, Pflanzschulen für christliche Missionaire zu hegen, hatten sich frühzeitig Klöster gebildet, und die insonderheit dem Benedictinerorden zugethanen Mönche waren, ihrer ausgezeichneten Ordensregel zufolge, nicht mit bloßem Singen, Beten und Fasten beschäftigt, sondern auch mit Schreiben, mit dem Lesen selbst griechisch-classischer Schriften, mit gelehrten Studien und mit dem Unterrichte und dem Heraufbilden jüngerer Mönche, namentlich zu Verbreitung des christlichen Glaubens. Der Ruf ihrer Heiligkeit, ihrer Gelehrsamkeit, ihrer trefflichen Methode zog eine Menge junger Leute herbei, die alle Verlangen trugen, den veredelnden Unterricht zu genießen. Hier ward denn diesen jugendlichen, empfänglichen Gemüthern jene Liebe zum Christenthume, jene Begeisterung zur Verbreitung desselben eingeflößt, welche oft schon zu großen Resultaten geführt hat und auch damals Großes hervorbringen sollte in unserm deutschen Vaterlande. Insbesondere ward das Kloster auf der Insel Hy (Jona), nordwestlich von Schottland — nachmals zu den Hebriden geschlagen — seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts ein wahrer Sitz von Gelehrsamkeit und von Bibelstudium, ein wahres Seminar von christlichen Aposteln. Hier nun gedieh auch der Entschluß zur Reife, zu den so nahe wohnenden, mit den Sachsen in England so nahe verwandten Deutschen auf dem Festlande zu pilgern und dort die noch so spärlich verbreitete Lehre mit Eifer und Nachdruck zu verkünden. Und das demüthige und dabei doch so würdevolle Auftreten dieser Mönche, ihre Unerschrockenheit, ihre Bereitwilligkeit in Ertragung aller Entbehrungen, Mühen und Gefahren, die Heiligkeit ihres Lebens, ihre Frömmigkeit, ihre unermüdliche Thätigkeit und Geduld, ihre Milde und Barmherzigkeit wußte selbst die rohesten Gemüther zu bezähmen und für sie zu gewinnen. Und so geschah es denn, daß die christliche Religion und Kirche nun tiefere Wurzeln hier in unsern deutschen Landen schlug und anfing fröhlicher zu gedeihen. Ein Columban und Gallus predigte unter den Alemannen, ein Fridolin am Oberrhein, ein Amandus Eligius, Livinus, Wigbert, Willibrord unter den Friesen, ein Kilian und Corbinian im Fränkischen und ein Emmeran und Rudbert (Ruprecht) unter den Baiern, anderer minder aus-

gezeichneter zu geschweigen. Ueberall wurden Klöster gegründet, Kirchen gebaut, das Volk zur Theilnahme an der christlichen Andacht, zu kirchlicher Zucht, zur Gottseligkeit angeleitet, auch sonst wohl noch mancher Keim zu größerer, edlerer Gesittung gelegt. Dadurch mußte natürlich der Geist der Deutschen ein anderer werden: milder, geregelter, zarter, für jede Bildung empfänglicher, ernsterer, gesetzlicher; aber es mußte sich auch in Folge dessen von nun an ein schrofferer Gegensatz zwischen ihnen und den nachbarlichen Slaven, die da im Heidenthume getreu verharrten, herausstellen.

Indessen blieben doch jene Bestrebungen, die christliche Lehre zu verbreiten, geraume Zeit hindurch zu vereinzelt: sie gingen nicht aus einem Mittelpunkte, aus einem vereinten Willen und Befehle hervor. Aus diesem Grunde waren die Gemeinden, welche von den einzelnen Glaubensboten gestiftet wurden, unter sich getrennt: es umschloß sie noch kein gemeinsames Band. Was zu mancherlei Uebelständen Anlaß gab. Es fehlte namentlich der Kirche die rechte Kraft, das rechte Ansehen, welches Beides nur aus der Ordnung im Innern einer Gesellschaft und aus ihrer Einigkeit hervorzugehen pflegt. Um solches herbeizuführen, um dem Christenthume und der römisch-katholischen Kirche für die Folge in Deutschland das Gedeihen zu sichern, mußten nun, wie Neander in seiner Kirchengeschichte richtig bemerkt, entweder viele Missionaire in viele kleinere Wirkungskreise vertheilt werden, damit sie, allein durch die vereinigende Macht des in die Gemüther der Neubekehrten gepflanzten göttlichen Wortes, es vorbereiteten, und bewirkten, daß allmählich von innen heraus die christliche Kirche unter den germanischen Völkern eine bestimmte Gestalt, eine festere Norm gewänne, oder es mußte ein Mann auftreten, welcher, ausgerüstet mit Thatkraft und Klugheit, das Ganze nach einem Plane leitete, welcher in kürzerer Zeit eine allgemeine deutsche Kirche in bestimmter äußerlicher Gestalt stiftete und dieser durch feste äußerliche Anstalten und durch ihre Anschließung an den großen Körper der römischen Kirche ihre Fortpflanzung sicherte. Das Letztere ist geschehen, und es war das Werk des großen Bonifacius (Winfried) während der Jahre 712—755. Er zog

überall umher, taufte Tausende von denen, welche bis dahin noch dem Heidenthume anhingen, legte mehr Kirchen und Klöster an, stiftete mehrere Bisthümer (Würzburg, Eichstädt, Erfurt [?], Buraburg bei Fritzlar), ordnete das Synodalwesen und machte es abhängiger von Rom, vom Papste.

Unberechenbar sind die Folgen, die hieraus für Deutschland hervorgegangen, und deshalb auch für das Verhältniß desselben zu den Slaven. Die Deutschen nehmlich, schon an und für sich, bestimmten rechtlichen Verhältnissen hold und geneigt, wurden es nun in Bezug auf Religion und Kirche in erhöhtem Maaße. Und die strenge Norm, die durchgreifende Uebereinstimmung in der Lehre wie in den Gebräuchen und Einrichtungen, das Ueber- und Unterordnen der Geistlichen, das starr geregelte Gebäude der ganzen römisch-katholischen Hierarchie mußte nothwendig auch auf die staatlichen Verhältnisse übergehen, hier nach und nach dieselbe feste Gliederung und Ordnung hervorbringen oder mehren helfen und somit dem fränkischen Reiche eine Kraft, eine Macht, eine Haltung, gegenüber den Slaven, geben, die es vorher nie gekannt.

Denn zu den Wenden kamen jene Apostel nicht, theils weil sie deren Sprache nicht verstanden, theils weil selbige wirklich noch zu roh und ungeschlacht erscheinen mochten. Bonifacius wenigstens nennt das Volk in einem Briefe an einen britischen König „ein überaus gräuliches und verabscheuungswerthes Geschlecht von Menschen"*), und in einem historischen Werke aus derselben Zeit heißt es „ein rauhes Volk"**), zum klaren Zeugniß, daß man sich wirklich scheuen mußte, zu ihnen zu kommen und ihnen die neue Lehre zu verkünden. Indessen siedelte doch Bonifacius, nach Anlegung der oben genannten vier Bisthümer sowie des Klosters Fulda (744), mit Erlaubniß des fränkischen Majordomus in den wüste liegenden Gegenden derselben

*) Foedissimum et deterrimum genus hominum. Schaffarik fügt dieser Notiz in seinem Werke über Slavische Alterthümer (II. B. S. 516) die bittern Worte hinzu: „nach deutscher Sitte." Aber Bonifacius war ja, seiner Geburt nach, kein Deutscher. Um so unpartheiischer und wahrer wird sein Ausspruch sein.

**) Gens aspera.

slavische Ackerbauer an, als sogenannte Bargilden, Kirchenzinsleute, damit die daselbst angestellten Geistlichen Einkünfte und Frohnleute haben möchten. In einem seiner Briefe an den Papst Zacharias fragt er daher an, ob von den noch unbekehrten Slaven, welche christliches Land bebauten, der Kirchenzins einzutreiben sei? und Zacharias bejaht das. Eine in dieser Beziehung außerordentlich merkwürdige Notiz. Noch fand also kein National- und Religionshaß zwischen den Deutschen und Slaven statt, und die letztern müssen als fleißige Feldarbeiter gegolten haben.

Während der anhaltenden Schwäche des fränkischen Reiches unter den letzten Merowingern bleibt es ein Wunder, wie sich nicht alle deutsche Völkerschaften diesseit des Rheines wieder frei gemacht und das Band gelöst haben, was sie bis dahin an dasselbe gekettet hatte. Indeß einige, wie z. B. die Baiern und Thüringer, scheinen wirklich eine Zeit lang unabhängig gewesen zu sein. Als jedoch Karl Martell das Volk der Franken wieder lehrte kräftiger auftreten, ihm wieder Einheit, Halt und Stärke verlieh: da finden wir auch ihm alle jene Nationen wieder gehorsamen. Ja! 748 ergreift Pipin, der Majordomus, sogar die Offensive gegen die mächtigen, noch ungebändigten Sachsen, an welchem Kampfe sogar Slaven als Hilfsvölker der Franken Antheil nehmen wollen. Pipin hatte nehmlich nach der Entsagung seines Bruders Karlmann seinem Halbbruder Gripho, der ihm jetzt nicht mehr gefährlich schien, Freiheit, eine ehrende Aufnahme, Grafschaften und andere Einkünfte bewilligt. Allein dieser traute dem Frieden nicht und floh zu den Sachsen, sammelte dort eine Schaar, entwich mit ihr in den Nordschwabengau und rüstete ein noch größeres Heer. Aber Pipin zog ihm nach durch Thüringen, und da sollen ihm etliche Fürsten des Slavenvolkes — wahrscheinlich aus dem Lande der Böhmen (diese wenigstens sagten später, d. h. zur Zeit Heinrich's III.*), daß der damalige Tribut, den die Böhmen dem Oberhaupte des deutschen Volkes an Stieren und an Geld zu leisten hatten, aus Pipin's Zeiten

*) Vergl. Stenzel's Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. I. B. S. 79, und Jaffé's Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar. S. 47. Not. 15.

herrührte, müssen also in der gegenwärtigen Periode schon in einer Art von Unterthänigkeit und Vasallenschaft gestanden haben) oder der Sorben — entgegen gekommen sein und sich erboten haben, ihm ungefähr 100,000 Streiter zur Hilfe zu stellen. Es wird nicht ausdrücklich berichtet, ob der Franke von dem Anerbieten Gebrauch gemacht; indessen ist es wahrscheinlich (vgl. Schaffarik II. B. S. 515. Not. 4), und wir erkennen daraus nicht nur das damalige freundschaftliche, wo nicht gar abhängige Verhältniß der Slaven zu ihm, sondern auch den Volksreichthum und die Streitbarkeit der Slaven in damaliger Zeit. Daß schon damals manche Slaven, z. B. im Fuldaischen, den Franken unterworfen waren und ihren Herren einen jährlichen Tribut zahlten, ist gewiß.

Noch ist das ein in der damaligen Geschichte der Deutschen nicht unwichtiges Moment, daß Pipin der Kurze sein Königreich 752 dem Papste verdankte, so wie dieser seine Erhaltung dem Franken. Dadurch ward zwischen der höchsten weltlichen und kirchlichen Macht im Abendlande gleichsam ein Bund geschlossen, eine gegenseitige Verpflichtung herbeigeführt, die für beide Theile, damals wenigstens und in den nächst kommenden Zeiten, nur höchst vortheilhaft sein konnte und insbesondere dem fränkischen Reiche ein bedeutendes Uebergewicht über die Slaven geben mußte. Im übrigen aber blieben die gegenseitigen Verhältnisse zwischen den beiden Völkern ohne Wechsel bis auf Karl den Großen. Mit diesem aber oder während dessen Regierung gewinnen sie noch mehr an Ausdehnung und nehmen einen andern, einen mehr geharnischten, einen feindseligern Charakter an und darum beginnen wir mit ihm die zweite Periode.

---

## B. Periode.

### Von Karl dem Großen bis auf Heinrich I. oder von 768 bis 919.

Von hier an können wir die Begebenheiten nicht bloß chronologisch, sondern auch, zu noch speciellerer Uebersicht, nach den Herrschern in Deutschland und über die Deutschen ordnen in folgender Reihe:

I. Karl der Große 768—814.
II. Ludwig der Fromme 814—840.
III. Ludwig der Deutsche 840—876.
IV. Karl der Dicke 876—887. } Karolinger.
V. Arnulph 888—899.
VI. Ludwig das Kind 899—911.
VII. Konrad I. 911—919. Fränkischen Stammes.

Der Kampf wird hitziger, obwohl er noch ohne wesentliche Erfolge bleibt.

### I. Karl der Große. Von 768 bis 814.

Karl wird Stifter einer deutschen Weltmonarchie: er giebt seinem Reiche eine ungeheuere intensive und extensive Macht. Er ist weise genug, den Rath ausgezeichneter Männer einzuholen, die Erfahrungen vergangener Zeiten zu benutzen, namentlich ehemalige Einrichtungen, Gesetze und Anordnungen der alten in dieser Beziehung so ausgezeichneten Römer wieder einzuführen und der Gegenwart anzupassen. Er wirft im Bunde mit der Kirche über sein Reich ein vollständiges Netz einer ihm, dem Herrscher, unbedingt gehorchenden Beamtenwelt; er ordnet und regelt alle Verhältnisse; von ihm allein hängt Alles ab; er hebt die frühere Volkssouverainetät ganz auf und stürzt die etwa noch vorhandene Aristokratie; er macht sich zum unumschränkten Herrscher; in ihm vereinigen sich, wie in einem Brennpunkte, alle Kräfte des großen Staates. Es wird dadurch eine Einheit erzielt, die dem Ganzen eine vorher nicht gekannte Sicherheit, Festigkeit, Haltbarkeit,

Elasticität gewährt und dem Kreise seiner Politik eine höchst imponirende Stellung giebt. Dazu sorgt er für Ausbreitung und Befestigung der Kirche; er sorgt für Bildungsanstalten. Er ist Selbstherrscher: er ordnet Alles an; er ist unablässig thätig; er giebt allen seinen Beamten und Leuten das schönste Beispiel von Aufmerksamkeit und Pflichttreue. Nichts entgeht ihm, weder im Innern seiner ausgedehnten Herrschaft, noch unter den äußern Verhältnissen. Im Bewußtsein seiner Macht läßt er nicht mit sich scherzen: er verträgt keine Beleidigungen, keine Unbill, keinen Ungehorsam, keine Untreue. Und die natürlichen Wehren an den Grenzen nach andern Nationen hin sind ihm nicht unübersteiglich. Mit ihm beginnt der eigentliche, Jahrhunderte lang mit Erbitterung und Grausamkeit zwischen Deutschen und Slaven geführte Krieg.

Bald nach dem Antritte seiner Regierung unternimmt er den Unterwerfungskrieg gegen die Sachsen (744) und endet den ersten Act desselben 780. Das Volk muß sich vor ihm beugen, und damit kommt gesetzliche Ordnung und politische Bildung über das Sachsenland: das Ganze wird in Gaue eingetheilt, die Städte nach römischer Weise eingerichtet, alle Verhältnisse der betreffenden städtischen wie provinciellen Gemeinden streng geschieden und festgestellt. Aber es dehnt sich nun auch die Grenze des fränkischen Gebietes den Slaven gegenüber von der mittlern Saale bis hin zu dem Gestade der Ostsee aus. Und was wird diese Nation im Angesichte des großen Kolosses thun? wie sich verhalten? Wird sie ruhig und still und in den Schranken der Mäßigung und Rechtlichkeit verbleiben? Wird sie die kleinliche Rivalität der Stämme abstreifen und sich durch Einheit waffnen, falls es einmal zu einem ernstlichen Conflicte käme? Die Sorben auf dem rechten Ufer der Saale müssen bald in ein Verhältniß von Bundesgenossenschaft oder Abhängigkeit zu Karl getreten sein; denn in Kurzem werden wir sie finden angereiht dem Heere desselben, als Mitstreiter gegen die Wilzen.

Karl kam jetzt bis zur Stelle, wo die Ohre sich in die Elbe ergießt: so durchzog er das Sachsenland. Hier weilte er eine Zeit lang, ordnete die Angelegenheiten des neu unterjochten Volkes, errichtete namentlich acht Bisthümer, bauete

Kirchen und ein Kloster (Seligenstadt), legte Schulen an, suchte also mit aller Macht das Land zu christianisiren. Dann, heißt es in den Annalen der damaligen Zeit, wandte er seinen Blick den Slaven zu, welche auf dem rechten Elbufer wohnten: das erstmalige Eingreifen des mächtigen deutschen Fürsten in die Angelegenheiten der Nordslaven auf dem rechten Ufer des Elbstromes.

Hier waren nämlich die Obotriten — sie erscheinen jetzt zum ersten Male auf dem Schauplatze der Geschichte — zwischen zwei ihnen feindselig gesinnten Völkerschaften eingeschlossen: auf der einen Seite von den, damals zum Theil selbst noch auf dem rechten Elbufer seßhaften Sachsen, andrerseits von ihren Stammgenossen, den Wilzen. Sachsen und Wilzen waren schon lange einander befreundet*) und bedrängten fortwährend jene, die Obotriten. So waltete denn schon in jener Zeit, gleich vom Anfange an, wo wir jene slavischen Völkerschaften auf dem Gebiete der Geschichte in unsern Gesichtskreis bekommen, über sie der Fluch gegenseitiger Eifersucht und Gehäßigkeit, was eben Veranlassung giebt zur Herbeirufung der Deutschen und zu deren Einmischung in die Angelegenheiten der Wenden, und was dem dann auf Jahrhunderte gefolgt ist. Kein Wunder also, daß sich die Obotriten an Karl den Großen anschlossen, als dieser ihre Feinde, die Sachsen, bekriegte und mit ihm ein Trutz- und Schutzbündniß eingingen (780), d. h. sich als Vasallen ihm und seiner Herrschaft anschlossen**). Und von da an sind sie lange Zeit hindurch den Franken befreundet und Bundesgenossen gewesen***). Dies Bündniß ist höchst folgenreich geworden für alle Zukunft. Neuere haben es — wenig un-

*) In der Lebensbeschreibung des heiligen Livinus (starb 633 n. Chr.) heißt es an irgend einer Stelle (S. 363), daß in einer Versammlung der Sachsen, wo man darüber berieth, ob man die angekommenen Fremden aus England feindlich oder freundlich behandeln solle, von einem Mitgliede derselben geäußert worden sei: „Oft kamen zu uns von Seiten der Normannen, Slaven und Friesen Botschafter, die wir in Frieden empfangen haben." Also schon damals war friedlicher Verkehr zwischen beiden Nationen.

**) Carolus eos in societatem recepit, heißt es in der Quelle.

***) Nam hi auxiliatores Francorum semper fuerunt, ex quo semel ab eis in societatem recepti sunt.

parteiisch! — bald als eine zweideutige und verrätherische That der Obotriten gegen ihre Stammgenossen, bald als eine Arglist Karl's des Großen hingestellt. Von der einen Seite war vielmehr ein nothgedrungener Hilferuf, auf der andern Mitleid und Menschlichkeit und das Gefühl hilfreicher Macht das Motiv hierzu.

Eine Nachricht meldet, daß Karl das Jahr darauf sogar über die Elbe gegangen und die Wilzen in einigen Treffen geschlagen und sich unterwürfig gemacht. Ist solches gegründet, dann wäre 781 das denkwürdige Jahr, wo der Franke zum ersten Male den Fuß über jenen Strom gesetzt und den nachfolgenden Geschlechtern die Bahn gewiesen und gebrochen hätte, dort weiter vorzudringen und das germanische Element zu verbreiten. Wie dem sein mag, Karl fand und erhielt Gelegenheit über die slavischen Verhältnisse in jenen Gegenden zu gebieten und zu richten. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß er seine Herrschaft insbesondere über die Slaven auf dem linken Ufer der Elbe, im Lüneburgischen und in der Altmark, vollständig als Regent ausgeübt hat. Nehmlich als Karl in diese nördlichen Gegenden von Deutschland kam, war die nachmalige Altmark ein von Slaven besetztes Land. Außer den in neuester Zeit von den Geschichtsforschern beigebrachten Gründen, hergenommen aus einzelnen Andeutungen in den alten Annalisten u. s. w., sprechen dafür die Namen von vielen Dörfern, die offenbar, die sogenannte Wische ausgenommen, mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen, von Slaven erbauet sind. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese slavischen Bewohner jener Gegenden vertrieben oder ausgerottet wurden, aber sicher, daß deutsche Ansiedler sich unter denselben niedergelassen haben. Karl stiftete bald darauf (786) auch das Bisthum zu Verden und dehnte dessen Sprengel selbst bis auf die sächsischen Lande auf dem rechten Elbufer aus. Derselbe sollte selbst bis dahin, wo der Peenefluß ins Meer mündet, laut des betreffenden Stiftungsbriefes vom genannten Jahre, reichen. Folglich mußte doch Karln auch dieser Landstrich nicht bloß bekannt, sondern unterworfen sein. Ludwig der Fromme drückt sich freilich in der spätern Urkunde über die Stiftung des hamburger Erzbis-

thumes vom Jahre 834 darüber im Allgemeinen nur so aus, daß sein Vater das Joch Christi bis zu den Grenzen der Dänen und Slaven (ad usque terminos Danorum atque Slavorum — fieri docuit) ausgedehnt hätte, auf gleiche Weise die päpstliche Bestätigung vom Jahre 835. Später reichte der Sprengel sogar bis zur Elbe. So rückte denn mit der Herrschaft der Franken auch das Christenthum den dortigen Slaven näher und gab später ein Moment mehr ab zur Bekämpfung derselben und zur Steigerung des gegenseitigen Hasses, weil es, als gelehrt von einem fremden, gehaßten Volke, in einer fremden (deutschen oder lateinischen) Sprache und verbunden mit dem Drucke der politischen Macht und mit neuen Auflagen, den Wenden höchst unpopulär erschien.

Durch Karl's Eingreifen in ihre Verhältnisse gewiß beleidigt, hegten die Wilzen gegen die Franken den bittersten Groll*). Ueberdies waren sie eine wilde, kriegerische, aufsätzige Nation und vertrauten auf ihre große Anzahl. Darum misachteten sie bald wieder die Anordnungen des Frankenkönigs und begannen wieder, wie vor, ihre Nachbarn und Stammgenossen, die Obotriten, zu beunruhigen. Da glaubte Karl solche Frechheit nicht länger dulden zu dürfen. Er rüstete ein großes Heer, führte selbiges — ihm hatten sich hierbei namentlich auch Sorben als Verbündete angeschlossen, und so kämpften diesmal Slaven mit gegen Slaven — durch Sachsen bis zur Elbe (789), schlug daselbst ein Lager auf und über den Strom zwei Brücken — das erste Mal, daß, so viel wir wissen, die Elbe solch Menschenwerk auf ihrem Rücken trug — versah die eine davon auf jeder Seite des Flusses mit einem Brückenkopfe und legte dahinein Besatzungen. Nun rückte er vor. Die Obotriten vereinigten sich mit ihm unter ihrem Könige Witzan, als dem Vasallen des Frankenherrschers. Karl befahl Alles auf dem Marsche zu verwüsten und besiegte die Feinde in großen Treffen. Einer Nachricht zufolge (bei Pertz Monum. German. I, pag. 34) soll er bei der Gelegenheit sogar bis zur Peene gekommen sein und bis an die Ostsee. Da nun die Wilzen sahen, daß sie doch nicht im Stande sein würden, den Angriff ab- und zurückzuschlagen,

*) Ea (natio) Francis semper inimica.

und als die Franken sogar vor die Stadt*) zogen, wo der König Dragowit, der vornehmste und wegen seiner hohen Jahre der angesehenste unter den wilzischen Fürsten, seinen Hof hielt, kam dieser Karln entgegen, stellte Geiseln und versprach eidlich, den Franken künftig Treue und Gehorsam zu leisten. Seinem Beispiele folgten die übrigen Fürsten: auch sie unterwarfen sich, d. h. sie wurden Dienstleute, Vasallen des fränkischen Herrschers, und sehr wahrscheinlich reichte dies Vasallenthum eben schon bis zu jenem Flusse, wie wir aus den spätern kirchlichen Anordnungen Karl's erkennen. Da zog denn Karl wieder zurück in seine Lande; denn andere Verhältnisse riefen ihn nach einem andern Punkt seines weitläufigen Reiches.

Nehmlich Thassilo II., Herzog in Baiern — derselbe, der zur Verbreitung des Christenthums unter den Slaven dem Hochstifte Freisingen das verwüstete Agunt, Innichen, zu einer Pflanzschule für slavische Missionaire schenkte, ohne daß sich jedoch hieran große Erfolge geknüpft hätten — fing an, allerhand aufrührerische Umtriebe zu machen und im Vereine mit den Avaren sich zu rüsten (787). Aber Karl bricht mit drei Heeren schnell an verschiedenen Punkten in Baiern ein; Thassilo verliert den Muth zum Widerstande, leistet zum dritten Male den Eid des Gehorsams, aber nur, um ihn kurz darauf (788) von neuem zu brechen. Da ergrimmt denn Karl, ergreift die Gelegenheit, die alte nationale Herrscherfamilie auch in Baiern zu vernichten, entsetzt Thassilo seines Herzogthums, zieht dasselbe ein als ein durch Untreue verwirktes Lehen und macht Baiern zu einer förmlichen Provinz des fränkischen Reiches. Zugleich begabt er aus den reichen Besitzungen der Agilolfinger vielfach Bischöfe und Klöster, besonders aber die Kirche zu Salzburg, deren Oberhaupt 798 zum Erzbischof erhoben wurde, um dort in diesen Gegenden die Macht und den Einfluß der Geistlichen zu steigern, aber sie zugleich dem Kaiser zu verbinden. Noch

*) Die erste Stadt (civitas), welche im nördlichen Slavenlande erwähnt wird. So fingen denn die Wenden an, dergleichen anzulegen. Aber an wirkliche Städte darf man nicht denken: es waren gewiß nur rohe Erdwälle, die einige Hütten und Häuser umschlossen.

mehr! Da er jetzt, wo das Land eines besondern Fürsten und Beschützers entbehrt, fürchtete, daß selbiges den feindlichen Angriffen der kecken Nachbarn, namentlich der böhmischen und mährischen Slaven, zu sehr ausgesetzt sein möchte, ordnet er zur Vertheidigung der Grenzen daselbst Markgrafen an, mit größerer Gewalt, als die übrigen Grafen besitzen, die mit einem ziemlich unumschränkten Commando bekleidet werden, denen zugetheilt ist ein bedeutendes Corps Soldaten zur Bildung eines Heeres, wofern ein Krieg aufloderte, zur Besatzung fester zum Schutze des Landes und der Grenzen eigens angelegter Plätze, gegen die Böhmen und Sorben namentlich den Franken Audulf, dessen District sich von Forchheim bis Regensburg erstreckte: die erste deutsche Grenzwehr gegen die Slaven, an welche sich später so viele andere Vorsichtsmaaßregeln ähnlicher Art, und so große Folgen auch für die Verfassung Deutschlands knüpfen. Er nahm die Einrichtung her von den alten Römern, die an der Grenze ihr Reich ebenfalls hatten bewehren müssen, um die andringenden Deutschen abzuhalten, und sich vermöge ihrer Staatsklugheit die Art und Weise erdacht *).

Bald sollte diese Einrichtung von Marken am östlichen Ende des Reiches sich noch weiter ausdehnen. Die Avaren, welche schon einmal 788, als Bundesgenossen Thassilo's II., in das fränkische Gebiet eingefallen, aber zurückgeschlagen worden waren, begannen 791 aufs neue die Feindseligkeiten. Indessen Karl trieb sie — und zwar, wie ausdrücklich unsere Quellen bemerken, mit Hilfe der Slaven (Böhmen?) — in die Flucht, eroberte die Länder bis zur Mündung der Raab in die Donau, und um diese Grenzen gegen die Angriffe der Nachbarn zu sichern, errichtete er auch hier eine Markgrafschaft, die baierische oder avarische, auch die Ostmark, Oestreich genannt, die sich höchst wahrscheinlich an die obige anschloß und namentlich gegen die Mährer mit gerichtet war. Außerdem treten noch seit dieser Zeit zwei Marken im südlichen Deutschland hervor: eine südlichere, die zuletzt bleibend den Namen der Mark Krain, und ein nörd-

*) S. nachher die aus den Quellen angeführten Worte bei Otto I.

lichere, welche seit dem zehnten Jahrhunderte von dem damals erbauten Schlosse Styre oder Steier den Namen Steiermark erhielt, durch welche denn die Slaven im südlichen Deutschland auf immer an dasselbe gekettet worden sind. Denn Marken wurden nur auf erobertem Boden errichtet, waren eigentlich noch nicht sicher gestellte, feste Besitzungen, sollten aber durch die Einrichtungen, welche ihnen gegeben wurden, allmählich dazu gemacht und, wenn es die Gelegenheit gab, zugleich erweitert werden, und wurden von nun an deutschen Herzögen übergeben. Diese Slaven werden nun auch an Karl's ferneren Feldzügen gegen die Avaren Theil genommen haben, und mit ihrer Hilfe gelang es ihm, obwohl erst 796, selbst den Sitz des avarischen Chans zwischen der Donau und der Theiß, den sogenannten Hring (Ring), zu erobern.

Während dessen waren aber die Sachsen wieder rebellisch geworden (795). Karl mußte also von neuem gegen sie zu Felde ziehen. Und als er in ihr Land eingedrungen war und bei Bardewik sein Lager aufgeschlagen hatte, entbot er auch die Slaven von jenseit der Elbe zu sich herüber; denn wahrscheinlich waren die Wilzen gleichfalls wieder aufsätzig geworden, hatten den Sachsen Beistand geleistet, die Obotriten angegriffen u. s. w. Es wollte sich nun der König der Obotriten, Witzan, in eigner Person zu Karl begeben. Beim Uebersetzen über die Elbe aber ward er von den Sachsen, die ihm als ihrem Feinde auflauern mochten, meuchlings angegriffen und auf dem Strome selbst getödtet. Als Karl davon hörte, überschritt er mit dem Heere wieder die Elbe und schlug am andern Ufer sein Lager auf. Es ist wahrscheinlich, daß die Wilzen darauf sich in Gutem begaben, und so zog er wieder ab.

Lange dauerte aber auch jetzt nicht die Ruhe, und wir finden Karl schon 798 wieder in Sachsen (Nordthüringen). Diesmal hatte er es freilich eigentlich mit den Nordleuten oder Nordelbingern, d. i. den Sachsen jenseit der Elbe, im Holsteinischen, zu thun: sie hatten ihm einen Gesandten, als derselbe vom dänischen Könige Siegfried zurückkehrte, erschlagen. Bei Gelegenheit, wo über diese Sache verhandelt

wurde, kamen auch die Slaven von jenseit der Elbe (die Obotriten) zu ihm, und er ehrte sie sehr *), und sie fochten mit ihm bei Bardewik gegen die Sachsen.

Kurz darauf geriethen die Obotriten mit jenen Nordelbingern in Feindschaft. Ihr Fürst Thasco, Thrasuco, Thrasico oder Drasco, zog denselben entgegen und lieferte ihnen bei Suentane (Swentinefeld im Holsteinischen, jetzt Bornhövede) ein hitziges und blutiges Treffen. Die Obotriten blieben Sieger. Natürlich werden sich damals auch wieder die Wilzen geregt haben. Um diese Streitigkeiten beizulegen, sandte Karl diesmal seinen Sohn Karl nach Sachsen.

Daß Karl der Große im Jahre 800 zum Kaiser des ehemaligen Galliens, Germaniens und Italiens ausgerufen, vom Papste gesalbt und gekrönt ward, dürfte auf den ersten Augenblick für unsern Zweck ziemlich gleichgültig und demselben fremd erscheinen. Dennoch ist es hier zu erwähnen und gerade recht hervorzuheben; denn Karl ward dadurch, daß ihn der Oberhirt der abendländisch-römischen Kirche einweihte, zum Schirmvogt derselben, und damit alle seine Nachfolger. Als solcher wurde er einerseits der mächtigste Herrscher im Bereiche der europäischen Christenheit, andrerseits aber auch der erste und mächtigste Diener der Kirche, welchem es oblag, für ihre Erhaltung, für ihre Ehre, für ihre Verbreitung zu sorgen. Das war er denn auch im Angesichte der heidnischen Slaven: er mußte dafür Sorge tragen, daß sie in den Schooß der „allein seligmachenden römisch-katholischen“ Kirche gebracht würden. Und wir werden sehen, inwiefern die deutsch-römischen Kaiser dieser Aufgabe genügt haben. Karl's großer Geist ordnete sein Weltreich nun nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auch mit Weisheit und Einsicht, mit dem weltlichen und geistlichen Gesetzbuche in der Hand: er ordnete es auf den Grund christlichen Lebens und christlicher Bildung, die ihm von Jugend auf in Blut und Mark übergegangen war. Ihn erfüllte der große Gedanke einer Durchdringung des ganzen Volkslebens in seiner Monarchie durch christliche Gesinnung.

*) Honoravit eos dominus rex, d. h. gewiß nichts Anders, als: er gab ihnen, wie gewöhnlich, Geschenke als seinen Vasallen.

Der Friede zu Salz oder Selz im Elsaßischen hatte 803 endlich dem langwierigen Kriege zwischen Karl und den Sachsen ein Ende gesetzt und zwar mit dem Erfolge, daß nunmehr das Land Sachsen oder Ostfalen und mithin höchst wahrscheinlich zu gleicher Zeit auch der Nordschwaben= und Nordthüringgau zu einem integrirenden Bestandtheile des fränkischen Reiches ward. Es wurden also die Bewohner dieser Gegenden den Franken förmlich einverleibt, machten fortan mit denselben ein einiges Volk aus. Natürlich trat die so francisirte Nation der Sachsen nun auch in einen entschiedenen feindlichen Gegensatz zu den ihr sonst so befreundet gewesenen Wilzen, und das um so mehr, als Karl es sich jetzt angelegen sein ließ, mit Gewalt und mit Nachdruck dem Christenthume allen möglichen Vorschub in den sächsischen Landen zu thun, Kirchen, Klöster und Schulen anlegte, Geistliche überall anstellte, die Zehnten einführte und fromme Männer, wie z. B. den Liudgar, mit Eifer bei ihrem Werke unterstützte, die Sachsen endlich einmal gänzlich zu bekehren, ihr Land durchweg zu christianisiren. Welche Früchte dies getragen habe, werden wir später unter den sächsischen Kaisern wahrnehmen. Eben so mußte nun neben der südthüringischen Mark noch eine zweite, die nordthüringische, zur Sicherung Nordthüringens am untern Laufe der Saale gegen die Sorben errichtet werden. Sie ward nothwendig, und wir werden sie bald ins Leben getreten sehen.

Die Verhältnisse der ihm befreundeten Obotriten riefen Karln im folgenden Jahre (804) selbst in die nördlichen Gegenden: es war unter denselben, in ihrer eigenen Mitte, ein Streit entstanden über die oberste Würde, und wahrscheinlich hatten sich auch die Nordleute oder die überelbischen Sachsen als nächste Nachbarn unberufener Weise hineingemengt und die Aufrührer unterstützt. Karl setzte über die Aller und kam bis vor die Aldonastadt (Holdenstadt im Lüneburgischen). Hier erschien vor ihm der Obotritenkönig Thersohuk und brachte ihm Geschenke dar, um sich als Vasall seiner Gunst zu versichern. Es kamen auch die andern Fürsten, die mit in den Streit verwickelt waren. Karl entschied

dahin, daß er den Thrasico zum Könige bestellte *). Außerdem gebot der Gewaltige, alle Sachsen auf dem rechten Elbufer, unbezweifelt um für die Zukunft jeden Zunder zu fernern Feindseligkeiten zu entfernen, nach Franken zu versetzen. Die leer gewordenen Gegenden überließ er den Obotriten, die jedoch später (812 und 815, unter Ludwig dem Frommen) wieder daraus weichen mußten, als den Sachsen gestattet wurde, in ihr Heimathland zurückzukehren.

Mittlerweile war Karl bereits auch bedacht gewesen, die Elbe mit Grenzburgen, mit Schutzwehren gegen die unruhigen und empörungs- und raubgierigen Wenden zu versehen.. Magdeburg wenigstens kommt schon 805 als eine solche Grenzburg vor, in welcher ein Burggraf die Wacht hielt und eine immerwährende fränkische Besatzung unter seinen Befehlen hatte, mit deren Hilfe er namentlich auch die Kaufleute zu beschirmen befugt war, welche dort vorbeizogen. Die Anlage dieser Stadt so wie Hamburgs ist für die Germanisirung der transalbinischen Länder vom wichtigsten Erfolge geworden.

An andern Theilen der Grenze, insbesondere gegen die Böhmen und die zu ihnen damals gehörenden Sorben scheinen dergleichen Schutzmittel in jener Zeit entweder gefehlt zu haben oder unzureichend gewesen zu sein. Denn auf diesen Theilen der weiten Herrschaft Karl's beunruhigten die kampf- und raublustigen Slaven oft die Grenzen und reizten durch solchen frechen Uebermuth den Zorn der Franken **). Das war der Grund, warum der fränkische Herrscher im obgenannten Jahre sich wieder zu einem Kriege, und zwar furchtbarer denn je, rüstete. Er mochte keinen geringen Strauß mit dem zahlreichen und mächtigen Feinde fürchten. Er verbot sogar aus seinem Lande die Ausfuhr von Waffen und Rüstungen nach dem feindlichen. Im Sommer ließ er in drei großen Schaaren das Heer gegen Böhmen vorrücken. Die eine, aus Baiern

*) Constituit hat die Quelle. War es nun ein andrer Thrasico als der oben (S. 44) erwähnte (beim Jahre 798)? jener Streit also vielleicht ein Erbfolgestreit?

**) Propter infestationem Sclavorum. — In se levitate procaci irritans Francos. So die Quellen. Palacky hat diese Worte wohl nicht sehen wollen.

und Schwaben zusammengesetzt, fiel wahrscheinlich bei Taus ins Land; die zweite, die größte, unter Anführung des jüngern Karl, zog den Main hinauf bis zur Eger, und die dritte, aus Franken, Sachsen und Nordslaven, wahrscheinlich Obotriten, bestehend, ging nördlich beim Harz vorüber, setzte über die Saale, dann über die Elbe und drang durch das Land der Milzieuer oder Daleminzier (in der Oberlausitz), deren Fürst Semil bei dieser Gelegenheit die schwere Hand des Siegers fühlen mußte, nach Böhmen vor. Außerdem wurde noch ein viertes Heer auf Elbkähne gebracht und die Elbe hinaufgesandt. Es zog bis in die Gegend von Magdeburg, ohne Zweifel um die frechen Wilzen in Zaum zu halten und zu verhindern, daß sie den Böhmen Unterstützung sendeten. Es begnügte sich, die Gegend Genewara (Genewana) zu verwüsten. Dann kehrte es in die Heimath zurück. Jenes zweite Corps ward aufgehalten durch die lange, vergebliche Belagerung der feindlichen Feste Kaaden. Die beiden übrigen rückten von entgegengesetzten Seiten heran. Endlich vereinigten sich alle drei Heereshaufen auf denjenigen Ebenen des Böhmer Landes, wo jetzt der Saazer, Leitmeritzer und Rakonitzer Kreis an einander grenzen. Die Slaven waren auf einen so schnellen, allseitigen und furchtbaren Angriff nicht vorbereitet und konnten nicht Widerstand leisten. Sie zogen sich daher in unwegsame Gegenden und auf Berge zurück und ließen sich durchaus in keine Schlacht ein. Vierzig Tage lang verheerten die Franken das Land und tödteten den feindlichen Anführer. Bald aber hatte man weder für das Vieh noch für die Menschen Lebensmittel mehr, weil Alles verwüstet worden, und so mußten die Franken wieder zurück, ohne große nachhaltige Erfolge erzielt zu haben, was bei der damaligen Beschaffenheit jenes Landes und seiner Bewohner auch kaum möglich war. Doch sandte Karl das Jahr darauf (806) nichts desto weniger ein neues Heer. Es verwüstete wieder einen großen Theil Böhmens, kehrte dann aber auch wieder zurück, ohne weder große Verluste erlitten noch Großes und Nachhaltiges ausgerichtet zu haben. Andere Schaaren sandte er unter Anführung seines Sohnes Karl gegen die Sorben, welche auf der rechten Seite

der Mittelelbe wohnten. Der König derselben, Misito oder Melito oder Miliduoch, ward getödtet. Darauf zog das Heer auf das linke Elbufer und zerstörte auch dort ihre Wohnplätze (civitates). Da stellten sich denn endlich die übrigen Fürsten der Sorben bei Karl dem Jüngeren ein, versprachen Gehorsam, gaben Geiseln. Und da befahl ihnen der Prinz, damit man sie künftig in Zaum halten könnte, selbst zwei Zwingburgen oder Burgwarten zu erbauen, eine nördlich an der Elbe, Magdeburg gegenüber, Schartau, die andere im Osten, an der Saale, bei Halle. Darauf kehrte er zum Vater ins Reich der Franken zurück. So war denn auch der Uebergang über die Mittelelbe versucht, die Saale überschritten und beide Ströme an zwei wichtigen Punkten mit Burgen geschützt.

Jetzt ward aber auch eine förmliche Grenzwehrverfassung gegen die Böhmen und Sorben hin angeordnet, dergestalt, daß, wenn jene einfielen, immer zwei Mann dem dritten voraufgehen und ins Feld rücken, wofern aber das fränkische Land gegen die Sorben zu vertheidigen wäre, ohne Ausnahme alle Sachsen herbeieilen sollten. Hiernach ist zu glauben, daß man die Sorben noch als gefährlicher betrachtete, denn die Böhmen. Nun finden sich nicht minder beim Jahre 808 förmliche legati Karl's des Großen an den Grenzen, Grenzgrafen, Befehlshaber in den Marken, auch praefecti, duces oder defensores limitis geheißen. Ihnen war die Beschirmung des Landes an den äußersten Theilen, namentlich in denjenigen, die früher dem Feinde gehört hatten und wohl auch noch von solchen Besiegten bewohnt waren, anvertraut. So mochte denn das ganze fränkische Land auf der nördlichen und östlichen Seite von Marken wie umgürtet sein. Oben an der dänischen Grenze war der transalbingische oder sächsische Limes (Saxonia cum marchis suis) auf der rechten Seite der Elbe gegen die nordöstlichen Slaven zwischen der Bille und Elde, mit der Pflicht der Aufsicht über die noch nicht gänzlich unterworfenen Stämme bis zur Ostsee und weiter in das Innere hin (bis zur Peene). Die Hauptfeste dieses Limes war, anfangs wenigstens, Bardewik. An denselben schloß sich die Grenzgrafschaft an der Mittelelbe an,

welche die Slaven auf dem linken Elbufer im Lüneburgischen und in der Altmark und die Slaven auf dem rechten Elbufer bei Magdeburg umfaßte. Ihre Grafen saßen zu Schesel im Lüneburgischen. Dann folgte die thüringische Mark (Thuringia cum marchis suis), welche von Erfurt aus verwaltet wurde und zum Herzogthume Thüringen gehörte: sie war gegen die Sorbenwenden gerichtet und hieß deßhalb auch limes Sorabicus, und hier finden wir in den Annalen die Markgrafen oder obersten Feldherren genannt duces oder comites limitis Sorabici, welche sämmtlich vorzugsweise mit Militairgewalt bekleidet waren. Diese Grenzaufsicht war zuverlässig schon damals getheilt in zwei Marken — daher eben der obige Ausdruck: Thuringia cum marchis suis — nehmlich in die nordthüringische mit der Hauptstadt Merseburg und in die südthüringische mit der Hauptstadt Erfurt. Beide kommen nachmals unterschieden vor in der von Ludwig dem Frommen im Jahre 839 vorgeschlagenen Theilung des Reiches. Weil sie Thüringen oder dem Sachsenlande gegen Osten lagen, hießen sie auch die östlichen Marken (marchiae orientales), welche letztere Benennung in späterer Zeit der nordthüringischen Mark allein bleibt, wogegen die südthüringische als die Mark Thüringen bezeichnet wird, ungeachtet dieses Land an sich niemals eine Mark gewesen ist, sondern hierfür nur die den Sorben abgenommenen Landesstreifen, die an dasselbe grenzten, gegolten haben, die daher richtiger geheißen hätten die Mark Thüringens oder die Thüringer Mark. Das ist aber auch der Grund gewesen, warum seit Otto III. Thüringen mit der meißner Markgrafschaft vereinigt wurde. In Franken und Baiern endlich waren, wie wir oben (S. 42) gesehen, solche Anstalten schon früher getroffen. Ihnen zufolge wurde demnach nun ein Gebietsstreif, der entweder an der feindlichen Grenze lag oder den Feinden abgekämpft worden, mit hinreichenden Wehren und Festen und diese stark mit Truppen versehen. Eine solche meist in Feindes Land selbst errichtete Grenzschutzwehr des fränkischen, später des deutschen Gebietes hieß nunmehr bestimmt eine Mark, marchia (von margo, der Rand) und galt als Zubehör des Hauptreiches, wenn sie schon auch als wirkliche Provinz betrachtet wurde, die vollständig wie

das Reichsgebiet selbst organisirt war, deren Sicherheit für das Reich aber immer einiger Maaßen gefährdet und zweifelhaft blieb, und in welcher deßhalb auch die Militairgewalt den bedeutendsten Einfluß und die wichtigste Stellung hatte.

Und diese Anordnung an der nördlichen Grenze sollte sich in kurzem bewähren; denn die Wilzen fingen bald wieder ihr altes Treiben an und beunruhigten wieder ihre Stammgenossen und Grenznachbarn, die Obotriten. Karl eilte in eigner Person herbei, und es war dieses das erste Mal, daß auch die Sachsen an dem Feldzuge gegen ihre ehemaligen Verbündeten, obwohl mit einigem Widerstreben, Antheil nahmen. Der Kaiser schlug und demüthigte die Frechen, so daß sie erklärten, sie wollten sich nicht länger weigern, ihm zu gehorchen. Dafür aber reizten sie höchst wahrscheinlich den damaligen Dänenkönig Gottfried oder Götfrik — der schon einige Jahre früher mit Karln in einige Mishelligkeiten gerathen war — auf zur Bekriegung der Obotriten. Dieser, im Besitze einer Flotte, griff sie von der Seeseite an (808), landete an ihrer Küste, eroberte einige feste Plätze, verjagte den Thrasico, der auf die Treue seiner Unterthanen nicht zählen konnte, und ließ einen andern slavischen Fürsten, der in seine Hände fiel, Namens Godelaib, ans Kreuz schlagen. Zugleich sagten sich zwei kleinere Volksstämme, die bis daher dem Thrasico unterworfen gewesen, los von dessen Herrschaft und wurden dem Dänenkönige zinspflichtig. Diese Verhältnisse suchten auch die Wilzen für ihren Vortheil zu benutzen: sie fielen ins Land der Obotriten, plünderten und machten große Beute, und die Linonen und Smaldinger, dem Kaiser tributair, fielen gleichfalls ab. König Gottfried indessen hatte bei dem Feldzuge doch viele und die besten seiner Truppen verloren; auch mochte er wohl des Kaisers Zorn und Strafe fürchten und gehört haben von dem Anrücken eines starken fränkischen Heeres unter der Anführung Karl's des Jüngern. Darum schiffte er sich wieder ein und segelte nach der Heimath. Mittler Weile langte der jüngere Karl bei der Elbe an, rückte mit möglichster Eile in das Gebiet der Linonen und Smaldinger, verwüstete ihre Aecker und zog sich darauf, nicht ohne einige Verluste, wieder über den Elbstrom nach

Sachsen zurück. Den Dänenkönig ließ er aber in Ruhe, obwohl dieser schon einen Angriff befürchtete und zu dem Ende einen großen Wall an der Grenze aufwerfen ließ.

Um die Wilzen noch besonders für ihre neuen Raubzüge zu bestrafen, sammelte Thrasico ein Heer und griff sie an (809), verheerte ihre Ländereien: mit großer Beute beladen kehrte er wieder in seine Heimath. Und als er aus Sachsen von Karl dem Großen nun noch mehr Hilfe empfing, da zog er weiter gegen die entfernter wohnenden Smaldinger und zerstörte im Vereine mit den Konnoburger Smaldingern, die sich ihm anschlossen, die Hauptstadt des Feindes. Durch diese glücklichen Erfolge brachte er die Abgefallenen wieder zur frühern Unterthänigkeit zurück.

Gottfried aber, der Dänenkönig, ließ durch Kaufleute, welche aus den beiderseitigen Ländern hin und wieder zogen, dem Kaiser hinterbringen, wie sehr es ihm leid thue, daß derselbe ihm zürne wegen des Krieges mit den Obotriten; er könne darthun, wie diese den Frieden zuerst gebrochen. Zugleich machte er den Vorschlag, man möchte doch die Misverhältnisse durch Gesandte beilegen. Karl nahm selbigen an: es ward eine Zusammenkunft eingeleitet und von beiden Seiten beschickt, aber vergebens unterhandelt. Schon war Karl darauf bedacht, auch die Grenze nach Dänemark zu mit einigen Zwingburgen zu versehen, als die Nachricht erscholl, der Obotritenkönig Thrasico sei in Rerich von Gottfried's Leuten überfallen und getödtet worden: welches Schicksal darauf (810) nicht minder dem Dänenfürsten widerfuhr, als er nach Friesland mit einem Heere gesegelt war, um Karln eine Diversion zu machen und dessen drohende Blicke von Dänemark abzulenken. Der Nachfolger Gottfried's, Henning, schloß (811) mit dem Kaiser Frieden.

Karl hatte im Jahre 808, um die Wilzen besser im Zaume zu erhalten, zwei feste Plätze, unter diesen Hohen-Buke *) auf der rechten Seite der untern Elbe, im Lande der Linonen, anlegen lassen. Man hätte denken sollen, sie würden nun vorsichtiger geworden sein und bedächtiger. Nicht

*) Es lag sehr wahrscheinlich, wo heut zu Tage das Dorf Boberg. Dies die Ansicht Lappenberg's, dem auch Dahlmann beistimmt.

also. Die beiden Zwingburgen däuchteten ihnen eine zu große Schmach. Besonders war ihnen das Hohen-Buke ein Dorn im Auge. Was thaten sie demnach? Sie erhoben sich in Masse (811), griffen dasselbe an — es ward vom kaiserlichen Burggrafen Odo und von einer Besatzung aus Ostfalen vertheidigt — nahmen und zerstörten es. Vorzüglichen Antheil scheinen an dieser Gewaltthat die Linonen und Bethenzer (Bechelenzer) genommen zu haben. Als Karl solches erfährt, sendet er ein Heer, aus Franken und Sachsen bestehend, über die Elbe in das Land der Empörer. Man verwüstet dasselbe und richtet die Burg wieder her. Doch an Unterwerfung von Seiten der Wilzen wird nicht gedacht. Da sendet Karl das Jahr darauf (812) drei Heerschaaren zu ihrer Bekämpfung aus, und nun erst bequemten und ergaben sie sich.

Hiermit endet die Geschichte des Kampfes beider Völker zur Zeit Karl's des Großen; denn kurz darauf (814) ging der große Fürst heim zu seinen Vätern. Es ist wahr, es ist oft und viel und heftig zwischen ihm und den Slaven gestritten worden; der Kaiser hat zu wiederholten Malen bedeutende Anstrengungen gemacht; er ist immer siegreich gewesen. Aus einem bloßen Bündniß mit den Obotriten hatte sich die Unterthänigkeit der Wilzen oder Welataber und im weitern Fortgange auch die der frühern Bundesgenossen entwickelt. In gleiche Abhängigkeit waren die Slaven an der Mittelelbe und jenseit der untern Saale gekommen, und nach Einhard's Angabe hatten sich auch die andern slavischen Völker bis zur Weichsel (Oder?), mit denen Karl nicht gestritten, freiwillig in dieselbe begeben. Schaffarik (Slav. Alterthümer II. B. S. 520) hält das zwar für bloße Prahlerei der Lobhudler des Kaisers. Allein wenn der Ruhm des großen Karls schon bei seinem Leben bis nach Spanien, Constantinopel und Bagdad erscholl, wie hätte er nicht auch die Ufer der Weichsel erreichen sollen? Sandte der Chalif Ehrengeschenke nach Aachen, so kann es nicht befremden, daß wendische Fürsten von der Ostseeküste persönlich oder durch Abgeordnete das Hoflager besuchten, die Oberherrlichkeit des Kaisers anerkannten und zum Zeichen dessen jährlich ihre Gabe darbrachten, die als

Tribut galt und durch Gegengeschenke reichlich vergütet wurde (vgl. Giesebrecht's Wendische Gesch. I. S. 109). Und doch sind die Resultate aller der Anstrengungen und Siege im Ganzen nur gering: sie beschränken sich auf Gesandtschaften von Seiten der Slaven mit dem Versprechen der Freundschaft oder der Unterwürfigkeit, auf Darbringung von Geschenken, auf Beschwörung des Friedens und des Gehorsams, auf den Wunsch, als treue Vasallen des Kaisers betrachtet zu werden, auf Einsendung von Tributen, auf Hilfleistung im Falle eines Krieges, auf Ansuchen um eine Entscheidung z. B. bei streitiger Erbfolge. An dauernde Eroberungen ist nicht zu denken. Davon war der Grund das Großartige jener natürlichen Bollwerke, hinter welchen die Slaven wohnten, und durch welche sie geschützt waren; die Hartnäckigkeit und Tapferkeit dieser Nation; ihre Armuth an festen Wohnsitzen, an Dörfern und Städten; ihre Dürftigkeit und ihr Mangel an Besitzthümern und in Folge dessen die Oede ihrer Länder, welche dem Feinde keine festen Stützpunkte, keinen dauerhaften sichern Aufenthalt, keine bleibende Stätte, keinen Unterhalt, keinen Lohn für Anstrengungen gewährten. Was halfen darum die Einfälle in ihr Gebiet? die Siege in Treffen und Schlachten? Das Ende vom Liede war immer nur ein baldiger Rückzug, nicht ohne Entbehrungen und Gefahren, höchstens etliche Beute, die Entrichtung oder Angelobung eines Tributes, der aber nur zu oft sehr bald wieder verweigert wurde. Karl hätte müssen, wollte er sich des Besitzes der slavischen Eroberungen in ihrem ganzen Umfange, auch hinter jenen natürlichen Bollwerken, auf die Dauer versichern, diese Länder colonisiren, germanisiren, christianisiren. An das Letztere soll er in Bezug auf die nördlichen Slaven gedacht haben: er hat namentlich in Hamburg ein Erzbisthum stiften wollen, dessen Sprengel auch die von den Slaven bewohnten Gegenden umfassen sollte. Die Ausführung kam aber nicht zu Stande: wahrscheinlich hinderten Karln seine vielen anderweitigen Pläne und Geschäfte. So war denn in den Zuständen der Slaven noch wenig geändert, die Herrschaft der Deutschen über sie noch sehr schwankend. An Cultur hatten sie insofern gewonnen, als sie jetzt

befestigte Plätze, Städte und Dörfer anfingen zu gründen und in größerer Zahl anzulegen. Im Kriegshandwerke förderte sie der ewige Kampf mit den Franken. Betrübend und ärgerlich trat schon jetzt von Zeit zu Zeit ihre gegenseitige Uneinigkeit, ein Zerfleischen ihres eigenen Innern hervor. Ebenso zeugt ihr stetes Sichauflehnen gegen die Botmäßigkeit und Obergewalt der Franken, die sie doch verschuldet, von Leichtfertigkeit des Charakters, von Treulosigkeit, von Mangel an sittlichem Ernst. Endlich ließen sie sich dadurch, daß sie doch fast immer den Kürzern zogen, nicht belehren, kühnere Maaßregeln, kräftigere Mittel zu ergreifen, um dem mächtigen Gegner Widerstand zu leisten, ihm die Spitze zu bieten. Auch sie hätten können ihre Grenzen mehr noch bewehren; sie hätten sich mit einander in Verbindung setzen, gemeinsam und zu gleicher Zeit den Kampf beginnen und ausfechten sollen. Aber da fehlte es an Gemeinsinn, an Besonnenheit, an jenem Edelmuthe und Hochsinne, der kleinliche Privatinteressen dem allgemeinen Wohle aufzuopfern vermag. Sie standen noch auf einer zu niedern Stufe geistiger und moralischer Bildung. Bei ihnen waren nur Liebe zur Ungebundenheit und rohe körperliche Tapferkeit und Muth herrschende Tugenden.

## II. Ludwig der Fromme. Von 814–840.

Karl's Nachfolger, Ludwig der Fromme, war vermöge seiner stillen Natur und seines friedlichen, rücksichtsvollen Charakters nicht von der Art, daß die Slaven von ihm wären gezwungen worden, ihm zu gehorsamen, daß er mit völliger Machtvollkommenheit über sie geboten hätte. Es fand bei ihnen jetzt mehr eine schlaffe Ruhe, eine freiwillige Unterthänigkeit statt, hervorgegangen aus der milden Behandlung, die sie vom Kaiser erfuhren. Ludwig erscheint meistens nur als ihr Schiedsrichter, den sie sich selbst erwählten in heimischen Zwisten. Doch fehlte es auch nicht an Empörungen *).

*) Ludovico imperatore post obitum Karoli regnante Brittones et plurimae Sclavorum gentes defecerunt. Visio Karoli in Graff's althochd. Sprachschatz. III. B. S. 855.

Das Ansehen, welches Karl seiner unumschränkten Macht erworben, blieb natürlich auch in den ersten Jahren der Regierung Ludwig's. Darum schickten ihm beim Antritte derselben alle der fränkischen Herrschaft unterworfenen Völker und Fürsten, auch die slavischen, Gesandte, ihm ihre Huldigungen darzubringen und ihren Gehorsam zu bezeugen. Und es ist wohl keine Hyperbel, wenn ein Chronist berichtet, Ludwig's Reich habe sich über die Slaven bis zur Oder erstreckt. (Vergl. oben S. 52.) Aber bedacht war der neue Fürst dessenungeachtet sogleich, seine Marken auf allen Seiten des weitläufigen Reiches gehörig zu bestellen *). Seitdem finden wir nun auch ganz bestimmt Grenz- oder Markgrafen **), und zwar eigens mit und unter diesem Titel, und es tritt, seit 839 wenigstens, zuverlässig eine sächsische Mark an der Niederelbe, sodann eine nordthüringische (der alte Sprengel des Bisthums Merseburg) und eine südthüringische (Sprengel des Bisthums Naumburg) an den nördlichen Grenzen sichtbar hervor.

Zur festern Begründung des Christenthumes in der Gegend zwischen Elbe und Saale gründete Ludwig 814 das Bisthum Halberstadt, um dieselbe Zeit auch Hildesheim, oder wenigstens bestimmte er genauer die Grenzen der beiderseitigen Sprengel, so daß sich also die neue Lehre und die katholische Kirche immer mehr auf allen Seiten den Slaven näherte.

Einen Aufstand, welchen die Sorben im Jahre 816 unternahmen, unterdrückten mit leichter Mühe die Sachsen und Ostfranken. Allein das Jahr darauf wurden sogar die von jeher dem fränkischen Reiche befreundet gewesenen Obotriten aufsätzig. Nach dem Tode Thrasico's nehmlich war nicht dessen Sohn Ceadrag, sondern Sclaomir König geworden. Dieser machte sich allerhand Verbrechen schuldig: es entstand Misvergnügen unter den Vornehmen im Volke, und sie trugen beim Kaiser darauf an, daß Ceadrag fortan an der Regierung Theil haben sollte. Und Ludwig gab dem Sclaomir

*) Disposuit marchas suas undique.

**) Comites, qui — — in praesidio residere solebant, marchiones.

auf, solches ins Werk zu stellen. Allein dieser weigerte sich und sagte sich von allem Gehorsam gegen Ludwig los (817). Da ließ der Kaiser, weil ihm auch gemeldet wurde, daß der abtrünnige Vasall an die damaligen dänischen Fürsten (Söhne Gottfried's) Gesandte abgeschickt, mit ihnen ein Freundschaftsbündniß geschlossen und sie um ein Hülfsheer angesprochen hätte, an seine Grenzgrafen den Befehl ergehen, daß sie ja die ihnen anvertrauten Marken schützen sollten. Bald kam auch eine dänische Flotte die Elbe und von da die Stör herauf, deren Ufer verheert wurden bis an die Esseweldoburg. Eben davor rückte zu gleicher Zeit auf der Landseite ein Dänenheer und die Kriegsmacht der Obotriten. Indessen hielt sich die deutsche Besatzung in der Burg so tapfer, daß die Belagerung von den Feinden mußte aufgegeben werden: sie gingen unverrichteter Sache aus einander. Und als sich nun nach zwei Jahren Sclaomir noch nicht begeben hatte, sandte der Kaiser ein aus Sachsen und Ostfranken zusammengesetztes Heer den Grenzgrafen im Norden des Reiches zu. Die nahmen dann den Empörer gefangen und führten ihn nach Aachen an den kaiserlichen Hof. Hier ward er wegen der vielen Verbrechen, deren er von den Seinigen beschuldigt wurde, zur Verweisung aus seinem Lande verurtheilt, und die Herrschaft dem Ceadrag übergeben (819). Doch erschien dieser Letztere auch bald in zweideutigem Lichte: er verbündete sich nach Kurzem mit dem unruhigen Dänenfürsten. Dies und vielleicht auch Anderes wurde ihm als Treubruch ausgelegt, und so entließ man nach der Heimath wieder den Sclaomir und hätte denselben gewiß wieder in sein Reich eingesetzt, wenn er nicht auf der Reise in Sachsen erkrankt und gestorben wäre (821). Ceadrag blieb demnach Fürst.

Beinahe vier Jahre hindurch (821—25) hatte darauf Ludwig mit den Slaven im Osten zu kämpfen. Hier empörten sich die in Pannonien wohnhaften unter Anführung eines gewissen Liutwits und setzten sich mit denen in Kärnthen und Krain in Verbindung. Zwei Feldzüge wurden gegen sie unternommen: beide liefen ganz fruchtlos ab. Im dritten wurde zwar die Feste Sisserk erobert; indeß fand es Ludwig

doch für räthlich, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber erst im vierten Jahre, nach Ermordung Liutwits, konnte die Empörung gestillt werden. Bald darauf fielen die adriatischen Slaven in das Kärnthnische ein. Der dort fungirende Markgraf Balderich war nicht im Stande, allein dem Sturme Widerstand zu leisten. Ludwig sandte daher flugs 827 drei Heere aus dem Innern seines Reiches ab, welche bis über die Sawe vordrangen. Nach diesem rückten Schaaren von Bulgaren (829) an der Donau herauf, gleichfalls bis in das Kärnthnische. Der Markgraf Balderich ward säumig befunden in der Bewachung der Grenze; Ludwig entsetzte ihn daher seines Amtes und vertheilte die Mark. Er stellte vier Markgrafen an: einen in Kärnthen, einen andern in Niederpannonien (zwischen Sawe und Drawe), einen dritten in Friaul und Istrien und einen vierten in Krain und Liburnien, und seinem Sohne Ludwig (dem Deutschen) gab er Baiern als Statthalterschaft (seit 825), gewiß auch zu dem Zwecke, das Land gegen die Einbrüche der Slaven zu schützen. Sachsen dagegen befahl er durch eine neue Burg Delbende (auf dem rechten Ufer der Elbe) zu schirmen (822). Nehmlich Ceadrag, der Fürst der Obotriten, mag, seitdem er beim Kaiser in Ungnade gefallen war, sich nicht viel um denselben gekümmert und auch nicht verhindert haben, daß sein Volk die Grenze der Sachsen beunruhigte. Da gingen diese über die Elbe, verscheuchten die Wenden und legten eben jene Burg an und eine sächsische Besatzung hinein. Auf dem Landdinge oder Reichstage zu Frankfurt am Main im Jahre 822 und 823 erschienen aber unter andern auch slavische Gesandtschaften aus Böhmen und Mähren und aus dem Norden: von den Sorben, Obotriten und Wilzen. Hinsichtlich des letztern Volkes schlichtete Ludwig eine Familienstreitigkeit über die fürstliche Erbfolge. Es hatte nehmlich kurz vorher der Wilzenkönig Liubi den Obotriten Fehde angekündigt und sie von Osten her mit Krieg überzogen; aber er war sehr unglücklich gewesen, war im Treffen gefallen, und darauf hatte sich unter den Wilzen heftige Zwietracht erhoben. Denn Liubi hatte das Königthum nicht allein, sondern mit seinen Brüdern getheilt besessen; indessen war ihm, als dem ältern, die oberste Lei-

tung des Reiches vorbehalten. Bei seinem Tode nun setzten die Wilzen wieder, hergebrachter Maaßen, von seinen beiden Söhnen Milegast und Celeadrag jenen als den ältern zum Könige ein. Der aber verwaltete seine Würde nicht so, wie er sollte, ward dem Volke misliebig und abgesetzt und das Herrscheramt dem Bruder übertragen. So war Streit in der fürstlichen Familie, und man suchte Entscheidung beim Kaiser, der denn auch den Ausspruch that, der jüngere Bruder sollte, als bei dem Volke beliebt, die Würde eines Oberhauptes behalten. Er entließ indessen beide Fürsten reichlich beschenkt, ihm befreundet und unter einander versöhnt in ihre Heimath. So hatte denn auch diese sonst so wilde und feindselige Nation jetzt dem Kaiser ihre Unterwürfigkeit erklärt. Hinsichtlich der Obotriten war gegen den Fürsten derselben, Ceadrag, von neuem die Anklage laut geworden, daß er es nicht treu mit seiner Unterwürfigkeit gegen den Kaiser meine, lasse es auch schon lange daran fehlen, unter allerhand Vorwänden, sich beim Hoflager Ludwig's einzufinden. So war denn Botschaft deßhalb an ihn abgesendet worden. Er schickte darauf etliche aus den Vornehmen seines Volkes und ließ das Versprechen thun, daß er sich im nächsten Winter persönlich stellen wolle. Er kam auch, dieser Zusage gemäß, begleitet von einigen vornehmen Slaven, nach Compiegne und wußte sein mehrjähriges Ausbleiben hinreichend zu entschuldigen. In Manchem ward er zwar nicht ganz unschuldig befunden; indessen mit Rücksicht auf die Verdienste seiner Vorfahren entließ ihn Ludwig nicht nur ungestraft, sondern auch beschenkt in sein Land. Gleicher Weise wurde 826 über ihn auf dem Reichstage zu Ingelheim verhandelt. Nehmlich es waren dahin vornehme Obotriten gekommen und hatten ihn verklagt. Es ward ihm vom Kaiser aufgegeben, wofern er nicht als treubrüchig bestraft sein wolle, im nächsten October in Ingelheim zu erscheinen. Er stellte sich, wurde aber so lange zurückgehalten, bis kaiserliche Abgeordnete unterdessen die Stimmung der Obotriten im Lande selbst erkundet hatten. Als diese nun den Bescheid brachten, es herrschten unter der Nation zwar verschiedene Ansichten, die Bessern wären indessen für die Wiederaufnahme des Fürsten, so setzte ihn der Kaiser wieder

in seine Würde und gab ihm nur auf, Geiseln zu stellen. So machte Ludwig überall den Schiedsrichter, und die Slaven erkannten seine Oberhoheit an. Später hatte er aber doch wieder Manche zu züchtigen, z. B. 838 und 839 die Sorben (Kolditzer) und die Obotriten und Wilzen, die sich erlaubt hatten, Einfälle in sein Land zu machen, und die Obotriten und Linonen, welche abgefallen waren. Uebrigens ist zu bemerken, daß jetzt unter den slavischen Nationen, welche Gesandte und Geschenke an den Kaiser schickten, vom rechten Elbufer her bloß die oben genannten Wilzen und Obotriten namhaft gemacht werden, keine weiter, daß folglich die Oberherrlichkeit Ludwig's des Frommen sich wohl nicht mehr über die übrigen slavischen Völker jenseits der Elbe bis zur Oder oder Weichsel, wie anfangs (s. oben S. 55.), erstreckt haben wird: gewiß eine Folge der überhandnehmenden Schwäche des fränkischen Reiches.

Von großer Bedeutsamkeit für die kirchlichen, culturhistorischen und politischen Verhältnisse der Deutschen und Slaven im Norden Europas ward die Stiftung des Erzbisthums in Hamburg im Jahre 834, wenn auch nicht unmittelbar, doch für die Folge. Man verdankt sie Ludwig dem Frommen, der den desfallsigen Plan seines Vaters aufnahm, als eben der bekannte Apostel des Nordens, Ansgar, von seiner Bekehrungsreise nach Schweden zurückgekehrt. Derselbe wird nehmlich im genannten Jahre als Erzbischof von Hamburg durch den Kaiser bestellt und in Rom, wohin er selbst reist, durch den Papst bestätigt und zugleich zum päpstlichen Legaten oder Missionair für den ganzen Norden ernannt, für Schweden und Dänemark nicht nur, sondern auch für die nördlichen Slaven. Und die Bischöfe von Bremen und Verden willigten gern ein in das Begehren, das ihnen 817 anvertraute nordalbingische Sachsen dem neuen Erzbisthume zu überweisen. Hamburg ward dadurch der Mittelpunkt des nördlichen Propagandismus.

Zu gleicher Zeit fing die neue Lehre nicht minder auf einer andern Stelle im Slavenlande, in Mähren, an, Wurzel zu schlagen. Hier herrschte damals Herzog Moymir (Moymar), ein Mann von nicht gewöhnlichem Charakter. Er bekannte sich zur

christlichen Kirche; als solcher aber hielt er es mit dem Kaiser und hatte diesem Treue bewahrt, während sich ringsum die andern Slaven empört. In solchem Verhältnisse wußte er sich über alle übrigen Fürsten der Mährer ein gewisses Uebergewicht zu verschaffen und eine förmliche Herrschaft zu begründen. Noch war damals der Fürst des Neitraer Gebietes, Priwina, nicht bekehrt, und dieser zeigte sich mit dem Umsichgreifen Moymir's unzufrieden. Da zwang der letztere ihn, sich zu flüchten (830). Er begab sich zu Ludwig, ließ sich taufen und erhielt nun ein Gebiet in Unterpannonien am Plattensee. Nach Entfernung dieses Fürsten aus Mähren breitete sich das Christenthum dort schnell weiter aus: in Neitra selbst ward eine Kirche erbaut; der salzburger Bischof Adalran weihte sie 836 ein. Ebenso war gewiß damals schon die olmützer und brünner vorhanden. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß das alte Welehrad zu dieser Zeit, wenn nicht schon eher, seine ersten Kirchen bekommen hat. Bei solchem Bestande der christlich-kirchlichen Verhältnisse in Mähren ist es denn nicht zu verwundern, wenn sich auch die neue Lehre bald nach Böhmen hin verbreitete und dort ebenfalls festen Fuß gewann, wie wir unten beim Jahre 862 ff. sehen werden.

Im Jahre 840 befreite der Tod Ludwig den Frommen von den Fesseln dieses Lebens, welches für ihn in der letzten Zeit nur eine Last sein mußte, und bald nachher (843) theilten bekanntlich die drei Söhne das Reich und begründeten dadurch jene merkwürdige Selbständigkeit Deutschlands, welche die Herrscher desselben nöthigte, ihren Wohnsitz im Herzen des Landes selbst zu wählen. Dadurch kamen sie den Slaven näher, und die Verhältnisse mit diesen wurden nachbarlicher und enger, wiewohl eben auch feindlicher und gespannter. Denn die Slaven merkten gar bald, daß sie es nun nicht mehr speciell mit den übermächtigen Franken sondern mit den Deutschen, deren Kraft noch nicht geweckt und vereint, und mit deren Königen aus Karolingischem Geschlechte, die bei geringerer Macht und bei minder energischem Charakter auch minder zu fürchten waren, zu thun hatten. Darum verfloß, seit Ludwig der Deutsche die Regierung über unser Vaterland erhalten

hatte, fast kein Jahr, ohne daß er mit den Böhmen, Mähren und den andern Slaven hätte zu kämpfen gehabt.

### III. Ludwig der Deutsche. Von 840—876.

Gleich im ersten Jahre der Regierung Ludwig's des Deutschen (844) hatte er Streit mit den Obotriten: sie versagten ihm den Gehorsam. Da rückte er herbei mit einem Heere, tödtete ihren König Goztomiuzl, unterwarf sich das Land, und seine Unterfeldherren ordneten eine förmliche Verwaltung desselben an. Nachdem so der eine Fürst umgekommen war, stellten sich die übrigen von selbst und gelobten Unterwürfigkeit. Man hat eine Spur, daß damals selbst schon die Insel Rügen in den Verband des deutschen Reiches gezogen ward; denn sie wurde in jener Zeit dem Kloster Corvey geschenkt, was zwar öfters für unwahrscheinlich oder gar für unmöglich gehalten und darum von Vielen bezweifelt worden ist, indessen noch nie mit völlig überzeugenden Gründen hat abgeläugnet werden können. Die Unmöglichkeit ist durch nichts zu erweisen. So wäre denn schon damals, wenigstens für einige Zeit, das Wendenland an der Ostseeküste unter die wirkliche Herrschaft der Deutschen gelangt.

In demselben Jahre wurde unter den Böhmen der erste Same des Christenthums gestreut und zwar auf eine Weise, die das Land nothwendig in engere Beziehung zum deutschen Reiche setzen mußte. Es faßten nehmlich vierzehn Lechen oder vornehme Grundbesitzer den, wie es scheint, ganz freiwilligen Entschluß, zur christlichen Kirche überzutreten. Zu dem Ende begaben sie sich am Schlusse des Jahres 844 nach Regensburg, wo damals Ludwig Hof hielt. Sie wurden hier freundlich aufgenommen und empfingen am 1. Januar 845 sammt ihrem Gefolge die heilige Taufe, begaben sich darauf wieder nach der Heimath, und obwohl das damalige Oberhaupt des Landes, Hostivit, nicht ihrem Beispiele folgte, mag doch die neue Lehre sich weiter unter den Czechen verbreitet haben. Vielleicht fand sie schon hin und wieder einen fruchtbaren Boden vor; denn obschon dies die älteste Kunde von einer Bekehrung böhmischer Slaven ist, so möchte doch kaum zu zweifeln sein, daß das Christenthum auch schon früher Bekenner daselbst

gefunden. Da jene vierzehn Lechen sich, durch ihre Taufe im deutschen Lande von deutschen Geistlichen, thatsächlich unter den Schutz des deutschen Königs und der deutsch- oder römisch-katholischen Kirche stellten, so hatte dies zur Folge: einmal, daß ganz Böhmen vor Errichtung des prager Bisthumes zum regensburger Sprengel geschlagen wurde, und sodann, daß dieses Land in noch nähere, sehr enge, nehmlich nicht blos in politische, sondern auch in kirchliche Verbindung mit Deutschland trat. Auch mag nicht unbemerkt bleiben, daß sonach das Christenthum unter den Czechen nicht durch Gewalt der Waffen, nicht durch die Bekehrungswuth fremder Apostel Eingang gefunden hat, sondern durch eignen Trieb, aus innen heraus. Es mußte sich mithin das Verhältniß der neuen Religion hier ganz anders gestalten als in den Ländern der Slaven, wo die Bewohner zum Christenthume gezwungen worden sind.

Beim Jahre 845 vernehmen wir, daß, als Ludwig sich zu Paderborn befand, zu ihm Gesandtschaften von Slaven kamen. Diese waren wahrscheinlich aus Mähren. Hier war man nehmlich unzufrieden mit dem Herrn des Landes, Moymir. Ludwig zog also im August des folgenden Jahres mit einem starken Heere dahin, setzte den Moymir ab und dafür den Neffen desselben ein, Namens Rastislav (Rastiz). Als er nun seinen Rückweg durch Böhmen nahm, erging es ihm gar schlimm: sein Heer wurde von den Bewohnern des Landes angegriffen, geschlagen und zerstreut. Ludwig selbst entrann nur mit Mühe der Gefangenschaft. Eine große Beute ward den Siegern zu Theil. Das mochte der deutsche König nicht ungeahndet hingehen lassen. Es entspann sich ein mehrjähriger Kampf, der aber für Ludwig — einen unglücklichen Ausgang nahm. In den ersten zwei Jahren (847 und 848) zwar wurde wenigstens mit zweifelhaftem Erfolge gestritten. Die deutschen Chronisten sprechen sogar viel von Siegen, die ihre Landsleute erfochten hätten, z. B. 848 unter Anführung des Sohnes Ludwig's gleiches Namens. Allein die immer wiederkehrenden Einfälle der Böhmen in Baiern bezeugen sattsam, daß jene Siege nicht von nachhaltiger, erfolgreicher Wirkung gewesen. Um die Sache zur Entscheidung zu bringen, rüstete König Ludwig 849 ein besondres starkes Heer aus. Da er

selbst krank war, übertrug er den Oberbefehl seinem Freunde und Lieblinge, dem Herzoge Ernst, dem mächtigsten Manne im Reiche. Schon nehmlich begann wieder bei der Schwäche der letzten Regenten aus dem karolingischen Geschlechte die Macht der hohen Vasallen zu wachsen und die von Karl dem Großen errungene Souverainetät wieder allmählich zu untergraben, damit aber auch die innere Kraft des deutschen Volkes. Mit dem Heere vereinigten insonderheit Thakulf, der derzeitige Markgraf an der sorbischen Grenze und gegen Böhmen — daher er auch Graf von Böhmen (comes de Bohemia) in den Quellen genannt wird — und außerdem viele Grafen und Aebte ihre Schaaren. So drang man in Böhmen vor. Beim Angriffe auf einen festen Platz, den die Czechen besetzt, wurde Thakulf schwer verwundet: so tapfer wehrten sich die Feinde. Doch war ihr Verlust selbst nicht unbedeutend; darum kam von ihnen eine Gesandtschaft ins Lager der Deutschen, um über den Frieden zu unterhandeln. Sie wandte sich vorzugsweise an Thakulf, weil sie ihm vor Allen trauten, indem er die Rechte und Gewohnheiten der slavischen Nation als Markgraf an der sorbischen Grenze am besten kannte. Trotz seiner Wunde und seiner körperlichen Schwäche empfing er zu Pferde die feindlichen Abgeordneten, um sie nicht seinen Zustand merken zu lassen. Allein während der Unterhandlungen erneuern einige deutsche Grafen, wahrscheinlich weil sie meinten, die Feinde suchten aus allzugroßer Schwäche den Frieden, plötzlich den Streit, greifen die Böhmen an, und das ganze Heer folgt ihrem Beispiele. Entrüstet über solche Treulosigkeit, ermannen sich die Czechen, schlagen den Angriff zurück, ergreifen darauf die Offensive, richten unter den Deutschen eine furchtbare Niederlage an, verfolgen die Flüchtigen bis ans Lager und umringen dasselbe. Nun war die Reihe an den Deutschen, um Pardon zu bitten und um Vergünstigung eines freien Abzuges. Die Böhmen gewährten ihnen solchen unter harten Bedingungen: die Deutschen mußten Geiseln stellen, und der Weg, den sie zu nehmen hätten, ward ihnen vorgeschrieben. Alles Gepäck und Geräth verblieb in den Händen der Sieger; selbst die Waffen mußten ausgeliefert werden. So zogen die Deutschen ab.

König Ludwig hatte bei seiner geringen Macht nichts Andres zu thun als den schmachvollen Frieden zu bestätigen (850).

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn auch die Sorben es versuchten (851), das deutsche Joch abzuschütteln. Ludwig zog indeß gegen sie, verwüstete ihre Felder, verdarb die Früchte und nahm ihnen jede Hoffnung auf Fristung ihres Lebens. So bändigte er sie, aber mehr durch Hunger als durchs Schwert. Ebenso regte sich Rastislav in Mähren, der freilich hätte dankbarer sein sollen. Auch er suchte die große Schwäche des deutschen Reiches zu seinem Vortheile zu benutzen, sich frei zu machen von der Obmacht desselben. Er fing aber die Sache gescheiter, planmäßiger und überlegter an. Er setzte sich 853 mit den Bulgaren in eine freundschaftlichere Verbindung; ein gleiches Verhältniß ging er mit dem byzantinischen Hofe ein; im eignen Lande baute er feste Plätze. Ludwig wollte nun zwar den Rebellen züchtigen, führte ein Heer gegen ihn. Aber er hatte auch diesmal wenig Glück und kehrte heim ohne Sieg. Und Rastislav folgte ihm und verwüstete dem Könige viele Provinzen, selbst jenseit der Donau. So ward der Mährenherzog in der That frei und unabhängig, und sein Hof ein Asyl für alle Unzufriedene aus Deutschland (855 ff.).

Die sich jetzt immer mehr offenbarende Schwäche des deutschen Reiches vermehrte die Aufstände der Slaven und die Kriege mit denselben, die dann meist zum Vortheile der letztern ausschlugen. 856 mußte Ludwig einen Feldzug gegen die Daleminzier unternehmen; zwei Jahre nachher (858) sandte er ein Heer unter Anführung seines Sohnes Ludwig gegen die Obotriten und Linonen, ein andres unter Thakulf gegen die Sorben. Beide scheinen keinen wesentlichen Erfolg erzielt zu haben; denn 859 wird ihm, als er in Worms sich aufhielt, um einen Kriegszug gegen Karl den Kahlen zu unternehmen, die Kunde, daß die sorbische Mark bedroht sei, indem die Sorben sich erheben wollten, nachdem sie ihren Fürsten, seinen ihm treuen Vasallen (dux), Czistibor*), heimtückischer

*) Der Name scheint slavisch zu sein. Darum war Czistibor wohl ein einheimischer Vasall des Königs bei dem Sorbenvolke. Anderwärts kommt der slavische Name Czestimir vor: er dürfte mit jenem derselbe sein.

Weise ermordet hatten, und er eilte, so sehr er konnte, in sein Reich zurück, um den Aufstand zu unterdrücken, was ihm wohl auch gelungen ist. Jedoch 862 mußte er von neuem eine Armee gegen die Obotriten führen, deren Fürst, Tabomuizl, sich empört hatte. Jetzt zwang er ihn, sich wieder zu unterwerfen und Geiseln, darunter seinen eigenen Sohn, zu stellen. Indessen was halfen solche kleinere glückliche Erfolge, da der König nun mit seinen eignen Söhnen (erst mit Karlmann, dann mit diesem und Ludwig) in Zwistigkeiten gerieth?

Unterdeß war Rastislaw bemüht, in seinem Lande das Christenthum allgemeiner zu machen. Politische Gründe mochten ihn dazu veranlassen: er wollte sein Reich, das sich weit über die jetzigen Grenzen Mährens ausdehnte und sich insonderheit tief nach Ungarn hinein erstreckte, sicher stellen gegen die Herrschaft der Deutschen, sich unabhängig machen. Zu dem Ende setzte er sich mit dem griechischen Hofe in Konstantinopel in Verkehr und suchte diesen für sich und sein Volk zu gewinnen. Er sandte Abgeordnete dahin, an den Kaiser Michael (862), und bat sich christliche Lehrer aus, die des Slavischen kundig wären und seine Unterthanen nicht blos mit dem Christenthume besser, als es bis daher geschehen, sondern auch mit der Buchstabenschrift bekannt zu machen verständen. Dies sollte nur der Eingang, der Anknüpfungspunkt sein. Unterdrückt von den deutschen Kaisern oder wenigstens abhängig von denselben, deren Macht doch gewisser Maaßen vom römischen Stuhle bestätigt und sanctionirt war, wünschte Rastislaw gewiß an dem griechischen Kaiser und an der griechisch-katholischen Kirche ein mächtiges Gegengewicht gegen dieselben zu erlangen und Alliirte zu erhalten. Nun gab es damals im byzantinischen Kaiserreiche nicht wenige solcher Slaven, welche sich bereits zum Christenthume bekannten und auch dem geistlichen Stande sich gewidmet hatten. Unter ihnen war aber kaum einer bewährter und berühmter als Konstantin und Methodius, zwei Brüder. Beide waren schon früher und nicht ohne Erfolg unter den slavischen Völkern des Kaiserreiches als Bekehrer thätig gewesen, beide gewiß auch schon im Besitze der Kunde einer besondern unter den Slaven früher

bereits gäng und gäbe gewordenen Buchstabenschrift*). Michael, hoch erfreut über das Gesuch des Rastislaw und über die Gelegenheit, seiner, der griechisch-christlichen, Kirche Vorschub leisten und der römischen Abbruch thun zu können, sandte den Mährern eben diese beiden Brüder, die sich noch obendrein durch fromme und redliche Gesinnung auszeichneten, und versorgte sie selbst hinlänglich mit allen Bedürfnissen zur Reise.

Sie kamen auch glücklich an, begleitet noch dazu von einer Anzahl Schüler, und fingen sogleich ihr Werk an. Die wohl schon vorher begonnene Uebersetzung der Bibel in die slavische Sprache führten sie weiter fort; ebenso übertrugen sie die nöthigen Kirchenbücher. Dann reisten sie im Lande umher und predigten dem Volke die neue Lehre in seiner Nationalsprache. Natürlich gewannen sie solcher Gestalt viel größere Erfolge als die deutschen Missionaire, wie sie bisher ins Land gekommen. Es entstanden zahlreiche Kirchen, und bald hatte sich der christliche Gottesdienst in slavischer Sprache über das ganze Land verbreitet. Ja! er ging kurz darauf sogar auch zu den benachbarten Slaven in Pannonien über. Nachdem nämlich dort Priwina im Kampfe mit Rastislaw gefallen war (um 861), und Kocel, der Sohn Priwina's, herrschte, so feierte bei demselben im Jahre 865 der salzburgische Erzbischof Adalwin die Weihnachten zum letzten Male auf dessen Burg Mosburg am Plattensee; denn bald nachher wandte sich dieser Fürst ebenfalls von dem römischen Ritus hin zu dem slavischen, so sehr auch die deutschen Diöcesane sich bemühten, solches zu verhindern.

Es war ja nehmlich das Christenthum in diese Gegenden von Deutschland aus verbreitet worden. Es war demnach hier theils beim Gottesdienste die römisch-katholische Weise und die lateinische Sprache eingeführt, theils das ganze

*) Man giebt zwar im Gewöhnlichen dem Konstantin (Cyrillus) die Ehre der Erfindung dieser Buchstabenschrift, die darum bei den Slaven Cyriliza heißt. Neuere Forschungen haben indessen zu Tage gefördert, daß die Slowenzen oder Winden im südlichen Deutschland schon vor Cyrill die Schreibkunst gekannt haben müssen, und durch Auffindung mehrerer sehr alter Handschriften in der münchener Bibliothek ist dieses Factum nun wohl über jeden Zweifel erhaben.

Kirchenwesen den höhern deutschen Geistlichen untergeordnet. So konnte es denn nun nicht fehlen, daß die bairischen Bischöfe sowohl beim Könige der Deutschen als beim Papste klagbar wurden, daß ihre Sprengel und ihre Rechtsame beeinträchtigt und das Band gelöst werde, welches die Mähren und die andern benachbarten Slaven an die römische Kirche bisher gebunden hätte, und gewiß suchte diese Partei jene beiden Männer, ihre Lehre und ihr Verfahren bei der päpstlichen Curie zu verdächtigen. Auf der andern Seite konnte aber doch auch der damalige Papst Nicolaus, ausgezeichnet durch Geist und Charakter wie er war, das segensreiche Wirken der beiden Apostel, von dem er zuverlässig Kunde erhalten, auf keine Weise hemmen wollen. Auch säumte Rastislav wohl nicht, sich für sie zu verwenden, den Papst zu bitten, selbige als Bischöfe in Mähren einzusetzen. Nicolaus entbietet hierauf die beiden Brüder nach Rom, theils um ihre Glaubenssätze zu prüfen, theils sich von der Zweckmäßigkeit ihrer Lehrweise und ihres apostolischen Verfahrens zu unterrichten. Wirklich traten sie auch alsbald in Begleitung ihrer Schüler die Reise nach Rom an, nachdem sie in Mähren bereits 4½ Jahre gewirkt hatten. Bevor sie indessen anlangten, starb Nicolaus. Aber auch der Nachfolger desselben, Adrian II., empfing sie auf ehrende und wohlwollende Art, und nachdem er sich von ihrer Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit und von ihrem aufopfernden und thätigen Wirken überzeugt hatte, stand er nicht an, beide Brüder zu Bischöfen und ihre Schüler zu Priestern zu weihen. Konstantin nahm bei der Gelegenheit den Namen Cyrillus an, kehrte jedoch nicht wieder zurück; denn er fing an zu kränkeln, entsagte der Bischofswürde, ward Mönch und starb kurz darauf (868).

So lange weilte auch Methodius in Rom. Jetzt aber, nachdem er seinen Bruder zur Erde bestattet, eilt er nach Mähren zurück, zwar eigentlich nur als sogenannter episcopus regionarius ohne bestimmten Sitz, später jedoch (in den Briefen Johann's VIII.) Bischof von Moravien und Pannonien genannt, mit Unterordnung zweier Suffragane. Auf diese Weise geschah es, daß die Slaven in Mähren und Pannonien der lateinischen Kirche wieder zugeführt und untergeordnet wurden,

und später haben die Nachfolger Adrian's nicht unterlassen, sich kräftig für des Methodius bischöfliche Rechte in Pannonien bei König Ludwig und dessen Sohne Karlmann zu verwenden und seine Autorität bei den benachbarten slavischen Fürsten zu mehren. Auf die sofortige Abstellung der Liturgie in der volksthümlichen Sprache drang der Papst nicht: er mochte eine Auflehnung und Entfremdung der slavischen Bevölkerung und deren Uebertritt zur griechischen Kirche befürchten, weil man zu gern das Evangelium in der verständlichen Sprache anhörte. Und so gab er hierin nach. Ob aber dessenungeachtet der slavische Gottesdienst allgemein im Lande eingeführt worden, steht sehr zu bezweifeln, da die Mährer ihre erste und hauptsächlichste Bekehrung doch deutschen, also römisch-katholischen Priestern verdankten, und diese den bei ihnen gewohnten Gebrauch nicht blos eingeführt hatten, sondern auch jetzt noch werden festgehalten haben. Es entstand somit ein Kampf zwischen dem slavisch-griechischen und lateinischen Ritus, der sich zwar später noch zum Vortheile des letztern geendet hat; aber wie sehr würden sich die kirchlichen und mit diesen die politischen Verhältnisse, wenigstens der südlichen Slaven, zu den Deutschen geändert haben, wenn Rastislav's klug angelegte Maaßregeln durchgedrungen wären, wenn die slavische Sprache beim Gottesdienste herrschend, das eigene Alphabet und die Bibelübersetzung des Cyrillus und Methodius allgemeiner geworden, die Verbindung mit der römischen Curie abgebrochen worden wäre! Denn die Rechte der geistlichen und weltlichen Herrschaft wurden von den Deutschen fast immer früherhin gemeinschaftlich und ungetrennt ausgeübt. Und so wurde die politische Unabhängigkeit Mährens vom deutschen Reiche niemals förmlich anerkannt und aufgegeben, so lange noch eine Spur der kirchlichen Abhängigkeit von der römisch-katholischen Kirche vorhanden war: sie bestand höchstens nur so lange und so oft, als das Kriegsglück seinen Bewohnern günstig war.

Und das war es bald darauf nicht mehr. Als nehmlich Ludwig im Jahre 864 wieder gegen Rastislaw zu Felde zog, belagerte er ihn in seiner Feste Dovina (Theben), am Einflusse der March in die Donau. Rastislav fühlte sich zu

schwach zum Widerstande, bat um Frieden und erhielt ihn unter dem Gelöbniß von Treue und Ergebenheit. Zwei Jahre nachher ward er indessen von des Königs eignem Sohne, der mit seinem Vater in Zwietracht lebte, zum Abfall ermuntert, und es brach um 868 der letzte große Kampf zwischen ihm und den Deutschen aus. Allerhand Unglücksfälle, die die letzteren betrafen, gaben zu solchem die Aufforderung. Und er ward bald so allgemein, daß sich sein Schauplatz längs aller Slavenländer bis zu den Obotriten hinauf ausbreitete. So fielen, wahrscheinlich von Rastislav aufgewiegelt, die Böhmen, die Sorben und die Siusler in Thüringen ein und verheerten das Land. Ludwig war anfangs bestrebt, den Sturm auf gütlichem Wege zu beschwichtigen und den Frieden unter jeder Bedingung aufrecht zu erhalten. Zu dem Ende sandte er seine Söhne nach den bedrohten Punkten sammt den Markgrafen des Landes, den Frieden zu vermitteln und zu befestigen. Allein das wollte nicht gelingen, und so rüstete der König drei große Heere: das eine führte Ludwig, der Sohn, gegen die Sorben und kehrte siegreich aus diesem Feldzuge zurück; mit dem zweiten rückte Karlmann nach Mähren gegen den Neffen Rastislav's, den nachmals so mächtigen und berühmten Swatopluk oder Zuentibald, an. Mit dem dritten wollte Ludwig selbst den Rastislav angreifen; weil er indessen krank wurde, übergab er den Oberbefehl desselben seinem jüngsten Sohne Karl. Dieser drang bis zum Sitze Rastislavs, Welehrad geheißen, vor, dessen Festungswerke allen frühern ganz unähnlich waren: ein Beweis von den Fortschritten der Slaven in der Kriegskunst. Alles ward auf dem Wege mit Feuer und Schwert verwüstet. Auch Karlmann rückte heran, dergestalt, daß sich beide Heere im feindlichen Lande die Hände boten (869). Gleichwohl erreichten sie nicht den Zweck des Feldzuges, nehmlich die Besiegung und Unterwerfung Rastislavs; denn die Mährer waren mit Hab und Gut entwichen, die Deutschen litten darum bald Mangel an Lebensmitteln und waren endlich genöthigt, unverrichteter Sache umzukehren, und nicht ohne große Verluste. Darum suchte Ludwig Frieden zu schließen, und selbiger kam auch zu Stande; aber vortheilhaft für die Deutschen war er wohl auf keine Weise.

So stand Rastislaw denn ziemlich unabhängig da, und im Anfange des Jahres 870 auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Aber um so näher war er seinem Falle. Sein Neffe nehmlich, der schon genannte Swatopluk, eigennützig und nur seinen Vortheil im Augen habend, ergab sich und seinen Theil der mährischen Herrschaft an Karlmann. Ergrimmt über solche Treulosigkeit, stellt Rastislaw Leute an, welche den Neffen bei der Mahlzeit überfallen und tödten sollen. Allein dieser, gewarnt zur rechten Zeit, entfernt sich unter irgend einem Vorwande von der Tafel, und nun setzt ihm Rastislav selbst mit einer bewaffneten Mannschaft nach. Doch Swatopluk überlistet ihn und nimmt ihn gefangen. Er läßt den Oheim in Fesseln schlagen und überliefert ihn Karlmann, und dieser sendet ihn zum Vater nach Regensburg, welcher ihm den Proceß machen, die Augen ausstechen und in ein Kloster stecken läßt, wo er den Blicken der Welt und damit auch der geschichtlichen Kunde entschwunden ist.

König Ludwig war auf diese Weise eines mächtigen Feindes bar und los geworden; allein bald sollte ihm in den Neffen Rastislav's ein noch schlimmerer und furchtbarerer erstehen. Die von Karlmann in Mähren eingesetzte Landesregierung fand den jungen Fürsten nicht fügsam, nicht willig genug und seine Treue nicht fest und beständig. Er wurde also von Karlmann vorgeladen; bei seinem Erscheinen aber in einen Kerker geworfen, erwartete ihn ein gleiches Schicksal, wie sein Oheim gehabt. Allein da stehen plötzlich die Mährer in Massen auf, metzeln nieder oder vertreiben die deutschen Besatzungen, erwählen den Slawomir, einen Verwandten ihres Fürstenhauses, einen Priester, zu ihrem Anführer, und ihre Anstrengungen werden von plötzlichen Erfolgen gekrönt. Da wird Swatopluk, entweder weil man ihn der ihm vorgeworfenen Verbrechen nicht überführen kann, oder weil man glaubt, die Mährer dadurch beschwichtigen zu können, von Karlmann in Freiheit gesetzt. Unter dem Scheine treuer und gehorsamer Unterwürfigkeit läßt er sich vom deutschen Könige den Oberbefehl über ein großes, gegen Slawomir ausgerüstetes Heer verleihen. Mit diesem fällt er in Mähren ein. Die Bewohner ziehen sich vor ihm zurück. Er rückt bis vor die

Feste Welehrad. Hier läßt er das Heer ein Lager beziehen und geht in die Stadt, angeblich, um sich mit den Mähren über den Frieden zu verständigen. Allein statt dessen stellt er sich an die Spitze seiner Landsleute, überfällt die Deutschen und schlägt sie so total, daß Wenige entrinnen: die meisten blieben, oder geriethen in Gefangenschaft.

Swatopluk begriff wohl, daß dieser so glänzende Sieg doch nicht nachhaltig sein würde, wofern er nicht seine Macht auf jede Weise festigte und verstärkte. Er setzte sich darum in nähere Verbindung mit seinen Nachbarn und Stammgenossen, den Böhmen: er vermählte sich mit einer böhmischen Fürstentochter (einer Schwester des Herzogs Boriwoy?), und dieses eheliche Band begründete wohl hauptsächlich das innige Verhältniß der beiden Fürsten beider Länder, das für Böhmen so höchst erfolgreich geworden ist. Es gedieh zu solchem Grade von Vertraulichkeit nach und nach, daß Boriwoy in dem mächtigen Swatopluk seinen Gönner und Beschützer erkannte und sogar in das Verhältniß freiwilliger Abhängigkeit zu ihm trat. Seitdem vereinigten die Mährer und Böhmen ihre gemeinsamen Kräfte zum gemeinsamen Widerstande gegen die Macht der Deutschen. Dies geschah sofort im Jahre 872. Da sandte nehmlich Ludwig der Deutsche die größten Heere, die er nur zusammenbringen konnte, in mehrern Abtheilungen und zu wiederholten Malen gegen Swatopluk: an dem Kampfe nahmen nun auch die Böhmen Antheil. Ein deutsches Heer drang bis in das Mark des Landes vor, bis zur Moldau, verwüstete Alles, zog sich aber dann wieder zurück, vielleicht aus Furcht vor Swatopluk. Dieser hatte nehmlich inzwischen wiederholt in Mähren über Karlmann gesiegt und besonders den Baiern empfindliche Verluste beigebracht. So konnte er denn im Jahre 873 zur Offensive übergehen. Er setzte über die Donau und trieb die Deutschen dermaaßen in die Enge, daß Karlmann um schleunige Hilfe beim Vater nachsuchen mußte. Ludwig eilte von Metz herbei. Er schloß, gewiß im Gefühle seiner Schwäche, mit den Slaven und ihren verschiedenen Fürsten Frieden unter nur einiger Maaßen erträglichen Bedingungen. Sicherlich war nunmehr auch Böhmen wie Mähren so gut wie unabhängig.

Eine zweite gewichtige Folge der engern Verbindung beider Fürsten war die Taufe des böhmischen Herzogs und seiner Gemahlin Ludmila. Mit und nach diesem Acte ward nehmlich das Christenthum nunmehr auch in Böhmen heimisch, und zwar gleichfalls auf dem Wege der Milde, der Gutwilligkeit, der Ueberzeugung. Kirchen wurden gebaut und das Land in Diöcesen eingetheilt, auch zuverlässig die slavische Liturgie verbreitet. Ob aber dadurch der römisch-katholische Gottesdienst wirklich verdrängt worden ist, ob Methodius, der bei dieser Bekehrung doch gewiß mit im Spiele gewesen, das neue christliche Land und Volk für eine Erweiterung seiner Diöces angesehen und nicht mehr dem regensburger Bischof, welcher Böhmen seit der Taufe jener vierzehn Lechen für sich und seinen Sprengel in Anspruch nahm, gelassen habe, das läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten; es ist aber sehr unwahrscheinlich nach dem, was wir in einem etwas spätern päpstlichen Schreiben an den Swatopluk lesen: „daß in allen mährischen Kirchen das Evangelium, um der höhern Würde willen, zuerst in lateinischer Sprache und dann erst für das des Lateinischen unkundige Volk in der slavischen Uebersetzung wiederholt werden sollte." Hiernach zu urtheilen, wurden beiderlei Ritus neben einander geduldet, und so verblieb denn nun wohl auch der Einfluß der römisch-katholischen Geistlichkeit und das bereits eingeführte Diöcesanverhältniß in seiner bisherigen Geltung.

Zwei Jahre vor dem Tode Ludwig's des Deutschen (874) wollten die Sorbenwenden das Beispiel der Mährer und Böhmen nachahmen und sich auch von der Oberhoheit der Deutschen los machen. Bis daher hatte Thakulf der Mark vorgestanden und die Rebellischen im Zaume erhalten. Jetzt aber war derselbe mit Tode abgegangen. Diesen Moment hielten die Sorben, Siusler und deren Nachbarn für günstig: sie kündigen dem deutschen Könige den Gehorsam auf. Allein Thakulf's Nachfolger, Ratolf, und der Erzbischof von Mainz, Liutbert, dringen schnell über die Saale, verheeren das feindliche Land mit Feuer und mit Rauben und zwingen die Empörer zur frühern Dienstbarkeit.

## IV. Theilung des Reiches. Karl der Dicke. Von 876—887.

Das war der letzte Kampf beider Völker unter Ludwig dem Deutschen; dieser König starb im Jahre 876, und nun ging es wieder, nach der damaligen verderblichen Sitte der Fürsten, an ein Theilen des Reiches unter die drei Brüder. Es konnte nicht fehlen: Deutschland mußte wieder darunter leiden; es mußte noch mehr an Macht, an Ansehen, an Kraft verlieren, wenn auch die drei Fürsten unter einander sich heilig versprachen, gegenseitige Treue zu bewahren und in Fällen der Noth Hilfe zu leisten. Daher kam es denn wohl auch, daß es bald darauf (877) die Linonen und die Siusler (in der Gegend von Leipzig und Eilenburg) und deren Nachbarn wagen durften, von Ludwig d. j., dem Sachsen, Thüringen, Franken u. s. w. bei der Theilung zugefallen war, abtrünnig zu werden und ihm den gewohnten Zins zu verweigern. Ludwig sandte indessen sofort einige seiner getreuen Diener ab und brachte sie ohne Krieg auf andere Gedanken, empfing Geschenke und Geiseln von ihnen, und sie kehrten zur frühern Dienstbarkeit zurück. Die furchtbare Niederlage indeß, welche die Deutschen im Jahre 880 von den Dänen an der Niederelbe erlitten, regte wieder die Daleminzier, Böhmen und Sorben und deren übrige Nachbarvölker ringsumher auf: sie erhoben sich, suchten in Thüringen einzudringen, sengten und brennten in den dem Könige treuen Marken. Da ging ihnen aber der damalige Markgraf an der sorbischen Grenze, Poppo, entgegen und schlug sie dermaaßen, daß keiner von so großer Menge übrig blieb (remaneret).

In dem Jahre vorher war es, wo Methodius, der Apostel der Mährer, von neuem vom Papste Johann VIII. nach Rom geladen ward, um sich vom Verdachte des Irrglaubens, der Beeinträchtigung der deutschen Geistlichkeit, des Abweichens von der römisch-katholischen Liturgie und vom Vorwurfe des Gebrauches der slavischen Sprache beim Gottesdienste zu reinigen oder zu rechtfertigen. Denn dessen hatte ihn die Klerisei im salzburgisch-erzbischöflichen Sprengel beschuldigt. Wenn nun gleich Johann VIII. nicht gesonnen war, den in

Rom förmlich und feierlich ordinirten Erzbischof von Mähren und Pannonien in seiner Würde herabzusetzen und in seinen Rechten zu kränken: so wurde er durch jene Vorstellungen doch um so mehr mit Mistrauen gegen ihn erfüllt, als damals beide Kirchen, die lateinische und die griechische, mit einander in Hader lebten, und Methodius noch immer sich zur letztern hinzuneigen schien. Der Prälat folgte dem Rufe 880, begab sich wirklich nach Rom, rechtfertigte sich aber dort so vollständig, daß ihn der Papst in seiner Würde bestätigte, ihm die ganze slavische und deutsche Geistlichkeit in Swatopluk's Lande unterwarf und selbst den Gebrauch der slavischen Sprache billigte, wofern nur auch der lateinischen ihr Recht geschähe. Was hätte Mähren, was hätte Böhmen werden können, wenn beide Länder selbstständig auf diesem Wege fortgeschritten, sich später vielleicht allmählich gänzlich emancipirt hätten von der römisch-katholischen Liturgie und Kirche, so wie vom deutschen Reich! Aber leider! dauerte dieses Fortschreiten nicht lange. Methodius starb nehmlich 885, und nun brachen die Parteiungen, welche schon bei des Mannes Leben so geschäftig gewesen waren, ohne Rückhalt und ohne Scheu hervor und arteten sogar in offene Gewalt aus gegen die Freunde und Schüler desselben. Wiching, ein Deutscher, bisheriger Bischof von Neitra, hatte sich Swatopluk's Vertrauen zu gewinnen verstanden und misbrauchte nun den dadurch erhaltenen Einfluß zur Verfolgung der slavischen Lehrer und Priester. Unter diesen war namentlich der Bischof Gorazd und der nachmalige Erzbischof in Bulgarien, Clemens. Sie und noch Andere wanderten in Folge der Mishandlungen, welche sie in Mähren, wenn auch ohne Swatopluk's Wissen, erfuhren, in die Bulgarei aus. Gemäß dem Bedürfnisse und der Neigung des Volkes erhielt sich zwar noch eine lange Zeit hindurch die slavische Liturgie und der Gebrauch der vaterländischen Sprache und der slavischen Uebersetzung der biblischen Bücher beim Gottesdienste; nach und nach aber gewann doch das lateinische Element wieder die Oberhand und verdrängte das einheimische. Für jetzt bestätigte indessen der Papst, zum großen Aergerniß der bairischen höhern Geistlichkeit, die Unabhängigkeit der mährischen erzbischöflichen Diöcese wieder.

Um diese Zeit hatte Swatopluk den höchsten Gipfel seiner politischen Macht und Größe erstiegen, war Beherrscher eines weiten Reiches *), gegenüber dem welken deutschen Regimente unter Karl dem Dicken, wiewohl dieser seit 880 die Kaiserwürde errungen und seit 882 — mit Ausnahme von Kärnthen, das Arnulf besaß — die ganze große Monarchie Karl's des Großen wieder unter Ein Haupt vereinigt hatte. Aber die geistige und moralische Ohnmacht dieses Fürsten ließ ihn zu keiner thatkräftigen Handlung schreiten, und während der ewigen Familienzwiste der Karolinger und ihrer steten, oft unglücklichen Kriege mit den Normannen und Slaven hatte sich nun im deutschen Reiche bereits jenes verderbliche Lehnswesen mit dem Rechte des erblichen Grundbesitzes und dem Rechte, solches willkührlich zu theilen, jene mächtige Aristokratie weltlicher und geistlicher Großen, die dem Oberhaupte sogar wagen durfte, hindernd entgegen zu treten und seine Maaßregeln zu beschränken, herausgebildet, so daß mit dem Ansehen und der vormaligen souverainen Macht des Kaiser- und Königthums auch die Einheit des Staates verschwinden mußte. Zum Glück bewahrte der gesunde Sinn des Volkes, trotz der Zerrissenheit des Ganzen in mehrere Stämme, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer Einheit und sicherte vor dem gänzlichen Zerfallen des Staatskörpers, was bei der drohenden Macht Swatopluk's um so gefährlicher gewesen. Und an Reibungen und Conflicten zwischen beiden Partheien fehlte es nicht. So maaßten sich im heutigen Oestreich bereits die Söhne Engelschalk's und Wilhelm's die Grafenwürde erblich an und waren bemüht, den von König Ludwig dort eingesetzten, von dessen Söhnen und Nachfolgern aber nicht unterstützten Grafen Aribo daraus zu verdrängen. Und Aribo — nimmt seine Zuflucht zu Swatopluk. Daraus entsteht ein mehrjähriger Kampf, in welchem jene Grafensöhne unterliegen. Sie wenden sich nun aber an Arnulf, den Herzog von Kärnthen und Pannonien, und bitten um Hilfe. Arnulf hatte bisher im freundlichsten Vernehmen mit Swatopluk gestanden: er hatte

*) Selbst die Slaven an der Elbe bis gen Magdeburg hin sollen ihm zinspflichtig und gehorsam gewesen sein. Ditm. Merseb. IV. p. 196.

selbst seinen erstgebornen Sohn nach dem Slavenfürsten, als dessen Pathen, taufen lassen. Allein jetzt erhob sich Mistrauen, welches bald in offene Feindschaft überging. Die Bulgaren fielen im Jahre 882 in Swatopluk's Land ein; mehrere Vasallen Arnulf's nahmen an dem Zuge Theil, und es ergab sich sogar ein hinterlistiger Anschlag auf Swatopluk's Leben. Da verlangt dieser von Arnulf die Entfernung der Söhne Engelschalk's und Wilhelm's und die offene Erklärung, daß er an jenen meuchelmörderischen Umtrieben keinen Antheil gehabt. Arnulf aber weigert sich, diesen Anforderungen zu genügen. Nun überzieht Swatopluk, von den Böhmen und andern slavischen Völkerschaften unterstützt, Pannonien 883 mit Krieg und verwüstet ohne großen Widerstand mit vieler Grausamkeit die Gegend. Einen gleichen Einfall unternimmt er im Jahre darauf (884) mit ungeheurer Macht. Doch kam es erst auf dem Rückzuge zu einem Treffen; aber Swatopluk siegte, nahm mehrere deutsche Fürsten gefangen, und zwei jener Grafensöhne fanden ihren Tod in den Wellen der Raab. Auf die Nachricht hiervon eilte zur Schlichtung des Streites Kaiser Karl herbei und hielt einen Reichstag zu Königstetten in Oestreich. Es kam auch Swatopluk mit seinen Großen dahin. Aribo wurde in seiner Markgrafschaft bestätigt, und Swatopluk erhielt das eroberte Pannonien vom Kaiser, wahrscheinlich zu Lehn, und gelobte, fortan mit dem deutschen Reiche in Frieden zu leben. Hierdurch fühlte sich freilich Arnulf gekränkt und verkürzt und verstand sich erst 885 dazu, diesen Vertrag einzugehen und anzuerkennen.

Bald nachher (887) erfolgte des Kaisers gewaltsame Absetzung, wobei dem Herzoge Arnulf auch Slaven geholfen haben sollen, und 888 sein Tod, und Deutschland ward — zu seinem Glück und auch zum Unglück — zum großen Theile ein Wahlreich. Es traten einzelne Hauptstämme hierbei wieder ganz besonders hervor: die Franken, Sachsen, Thüringer, und die eigentlichen Franken sind nicht mehr der dominirende Theil. Es entsteht im deutschen Reiche ein ganz neues Verhältniß. Die Gefahr des Zerfallens wird beseitigt durch Gemeinsinn, durch gemeinsames Zusammentreten, durch

einmüthige Wahl Arnulf's, unstreitig des würdigsten der Königskrone unter allen denen, die darauf hätten Ansprüche machen können, obwohl auch er nicht im Stande gewesen ist, vollkommen die Stürme zu beschwichtigen, welche das Reich von allen Seiten und fast unausgesetzt gefährdeten.

## V. Arnulf. Von 888—899.

Arnulf hat auch mit den Slaven ewige Kämpfe gehabt. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so mußte er (889) gegen die Obotriten zu Felde ziehen. Er hatte da wenig Glück und kehrte ruhmlos wieder heim. Doch sandten sie später (895) freiwillig Gesandte, welche Geschenke darbrachten und um Frieden baten. Der König bewilligte ihnen denselben und entließ sie. Mittlerweile hatte sich ein Krieg mit Swatopluk entsponnen. Mit diesem zwar hatte sich Arnulf nach jenem oben geschilderten Kampfe wieder ausgesöhnt gehabt; es fand 890 selbst eine persönliche Zusammenkunft beider Herrscher statt, und Swatopluk soll sogar von Arnulf mit dem Herzogthume Böhmen belehnt worden sein *). Allein es müssen bald darauf wieder Misverhältnisse eingetreten sein, die das gute Vernehmen wieder aufhoben. Namentlich soll jene Verleihung Böhmens den Grund hiervon getragen haben **). Swatopluk benahm sich nehmlich seit der Zeit nicht so, wie es Arnulf erwartet hatte. Da beschloß der letztere, den stolzen Vasallen zu demüthigen. Nicht zufrieden, ein eignes Heer aus seinen Deutschen zu sammeln, suchte Arnulf dem mährischen Fürsten auch im Rücken Feinde zu erwerben. Zuerst wandte er sich an Brazlaw, einen slavischen Fürsten an dem Sawestrom, sodann an das neue, seit nicht eben langer Zeit erobernd und mit furchtbarem Ungestüm aufgetretene Magyarenvolk und endlich an die Bulgaren. Die Ungarn rückten zuerst vor von Osten her; sie wurden jedoch in waldigen

*) Der hier nicht parteilose Palacky läugnete solches gegen ausdrückliche Zeugnisse einer gleichzeitigen Quelle. Seine Gründe sind nicht schlagend.

**) Regino: Nam et Bohemi a fidelitate diutius custodita recesserunt et Zuentibold ex adjectione alterius regni vires non parvas sibi accessisse sentiens, fastu superbiae inflatus, contra Arnolfum rebellavit.

Bergschluchten von Swatopluk aufgehalten, umringt und eingeschlossen gehalten. Während dessen aber zog Arnulf von Westen und Brazlaw von Süden heran, und auch der Bischof von Würzburg, Arnt, ein gewaltiger, im Kampfe mit den Slaven viel erprobter Krieger, führte aus Thüringen ein Heer in das Böhmerland. So vielen Feinden konnte Swatopluk im offenen Felde nicht Widerstand leisten: er zog sich also in die festen Plätze zurück und gab das Blachfeld dem Feinde Preis, der es denn auch vier Wochen hindurch auf das grausamste verheerte. Mehr erlangte aber Arnulf nicht; denn Swatopluk gab sich nicht, und bald hatte er das Glück auf seiner Seite. Die Magyaren nehmlich, durch Arnulf's Vordringen wieder frei geworden, kehrten nach Hause zurück, und auch Arnulf und Arnt konnten sich in dem verödeten Lande nicht länger halten. Arnt ward auf dem Rückzuge noch obendrein von den Slaven im Gau Chutici, im Lande der Sorben (zwischen den Flüssen Saale, weiße Elster und Mulde), überfallen und erschlagen. Nun suchte Arnulf den Mährern auf noch andere Weise zu schaden und ihre Unterwerfung zu erzwingen. Er sandte Boten — sie mußten einen weiten Umweg nehmen, um nicht in Swatopluk's Hände zu gerathen — an den Bulgarenfürsten Wladimir und ließ ihn auffordern, den Mährern nicht ferner mehr den Salzeinkauf in seinem Lande zu gestatten. Aber auch diese Maaßregel trug nicht die beabsichtigten Früchte. Da erneuerte Arnulf im folgenden Jahre (893) den Angriff und die Verwüstung des Landes, allein mit noch spärlicherm Erfolge: er wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen und kam selbsteigen auf dem Rückzuge in Gefahr. Swatopluk scheint indessen dabei die Lust am Kampfe und sogar am öffentlichen Leben verloren zu haben; denn er soll sich zurückgezogen haben, soll Einsiedler geworden, ja! so gänzlich verschwunden sein, daß man seitdem keine Spur von ihm zu entdecken vermochte. Gewiß ist es indessen wohl, daß er im Jahre 894 gestorben. Mit ihm brach das mährische Reich wieder zusammen; denn er hatte das Reich nach seinem Abgange unter seine drei Söhne zu theilen geboten, wenn auch so, daß dem ältesten, Moymir, die Oberhoheit über das Ganze verbleiben

sollte. Aber in Kurzem brach Zwietracht zwischen ihnen aus, die wohl Arnulf geflissentlich nährte und so den Untergang des kaum emporgeblühten Reiches herbeiführte. Auch fielen die Söhne des um dieselbe Zeit verstorbenen Herzogs von Böhmen, Boriwoy, Spitichnew und Wratislav, vom mährischen Reiche ab und begaben sich wieder in den Schutz des deutschen Königs (895): eine Handlung, die nicht minder dazu beitrug, die mährische Macht zu zertrümmern.

Moymir hatte gleich nach des Vaters Tode mit Arnulf einen Frieden abgeschlossen, der aber dem deutschen Könige wohl unbequem war und zu vortheilhaft für den Herzog der Mährer erscheinen mochte. Als daher die böhmischen Fürsten zu ihm kamen, da er gerade in Regensburg Reichstag hielt, und ihm ihre Unterwerfung darbrachten, nahm er sie mit Auszeichnung auf, hörte ihre Klagen über die von den Mährern erlittenen Unbillen an und versprach ihnen seinen Beistand, wofern Moymir es wagen sollte, sie anzugreifen. Zwar führte derselbe 897 durch eine Gesandtschaft darüber Beschwerde, daß der Kaiser die abtrünnigen Vasallen — auch die Sorben, so scheint es, machten Miene, zu Arnulf überzugehen — annehme und ihre Umtriebe fördere; allein es ist keine Abhilfe erfolgt. Und als die Brüder ihren Bruderzwist begannen, nahm sich Arnulf des jüngern, Swatopluks, gegen den Moymir an, sandte ihm, als er im Jahre 898 der Uebermacht des letztern zu erliegen schien, Hilfe durch die Markgrafen Liutbold und Aribo, welche auch das Land überall, wo sie hindrangen, mit Feuer und Schwert verheerten. Ein Gleiches thaten sie im nächstfolgenden Winter. Ein dritter Feldzug ward 899 unternommen. Hier entsetzte das bairische Heer den Swatopluk, welcher von seinem Bruder in der einzigen ihm noch gebliebenen Stadt belagert wurde, steckte darauf dieselbe in Brand und führte den Fürsten sammt seinen Anhängern nach Baiern über: zum klaren Beweise, daß Moymir, trotz dem, daß sein Reich so geschmälert, seine Macht so verringert war, doch den Deutschen Widerstand zu leisten vermochte. Dies bewies er auch in dem kirchlichen Streite im gleichen Jahre. Die nach dem Tode des Methodius von neuem durch den Papst bestätigte Unabhängigkeit

und Selbständigkeit der mährischen Metropolitandiöcese ärgerte nehmlich die Bischöfe in Baiern und an ihrer Spitze den Erzbischof von Salzburg noch immer dergestalt, daß sie jetzt eine heftige Klageschrift aufgesetzt und an den Papst Johann IX. eingesandt hatten, worin sie die Rücknahme des Beschlusses forderten und sich sogar bereit erklärten, falls ihnen solches nicht gewährt würde, es mit Waffengewalt durchzusetzen. Moymir that hiergegen Vorstellungen, und auf sein Verlangen ordinirte der Papst wirklich, jenen Geistlichen zum Trotz, wieder für Mähren einen eigenen Erzbischof, Namens Johann, und zwei Bischöfe, Benedict und Daniel, welche eigens deswegen nach Rom gereist waren. Indessen setzte Arnulf bis zu seinem Tode (8. December 899) den Krieg gegen Moymir ohne Aufhören fort, aber auch ohne großen Erfolg.

## VI. Ludwig das Kind. Von 899—911.

Nur erst nachdem die Baiern in Verein mit den Böhmen einen neuen Einfall in Mähren gemacht (900) und das Land drei Wochen hindurch verheert hatten, und als die Ungarn wieder drohten, furchtbarer denn je, sahen sich beide streitende Partheien veranlaßt, den Frieden zu Regensburg abzuschließen (901), in welchem sich Moymir ohne Zweifel dazu verstand, Vasall des deutschen Königs zu werden. Wie die kirchlichen Angelegenheiten entschieden worden sind, ob die bairische hohe Geistlichkeit allen Ansprüchen auf Mähren entsagt habe, läßt sich nicht nachweisen. Es erschienen nun auf dem Theater der Geschichte die Magyaren als Geißel sowohl der Slaven als der Deutschen, und obwohl Moymir sie zu wiederholten Malen scheint von sich und seinem Reiche abgewiesen zu haben (901, 902 (?), 906 (?)), mag er doch im Jahre 907 in der Schlacht bei Preßburg seinen Tod, und damit seine Herrschaft und sein Reich ein Ende gefunden haben. Wenigstens schweigt die Geschichte seitdem von ihm, und sogar hundert und mehr Jahre lang von Mähren. Es ward zum größten Theile eine Beute des fremden wilden Volkes; nur der westliche Bezirk ward mit Böhmen vereinigt.

Aber die Deutschen fühlten die Zuchtruthe nicht minder.

Zerrissen wie das Reich war im Innern: durch einzelne Stämme, durch das Lehnswesen, durch Beamtenaristokratie, durch Erblichkeit der Aemter und des Grundbesitzes und das Recht, denselben zu theilen, und durch Zwietracht mächtiger Familien, regiert von einem Kinde, das nichts gethan und nichts thun konnte, war es den Angriffen der Magyaren baar und blos gestellt. Nicht allein, daß selbige von Südosten her unser Vaterland bedrängten und sich über die bairischen Marken ergossen: im Jahre 908 eilen sie den Daleminziern zu Hilfe, deren Hauptsitz im meißnischen Elbthale und in der Gegend vom heutigen Lommatzsch war, die unbezweifelt früher schon durch einen in den Annalen der Geschichte nicht aufgezeichneten Krieg von einem der Sachsenherzöge vor Heinrich I., als dem derzeitigen Inhaber der Ostmark, überwunden worden waren und deren Botmäßigkeit dann auf Otto, den Vater Heinrich's, übergegangen sein mochte, und welche sich seit 902 gegen die sächsische Herrschaft aufgelehnt hatten aber von Otto zuerst und dann, als der Krieg sich in die Länge zog, von Otto's Sohne, dem nachmaligen König Heinrich I., mit einer starken Heeresmacht bekriegt, geschlagen und mittels dieses Sieges, so wie durch grause Verwüstung ihres Landes mit Feuer und Schwert, zum Gehorsam wieder zurückgebracht worden waren (908). Sie fallen in Mähren ein, verwüsten und verheeren Alles, selbst die heiligen Oerter; alle Kirchen plündern und entheiligen sie und thun dort den christlichen Anstalten ungeheuern Schaden *); dann stürmen sie auch in Thüringen ein: ihnen erliegt der dortige Markgraf Burchard; mit ungeheurer Beute beladen, kehren sie ins Land der Daleminzier zurück. Hier sieht ein anderer Schwarm die glücklichen Beuteführer und will sich ebenso bereichern, und während er fortzieht ins deutsche Land, müssen unterdessen die Slaven diese ihre Bundesgenossen beherbergen und füttern, die sie denn so auszehren, daß, wie alte Schriftsteller berichten, die Sorben einer Hungersnoth sich preisgegeben sehen, zum Theil aus ihrer Heimath wandern und bei den Nachbarn ums liebe Brod dienen müssen. Der deutschen Herrschaft freilich wurden sie ledig für mehrere

*) Vergl. die Urkunde bei Palacky, Geschichte Böhmens I. B. S. 271 ff.

Jahre. Im Jahre 909 bricht das fremde Volk auch in Schwaben ein, ohne auf großen Widerstand zu treffen, und verwüstet das Land. Im folgenden Jahre kamen sie wieder, um auch das römische Franken heimzusuchen. Da suchte der siebenzehnjährige König alles Mögliche aufzubieten, um ihnen zu wehren. Es kommt an der Grenze von Baiern und Franken zur Schlacht, und — die Deutschen unterliegen wieder (910), und das ganze Land bis zum Rhein hin, und sogar über dem Rheine, erfährt die schmählichste Verwüstung. Und im Jahre darauf (911) stirbt der junge König, der letzte der Karolinger auf deutschem Throne, vielleicht zum Glück für sein Land. Denn im Bewußtsein der traurigen Lage des Reiches schaaren sich die Hauptstämme zusammen, die Franken, Sachsen, Alemannen und Baiern, und wählen aus ihrer Mitte den Herzog der Franken, Konrad, einen Verwandten zwar des Karolingischen Hauses, doch gewiß nur in der Hoffnung, daß er das gesunkene Regiment wieder aufrichte und kräftige.

## VII. Konrad I. Von 911—919.

Leider erfüllte dieser die Hoffnung nicht. Statt die schon getrennten oder zwieträchtigen Elemente seines Reiches zu beschwichtigen und zu vereinigen und sich auf diese Weise mit neuer Stärke zu wappnen, um den auswärtigen Gegnern desto besser Widerstand leisten zu können, veruneinigte er sich namentlich mit den Sachsen und deren jungem Herzoge Heinrich, indem er ihm und seinem Vater nicht die sorbische Mark oder das Herzogthum von Thüringen als Besitzthum zugestehen wollte nach dem Tode des Markgrafen Burchard (s. oben S. 82), da jener doch unbezweifelt schon Inhaber von der Ostmark und von Nordthüringen war, als welcher er wohl eben die Daleminzier vorher bekriegt und überwunden hatte. Daher hatte Konrad immer im Innern Deutschlands selbst zu kämpfen: hierauf allein hatte er seine Kräfte und die kurze Zeit seiner Regierung zu verwenden. Zum Glück, daß die auswärtigen Feinde ruhten, daß Konrad nicht lange lebte (bis 919), und daß er auf seinem Sterbebette den Wahlfürsten seinen Feind, den Sachsenherzog Heinrich, empfahl.

Mit diesem tritt eine durchaus neue, höchst glänzende Periode im Kampfe der Deutschen und Slaven ein, zu der wir nun übergehen wollen, nachdem wir uns noch einmal übersichtlich die Verhältnisse beider Völker vergegenwärtigt haben, wie sie sich bis daher, bis zum Ende der Regierung Konrads, gestaltet.

## Schluß der zweiten Periode.

Die Deutschen haben in dieser Periode bedeutenden Aufschwung gewonnen: sie sind zu einer Einheit, zu einem politischen Ganzen verschmolzen worden; über dasselbe ist eine weltliche und geistliche Beamtenwelt wie ein Netz geworfen, die einem Einzigen, einem unumschränkten Fürsten gehorcht. Dadurch ist Eintracht, Ordnung und zugleich Kraft in das Ganze gekommen, das Volk, das Reich und an der Spitze desselben der Regent ist zu Macht, zu Ansehen, zu bedeutendem Einflusse, selbst auf auswärtige Völker, gelangt. Die häufigen Kriege im Innern und nach außen hin haben die Tapferkeit und den ritterlichen Sinn der Nation genährt und gefördert und die Kunst der Kriegführung gesteigert. Das Christenthum und die christlich-katholische Kirche ist über das ganze Land verbreitet worden und damit höhere Bildung, ein noch kräftigerer, tüchtigerer, edlerer Charakter in das Volk hineingekommen. Das Lehnswesen zwar und die allmählich überhand nehmende Erblichkeit des Besitzes und der höhern Beamtenstellen, so wie die Einführung des Rechtes, das Oberhaupt der Nation zu wählen, ingleichen das wieder so klare Hervortreten der verschiedenen Volksstämme und des Getrenntseins des deutschen Volkes, wie es in seinen Elementen ursprünglich gewesen, mindert die Gewalt des Königs, schmälert die vormalige Souverainetät, durch welche das Reich unter Karl dem Großen so stark war, und macht es je mehr und mehr abhängig von den mächtigen Vasallen. Aber auf der andern Seite erwacht dadurch beim Volke das Bewußtsein seiner Kraft und Trieb und Lust zur Theilnahme an der Staatsverwaltung, und es zeigt sich der ideale Wunsch, daß nur der Würdigste herrschen solle und möge, was in der folgenden Periode so herrliche Früchte trägt, wenn auch die Thronfolge so ziemlich in der regierenden Familie verblieb. Die

erwähnten Herrscher bedurften doch der Anerkennung Seitens des Volkes, welches, nach den Stämmen in Herzogthümer eingetheilt, berathschagte. Unter dieser Verfassung verlebt Deutschland seine Glanzperiode: es erwehrt sich der Ungarn, erstarkt im Innern, dehnt seine Grenzen aus über Lothringen, Burgund, das Slavenland, welches es obendrein christianisirt, und vorzüglich auch über Italien, wo die Kirche seinen Herrschern die seit dem Aussterben der Karolinger erledigt gebliebene römische Kaiserkrone darbietet. Was das Verhältniß der Deutschen zu den Slaven betrifft, so muß man wahrlich der Erstern Langmuth und Gutmüthigkeit bewundern, mit welcher sie die ewigen Empörungen und feindlichen Einfälle der Letzern mit ansahen, ohne ernste, energische Maaßregeln zu ergreifen und selbigen für immer vorzubeugen. Man muß es Schwäche nennen und Lethargie und Unbeholfenheit, Mangel an Willens- und Thatkraft, aber gewiß nicht von Seiten des Volkes, sondern von Seiten der Regierung, des Staatsoberhauptes; denn das Volk war stark genug und kräftig; es fehlte nur an dem rechten Manne, der es recht zu führen im Stande war.

Die Slaven hingegen sind in ihrer Zerrissenheit und in ihrer gegenseitigen Feindseligkeit verblieben, haben sich weder in Folge der Nachtheile, welche daraus für sie entsprungen, noch durch das Beispiel der Deutschen aufgeregt gefühlt, sich nicht erhoben zum Bewußtsein der Nothwendigkeit nationaler Eintracht und des Gemeinsinnes. Ja! selbst die so herrliche momentane Blüthe und Kraft der heimischen Reiche unter einem Samo, Moymir, Rastislaw, Swatopluk hat sie nicht zur Besinnung und zur Erkenntniß gebracht. Und was hätten sie bei der Tapferkeit und Kraft des Volkes nicht ausrichten können! Von innern durchgreifenden Einrichtungen, von wirklicher Anordnung eines staatlichen Lebens ist noch keine Spur zu entdecken; es fehlte noch zu sehr an kleinern und größern gemeinsamen Wohnplätzen, an Dörfern und Städten. Solches gewährte freilich im Kriege wieder mancherlei Vortheile. Wenn der Feind in ihr Land einfiel, so zogen sie sich zurück, ließen ihre elenden Wohnungen in Stich, und jener fand nichts, was er einnehmen, wo er sich halten, wovon er sich

nähren konnte: er mußte gewöhnlich unverrichteter Sache wieder zurück; daher eben die Deutschen trotz ihrer häufigen und siegreichen Einfälle nie an Land etwas eroberten. Die Grenzen beider Völker sind noch immer jene Naturgrenzen, wie wir sie beim Auftreten der Slaven in der Geschichte gefunden. An Tapferkeit den Germanen gleich, waren sie es nicht an militairischer Einsicht und an Taktik; daher sie meistentheils in der offenen Feldschlacht den Kürzern zogen. Allmählich fingen sie an, nach dem Beispiele der Deutschen Burgen anzulegen, d. h. einige zusammenliegende Wohnungen mit Erdwällen und Gräben zu bewehren, und sich dahinter zu vertheidigen. Nur in Böhmen und Mähren hatte das Christenthum erfreuliche Fortschritte gemacht und bereits eine Art von Cultur und eine Diöcesanordnung begründet. Wie aber im politischen Leben zu wenig Ordnung, Halt und Gedeihen war: so konnte hier der Einfluß der Kirche nicht so groß sein als unter den benachbarten Germanen, wo Kirche und Staat gemeinsam sich durchdrungen hatten und die eine Anstalt die andere unterstützte. Die übrigen slavischen Länder waren, mit Ausnahme der mekelnburgischen Länder, wo durch die Stiftung des bremischen und des hamburgischen Erzbisthums ein Anfang gemacht worden war*), noch ganz und gar dem Heidenthume preisgegeben und den damit verbundenen Rohheiten. Fast alle Volksstämme, wo nicht allesammt, längs der Grenze waren mehr oder weniger in einer freiwilligen oder gezwungenen Abhängigkeit von den Deutschen, die sie entweder durch ihre wiederholten Neckereien und Raubzüge und durch Niederlagen, die sie sich zugezogen, so wie durch ihre fortwährenden Empörungen verschuldet hatten, oder die die Fürsten eingegangen waren, um gegen einheimische Nebenbuhler und Gegner oder gegen ihre eigenen Unterthanen geschützt zu sein. Dieses Verhältniß gaben sie dem Oberhaupte des deutschen Reiches kund, theils durch

*) Vergl. oben S. 60, und in der Bestätigung des hamburgischen Bischofs Hoger durch Papst Anastasius III. heißt es: nec non etiam in illis partibus Sclavorum, quae sunt a flumine Pene usque ad fluvium Egidore (Eider) soll sein Sprengel sein. Worte, die in den nachmaligen Bestätigungsurkunden gewöhnlich wiederholt worden sind.

eigenes Erscheinen oder durch Gesandtschaften an feierlichen Hoftagen und durch Erklärung ihres Gehorsams und ihrer Unterwürfigkeit, theils durch Geschenke, theils durch jährlichen Tribut, theils durch Stellung von Hilfstruppen im Fall eines Krieges, zu welchem sie aufgeboten und gefordert wurden, theils dadurch, daß sie ihre streitigen Angelegenheiten ihm zur Entscheidung und zur Beilegung anheimstellten. Außerdem band die christlich gewordenen Slaven, die Mährer und Böhmen, weil sie von Deutschland aus bekehrt worden, die Diöcesanverfassung an dieses letztere Land oder wenigstens doch an Rom, an den Papst, dessen Schutzgenosse aber, wie Beschützer, der Kaiser oder König der Deutschen war. Die Schwäche des deutschen Reiches zu Ende dieser Periode hätte den Wenden leicht Gelegenheit und die Möglichkeit gewähren können, sich gänzlich frei von der deutschen Oberherrlichkeit zu machen, wofern sie hinreichende politische Klugheit besaßen, und verstanden hätten, sich unter ein gemeinsames Oberhaupt zusammenzuschaaren, einen wohl geordneten Staat einzurichten, der, in sich selbst kräftig und sich selbst genug, des auswärtigen Schutzes nicht bedurft, und vermocht hätte etwaige fremde widerrechtliche Anmaaßungen zurückzuweisen. Allein hierzu waren sie nicht reif. Daher erfreuten sie sich nicht lange dieser für sie so günstigen Verhältnisse: „es war eine Windstille vor einem Alles vernichtenden Orkane."

Wir werden nun sehen, wie auf diesen Grund hin das Verhältniß beider Nationen sich ferner bilden sollte.

## C. Periode des Kampfes.

### Von dem Regierungsantritte Heinrich's I. bis zum Kreuzzuge gegen die Wenden oder von 919 bis 1147.

Epochen geben ab die Zeiten der sächsischen Kaiser (919—1024) und der fränkischen (salischen) Kaiser (1024—1125). Denn noch hängt der Zustand des gesammten deutschen Volkes und Reiches von den einzigen, unumschränkten Herrschern ab: an sie reihen wir also jetzt wieder die einzelnen Begebenheiten an; nach ihnen, ihrem Willen, ihren Anordnungen gestalten sich dieselben. Die Reihe der deutschen Könige und Kaiser in dieser Periode ist:

I. Heinrich I. 919—936.
II. Otto I. oder der Große 936—973.
III. Otto II. 973—983.
IV. Otto III. 983—1002.
V. Heinrich II. 1002—1022.
} Sächsischen Stammes.

VI. Konrad II. 1022—1039.
VII. Heinrich III. 1039—1056.
VIII. Heinrich IV. 1056—1106.
IX. Heinrich V. 1106—1125.
} Fränkischen Stammes.

X. Lothar der Sachse, 1125—1137.
XI. Konrad III. der Hohenstaufe 1137. Mitten in seine Regierung fällt der Anfang der vierten Periode.

Mächtige Eroberungen der Deutschen in den Ländern der Slaven. — Schwankendes Behaupten derselben.

### I. Heinrich I. Von 919—936.

Bei dem Tode Konrad's I. waren die Verhältnisse des deutschen Reiches im höchsten Grade traurig und zerrüttet: die einzelnen Stämme des Volkes ohne gemeinsamen Zusammenhalt, jeder derselben durch Herzöge, die einander gleich waren und zumeist einander gegenüberstanden in Eifersucht und Stolz, regiert und einander entfremdet; im Lande wenig feste Oerter, selbst die Zahl der Städte, Dörfer, Gemeinden waren nicht groß, desgleichen die Zahl der Bewohner

sehr zusammengeschmolzen in Folge der ewigen Kriege und der verheerenden Einfälle der Ungarn; der Heerbann vernachlässigt oder gänzlich erloschen; kein Maifeld wurde mehr gehalten und keine gemeinsame Uebung, keine rechte Ausbildung des Militäres, das auch blos aus Dienstleuten bestand, die nur im Falle eines Krieges erst herangezogen, ohne für den Kriegsdienst gehörig vorbereitet zu sein. Die vielen innern Kriege und Fehden hatten die Zahl derselben geschwächt und einander entzweiet. Die Großen hatten sich mit ihren Gefolgschaften selbst auch gegenseitig aufgerieben, und viele legten sich bei dem allgemeinen gesetz- oder ordnungslosen Zustande aufs Rauben. Die Reiterei, aus schwerbewaffneten, bepanzerten Reitern zusammengesetzt, war gewiß nur gering und, wenn auch tapfer im Kampfe, doch unbeholfen in ihren Bewegungen und gegen leichte Reiterei, traf sie etwa mit solcher zusammen, natürlich im Nachtheil. Die Grenzen nach außen waren gar nicht oder nur schlecht bewehrt, und die Nachbarvölker im Norden, Nordosten und Osten, die Dänen, Slaven, Ungarn, schlimme Nachbarn, die unaufhörliche Einfälle ins Land drohten oder auch machten.

Unter diesen Verhältnissen erhielt und übernahm Heinrich I. die Herrschaft Deutschlands, und kein Fürst hat wohl leicht seine Aufgabe so vollständig und so glücklich zu lösen verstanden, als er. Er begreift, was ihm als Herrscher und dem Reiche Noth thut; er entwickelt eine ungewöhnliche Thätigkeit; er geht bei Ausführung seiner Entschlüsse und Pläne mit einem außerordentlichen Takte, mit Vorsicht und Umsicht zu Werke, wendet hier Ernst dort Milde, hier Energie dort Nachgiebigkeit, hier rasches Handeln dort Zaudern an. Er weiß die getrennten Interessen zu vereinigen, die intensive Kraft des Volkes herzustellen, schafft sich ein geübtes Heer, eine bessere Reiterei, mehr *) feste Plätze, sich selbst bei den Seinigen Vertrauen, Ansehen, Gehorsam. So kann er es wagen, den

*) Bekanntlich ist Heinrich mit Unrecht von frühern Historikern der Städteerbauer genannt worden. Er legte nur Burgen an. Und das ist auch nicht zu hoch anzuschlagen. Er gab diesen Anlagen die gewöhnliche Burgverfassung der Dienstleute. Ein großer Theil derselben war überdies gewiß nur für die damals zu befürchtenden momentanen Einfälle und

Feinden in- und außerhalb des Reiches die Spitze zu bieten und vermag sie zu überwinden, namentlich die Slaven.

Er ist aber ein Sachse; das Sachsenland zwischen der Elbe, dem Rheine, der Saale ist seine Heimath, sein Bollwerk, sein Stützpunkt, von wo aus er operirt, und zwar mit glänzendem Erfolg. Das Sachsenland und die Sachsen, damals wohl der kräftigste und kernigste Stamm unter den Deutschen, dessen Stärke noch ungeschwächt war, tritt durch ihn nunmehr hervor, überstrahlt die übrigen deutschen Stämme, gibt denselben gleichen Aufschwung und gleiche intensive Kraft und Nationalsinn und bringt Deutschland zu solchem Grade von Macht und Ansehen, daß es Jahrhunderte hindurch das mächtigste Reich Europa's wird. Denn Heinrich und sein Sohn Otto I. erhob natürlich, als Sachse, insbesondere seine Landsleute, die Sachsen, und selten oder kein Mann, der einen Namen hatte, blieb im ganzen Lande, ohne daß ihn das Oberhaupt mit einem vornehmen Amte bekleidet und wohl auch nach andern Gegenden Deutschlands gesendet hätte. Der sächsische Stamm ward seitdem sowohl in Bezug auf die äußere Macht als auf die Stellung Deutschlands in Europa und auf dessen innere Entwickelung der glorreichste, der achtungswertheste *).

Unbezweifelt vereinigte Heinrich in seiner Person als ursprünglicher Herzog von Sachsen auch die Markgrafschaft von Süd- und Nordthüringen (vergl. oben S. 50). Die Slaven also im Nordosten, auf dem rechten Ufer der Elbe, Saale und in Böhmen kamen durch diese Erhebung des ihnen nächsten sächsischen Stammes ganz vornehmlich ins Gedränge. Ihm und den beiden ersten Herrschern aus ihm hat man es zuzuschreiben, daß sich deutsche Macht, deutsche Sprache und deutsches Leben über die Saale, Elbe, Oder nach Böhmen, Mähren, Schlesien hin verbreitet hat. An der Persönlichkeit

Kriege berechnet und mithin blos vorübergehend. Burgen gab es schon vor Heinrich in Deutschland allenthalben und in großer Anzahl. Vergl. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. II B. S. 80 f. (der neuest. Aufl.)

*) Thietmar sagt schon S. 30: Henrico et successoribus suis usque huc Saxones elevati et in omnibus sunt honorati.

dieser Kaiser aus dem sächsischen Hause ist daher uns hier Alles gelegen: sie sind die Seelen der deßfallsigen Kämpfe. Sie sollen und werden bei unsrer nächstfolgenden Darstellung im Vordergrunde stehen. War der Stoff bis daher meist trocken und dürftig wegen der geringen Anstrengungen und Erfolge der Deutschen gegen die Slaven, so wird derselbe nun, bei der Lebendigkeit und Thätigkeit der Herrscher, ebenfalls lebendiger, und so kann und soll nach Möglichkeit denn auch das Bild werden, das wir davon im Folgenden entwerfen werden: belebter, mannichfaltiger, großartiger, interessanter.

Zu allererst waren die mächtigen Vasallen im Reiche selbst, die Herzöge der übrigen deutschen Stämme, die sich, wo nicht höher, doch eben so hoch dünkten als Heinrich, zu demüthigen oder ihnen wenigstens so zu imponiren, daß sie, willig oder ungern, ihn anerkannten, seinem Willen sich fügten, sich ihm anschlossen als dem rechtmäßigen Oberhaupte des Vaterlandes. Solches Resultat herbeizuführen, war um so schwieriger, als Heinrich selbst und schon früher sein Vater Otto das böse Beispiel einiger Widersetzlichkeit gegen den Inhaber der höchsten Gewalt im Reiche gegeben hatte. Allein die hohe Persönlichkeit Heinrich's, seine Klugheit, sein schon sehr gesteigerter und verbreiteter Ruhm als Feldherr, als Oberhaupt des mächtigen sächsischen Stammes thaten hier das Ihrige. Und dazu kam sein energisches Handeln und dann wieder seine Milde und Nachgiebigkeit und sanfte Versöhnlichkeit zur rechten Stunde, was ihm die Herzen selbst derer gewann, die bis daher seine Gegner gewesen waren, und sie dergestalt beschwichtigte, daß während der sechszehn Jahre seiner Regierung kein innerer Krieg den Frieden des Landes gestört hat. In Kurzem waren alle Unebenheiten der Art geebnet, und er stand da als das gefürchtete und geachtete Haupt, dem alle, selbst die mächtigsten Vasallen, willig ihren Gehorsam und ihren Beistand zollten. Die Herzöge von Schwaben und Baiern z. B. waren nicht zu seiner Wahl gekommen. Der erstere, mit Namen Burkhard, hielt den Zeitpunkt für günstig, sein Alemannien zu einem unabhängigen Staate zu erheben, und im Gefühle seiner Macht wollte er gegen Heinrich die Waffen entscheiden lassen. Dieser aber führte

mit Schnelligkeit ein so überlegenes Heer aus Ostfranken und Sachsen herbei, daß jener sich zu Friedensunterhandlungen verstand, und Heinrich war so klug, daß er ihm Milde zu Theil werden ließ und so ihn ganz für sich gewann. Der andere Herzog, Arnulf, hatte ebenfalls nichts Geringeres vor, als sich unter Beistand seiner Baiern zum Oberhaupte des Landes, zum Könige zu machen. Heinrich zog gegen ihn, belagerte ihn in Regensburg, that ihm aber so günstige Friedensvorschläge, daß er gern darein einging und das gekrönte Oberhaupt als seinen Lehnsherrn anerkannte. So brachte Heinrich die schon wankenden Provinzen im Süden unsers Vaterlandes zum Reiche zurück und zwar für immer, und er konnte von nun an sicher auf den Beistand und den Gehorsam der beiden Fürsten rechnen, wenn er derselben bedurfte. Und als Herzog Burkhard kurz darauf seinen Tod fand, so ernannte er zum Herzoge in Alemannien einen aus dem fränkischen Hause, und machte so den Anfang, die deutschen Herzogthümer, wie andere Lehen, aus königlicher Macht zu verleihen und dabei die Fürsten verschiedener Stämme zu wechseln: der erste Schritt, die Stämme und fürstlichen Häuser einander zu befreunden und in Eins zu mischen. Außerdem vereinigte Heinrich noch das fünfte Herzogthum, Lothringen mit dem deutschen Reiche, zu welchem es, seiner Sprache nach, gehörte.

Die bisherige Trennung und Kluft der einzelnen Stämme in unserm Vaterlande ward ausgeglichen: man fing an, nicht sich selbst nur zu berücksichtigen, sondern ein Höheres, das gemeinsame Oberhaupt des Staates und somit den Staat selbst, das Vaterland zu achten, dem alle Privatinteressen zu unterstellen wären: Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern, Lothringer wollten nun wieder Deutsche sein. Das Reich, ein so eben noch zu zerfallen drohender Körper, gewann wieder Einheit und damit an Kraft und an Frische.

Diese eine Aufgabe war somit von Heinrich glücklich gelöst; die andere war die Bekämpfung der ihm und seinem Reiche, vornehmlich seinem Sachsenlande feindlichen Ungarn und Slaven. Sein Sachsen lag sehr ungünstig: eingezwängt im Norden und im Osten von drei mächtigen Feinden, den Dänen und Slaven, welchen letztern die Ungarn sich nehmlich als Verbündete

angeschlossen, war es mehr als die übrigen Provinzen von zwei Seiten heftig bedroht. Um so mehr mußte Heinrich darauf bedacht sein, gerade dieses sein Heimathland zu schützen. Der erste Einfall der Ungarn unter seiner Herrschaft geschah 919, im ersten Jahre seiner Regierung. Allein damals nahmen sie ihre verheerenden Züge nach dem Rheine zu, bis nach Lothringen, und sodann nach Italien, wo die Verwirrung der Angelegenheiten bei den fortdauernden Parteikämpfen ihnen vielfache, lange Beschäftigung gewährte und von dem nördlichen Deutschland abzog.

Im Jahre 922 begann Heinrich als Kaiser den ersten Strauß mit den Slaven im heutigen Königreiche Sachsen (einer Nachricht zufolge soll er schon im ersten Jahre seiner Regierung bemüht gewesen sein, die immer so unbändigen Slaven von seinen Grenzen abzuwehren). Er eroberte das Land der Daleminzier, ließ daselbst einen mit Wald bewachsenen Berg an der Elbe lichten und gründete auf ihm eine Burg, welche von dem dabei fließenden Bache Meißen genannt wurde. Von da aus unterwarf er dann das Volk der Milziener und Lubuser in der Ober- und Nieder-Lausitz und zwang sie zu Zinszahlung. Lange kann indessen diese Unterwürfigkeit nicht gedauert haben. Es ist wahrscheinlich, daß die so unterjochten Slaven sich wieder an die Ungarn wandten und selbige herbeiriefen. Sie kamen im Jahre 924, und ihr Auftreten war fürchterlich. „Wie viele Menschen," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, Wituchind, „diese in jenen Tagen niedergemetzelt, oder wie viele Klöster sie verbrannt haben, das erachten wir für besser zu verschweigen, denn unsere Unfälle auch nur mit Worten zu wiederholen." Heinrich konnte damals noch nicht wagen, sich den feindlichen Schaaren, die zumeist oder ganz aus Reiterei, nach Art der Nomaden, werden bestanden haben, in offener Feldschlacht entgegenzustellen. Der wilden, regellosen und dabei doch gewandten, ungestümen und höchst gefährlichen Taktik, den zahllosen Schaaren der Feinde nach Art der Heuschrecken, fühlte Heinrich weder sich selbst noch sein Heer gewachsen: er traute nicht, wie derselbe Wituchind sich ausdrückt, seinen noch rohen und des offenen Krieges unkundigen Kriegern im Gegensatze zu einem so furchtbaren

Volke, sondern hielt sich für seine Person innerhalb der Stadt Werlaon am Harz (Burgdorf bei Goslar, nach Pertz' Annahme). Da geschah es, daß von seinen Leuten einer der vornehmsten Anführer der Ungarn gefangen eingebracht wurde. Diesen glücklichen Umstand benutzte der weise Fürst, sich und sein Land des grausen Raubgesindels auf eine Reihe von Jahren zu entledigen. Die Ungarn liebten jenen ihren Fürsten dermaaßen, daß sie für die Freilassung desselben ungemessene Summen Goldes und Silbers boten. Allein der König wies solch Anerbieten zurück und verlangte nur Friede. Und den gewährt man ihm endlich auf neun Jahre, unter der Bedingung, daß der Gefangene los, und jährlich Geschenke in Geld gegeben werden sollen als eine Art Tribut. Durch diese, wenn auch ziemlich schmähliche Bedingungen ward doch die Ruhe nach außen hin erkauft, die dem Reiche sowie dem Oberhaupte desselben im gegenwärtigen Momente so theuer und so nöthig also gar nicht zu theuer erkauft ward. So war denn, wenn nicht das ganze deutsche Reich, doch wenigstens Heinrich's Stammland, Sachsen, gesichert auf einige Zeit, und der weise Fürst bekam Luft, sich gegen die greulichen Feinde zu wappnen und auf ihre Einfälle sich vorzubereiten. Jede Art größerer Ortschaften, sowohl offene als auch ganz besonders befestigte, waren damals in Sachsen noch immer selten: der Landbauer lebte einzeln auf seinem Gute inmitten seiner Aecker, im Frieden allenfalls wohl sicher, nicht so bei feindlichen Einbrüchen. Der eigentlichen Festen waren noch zu wenige; selbige genügten daher nicht zum Schutze des Landes. Daß aber solche dem schnell hereinbrechenden, nur im Blachfelde furchtbaren Feinde uneinnehmbar waren und dem Bewohner des flachen Landes Sicherheit des Lebens und der Habe gewährten, hatte die Erfahrung schon mehrfach gelehrt. Deßhalb ging denn Heinrich's Bestreben in diesen nächsten Jahren der Ruhe und des Friedens dahin, durch Anlegung und Bewehrung neuer Festen und durch stärkere Befestigung der bereits vorhandenen das Land zu sichern. „Es geht über unser Vermögen," sagt der schon erwähnte gleichzeitige Historiker, „zu berichten, obwohl es auf keine Weise verschwiegen werden darf, mit welcher Klugheit Hein-

rich bei der Sicherung unsers Vaterlandes zu Werke gegangen ist." Und um diese Festen — es war der Anfang der nachmals unter Heinrich's Nachfolger überall in allen Gauen hervortretenden sogenannten Burgwarten — zu bemannen, wählte er zuerst aus den Kriegern vom Lande immer den neunten aus, hieß ihn in den befestigten Oertern seinen Wohnsitz aufschlagen, dergestalt, daß er daselbst seinen übrigen acht Genossen für den Fall eines Krieges Wohnungen bauen, von ihnen den dritten Theil aller gewonnenen Feldfrüchte in Empfang nehmen und aufbewahren mußte, die übrigen acht aber mit für den neunten Mann säeten das Getreide mähten, die Früchte sammelten und solche an den geeigneten Plätzen aufspeicherten. Damit aber diese städtischen Ortschaften Nahrung hätten, befahl er alle öffentlichen Versammlungen und sonstigen Zusammenkünfte und Gastmähler daselbst abzuhalten. Während der Anlage derselben war er aber unablässig bemüht, Tag und Nacht, daß die Leute während des Friedens in dem geübt würden, was sie in der Zeit von Kriegsnöthen gegen die Feinde zu thun hätten, d. h. in Handhabung der Waffen und zu kriegerischen Evolutionen.

Es galt indessen nicht bloß den Widerstand gegen die Ungarn sondern auch die Bekämpfung der Slaven*).

Um die Sorbenwenden auf dem rechten Ufer der Saale im Zaume zu erhalten, die natürlich durch jenen Einfall der Ungarn sich wieder frei gefühlt, und wahrscheinlich ebenfalls öfters Raubzüge in das Land des Königs gemacht haben werden, bildete er aus denjenigen Leuten unter seinem Volke, die von schlechtem Rufe waren und ein unehrliches Gewerbe trieben, z. B. aus Dieben oder Räubern, wenn sie sonst nur tapfer und zum Militärdienste geschickt, ein besonderes Corps. Er sprach sie von der Strafe, die sie verwirkt, frei, versetzte sie in die Vorstadt von Merseburg, gab ihnen Aecker und Waffen und hieß ihnen, ihre Landsleute zwar zu schonen, gegen die Slaven indessen, insoweit sie es wagen könnten, Räubereien auszuüben. Man nannte diese Schaar die „Merseburger." Im Fall eines Krieges mußte sie mit ausrücken.

Als nun Heinrich seine Truppen, d. h. vorzugsweise seine

*) In expugnando barbaras gentes (d. i. slavicas). Wituchind I. 35.

Sachsen, an militärische Zucht und Manöuvres gewöhnt hatte, da war sein erstes Unternehmen gegen die Slaven auf dem rechten Ufer der Mittelelbe, gegen die nach dem Havelflusse von den Deutschen so genannten Heveller oder Hevelder, gerichtet. Noch war dieses Land vom Prozesse der Weltgeschichte bis daher so gut wie völlig entfernt geblieben; seit Karl's des Großen Zeiten hatte kein deutscher Fürst wieder die Elbe überschritten. Von jetzt an sollte es den Deutschen geöffnet, der Welt bekannter werden. Heinrich hat seinen Nachfolgern den Weg gezeigt. Und wie weit ist nun bis Dato hier das germanische Element vorgedrungen! Welch schöne Monarchie hat sich da gerade erhoben!

Sicherlich hatten diese Slaven sich wieder gegen Heinrich's Unterthanen vergangen, wahrscheinlich wieder räuberische Einfälle in das sächsische Gebiet auf der linken Seite der Elbe gemacht, die Ländereien verheert, Menschen, Vieh und Andres fortgeschleppt*). Und noch hatten sie nicht ihr zerstückeltes, unter einander feindseliges Wesen aufgegeben und sich zu Einem gemeinsamen Körper vereinigt; was daher dem einen Volksstamme geschah, Gutes oder Böses, berührte den andern nicht. An Cultur und Sittigung hatten sie wenig oder nichts gewonnen; ihre staatlichen Einrichtungen waren noch in der Kindheit, das Christenthum ihnen noch völlig fremd, ihr Land noch rauh und wild. Bei feindlichen Einbrüchen verließen sie ihre dürftigen Wohnungen, zogen sich in die Wälder, auf Inseln in Seen und Flüssen, in Sümpfe u. s. w. zurück. An besondere befestigte Plätze war noch wenig zu denken. Und einen Gegner, wie den Heinrich, wissen sie nicht zu beurtheilen und zu fürchten. Daß er, der kluge, rasche, thatkräftige Sachsenherzog zum Könige der Deutschen gewählt ist, wird für sie das größte Unglück. Der Antritt seiner Regierung ist für sie der furchtbarste Wendepunkt in ihren Verhältnissen zum deutschen Reiche. Wen hatten sie demselben entgegenzustellen aus ihrer Mitte? Heinrich setzte im Jahre 927 oder 928 über die Elbe, wahrscheinlich unterhalb Magdeburg. Die Slaven boten ihm nichts entgegen als sich

*) Unsere Quelle sagt: reprimendae Sclavorum saevitiae fortiter insistit (Henricus rex).

selbst und ihre Tapferkeit und einzelne durch das Terrain von Natur befestigte Plätze. Er ermüdete sie aber durch viele Treffen und zwang sie namentlich, ihre Zuflucht zu nehmen auf eine Insel, die durch die Havel mitten in sumpfiger Gegend gebildet wurde und wahrscheinlich mit einigen Fischerwohnungen besetzt war. Und in dem darauf eintretenden sehr harten Winter, wo alle Flüsse zufroren, auch die Havel, kann er das Lager auf das Eis aufschlagen lassen, und so erobert er die Stadt, d. i. die Burg (denn Burg [castrum] und Stadt [civitas] sind damals gleichbedeutend*), mit Namen Brennaburg**) oder Brandenburg, durch Hunger, Schwert und Kälte, jene Burg, welche von nun an auf dem rechten Elbufer ein Stützpunkt für die Deutschen zur Verbreitung ihrer Waffen bis zur Oder hin, und eben darum ein rechter Zankapfel für beide streitende Parteien werden sollte. Zugleich mit der Burg fiel dem König die ganze Umgegend zu, und überdem scheinen sich nebst den Hevellern zu eben der Zeit die benachbarten Wilzen, Obotriten und Redarier, also alle slavische Völker bis zur Ostsee und zum Ausfluß der Oder hin, unterworfen zu haben. Wenigstens werden diese seitdem bestimmt genannt als tributär dem deutschen Könige. Das können sie sehr wohl in Folge jener vielen Treffen und der Eroberung der Brennaburg geworden sein***). Vielleicht haben aber auch, wie Giesebrecht vermuthet (Wendische Geschichten I. B. S. 134), andere sächsische Heerhaufen, inzwischen der Kaiser nach Böhmen zog, nach dieser Seite hin den Krieg fortgesetzt und dieses Resultat gewonnen.

Nachdem solchergestalt Heinrich sich die Brandenburg und die ganze Gegend bis zum Ausflusse der Oder versichert, jene wahrscheinlich mit einer deutschen Besatzung versehen und die Slaven zur Zahlung eines jährlichen Tributes und

*) Darüber ist man neuerdings völlig einig. Vgl. z. B. Lisch in d. Jahrbb. des Mecklenb. Vereines VI. Jahrg. S. 81.

**) So der Name bei Wituchind a. a. O. nach Pertz, nicht Brannibor, wie so viele Historiker und Landcharten, selbst der Atlas von Spruner zeigen. Man wird hiernach auch die slavische Etymologie von branny (= Wehr) und bor (= Wald) als mindestens sehr unwahrscheinlich erkennen.

***) Dieß sei gegen Waitz erinnert.

zum Versprechen, das Christenthum anzunehmen, gezwungen, auch sich wohl des Gehorsams und der Unterwürfigkeit der Fürsten, z. B. des über die Brandenburg und deren Umgegend*), durch Geiseln, die er mitnahm, versichert hatte, brach er auf gegen die Daleminzier auf dem linken Ufer der Elbe in der Gegend von Lommatzsch und Meißen bis zur Grenze von Böhmen hin. Gegen diese Nation war er, noch bei Lebzeiten seines Vaters, schon im Jahre 908 (vgl. oben S. 82) zu Felde gezogen und hatte sie wahrscheinlich wegen ihrer Räubereien in seinen Landen Thüringen und Sachsen oder wegen ihres Abfalles von deutscher Unterwürfigkeit bestraft, auch 922 (vgl. oben S. 93). Sie hatten sich, wohl beide Male, wieder vom deutschen Joche losgemacht durch die Herbeirufung der Ungarn. Dafür wollte sie gewiß der König jetzt züchtigen und für künftige Fälle unschädlich machen: er wollte sie vielleicht auch darum gänzlich unterworfen haben, und auf dieser Seite die Elbe zur Grenze seines Reiches wählen, damit er den Ungarn künftighin den Einfall in das Sachsenland erschwerte oder gar verwehrte. Jedenfalls sollten die dasigen Slaven sich nicht mehr unterstehen, die wilden ungarischen Horden herbeizurufen und den Herbeigerufenen Vorschub zu leisten. Heinrich warf sich also auf sie — man erfährt nicht aus den Quellen, auf welcher Seite der Elbe, durch welche Gegenden er seinen Marsch genommen — belagerte ihren festen Ort Gana**), nahm solchen nach einer zwanzigtägigen Belagerung und verfuhr hart gegen die Gefangenen. Die Beute der Stadt wurde den Soldaten Preis gegeben, alle junge wehrhafte Mannschaft getödtet, Knaben und Mädchen zur Gefangenschaft (Leibeigenschaft?) am Leben belassen***): ein Zeichen zugleich, daß von nun an der Krieg mit größerer Erbitterung, mit Grausamkeit und ohne Schonung

*) So hat eben er sehr wahrscheinlich den Tugumir mitgenommen, den wir nachmals, zur Zeit Otto's I., eine Rolle werden spielen sehen.

**) So Pertz. Er denkt dabei an Jahna, ein Dorf zwischen Meißen und Lommatzsch. Sonst liest man in der betreffenden Stelle gewöhnlich Grona.

***) Captivitati servatae. Dieß die erste sichere Spur, daß die Deutschen die Slaven (oder Sklaven) zu Sklaven gemacht haben. Daher eben der Name Sklave.

gegen die Besiegten geführt wird. Der Sieg wurde für Heinrich um so leichter, als die Daleminzier von ihren rohen Verbündeten, den Ungarn, das letzte Mal furchtbar gelitten, diese sie und ihr Land während ihres Winteraufenthaltes förmlich ausgesogen hatten (s. oben S. 82). Und Heinrich, so heißt es in den Annalen, verpflichtete sie zur Entrichtung eines jährlichen Tributes. Indessen, allem Anscheine nach, hat man sich das nunmehrige Verhältniß der Wenden in jenem Lande zum deutschen Reiche anders und härter zu denken, denn als ein bloßes tributäres Verhältniß. Heinrich hat sehr wahrscheinlich die so langwierigen Erbfeinde seines Hauses und seines Stammes jetzt schon völlig ihrer Selbstständigkeit beraubt und gänzlich zu seinen Unterthanen gemacht, unmittelbar mit dem Sachsenlande, mittelbar also auch mit dem deutschen Reiche vereinigt; denn von nun an geschieht der Sorben und Daleminzier kaum noch Erwähnung in den Annalen der Geschichte. Die Zwingburg Meißen stellte er entweder wieder her oder, falls die obige Nachricht (s. S. 93) falsch sein sollte, legte er nun an, um den Besitz des Landes zu wahren, die Bewohner in Gehorsam zu erhalten und zugleich für seine weiteren Operationen einen Stützpunkt zu haben, wofern die Slaven in jenen Gegenden, z. B. auf dem rechten Elbufer, sich regen und seine Länder beunruhigen, seine Obergewalt abschütteln wollten. Die Burg ward, nach Dietmar's Aussage, von Heinrich mit Besatzungstruppen und andern Einlagen*) bewehrt. Fern gelegen von der bisherigen Grenze Deutschlands, der Saale, mußte sie bewirken, daß auch die dazwischen liegenden Länder in Gehorsam erhalten und nach und nach, wegen ihrer schwachen slavischen Bevölkerung, von Deutschen, zunächst von Thüringern und Sachsen, colonisirt, cultivirt, germanisirt, christianisirt wurden. Uebrigens darf man sich nicht vorstellen, daß dabei die Wenden alle zu Slaven gemacht oder gar völlig ausgerottet worden. Im Gegentheil: die Friedlichen und Gehorsamen unter ihnen blieben zuverlässig im ruhigen Besitze ihrer Ländereien und ihrer sonstigen Habe; auch ihre Sprache ward nicht vertilgt; hat sie doch noch lange, bis ins 13. Jahrhundert hinein, da-

*) Praesidiis et impositionibus caeteris munivit.

selbst fortgedauert. Nur in den neuen von Deutschen gegründeten Städten und Dörfern mochte das deutsche Element rechten Boden gewinnen und die nachmalige völlige Germanisirung des Landes begründen. Mit der Vertheidigung jener wohl gelegenen Feste ward natürlich ein Graf, ein Burggraf, beauftragt, und vom Sachsenlande aus eine Militärstraße dahin angelegt, wenn wir auch nicht wissen, wann oder wo solches geschehen.

Heinrich sahe sich veranlaßt, diese glänzenden Erfolge noch weiter zu treiben. Aus dem Lande der Sorben und der Daleminzier zog er das Jahr darauf (929) gegen die benachbarten Böhmen. Hier regierte damals der Fürst oder Herzog Wenzel. Es ist nicht klar, was den Kaiser bestimmte, in die Angelegenheiten dieses Landes einzuschreiten. Hatten die Czechen vielleicht den Daleminziern Hülfe gesendet? Oder machinirten sie nach deren Besiegung, den deutschen Herrscher wieder aus dem Besitze des neuen Landes zu vertreiben? Genug! Heinrich rückte selbst vor die Hauptstadt Prag, und Wenzel ward genöthigt zu capituliren und die Entrichtung eines jährlichen Tributes — der 120 Stiere und 500 Mark Silbers, welcher den Böhmen, wie sie später sagten, seit Pipin's des Kurzen Zeiten war auferlegt worden (vgl. oben S. 35), und den sie nachmals, noch zur Zeit Heinrichs III., zahlten? — zu geloben, also die Oberlehnsherrschaft des deutschen Königs anzuerkennen und sich als dessen Vasallen zu betrachten. Und Wenzel blieb, so lange er lebte, demselben treu und ergeben.

Hier, in Böhmen, wo bereits eine fürstliche Gewalt existirte, änderte also Heinrich nichts im Politischen und in der Verfassung. Anders in den übrigen eroberten Provinzen, wo keine solche Alleinherrschaft war, an die er sich hätte halten können, wo eine Menge von kleinern Fürsten oder Knäsen regierte. Hier mußte das Unterthänigkeitsverhältniß sich mißlicher und schwankender stellen; hier mußte also Heinrich besondere Veranstaltungen treffen. Besonders war dieß der Fall mit den Slaven zwischen Elbe und Oder, wo der mächtige Elbstrom einerseits den Deutschen ein mächtiges Hinderniß in den Weg legte, die Eroberungen zu behaupten, andrerseits

bei den Slaven immerwährend die Hoffnung nährte, das Verhältniß der Unterwürfigkeit aufzulösen, das fremde Joch abzuschütteln. Heinrich ordnete also von neuem hier Grenzgrafen an mit unumschränkter militärischer Gewalt. Ein gewisser Tietmar (Ditmar) erhielt die Nordmark auf der linken Seite der Mittelelbe — sein Gebiet scheint sich über einen ziemlich bedeutenden Landstrich zwischen Elbe, Biese, Milde, Ocker, Bode und Wipper erstreckt zu haben — und neben ihm commandirte im entfernten Lande der Redarier oder Rhetarier (so benannt nach einer slavischen Burg, Rhetra oder Redra, dem berühmten Sitze des slavischen Triglaffdienstes, bei dem jetzigen Dorfe Prillwitz unweit Neustrelitz), wohnhaft im heutigen Mecklenburg-Strelitz bis zum Ausflusse der Oder hin, Bernhard, der erste Deutsche, von dem bekannt ist, daß er auf dem rechten Elbufer eine Markgrafschaft verwaltet hat. Auch er erhält zum Schutze der Grenze und der Provinz ein besonderes Corps (praesidium militare). Das Land der Heveller aber und der an sie stoßenden Stodoraner beließ Heinrich zwar den kleinen einheimischen Fürsten, jedem sein Gebiet, verpflichtete sie aber zu einem jährlichen Tribute, behielt auch einen jungen Prinzen, Namens Tugumir, sehr wahrscheinlich als Geisel und um ihn nach deutscher Weise erziehen zu lassen und so an sich zu ketten, an seinem Hofe. Allein im Uebrigen unterstellte er sie und das ganze Gebiet höchst wahrscheinlich unmittelbar dem damaligen Verwalter der Ost-*) oder thüringischen Mark, zwischen der Saale und Mulde, „dem Besten der Sachsen, dem Zweiten nach dem Könige," einem gewissen Siegfried. Für das neueroberte Land zwischen der Elbe und Mulde mag er einen besonderen Markgrafen ernannt, dem die nach der Burg benannte Markgrafschaft Meißen zu Theil ward, oder dasselbe gänzlich mit seinem Sachsen verbunden oder auch jenem Siegfried übergeben haben. Das Letzte däucht mir das Wahrscheinlichste. Auf die Bekehrung zum Christenthume hielt Heinrich noch nicht so streng: er war zufrieden, daß die sich ihm Unterwerfenden für's Erste nur das Versprechen der Annahme, von freien Stücken,

*) D. i. des ostwärts vom Sachsenlande belegenen Landstriches zwischen den beiden obgenannten Flüssen.

geben hatten*). Die neue Lehre, die die Entsagung aller bisherigen heidnischen Verhältnisse, Gewohnheiten, Glaubens- und Cultusnormen, aller irdischen Freuden und Güter predigte, die da den Zehnten hieß an die Kirche, an die Priester geben, die den Wenden in einer ihnen fremden, der deutschen oder lateinischen, Sprache nur geboten werden konnte, mußte für sie eben so unpopulär oder noch unpopulärer sein, als selbige es anfänglich für die Deutschen gewesen war**).

So hatte denn Heinrich eine bedeutende Strecke Landes und eine Menge fremder Völkerschaften seinem Sachsenlande und damit auch dem deutschen Reiche unterworfen oder zugefügt und, wenn schon diese Eroberungen noch sehr precair waren, den Deutschen wenigstens die Bahn gebrochen, den Weg gezeigt, wohin und wie sie sich und ihre Macht ferner ausbreiten könnten.

Trotz der kräftigen Anordnungen von Seiten Heinrichs aber und trotz dieses mächtigen Zaumes, welcher solchergestalt den Slaven angelegt war, hielten sie doch nicht lange Ruhe. Schon in demselben Jahre (829) erhoben sich urplötzlich die entfernteſt wohnenden Redarier zur Empörung, versammelten eine große Mannschaft und machten einen Angriff auf die Stadt Walsleben, eroberten sie und tödteten die Bewohner. Da griffen auch die übrigen benachbarten slavischen Nationen zu den Waffen. Um ihren Trotz zu brechen, übergibt Heinrich ein Heer benebst dem Grenzcorps dem Bernhard und gesellt ihm zum Collegen den Thietmar zu, und heißt beide die Stadt Lunkini (Lenzen) auf der rechten Seite der Elbe belagern (also im Rücken der Feinde, die auf dem linken Ufer standen). Hier nun sollten sie am fünften Tage bei der Nacht überrumpelt werden von den heranrückenden Slaven, welche die Feste entsetzen wollten. Allein vorher davon benachrichtigt und darum sorgfältig auf der Hut, griffen sie den sehr zahlreichen Feind an und schlugen ihn in einer überaus mörderischen Schlacht, worin das Schwert der Deutschen eben soviel Slaven fraß als das benachbarte Gewässer — in der Nähe

*) Christianitatem ultro promitterent, sagen die Quellen.

**) Vgl. Jak. Grimm's deutsche Mythologie S. 3 f.

von Lenzen sind zwei Seen — verschlang. Der Tag der Schlacht war der 4. September. Lenzen fiel sofort in die Gewalt der Deutschen, und die Empörer sahen sich genöthigt, der sächsischen Herrschaft von neuem und andauernder sich zu unterwerfen. Der ganze Aufstand kostete an 200,000 Slaven das Leben, jener Sieg allein an 120,000, wofern die letztere Zahl wenigstens nicht eine Uebertreibung oder ein Irrthum ist (vgl. Schaffarik a. a. O. S. 526). Auch für die Sieger war er nicht ohne manchen empfindlichen Verlust. Wie furchtbar grausam man von Seiten der Deutschen dabei verfuhr, lehrt die Nachricht bei Wituchind, daß alle Gefangenen (700?) am Tage nachher geköpft worden sind, „wie man ihnen versprochen hatte". Sie wollten also lieber nicht mehr leben als in der Gefangenschaft und Sklaverei der Deutschen schmachten.

Heinrich ehrte bei ihrer Rückkehr aus dem Feldzuge die siegreichen Anführer durch Anerkennung ihrer Verdienste und empfing sie glorreich.

Dieser Sieg, so erfolgreich und glänzend er auch gewesen, hielt indessen nicht die Dänen ab, in Verbindung mit den Obotriten zwei Jahre nachher, im Norden des deutschen Reiches, wieder Friedensstörungen zu versuchen. Heinrich zog 931 persönlich gegen sie, unterwarf sich und seiner Herrschaft namentlich die Obotriten wieder und nöthigte ihnen die Zusage ab, das Christenthum anzunehmen und sich die Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche im Lande gefallen zu lassen. So fängt denn Heinrich nun ernstlicher an, auch die Religion und die Kirche in seine Plane und Maaßregeln hereinzuziehen. Aber weiter als dieses Versprechen erlangte oder verlangte er auch hier noch nicht. Es ist bekanntlich, neuern Aufklärungen zufolge, auch eine Fabel, daß er die Marienkirche bei Brandenburg auf dem Harlunger- oder Marienberge sollte gegründet haben. An eine wirkliche Bekehrung der rohen und wilden Slaven ward mithin damals noch gar nicht gedacht. Welche Glaubensboten hätten es auch wagen sollen, zu ihnen hinzugehen? Ferner finden wir in keiner unsrer Quellen eine bestimmte Nachricht, daß der König nach dem Beispiele eines Karls des Großen in den unterworfenen Ländern Kirchen, Klöster, Bisthümer irgendwo

gegründet hätte. Er überlebte ja auch nur wenige Jahre die wirkliche politische Unterwerfung der Slaven.

Bald erhielt und nahm Heinrich Gelegenheit an der obern Elbe im heutigen Königreiche Sachsen das Glück seiner Waffen ebenfalls zu versuchen. Die auf dem rechten Elbufer daselbst wohnenden Milziener und Lausitzer hatten wahrscheinlich wieder mancherlei Unbilden verübt. Da geht er — es war im Jahre 932 — von der Feste Meißen aus über die Elbe und unterwirft die erstern sofort seiner Herrschaft und zwingt sie zu einem jährlichen Tribute. Dann zog er ins Land der Lausitzer, vor ihre Feste Liubusua (Lebusa zwischen Dahme und Schlieben). Das war damals ein ansehnlicher Ort, der wohl 10,000 Menschen fassen konnte. Er lag auf einer Anhöhe, unterwärts, nach Süden zu, eine zweite bedeutend kleinere Festung, getrennt von der erstern nur durch eine Vertiefung. Heinrich griff die größere zuerst an und nöthigte die Belagerten bald, selbige zu verlassen und in die kleinere sich zurückzuziehen. In Kurzem mußte aber auch diese übergeben werden, und die Lausitzer wurden nun gleichfalls, höchst wahrscheinlich eben in Folge des gegenwärtigen Sieges, dem deutschen Reiche zinsbar; denn nachmals bis 949 wird kein Krieg der Deutschen mit den Lausitzern erwähnt und in dem genannten Jahre doch der Gau Lusici dem Sprengel des brandenburger Bischofs zugetheilt. Was Heinrich mit dieser Gegend, die jetzt zum ersten Male in das Licht der Geschichte eintritt, gethan, welchem seiner Beamten untergeordnet, wie eingerichtet habe, davon erfahren wir leider nichts. Es scheint mithin, wie wenn er sich die Verwaltung und Vertheidigung selbst vorbehalten gehabt hätte.

Auf solche Weise war das ganze Land auf der rechten Seite der Elbe, längs dem ganzen Stromlaufe dieses Flusses, dem deutschen Reiche hinzugethan, und der Krieg an den slavischen Grenzen entschied sich mehr und mehr zu Gunsten der Deutschen. Durch die meist persönliche Theilnahme Heinrichs gewann das Ganze an Lebendigkeit und an Bedeutsamkeit und an Interesse, dergestalt, daß nun auch weit herrlichere Erfolge von Seiten der Deutschen erzielt wurden. Dagegen mußte sich freilich der Haß der Slaven mit jedem

neuen Siege Heinrich's gegen die Sieger und Bedränger steigern. Der jugendlich frische Sinn des Königs brachte in alle Theile seiner Regierung eine Thätigkeit, daß den Slaven wohl hätten die Augen aufgehen, sie das Gefährliche ihrer Lage bedenken und auf geeignete Gegenmittel sinnen sollen. Dessen waren sie aber nicht fähig. Nur zu vereinzelten Empörungen nahmen sie in ihrer Vereinzeltheit und Zerrissenheit ihre Zuflucht, erreichten aber dadurch nicht nur nichts, sondern verloren gewöhnlich noch mehr von dem, was sie bisher gehabt, an Land und Leuten, an Freiheit und Selbstständigkeit.

Jetzt hatte nun Heinrich sein Heer hinlänglich vorgeübt, zu Kampf und Sieg gewöhnt und hinreichend erprobt; er hatte diejenigen seiner Feinde, die ihm am nächsten wohnten, gedemüthigt und zur Unterthänigkeit gezwungen. Jetzt konnte er es also mit den Ungarn aufnehmen. Als sie daher Gesandte schickten nach Ablauf des neunjährigen Waffenstillstandes, um sich noch ferner den Tribut zahlen zu lassen, wurden sie schnöde abgewiesen. Diese Schmach rief sie auf zu einem Rachezuge, im Jahre 933. Sie kamen durch das Land ihrer ehemaligen Verbündeten, der Daleminzier, und forderten selbige auf, an dem Zuge Theil zu nehmen. Indessen diese, im Vertrauen auf den deutschen König und dessen Macht, wagten sogar die fremden Gäste zu verhöhnen. Und die Ungarn nahmen sich nicht die Zeit, solche Unbill zu rächen, forteilend gegen den Hauptfeind. Es ist bekannt, wie sie, nach mehreren Seiten hin ihre Macht zersplitternd, aller Wege von Heinrich geschlagen und fast gänzlich vernichtet worden sind: eine Waffenthat, die Heinrich's Ansehen und Ruhm bei den Slaven noch mehr erhöhen und sie zum Gehorsam antreiben mußte. Indessen hatte er doch auch nachmals mit einem Theile derselben zu kämpfen. Die Ukraner in der Uckermark — Giesebrecht hält sie ohne hinreichenden Grund für Wagrier oder Waarer — hatten im Jahre 934 den Dänen Hülfe gegen Heinrich geleistet: er glaubte sie dafür züchtigen zu müssen, noch dazu da sie sich an den deutschen Gesandten vergriffen. Der König stellte sich selbst an die Spitze eines Heeres, besiegte sie und machte sie sich zinsbar.

Es war die letzte Waffenthat des berühmten Mannes;

denn obwohl er es noch erlebte, daß der Herzog in Böhmen Wenzel durch seinen Bruder Boleslav (28. September 935) ermordet wurde, was ihn zu einem Feldzuge dahin hätte vermögen können: so geschah solcher doch nicht. Boleslav scheint bis zum Tode Heinrich's sich ruhig verhalten und sich nicht von der sächsischen Herrschaft losgesagt zu haben. Heinrich starb den 1. Juli 936 und hinterließ den Ruhm, das deutsche Reich wieder zu einem Ganzen vereinigt, es im Innern gefestigt und gekräftigt, vor allen auswärtigen Feinden gesichert, ihm Achtung und Ehre erworben und es vornehmlich auf Kosten der Slaven bedeutend nach Osten hin vergrößert zu haben: einen Ruhm, den ihm keine Zukunft je wird schmälern können.

Und dieses Reich, diese Herrschaft ging, gemäß der schon seit Karl des Großen Zeiten geltenden Erbfolge, die jetzt wieder zur Geltung gebracht wurde, über auf seinen Sohn,

## II. Otto I., von 936—973,

der vollkommen in die Fußtapfen seines Vaters tritt und, durch gleiche Klugheit und gleiche Energie geleitet, dem deutschen Vaterlande noch größere Herrlichkeit vor der Welt gewährt, und zwar ebenfalls hauptsächlich im hartnäckigen und andauernden Kampfe mit den Slaven.

Auch Otto hatte anfänglich viel mit innern Mißverhältnissen zu kämpfen, und zwar mit den nächsten, mit Familienverhältnissen: man wollte ihm Thron und die Wahl streitig machen. Nur durch seinen festen Willen und durch seine Thatkraft beseitigte er leicht und glücklich alle, so wie sie ihm nach und nach entgegentraten. Und es war nothwendig, daß er sich bald und fortwährend Ruhe im Innern des Reiches verschaffte; denn von außen her drohte ihm so mancher Strauß. Was sein Vater gethan und vollbracht hatte, war nur erst eine Grundlage; dem Sohne lag die Aufgabe ob, das Gebäude selbst zu errichten. Die äußeren Feinde waren nur gedemüthigt worden, nicht vernichtet, und warteten nur der günstigen Gelegenheit, um das ihnen aufgelegte Joch abzuwerfen. So war kaum die Nachricht von Heinrich's Tode nach Böhmen erschollen, und daß Otto zur Kaiserwahl nach Aachen abgereist sei,

als Boleslav einem ihm benachbarten Unterfürsten den Krieg ankündigte, darum, daß er den Befehlen des sächsischen Fürsten Gehorsam geleistet hatte. Dieser sandte Boten nach Sachsen und erbat sich Hülfstruppen. Es wird ihm ein gewisser Arsik mit der Merseburger Schaar und mit einer starken Mannschaft aus dem Hessegau geschickt, dem auch ein Heer, aus Thüringern bestehend, beigesellt. Die Deutschen, anfangs schon siegreich, sind nicht vorsichtig, werden von Boleslav geschlagen, ihr Heer gänzlich vernichtet. Eben so fielen in derselben Zeit die Ukraner wieder ab.

Otto, benachrichtigt noch in Aachen von diesen Unfällen, läßt sich dadurch nicht in Bestürzung setzen, sondern, durch göttliche Kraft gleichsam gestärkt, bricht er mit dem ganzen Heere auf, zuerst gegen die Ukraner. Es war in der Mitte des Septembers des Jahres 936. Den speciellen Oberbefehl überträgt er aber einem jungen, edeln, thätigen und klugen Manne, Hermann aus dem Hause Billung, mit welchem er wohl näher befreundet war. Und wahrscheinlich war in der Zeit Bernhard, jener erste Markgraf im Lande der Redarier, mit Tode abgegangen. Wir hören wenigstens nirgends etwas von ihm. Durch diese Wahl fühlten sich theils die übrigen deutschen Fürsten, theils Hermann's älterer Bruder Wichmann zurückgesetzt. Ihr Unwille hierüber steigerte sich, als Hermann im Kampfe gegen die Feinde glücklich war. Einer derselben, Eckhard mit Namen, vermaaß sich größere Thaten zu vollführen oder — nicht leben zu wollen. Aber er, und so viele Genossen sich zu ihm gesellt, büßten die auch wider das Verbot des Königs unternommene That mit dem Leben: sie fielen unter den Streichen der Feinde. Da griff Otto die Slaven an, tödtete eine Menge derselben und zwang sie endlich zum Tribute. Darauf kehrte er durch das Land der Redarier in Frieden nach Sachsen zurück (14. October). Warum er jetzt eben so wenig, wie vorher beim Antritt seines Zuges, Böhmen berücksichtigte und den abtrünnigen Boleslav nicht bestrafte, vermag man sich nicht zu erklären: die Quellen schweigen darüber. Es vertrat ihn aber hier wohl sein Markgraf Siegfried, der der Obhut Sachsens pflegte.

Hermann Billung hatte mit dem Oberbefehle des Heeres von Otto zugleich die Vertheidigung der Grenze gegen die Dänen und nächst derselben die Aufsicht über die den Dänen zunächst wohnenden wendischen Völkerstämme erhalten. Sein markgräflicher Sprengel begriff demnach gewiß das Land von den Mündungen der Eider und Elbe zwischen diesem Strome und der Ostsee bis vielleicht hin an die Peene und Elbe, d. h. so weit sich, schon nach der Anordnung Karl's des Großen vom Jahre 786, das Bisthum Verden erstrecken sollte. Dieser Theil des Slavenlandes war auch gemeint, wenn Ludwig der Fromme im Stiftungsbriefe des Erzbisthums Hamburg vom Jahre 834 und der Papst Gregor in seiner Bestätigung vom Jahre darauf, überhaupt von Slaven spricht, die dem neuen Erzbisthume untergeordnet sein sollten. Der ward also jetzt hereingezogen auch in das politische Bereich, so daß längs des ganzen Stromgebietes der Elbe bis zur Ostsee hin nun Grenzgrafen gegen die Slaven geordnet waren und die Wacht hielten.

Eben so fing man an von Seiten der Kaiserlichen Regierung darauf bedacht zu sein, den Heiden das Christenthum predigen zu lassen, sie, die so roh und unbändig, oft so grausam und unmenschlich, so ohne alle Bande der Rechtlichkeit, der Treue, der Gesittung überhaupt waren, durch die neue Lehre zu humanisiren und moralisiren. Daher predigte, wahrscheinlich schon zu der Zeit, wo Otto im Lande der Ukraner den Krieg führte, Bischof Adalward von Verden unter den Wenden, d. h. unter den Obotriten, und das dortige Slavenland erhielt, wie jüngst in Hermann Billung seinen Markgrafen, so nun auch seinen Bischof. Schleswig, die Stadt, nebst dem Lande zwischen der Schley und Eider, ingleichen das wendische Gebiet von den Grenzen der hamburger erzbischöflichen Parochie bis zur Peene machten die neue Diöcese aus. Ihre Kathedrale jedoch ward in Oldenburg erbauet. Als erster Bischof wurde von Otto ein gewisser Marco eingesetzt, ohne bei der Sache auf den hamburger Erzbischof Rücksicht zu nehmen; denn, wie Helmold meldet, dachte er schon damals an die Stiftung eines neuen Erzbisthumes an der Mittelelbe, des magdeburgischen, und jenes neue Bisthum

diesem neuen Erzbisthume zu unterstellen. So scheint es, wie wenn der Kaiser darin bereits das erste Glied erblickt habe derjenigen weiteren kirchlichen Stiftungen unter den Slaven, welche er nachmals ins Werk setzte, zu welchen er also wohl schon damals die Idee hegte, und welche für uns die Regierung Otto's von so außerordentlicher Wichtigkeit, von so hohem Interesse machen. Denn so ward ausgeführt, was man schon unter Heinrich hätte anfangen sollen, wenn man es hätte thun können, daß man das Christenthum herbeinahm zur Hilfe, um die ungeschlachten Wenden zu zügeln, um sie durch das Netz und die milden Lehren kirchlicher Beamten, neben den weltlichen und neben deren herbem Drucke, zum willigen Gehorsam gegen die gesetzliche Ordnung hin- und anzuleiten. Von diesem Standpunkte aus erscheint Otto's Charakter und Regierung überaus hoch und hehr, und auch segensreich. Nirgends zeigt sich sein Geist und sein Gemüth in schönerm Lichte als hier, wo es galt, rohe unbändige Herzen der halb thierischen Natur zu entrissen, sie zu gewöhnen an Zucht, Ordnung, Gesetzlichkeit, Sittigung, sie aus dem Zustande der Geistlosigkeit und des dumpfen thierischen Hinbrütens zu allgemeiner menschlichen Bildung hinzuführen.

Indessen leicht und bald zu bewerkstelligen war das nicht. Wenig Jahre, nachdem jene Bestimmungen getroffen waren, griffen die Obotriten im Verein mit den ihnen befreundeten Dänen von neuem zu den Waffen, und Otto war genöthigt sie wieder mit der Schärfe des Schwertes zu bändigen.

Während seiner ganzen Regierung war aber jene Angelegenheit eine Hauptangelegenheit seines Herzens, so wie er denn überhaupt die Verhältnisse mit den Slaven nie aus dem Auge verlor, obwohl ihn vielerlei innere und andere auswärtige Angelegenheiten, Zwistigkeiten mit den Großen des Reiches, selbst mit seinen eigenen Brüdern Thankmar und Heinrich vielfach, man möchte sagen in Einem fort, in Anspruch genommen haben.

Die Ueberwachung der Grenzen nach den Slaven zu war ebenfalls immer sein Hauptaugenmerk. Im Gau Serimunt zwischen Saale, Elbe, Mulde und Fühne commandirte zur Zeit als Markgraf ein gewisser Christian, der auch den südlichsten Theil

von Nordthüringen, vielleicht selbst einen Theil vom Schwabengau verwaltete, neben ihm in Nordthüringen ein gewisser Ditmar Siegfried, höher stehend als die beiden genannten, war Markgraf der Ostmark und hatte seinen Sitz zu Merseburg. Ihm war zugleich die Oberaufsicht über die ganze Sorbengrenze, besonders auch gegen Böhmen hin übertragen, somit wohl nicht minder über die südthüringische Mark und über Meißen. Vielleicht stand auch Thankmar unter ihm, der mit irgend einem Amte an der böhmischen Grenze beauftragt war, der ältere, aber nicht ebenbürtige Bruder Otto's.

Siegfried nun starb 937. Da glaubte Thankmar (oder Thammo) die nächsten Ansprüche auf dessen Posten zu haben, als sein und Otto's nächster Verwandter *) — es fing sich also das verwandtliche Rechtsverhältniß immer mehr an, auch unter den hohen Grenzgrafen oder Markgrafen, geltend zu machen; war es ja doch schon früher von den sächsischen Herzögen Otto und Heinrich I. geltend gemacht worden, vergl. oben S. 83 — und maaßt sich sogar, noch ehe der Kaiser sie ihm gewährt, die Legitimation an. Das mochte diesen verdrießen, und zugleich war Otto einzig darin, daß er immer diejenigen zu seinen Beamten zu wählen verstand, die ihrer Tüchtigkeit nach am würdigsten waren. Und — er wählte zum Nachfolger Siegfried's, zu einem der schwierigsten und wichtigsten Posten im ganzen Reiche, Gero, einen der klügsten, muthvollsten, tapfersten, umsichtigsten und thatkräftigsten Männer, zwar streng und hart bis zur Grausamkeit, aber seinem Herrn über Alles ergeben, und kirchlich religiös. Der ward also Graf im Schwaben- und Nordthüringer-Gau, dem Mittelpunkte der Beaufsichtigung und, im Falle einer Empörung, der Unternehmungen gegen die Slaven von der Mittelelbe bis hin zu den Redariern an der Oder. Und er wird die Seele dieses heißen Kampfes; jede Schlacht, wird von ihm gerühmt, sei ein Sieg gewesen. Er wird der eigentliche Begründer der deutschen Marken auf der rechten Seite des Elbstromes.

*) Thietmar pag. 20: discordia — — oritur non minima, quae Tammonem — — concitavit eo, quod — — heriditas materna sit ei prorsus ablata.

Seine Ernennung freilich beleidigt von neuem den Thankmar; der empört sich gegen Otto, in Verbindung mit dem Frankenherzog Eberhard, wird aber bald erschlagen. Indessen gewann doch der Bürgerkrieg noch weitere Ausbreitung, da Heinrich, des Kaisers jüngster Bruder, und Gilbert, der Herzog von Lothringen, hineingezogen wurden. Erst der Tod der beiden Herzöge und Heinrich's freiwillige Unterwerfung endeten diese Wirren, nachdem sie zwei Jahre gedauert.

Solche für sie so günstigen Verhältnisse ließen die Slaven nicht unbenutzt vorbeigehen. Sie mochten jetzt gegen die deutsche Herrschaft um so schwüriger werden, als Otto anfing — es war in demselben Jahre (937) — die ihm unterworfenen Wenden als Hörige, als Leibeigene, als Sklaven zu betrachten und nach Gefallen zu verschenken. Mittelst der in jenem Jahre ausgestellten Stiftungsurkunde des St. Mauritius-Klosters in Magdeburg schenkt er unter Anderm demselben auch funzehn slavische Familien in Germersleben und kurz vorher dem Nonnenkloster in Quedlinburg gleichfalls funfzehn Slaven-Familien in Frose und eben so viele in Kalbe. Gleicher Weise verfügt er zu Gunsten des erstern über den Zehnten der Jagd und des Erwerbes (venationis acquisitionisque decimam) im Gaue Morzanan, Leitzkau und Heveldun (Havelland), also in Ländern auf dem rechten Elbufer.

Dies Letztere ist zugleich ein Beweis, daß nun bereits auch das den deutschen untergebene Slavenland in Gaue muß eingetheilt gewesen sein. Eben so ward gewiß auch schon daran gedacht, das Land durch Burgwarten zu schützen und die Bewohner in Gehorsam zu erhalten. Solcher Burgwarten treten bald, um die Jahre 946 u. ff., namentlich viele hervor.

Derlei Maßregeln zu ihrer immer größern Knechtung mochten den Slaven wenig gefallen. Durch Brand, Mord, Verwüstung suchten sie an den Deutschen ihr Müthchen fortwährend zu kühlen, besonders in jener Zeit, wo Otto mit seinen Brüdern und Großen zu kämpfen hatte. Bald dachten sie an noch Schmählicheres. Nehmlich sie sahen recht wohl ein, daß Gero in ihren Landen die Säule der sächsisch-deutschen Herrschaft war. Darum wollten sie ihn aus dem Wege schaffen, erst mit List. Aber er kam derselben mit List zuvor.

Er ladet, wie aus der Erzählung bei Wituchind hervorgeht, unter dem Scheine eines friedlichen und fröhlichen Gastmahles slavische Edle oder Fürsten aus dem ihm überwiesenen Gebiete zu sich ein, bewirthet sie köstlich, und als sie des Weines voll und trunken sind, tödtet er an dreißig derselben in einer Nacht. Damit war indessen der Ausbruch der Empörung doch nicht erstickt. Im Gegentheil: die grausame That steigerte die Erbitterung der Wenden; alle erhoben sich wie ein Mann, selbst die Obotriten an der äußersten nördlichen Grenze (940). Gegen diese ward ein sächsisches Heer ausgesandt unter einem gewissen Haiko, das aber sammt dem Anführer ihren Schwertstreichen erliegt. Gero vermag nicht, allen diesen Feinden die Wage zu halten. Da führt der Kaiser selbst eine Armee herzu, bringt ihnen einen Verlust nach dem andern bei und treibt sie in große Bedrängniß. Hier aber zeigte sich der Charakter dieser Slaven doch in vortheilhaftem Lichte. „Nichtsdestoweniger," sagt Wituchind, „haben sie den Krieg dem Frieden vorgezogen, und alles Elend geringer geachtet denn die theure Freiheit." „Es ist nehmlich," fügt er hinzu, „diese Menschenrace hart und ausdauernd in Drangsalen, gewöhnt an die schlechteste Nahrung, und was den Deutschen für eine schwere Last zu gelten pflegt, dünkt den Slaven eine Art von Lust." Es gingen noch viele Tage ins Land, daß die Deutschen so für ihre Herrschaft und für ihren Ruhm, die Slaven für Freiheit und Abwehr der Knechtschaft stritten. Das Glück war sehr wechselnd. Die Sachsen und an ihrer Spitze Otto hatten in der Zeit viel zu leiden: im Innern des Reiches von den Franken und Lothringern, von außen durch die Dänen und die Slaven. Unter solchen Kämpfen ging auch die Brandenburg ihnen wieder verloren, und dadurch ward der Besitz der ganzen Eroberungen auf der rechten Seite der Elbe gefährdet. Denn dieser Platz war damals durchaus ein Hauptstützpunkt der deutschen Macht in diesen Gegenden.

Hier galt es nun, unerschrocken in der Bedrängniß, fest im Vertrauen, rasch im Entschlusse und in der Ausführung zu sein. Und das war Otto. Niemals hat er sich wohl größer und des Namens eines Großen würdiger gezeigt, als in diesen Tagen. Am Schlusse des Jahres stand er siegreich

da über alle seine Feinde. Auch in Gero's Sprengel wurde die Unterwerfung der Slaven wieder herbeigeführt, obwohl auf minder rühmliche Weise: durch Hinterlist und Trug. Im Havellande nehmlich, in der Brandenburg, waltete, seit jener Katastrophe der allgemeinen Empörung, unabhängig von der deutschen Botmäßigkeit ein Fürst, der einzige, welcher von allen jenen ermordeten Fürsten übrig geblieben war. Gero und ebenso Otto wünschten natürlich die Burg wieder zu haben. Sie nahmen zu einer List ihre Zuflucht. Kaiser Heinrich hatte bei seinem Sterben eben jenen Slaven verlassen*), der nach dem bei seinem Volke geltenden Erbfolgerechte einst Herrscher der Heveller oder Havelder werden mußte, jenen Tugumir. Er lebte in Sachsen (am kaiserlichen Hofe?), wahrscheinlich — darauf deutet wenigstens der Ausdruck elapsus in unsrer Quelle — in einer Art von Gefangenschaft, vielleicht eben (vgl. oben S. 98 und 101) als Geisel; er war auch wohl im Christenthume erzogen, wenigstens ist er als Christ gestorben; denn sein Todestag ist in dem Nekrolog eines Klosters (Möllenbek) verzeichnet worden. Dieser Slave wird durch vieles Geld bestochen und durch noch größere Zusagen gewonnen und verspricht, das Land zu verrathen. Also wie wenn er heimlich entschlüpft wäre, kommt er nach der Burg Brandenburg, wird von seinen Landsleuten anerkannt und als ihr rechtmäßiger Herrscher aufgenommen, und in Kurzem erfüllt er sein Versprechen. Denn den bisherigen Fürsten der Heveller, seinen Neffen, ladet er zu sich ein, nimmt ihn hinterlistiger Weise gefangen, tödtet ihn und übergibt die Burg sammt der ganzen Umgegend der Botmäßigkeit des Königs, d. h. er gelobte als künftiger Fürst der Heveller dem Könige Otto Tribut **). Hierauf unterwarfen sich alle slavische Stämme bis zur Oder hin, auf ähnliche Weise, der Zinspflicht gegen den deutschen König. Die Uebergabe einer so wichtigen Feste, wie die Brandenburg damals sein mochte, konnte leicht jeden Gedanken an fernern Widerstand beschwichtigen.

*) A rege Henrico relictus: Worte, die von allen Geschichtschreibern bisher verschieden und dabei doch falsch gedeutet worden sind.

**) Dies lehrt der Ausdruck simili modo bei Wituchind in der darauf folgenden Notiz.

Tugumir starb bald darauf (um 940). Damit ging sein ganzes Besitzthum, die Brandenburg nebst dem nächstliegenden Havellande, in den vollkommenen Besitz des deutschen Königs über. Jetzt war es die Aufgabe, das Eroberte fester zu behaupten und den Besitz desselben auf die Dauer zu sichern und, falls ein Krieg mit den Empörern zu führen wäre, ihn auf Kosten der Unterworfenen zu führen. Zu dem Ende erhielt das Land auf beiden Ufern der Mittelelbe, ferner an der Saale und der Ocker — wo es wahrscheinlich gleiche Grenzen mit dem halberstädtischen Bisthume hatte — die Verfassung einer einzigen Mark. Einzelne Theile zwar hatten ihren eigenen Untermarkgrafen. So stand z. B. die Gegend zwischen dem Harze und der Elbe, nördlich von Magdeburg, unter Christian. Diese Untermarkgrafen sammelten sich, so wie die freien Besitzer und Vasallen, unter die Fahnen der Markherzöge, als Gero's, der seit 941, also gewiß in Folge der glücklichen Unterdrückung jenes Aufstandes, den wir so eben geschildert, und Hermann's, der seit 953 in den Urkunden den Beinamen Marchio, seit 946 den Titel Dux ac Marchio führt. Diesen nehmlich gebührte die oberste Leitung des Krieges. Die Mittel zur Führung des Krieges schafften die bereits unterworfenen Slaven herbei; denn wer aus den Deutschen zum Kriege aufgeboten ward, mußte aus dem Tribute, welchen jene zahlten, durch Geschenke oder durch bestimmte Zahlungen befriedigt werden. Zu letzterem Zwecke suchte der König das Land nach Möglichkeit in die Hände deutscher Besitzer zu bringen: er verschenkte Ortschaften und ganze Landstriche an die Markgrafen und andere Edle, oder er bereicherte damit geistliche Stiftungen. So behielt denn jetzt die Mark nicht mehr die Bedeutung der Grenzlinie selbst, die vertheidigt werden sollte, sondern erhielt die des eroberten Landes jenseit der Grenzlinie. Ueber sie geboten also zunächst die eigentlichen Markgrafen als Burgherren im Wendenlande selbst; sie hatten die Hauptburgen als Zwingburgen inne, die besetzt waren mit deutschen Kriegern. Ueber ihnen standen die beiden Obermarkgrafen, Hermann im Norden, Gero an der Mittelelbe. Diese Markgrafen und Obermarkgrafen befehligten sodann diejenigen königlichen Soldaten, welche, freie Dienstleute des Königs, zum Theil von ihm mit Grundstücken

belehnt, zum Theil besoldet und für ihren Dienst durch Geschenke entschädigt wurden. Ohne Zweifel mußten sie immer wegen der andauernden Gefahr, von den Wenden überfallen und getödtet zu werden, auf ihrer Hut und gerüstet sein. Zugleich dienten sie auch wohl den Markgrafen dazu, den Wenden-Tribut zu erheben und, im Falle der Nicht-Entrichtung, die Erhebung zu erzwingen. Diese Abgaben waren bei den Slaven wohl schon früher gäng und gäbe gewesen und von ihnen ihren einheimischen Fürsten gezahlt; nach der Besitznahme des Landes durch die Deutschen waren sie wahrscheinlich gesteigert worden, damit die Fürsten den Anforderungen derselben genügen könnten, vornehmlich in Bezug auf die Erhaltung des Heeres im eroberten Lande. Sie bestanden theils in Geld, theils in Lieferungen von Naturalien (Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Gänse, Hühner, Schweine, Fische u. s. w.) und lagen wohl zumeist auf den Grundstücken. Manche flossen jedoch auch aus den Zehnten des Erwerbes und Verkaufes, wie wir oben gesehen haben bei Gelegenheit der Stiftung des Mauritius-Klosters in Magdeburg (S. 111), also aus einer Art von Handels- und Gewerbsteuer. Die Erhebung und Entrichtung, besonders wenn sie gesteigert worden, mag für die Slaven sehr unangenehm, drückend gewesen sein, besonders insofern sie den verhaßten Deutschen zu eigner Sklaverei gezahlt werden mußten.

Ueberdem besaß der König der Deutschen neben der Oberherrlichkeit oder dem Rechte, Anordnungen aller Art nach Gutdünken zu treffen, auch speciell die Güter, welche den slavischen Fürsten gehört hatten, die entweder getödtet worden oder in den Schlachten geblieben waren oder ihm das Land freiwillig, wie Tugumir, übergeben hatten, ferner viele Ländereien und Ortschaften, über welche er als Grundherr nach Gefallen gebieten konnte, oder das Ganze. Und hiervon zeugt eine zahlreiche Menge von Schenkungs-Diplomen. Man sieht hieraus, die Deutschen fingen nunmehr an, systematisch mit den den Slaven entrissenen Ländern zu verfahren, sie als völlig erobertes Land zu betrachten, über das der Sieger nach Gefallen gebieten könne. Und wie es mit dem Grundbesitze war, so nicht minder mit den Bewohnern. Es ist nicht bloß möglich, es ist so-

gar sehr wahrscheinlich, daß schon bei den Slaven Leibeigenschaft, Sklaverei geherrscht hat. Solche Leibeigene der abgesetzten, geflüchteten, getödteten rc. slavischen Fürsten gingen natürlich in das Besitzthum der Sieger über, konnten nach Belieben behalten oder verschenkt werden, wie wir das z. B. oben im Lande auf dem linken Elbufer gesehen haben (S. 111). Die Deutschen dagegen, welche sich in den Slavenländern ansiedelten, blieben das, was sie früher gewesen waren. Nicht wenige mochten mit liegenden Gründen begabt werden von Seiten des Kaisers. Sie waren nun römisch-katholische Christen, bedurften des katholischen Gottesdienstes. Zur Ausübung desselben mußte von Seiten des Staatsoberhauptes als des Oberhauptes eines katholisch-christlichen Staates gesorgt werden: also für Kirchen, Kirchendiener und für Einkünfte für beide. Zum Letztern ward gewiß das Tempelgut geschlagen an denjenigen Oertern, wo ein slavisch-heidnischer Cultus gewesen. Zuverlässig verfügte das Oberhaupt des deutschen Reiches ohne Weiteres über solches, wo es konnte, und zwar eben zu Gunsten der katholischen Kirchen und Geistlichen. Außerdem dotirte es selbige aber auch durch mancherlei Schenkungen aus den eroberten Ländern. Ja! dies sogar nicht selten zu Gunsten geistlicher Stiftungen in den eigentlichen deutschen Landen! Ueberdem mußte es den christlichen Deutschen und ihrem Oberhaupte, ingleichen der katholischen Kirche und Geistlichkeit theils aus weltlichen, theils aus moralischen Gründen daran gelegen sein, das Christenthum, die katholische Lehre unter den heidnischen Slaven auszubreiten. Auch dazu wurden nun bald Anstalten getroffen.

Ihrer derartigen systematischen Unterdrückung und der Beschränkung ihrer angebornen Freiheit setzten die Slaven nichts Aehnliches entgegen: sie erwachten nicht zu Ergreifung höherer politischer Maaßregeln; sie verharrten in ihrem Zustande von Rohheit und Uncultur, schon aus Haß gegen die cultivirten Deutschen. Aber ihre Liebe zur Freiheit, zur Ungezügeltheit, ihr aufstütziger Charakter ließ sie noch lange nicht ruhen. Gero namentlich hatte noch viel zu kämpfen, ehe er sie bändigte. Ja! es gab diese ewige Unruhe, dieser ewige Streit

selbst zu einer Verschwörung unter den Deutschen Anlaß. Nehmlich die dem Gero zu Hilfe ausgeschriebenen Soldaten waren in ihrer Zahl bedeutend geschwächt, der Dienst der übriggebliebenen daher überaus hart und mühevoll, und die Geschenke oder Belohnungen aus dem Tribute doch nicht so häufig und so bedeutend, daß sie damit zufrieden sich gestellt fühlten. Das erzeugte Unzufriedenheit im Heere gegen Gero zunächst, sodann sogar zu einer Verschwörung gegen den König selbst, weil dieser seinen Markgrafen, wie natürlich, nicht sinken ließ. Heinrich, des Königs Bruder, war wieder darein verwickelt. Man wollte Otto ermorden und diesen Bruder auf den Thron erheben. Allein das Complot wurde entdeckt, durch Gefangennehmung, Hinrichtung oder Flucht der Theilnehmer unterdrückt, und Gero und sein König standen mächtiger da denn zuvor. Zu bemerken ist übrigens, daß jetzt im Slavischen, namentlich in den den Deutschen unterworfenen Districten schon manche der Oerter hervortauchen in Urkunden und den historischen Annalen, die wir später als Städte kennen lernen. Man vergleiche z. B. die Urkunde über die Stiftung des Bisthums Brandenburg.

Und von nun an war wirklich Ruhe im Slavenlande bis ins dreizehnte Jahr. Die übrigen Angelegenheiten des Reiches nahmen für Otton stets eine günstige Wendung; seine Stellung, namentlich den Slaven gegenüber, ward immer gebietender, drohender, gefürchteter, überlegener, so daß sie nicht mehr wagten sich zu erheben, auch dann nicht, als er in den ihm unterworfenen Ländern derselben, Einrichtungen traf, weltliche sowohl wie kirchliche, durch welche er ihren Gehorsam noch mehr zu erzwingen und jeder Empörung vorzubeugen offenbar die Absicht hegte. Wie Karl der Große nach der Unterwerfung der Sachsen deren Land eintheilte in Bezirke oder Gaue (pagos) „nach der alten Weise der Römer", so Otto, wahrscheinlich eben in dieser Zeit, die eroberten Länder der Slaven. Wenigstens treten dieselben nunmehr bestimmt in den Urkunden zu Tage. Ueber jeden wurden wohl Gaugrafen gesetzt.

Nächstdem wurden, höchst wahrscheinlich in eben der Zeit, wenigstens kommen sie nunmehr ebenfalls häufig in Urkunden

vor, überall Burgwarten angelegt als Vertheidigungs-, Zufluchts- und Unterjochungs-Anstalten. Sie waren besetzt mit deutschen Truppen und mit Befehlshabern versehen, in ihnen zugleich Kirchen für die christlichen Bewohner.

In jener dreizehnjährigen Friedenszeit setzte denn Otto endlich auch in den slavischen Provinzen ins Werk, was er gewiß schon lange früher — er war sehr religiös und christlich-katholisch gesinnt — in Gedanken getragen hatte: er machte geeignete Anstalten zur Christianisirung der Slaven zwischen Elbe und Oder, durch welche nicht nur alle diese Gegenden der römisch-katholisch-christlichen Kirche zugebracht worden sind, sondern mittelbar auch mehr dem Germanenthume, dem deutschen Reiche und Volke. Ein sächsischer Analist, bekannt unter dem Namen des Chronographus Saxo, berichtet, daß die Stiftung der Bisthümer Havelberg und Brandenburg, und die Unterordnung derselben unter die Oberaufsicht des Erzbischofs von Mainz, zufolge dessen Anwartschaft auf diese Ehre, bereits im Jahre 939 geschehen oder wenigstens angeordnet worden sei, also gleich nach oder bei der damals von neuem erfolgten Besiegung der Slaven. Zuverlässig sah man in der christlichen Religion und in den deßfallsigen kirchlichen Anstalten eines der wirksamsten Mittel, die rohen, unbändigen Gemüther der Slaven zu bändigen und zu civilisiren. Wenn dessenungeachtet die wirkliche Herrichtung erst später, in den Jahren 946 und 949, erfolgt ist, so liegt, wie Riedel im Codex diplom. Brandenburgicus mit Recht annimmt, gar nichts Glaubwidriges darin. Denn „Beispiele, daß Documente über Handlungen oft lange Zeit, nachdem die vorgenommene Handlung bereits sogar in Wirksamkeit getreten war, ausgestellt worden sind, begegnen uns überhaupt oft im Mittelalter." Otto wählte zum Sitze der beiden Bisthümer die beiden größten Festen an der Mittelelbe und in der Nähe dieses Stromes, einmal weil sie Festungen waren, und die Burggrafen derselben und die Markgrafen des Landes mit ihren Besatzungen und Soldaten die Bischöfe und die übrige Klerisei beschützen konnten und auch sollten, zweitens weil, im Falle eines Aufstandes der Slaven,

sich so die dabei angestellten Geistlichen leichter hinüber retten konnten nach dem linken Elbufer.

Die Diöcesen der beiden neuen Bisthümer erstreckten sich hin bis zur Oder, so daß man also den untern Lauf dieses Stromes auf der rechten Seite für die damalige Grenze des deutschen Reiches bereits annehmen kann. Das havelberger verbreitete sich über zwölf Gaue. Gegen Morgen bildete die Peene von ihren Quellen bis zu ihrem Eintritt ins Meer, gegen Abend die Elde von ihren Quellen bis zu ihrem Einlauf in die Elbe, gegen Mitternacht das rügische Meer, und gegen Mittag die Stremme die äußersten Grenzen. Seine Lage war also mehr langgestreckt als breit. Es wurde reichlich mit Besitzungen (Städten, dem Schlosse Marienburg, und einer Menge von Dörfern) und mit mancherlei Einkünften (dem Zehnten von dem Tribute, welcher von Radewar [dem Lande der Redarier?] und von der untern Markgraffschaft [aus den vier Gauen Miseroth, Groswin, Wantzlow und Woltze] einging, und von dem Zehnten aller innerhalb der Grenzen der Diöces belegenen Gaue) begabt.

Das Jahr darauf (947) traf Otto hinsichtlich des oldenburger Bisthums, im Norden von Deutschland, die Aenderung, daß Schleswig davon getrennt wurde und seinen eigenen Sprengel erhielt, jenes auf die Wendengaue der hamburger Parochie bis an die Peene beschränkt ward, wahrscheinlich damit die betreffende Klerisei desto mehr sich mit der Bekehrung der Slaven im heutigen Mekelnburg beschäftigen könnte. Auch dieses Bisthum erhielt liegende Gründe (Festungen oder Burgen, Landgüter, Höfe), Natural- (Getreide, Flachs) und Geldhebungen (von jedem Pfluge der wendischen Hakenhufe jährlich zwei Silber-Denare nebst einem Denar für die Einnahme); Alles aus dem Slavenlande selbst.

Im Jahre 949 ward das brandenburger Bisthum hergestellt. Den Sprengel desselben machten zehn Gaue aus, von denen zwei dem havelberger wieder genommen wurden. Mit dem einen Ende berührte es auch die Elbe, mit dem entgegengesetzten die Oder; zur Linken hatte es das havelberger Bisthum, rechts, nach Mittag zu, mochten seine

Grenzen anfangs unbestimmt sein, da man die Grenzen des Gaues Lusici (der Nieder-Lausitz) noch nicht fest bestimmt hatte, und den sollte es noch mit umfassen. An liegenden Gründen im Slavenlande selbst ward es ebenfalls reichlich bedacht, ingleichen an Einkünften (z. B. mit dem Zehnten aus den zehn Gauen unter geringer Ausnahme).

So war denn auch durch die Ketten der katholischen Kirche dafür gesorgt, daß Unterwürfigkeit und Ruhe in den Slavenländern zwischen Mittel- und Unterelbe und der Oder herrschte, und die beiden markgräflichen Herzöge bürgten mit ihrer militärischen Macht und Gewalt für Schutz und Schirm der neuen Anordnungen. Damit war wieder ein neuer Schritt geschehen, diese Gegend mit dem deutschen Vaterlande zu verknüpfen, und wenn solches damals noch immer nicht auf eine ununterbrochene Dauer geschehen, wenn noch oftmals dieselbe der Schauplatz des Kampfes der gegen einander erbitterten Nationen geworden ist: so legte doch Otto den Grund, öffnete die Bahn zur nachmaligen völligen Unterwerfung und Germanisirung derselben. An eine völlige Civilisirung der Slaven nach damaliger germanischer, d. h. römisch-deutscher Weise war freilich noch nicht zu denken: dazu waren die Eroberungen noch zu neu. Also eine gänzliche Verschmelzung der Länder und ihrer Bewohner war damit noch keinesweges erfolgt.

Aber selbst damit schloß Otto sein Werk noch nicht. Wir werden später sehen, wie er weiter noch die Sache verfolgte, um sie nach menschlichem Ermessen für unerschütterlich herzustellen. Wir erwähnen hier nur zur Fortsetzung unsrer chronologischen Darstellung, wie der König gegenwärtig, um das Jahr 947, in der Welt so geachtet dastand, daß der Herzog von Böhmen, Boleslav I., es für gerathen hielt — aus welcher speciellen Veranlassung, weiß man nicht — sich ihm und dem deutschen Reiche förmlich zu untergeben. Zum Wenigsten sagt eine kurze, abgerissene Bemerkung bei Wituchind, daß der König der Deutschen, als er gerade irgendwo in waldigen Gefilden geweilt, um zu jagen, die Geiseln Boleslav's dem Volke oder seiner Umgebung vorgestellt habe, höchlich darüber erfreut. Indessen muß doch kein dauernder

Friede zu Stande gekommen sein. Denn im Jahre 950 finden wir Otto'n bereits im Frühjahre in Sachsen und von da aus einen Feldzug nach Böhmen unternehmen mit einem großen Heere, gegen Boleslav, der nach der deßfallsigen Nachricht König der Böhmen war, und von dem anderwärts gesagt wird, daß er gegen Otto die Waffen ergriffen. Der König der Deutschen drang vor bis in die Nähe von Prag, bis Niemburg an der Elbe, im Osten der Hauptstadt*). Hier hatte sich der Sohn Boleslav's hineingeworfen: er ward da belagert, und schon sollte die Feste mit Sturm genommen werden, da gebot König Otto plötzlichen Einhalt, weil er fürchtete, das Heer möchte während der Plünderung der Stadt in eine Gefahr gerathen von Prag her, durch den listigen alten Boleslav, wie früher schon ein Mal das deutsche Heer unter Arsik (s. oben S. 107). Durch diesen Beweis von Vorsicht und Klugheit, so wie durch die Tapferkeit und zahllose Menge des Heeres ward Boleslav (der Vater) bewogen, die Stadt zu verlassen und sich lieber zu unterwerfen, als einer vollständigen Vernichtung entgegen zu gehen, und — er fand Gnade bei Otto, nachdem er sich in Allem der deutschen Herrschaft unterworfen, d. h. die Oberhoheit des Königs Otto anerkannt und sich ihm zu einem Tribute verpflichtet hatte. Ruhmvoll kehrte dieser nach Sachsen zurück.

Jetzt herrschte Ruhe im Innern des deutschen Reiches: die Großen darin waren theils gedemüthigt, theils Otto'n verbindlich oder verwandt geworden, und von außen her drohte ebenfalls kein Krieg. Gegen die Dänen schützte die wiederhergestellte dänische Mark, gegen die Slaven längs des Stromlaufes der Elbe der Herzog Hermann und Gero, und Boleslav in Böhmen war Vasall des deutschen Königs geworden. Otto behauptete eine imponirende Stellung, und eben so das deutsche Reich, welches er repräsentirte. Um jene noch zu steigern und diesem noch höhern Glanz und größere Bedeutsamkeit zu verleihen, zog er 951 nach Italien mit einem Heere und unterwarf sich Oberitalien: ein Factum, was hier nothwendig auch darum erwähnt werden muß, weil die lange

*) So Böhmer und Pertz. Andere, auch Köpke, nehmen Prag, Polacky, die jetzige Altstadt von Prag an.

unterbrochene, jetzt auf Jahrhunderte wieder angeknüpfte Verbindung mit Italien auf Deutschland höchst wohlthätig wirken mußte, da jenes Land noch immer das Land der hohen Bildung war, woher nicht nur wissenschaftliche Intelligenz und ästhetischer Kunstsinn, sondern auch die Architektonik zur bessern Einrichtung der städtischen Gemeinden und des Staates geschöpft werden konnte und auch wirklich geschöpft worden ist.

Indessen von dem Stern des Glückes ist auch nicht fern der Unstern. In den nächstfolgenden Jahren hatte Otto wieder mehrfältig mit Empörungen im Innern seines Reiches, selbst mit denen seiner eigenen Söhne zu kämpfen und dabei so viel zu thun, daß er seines vollen Muthes, seiner Ausdauer, seiner Energie bedurfte, um hier nicht zu wanken oder zu unterliegen. Es währte dieser trübe Zustand bis 954. Ein Wunder, wenn die unruhigen Slaven diese Verhältnisse nicht benutzt hätten zu Aufständen. Dies thaten denn wenigstens die Ukraner im genannten Jahre. Aber alsbald erschien unter ihnen Gero mit einem Heere, und, unterstützt vom Herzog Konrad von Franken, besiegte er sie, und großer Ruhm und große Beute lohnte die Sieger zu nicht geringer Freude für die Sachsen.

Damit aber hatten die Slaven noch nicht die vollständige Mahnung erhalten, sich ruhig zu verhalten. Nach dem Osterfeste des Jahres 955 brachen sie wiederum an der Unterelbe in Sachsen ein, und zwar dies Mal aufgeregt und angeführt von einem Deutschen, einem vornehmen Sachsen, Namens Wichmann, einem nahen Verwandten des Herzogs Hermann selbst, der sich von dem letztern in seinen Rechten verkürzt glaubte, darüber beim Könige Otto klagbar, aber von demselben eines Andern beschieden, in Haft genommen wurde, dann, der Aufsicht des Grafen Ibo überliefert, Gelegenheit fand, sich diesem Verhältnisse durch die Flucht zu entziehen, und einen Aufstand im Sachsenlande selbst begann; allein, vom Herzog Hermann gezwungen das Land zu verlassen, flüchtete er nebst seinem Bruder Egbert auf das rechte Elbufer ins Land der Wenden. Hier schlossen sich beide an zwei dem deutschen Reiche tributpflichtige Fürsten an, an die Gebrüder Naco und Stoinef, die schon immer den Sachsen feindlich

gesinnt gewesen und wahrscheinlich im heutigen Pommern seßhaft waren; denn dieses Land ward der Schauplatz des Krieges, als nachmals Otto selbst mit einem Heere herbeieilte. So begann denn abermals ein Kampf. Herzog Hermann rückte wider die Empörer und zwar vor ihre Feste Snithleiscranne, wo sich die Feinde, seine Neffen, aufhielten. Ihre Lage muß um Wittstock zu suchen sein, da, wo die Dosse und die Rackstedte zusammenfließt, und in deren Nähe, an dem Suntzersee bei Goldbeck, die noch im Jahre 1337 erwähnte Burg Gorony oder Gorn gelegen haben muß, als identisch mit der Stadt Suithleiscranne. Und fast hätte er den Platz genommen. Allein er zog sich mit einem Male, man weiß nicht aus welcher Ursache, zurück. Dieser Streifzug geschah im Anfange der Fasten im genannten Jahre. Nun fielen die Wenden, durch jenen Rückzug Hermann's kühn gemacht, unter Wichmann's Anführung in Sachsen ein. Hermann rückte ihnen mit seinem Kriegsvolke entgegen. Indessen fand er den Feind seiner Macht so überlegen, daß er für gerathen hielt, einem Treffen auszuweichen. Da rückten die Wenden vor die Burg der Cocaresmier, wohin sich viele Sachsen geflüchtet hatten. Hermann rieth den letztern, weil er ihnen keine genügende Hülfe leisten konnte, sich mit dem Feinde gütlich auseinanderzusetzen und sich zu ergeben. Das geschah. Aber ein unglücklicher Zufall, ein Faustschlag von einem Sachsen an einem Slaven verübt, gab zur Ermordung aller in Gefangenschaft gerathenen Männer Veranlassung. Frauen und Kinder wurden in Sklaverei geschleppt. Dieser Unfall regte die Besorgniß des Königs auf. Er hatte nur anderweitig so viel zu thun, um sich der Sache mit Ernst anzunehmen. Und das Jahr darauf (956) geschah der furchtbare Einfall der Ungarn in Baiern. Um dieselben zurückzuschlagen, zog er, aus Sachsen wenigstens, nur geringe Mannschaft an sich, eben weil auf der Seite dort der Krieg mit den Slaven noch immer drohte. Dagegen zog ihm der Herzog Boleslav mit 1000 Böhmen zu Hilfe und half ihm die große Schlacht auf dem Lechfelde durchkämpfen, durch welche den Ungarn auf immer verleidet wurde, wieder in unser Deutschland einzubrechen, obwohl hier nicht unbemerkt bleiben darf, daß, da

dieses Volk sich in seinem Lande andauernd behauptete und die daselbst wohnenden Slaven unterjochte, die am adriatischen Meere und in Kärnthen und Krain isoliren half, es den Deutschen leicht macht, die dortigen Slaven in Unterwürfigkeit zu erhalten, so daß selbige für jene von nun an ganz unschädlich wurden. Wir brauchen daher diese Gegenden von jetzt an bei unserer Darstellung nicht mehr zu berücksichtigen.

Während so gegen die Ungarn der Kampf gestritten wurde, an dem der Herzog Gero selbst Antheil nahm, war dessen wahrscheinlicher Stellvertreter, in der Mark Gero's, Markgraf Dietrich. Und dieser hatte hier alle Hände voll zu thun, um sich gegen die Slaven zu behaupten. Das Kriegsglück war schwankend. Dietrich zerstörte ihnen eine Stadt, aber nicht ohne bald darauf eine gehörige Schlappe zu bekommen. Das mochte Otto's Zorn erwecken. Kaum hatte er also die Ungarn geschlagen, so rückte er durch Sachsen ins Wendenland. Zuvörderst ward über die Sachsen, welche mit den Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht, berathen, und zu Recht erkannt, den Wichmann und Egbert für Feinde des Vaterlandes zu erklären, die übrigen aber zu schonen, wofern sie zu den Ihrigen zurückzukehren sich entschlössen. Bald darauf erschien auch eine Gesandtschaft von Seiten der Slaven, welche versprach, daß man Bundesgenossen des Königs werden und nach Gewohnheit jährlichen Tribut zahlen wolle; indessen die Herrschaft über das Land möchten sie, die slavischen Fürsten, behalten; nur unter dieser Bedingung nähmen sie den Frieden, sonst würden sie fortfahren, für ihre Freiheit zu kämpfen. Der König ertheilte ihnen hierauf folgende Antwort: den Frieden wolle er ihnen keineswegs versagen; allein er könne ihnen denselben durchaus nicht gewähren, wofern sie nicht das verübte Unrecht durch gebührende Ehrerbietung und durch Büßung des Schadens wieder gut machten. Und da sie hierauf nicht eingehen wollten, durchzog er ihre Länder und verheerte Alles mit Feuer und Schwert. Es waren aber die Abatorenen (Obotriten?), die Vulseer, die Zeireizspanen, Tolensaner und Runen (auf der Insel Rügen), gegen welche der Zug gerichtet war, also die beiden Ufer der Peene der Schauplatz des Krieges. Auch hierbei befanden sich unter

dem deutschen Heere eine Schaar Böhmen unter Herzog Boleslav. Man drang bis an den Fluß Raxa (Rakenitz) vor, und hier kam es zu einer blutigen Schlacht. Nur durch die Klugheit Gero's ward der Sieg gewonnen, Stoinef getödtet, das feindliche Lager genommen. Viel Volks blieb oder wurde zu Gefangenen gemacht. Otto nahm noch an dem Leichnam des wendischen Fürsten und an dessen Anhängern grausame Rache: er ließ dessen Haupt auf einer Ebene aufstellen, und um dasselbe erlitten 700 Gefangene die Todesstrafe; dem Rathgeber des Stoinef aber wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen. Wichmann indessen und Egbert entkamen nach Frankreich zum Herzog Hugo.

Nun war ein Jahr lang Friede im deutschen Lande. In dieser Zeit geschah es, daß, wahrscheinlich durch den Ruf Otto's I. bewogen von Seiten einer großen weltlichen und christlichen Macht, eine Gesandtschaft zu ihm kam von der Olga, der Mutter des russischen Königs Swätoslav Igorewitsch (945—972), in Ansehung des Christenthums, das unter dem Volke der Russen eingeführt werden sollte. Man bat sich vom Kaiser einen Missionär aus. Otto ernannte dazu den trierischen Mönch Adalbert, und dieser ging auch wirklich dahin als ernannter Bischof des Landes (um 961), kehrte aber nach einjährigem Aufenthalte unverrichteter Sache wieder zurück und unter großen Gefahren, aus jenem Lande von den Einwohnern vertrieben*). So kam denn wenigstens die erste Kunde des nördlichsten Landes und Volkes der Slaven nach unserm deutschen Vaterlande. Bald mußte aber Otto doch wieder gegen die Wenden ausziehen, und zwar gegen die Redarier. Was er hier ausgerichtet, wird uns nicht gemeldet. Er erhielt hier die Nachricht von dem Tode seines Sohnes Ludolf, und diese mag ihn vielleicht vermocht haben umzukehren. Aber auch mit dem Feldzuge war noch nicht völlige Ruhe herbeigeführt. Wichmann lebte noch, der unruhige Geist, und konnte sein bisheriges Schicksal nicht verschmerzen, während

*) Strahl (Gesch. der russischen Kirche I, 55 und Gesch. des russischen Staates I, 94 f.) meint, hier müsse eine Verwechslung der Russen mit den Rugiern statt finden. Allein die Zeugnisse für die Sache sind doch wohl zu fest.

Egbert sich unter Vermittelung des Erzbischofs von Köln mit dem Könige versöhnte. Jener nahm die Gelegenheit wahr, als er Sachsen leer an Mannschaft wußte, kehrte dahin heimlich zurück, besuchte Haus und Gattin und begab sich dann abermals ins — Wendenland. Da zog gegen ihn wieder ein deutsches Heer aus (958), wie es scheint unter persönlicher Anführung Otto's, begleitet von Gero. Das mochte den Wichmann veranlassen, eine gütliche Ausgleichung zu suchen. Vielleicht hat aber auch Gero mit den Wenden unterhandelt, daß sie ihn auslieferten. Diese gingen darauf ein, unter der Bedingung, daß Wichmann Verzeihung erhielte. Und Gero gab ihnen das eidliche Versprechen, seiner zu schonen. Jener kehrte also zurück zu den Seinigen nach Sachsen, aber gegen den schweren Eid, niemals wieder etwas gegen das Vaterland und gegen den König zu unternehmen. Wider die Wenden mußten indessen doch noch zwei Feldzüge unternommen werden; dann erst ward ihre Besiegung vollendet.

Aber Wichmann war doch ein zu unruhiger Kopf, als daß er nicht hätte seinen Eid brechen und neue Verwickelungen herbeiführen sollen: hierzu gab ihm folgende Veränderung in den Grenzangelegenheiten des Slavenlandes Anlaß. Otto beabsichtigte nicht lange nachher, die zweite Römerfahrt anzutreten. Es stand also eine längere Abwesenheit des Königs zu gewärtigen. Ferner war Herzog Gero zu der Zeit durch den Tod seines Sohnes (958 oder 959) gebeugt und des Kriegslebens satt und verlangte nach Ruhe und Zurückgezogenheit. Da ward denn eine Anordnung nöthig hinsichtlich der wendischen Grenzenländer im Norden. Otto ernannte also den Hermann Billung nun zum wirklichen Herzoge von Sachsen, d. h. derselbe empfing von ihm das Gebiet, das sonst zum königlichen Kammergute gehört hatte, die Länder an der untern Elbe, deren Metropole Hamburg war, und die nach vielen Kämpfen den dortigen Nachbarvölkern abgenommen worden waren, also Nordsachsen und die Wendenmark (welche der Billunger schon längst verwaltet hatte) als eine Art von Benefiz. Es sollte dieses Herzogthum zunächst ein **ducatus limitis** sein, dienen **ad faciendam justitiam in his partibus, quae barbaris confines essent terris**, d. h. zur

Handhabung des Landfriedens. Indessen bildete dabei doch der Heerbann, insoweit er mit dem Herzogthume verbunden war, den wichtigsten Theil der Rechte des neuen Herzogs. In der Beziehung stand er mit dem Markgrafen auf gleicher Stufe. Es war aber das das erste Beispiel, daß eine Grenzgrafschaft zu einer der höchsten Würden im Reiche erhoben wurde. Ein fruchtbares Beispiel für künftige Zeiten! Und vielleicht war die Verleihung sogar erblich. Hermann's amtliche Gewalt, der Oberbefehl des Heeres, reichte dabei nicht etwa über das ganze Sachsenland, sondern nur über Ostfalen. Und hier war er auch nicht der einzige Herzog: Gero und Dietrich fungirten hier gleichfalls als solche; indessen führten diese den Titel nur in der ältern Bedeutung und bloß persönlich: er starb mit ihnen aus. Dagegen ward derselbe an jenes niederelbische Gebiet für immer geknüpft und fortan ausschließlich.

Diese wiederholte Erhebung Hermann's scheint, wie Giesebrecht mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet, den Neid seines Neffen von neuem rege gemacht zu haben. Vielleicht konnte der es aber auch durchaus nicht verschmerzen, was ihm war angethan worden. Während also Otto in Italien ist, geht Wichmann aus Sachsen fort zum Könige Harald von Dänemark, muntert diesen zu einem Kriege mit Otto auf und bietet ihm für den Fall seine Unterstützung an. Allein er wird abgewiesen. Nun kehrt er nach Sachsen zurück und fängt an Straßenraub zu treiben in Gemeinschaft mit seinem Bruder Egkard. Mehrere von ihren Genossen werden ergriffen und sofort mit dem Strange hingerichtet. Mit Mühe entgehen die beiden Brüder dieser Strafe, nachdem auch sie eingefangen worden. Nehmlich da Gero sich früher für das Leben Wichmann's verbürgt und eidlich den Slaven versprochen hatte, ihn nicht zu tödten, und da er solches Versprechen gegenwärtig nicht mehr zu halten vermochte, so lieferte er ihn den Slaven wieder aus, d. h. ohne allen Zweifel den Pommern; denn wenn diese auch speciell gewöhnlich unter dem Namen Wulzer oder Wulciner auftreten, so können es doch, nach der allgemeinen Lage der Verhältnisse zu urtheilen, keine andern gewesen sein, als die Pommern, die diesen ihren allgemeinen Namen bekanntlich von dem Wohnen am Meere (Po Morge

= Meeranwohner) bekommen haben. Von ihnen ward Wichmann, der ein tüchtiger Soldat und Anführer im Kriege war, mit Freuden aufgenommen, indem sie dazumal gerade mit ihren slavischen, nach Osten zu wohnenden Grenznachbarn, den Polen, in Krieg verwickelt waren.

Dieses slavische Volk tritt jetzt also auch in das Licht der Geschichte ein. Benannt ist es ohne Zweifel nach seinen Wohnsitzen in den Niederungen oder Fluß- und Sumpfländern der Warthe, Weichsel u. s. w. Bis daher hatte es ohne alle Beziehung zu Deutschland gestanden. Es war auch ohne alle Berührung mit andern historisch bekanntern Nationen geblieben; daher man von seiner frühern Geschichte nichts Sicheres weiß, sondern nur Sagen hat. Jetzt tritt es mit einem Male auf in den Annalen unter dem Namen Licicariki (Lechen?) mit einem Fürsten an der Spitze, Namens Mesek oder Mesco, der einen ihm im Kriege zur Seite stehenden Bruder hat, beide aus dem Hause Piast. Der Fürst wie seine Unterthanen sind noch Heiden. Seine Macht beschränkt sich zunächst nur auf das Gebiet der Warthe zwischen der mittlern Oder und Weichsel. Der Mittelpunct seiner Herrschaft scheint die Gegend um Gnesen gewesen zu sein, wohin, als auf die Wiege der nachmaligen Monarchie, alle Landessagen hinzeigen. Im Süden hatten diese Polen zu Nachbarn die Chrowaten, im Norden die Preußen und Pommern, und, nach slavischer Weise, waren sie eben jetzt mit den letztern, ihren eigenen Stammgenossen, in Krieg, und diesen, in Besorgniß oder wohl auch schon in Gefahr, von dem mächtigern Nachbarvolke niedergedrückt und unterjocht zu werden, war es sehr erwünscht, einen solchen Mann, wie der oben genannte Wichmann war, zum Anführer zu bekommen, der, muthig, tapfer, listig, verschlagen, ein Kenner der bessern deutschen Taktik, sie zum Sieg führen konnte. Und so geschah es auch. Wichmann schlug die Polen häufig in kleinern Treffen, besiegte zwei Mal in offener Schlacht ihren Fürsten Mesco, tödtete dessen Bruder und ließ die Pommern große Beute machen (962).

Dieß hatte mittelbar zur Folge, daß nun auch der Polenfürst in nähere Berührung mit dem deutschen Reiche und dadurch zugleich zur römisch-katholischen Kirche tritt. Nehmlich

mittler Weile hatte Markgraf Gero mit den Slaven, welche Lusitzi (Lausitzer) genannt wurden, einen harten Strauß zu bestehen. Aber er trug über sie, freilich nicht ohne eigene schwere Verwundung und ohne den Verlust vieler vornehmer Ritter, namentlich eines Neffen, eines gar trefflichen Mannes, einen mächtigen Sieg davon und zwang sie zur äußersten Dienstbarkeit, zu gänzlicher Unterwerfung. Die Herrschaft der Deutschen wurde somit über die slavischen Gegenden Lusici und Selpoli erweitert, d. h. über Gaue, die ebenfalls bis zur Oder und nach Schlesien zu hin reichten, also unfern oder ganz nahe der Grenze des damaligen Polens gelegen waren (963). Die Nähe des siegreichen Gero in Folge dieses Kampfes, der Ruf von der imponirenden Macht und Tapferkeit der Deutschen und ihres Oberhauptes, Otto's, der kurz vorher (962) nun auch zur Verherrlichung des deutschen Namens und seines eigenen zum zweiten Male das römische Kaiserthum erneuert und auf die deutschen Könige übertragen hatte, dabei das gleichzeitige Andrängen der Pommern unter Wichmann hatten, wie sehr glaublich, zur Wirkung, daß Mesco sich und sein Volk, auch ohne Krieg, der kaiserlichen Herrschaft unterwarf*). Seitdem war denn der polnische Fürst ebenfalls ein „Mann" des Kaisers, d. h. er zahlte Tribut, leistete Heerfolge und erschien in Person auf den großen Hoftagen in Deutschland, um dem Oberhaupte der Deutschen seine Unterwürfigkeit darzulegen.

Diese Waffenthat und die wichtigen Erfolge derselben werden als die letzten Thaten Gero's in den Annalen der Geschichte gerühmt. Kurz nachher pilgerte der tapfere Krieger, noch in demselben Jahre (963), nach Rom, legte dort feierlich am Altare seine Waffen nieder, und damit alle seine hohen Aemter, und starb zwei Jahre darauf (965), allgemein von seinen Zeitgenossen betrauert. Für uns aber hier, wo es den Kampf der Deutschen mit den Slaven gilt, ist er auf das Höchste der Bewunderung und des Ruhmes würdig: er spielt in diesem großen Drama eine der ersten Rollen. Seinem kräf-

*) In den Quellen ist nirgends die Rede von einem Kriege. Dieß in Bezug auf Röpell, der an mehrern Stellen seines historischen Werkes über Polen von einer Besiegung Mesco's durch Gero spricht.

tigen Arme, seiner Energie, Rüstigkeit und Tapferkeit verdankt Otto I., verdankt Deutschland zumeist die großen Fortschritte ihrer Waffen nach Nordosten zu bis zur Oder, ja! nun, nach Unterwerfung des Mesco, selbst bis jenseit der Oder, bis zur Warthe und Weichsel hin.

Der Wirkungskreis aber, welchen Gero besessen und durch sein Genie vollkommen ausgefüllt hatte, däuchte dem Kaiser so groß, daß er ihn zu theilen für gut fand: die Fortdauer solcher ausgebreiteten Gewalt hätte sonst ein thüringisches Herzogthum begründet, und das mochte Otto nicht wollen, wenn er gleich an der Unterelbe das sächsische unter Hermann Billung erneuert hatte. Die herzogliche Würde hörte also auf. Die sächsische Nordmark erhielt, oder vielmehr behielt — denn er scheint schon vorher in diesem Haupttheile der Grenzmark Befehlshaber gewesen zu sein — der Markgraf und Herzog Dietrich, also den Derlingau, einen Theil des Nordthüringgaus, wohin wahrscheinlich auch Magdeburg gehörte, und alles Land, was nördlich davon lag, Heilanga, Mosidi und Belxa, nebst den bischöflichen Sprengeln von Havelberg und Brandenburg. Der Markgraf Ditmar (Thietmar) dagegen bekam als Schutzwehr gegen die Polen die eigentliche Ostmark, d. h. die jetzigen fürstlich anhaltinischen Länder, einen Theil des Wittenberger Kreises und der (spätern) Lausitz; sein baldiger Nachfolger ward Udo oder Hedo. Was daran südlich und westlich grenzte, kam, wie es scheint, an die Markgrafen von Merseburg, Zeitz und Meißen. Die Grenzen der verschiedenen Theile lassen sich nicht genau bestimmen. Aber die neuen Markgrafschaften, größtentheils besondere Territorien, gewährten ihren Markgrafen kaum weniger als herzogliche, d. h. als solche Gewalt, welche den wahren Herzögen in den eigentlichen, ursprünglichen deutschen Herzogthümern, bei den Hauptstämmen in Deutschland, zukam.

Der Polenkönig Mesco gab bald darauf Gelegenheit zur Begründung des Christenthums und der römisch-katholischen Kirche in seinem Lande. Er setzte sich nehmlich mit dem Böhmenherzoge Boleslav in Verbindung, nachdem er, zwei Jahre lang, der kaiserlichen Macht, wie Boleslav, unterworfen war, und warb um die Hand der Tochter desselben, der

Dubrawka. Die Nachbarschaft beider Länder, die Verwandschaft ihrer Völker und die gleiche Stellung zum deutschen Reiche mochte die beiden Fürsten einander genähert haben. Dubrawka ward die Gemahlin des Polenkönigs 965, und sie, die im Christenthume erzogen und dem Glauben der römisch-katholischen Kirche mit Vorliebe zugethan war, mithin das Heidenthum haßte und vernichtet wünschte, vermochte schon das Jahr darauf ihren Gemahl, die neue Lehre anzunehmen. Boleslav empfing die Taufe durch einen böhmischen Priester (966). Damit war dem römisch-katholischen Glauben in Polen die Bahn gebrochen. Ein gewisser Jordan, der wahrscheinlich aus Böhmen mitgekommen war, wurde der erste Seelsorger der neuen Gemeinde und war nicht ohne Erfolg thätig zur weitern Ausbreitung der christlichen Lehre, da das Volk hier zu Lande nicht so hartnäckig Widerstand leistete, theils weil ihm der Fürst mit dem Beispiele voranging, und es diesen achten und lieben mochte, theils auch und insbesondere wohl darum, weil sie ihm von einem stammverwandten, befreundeten Volke zukam, auf gütlichem Wege. Im Geheimen freilich erhielten sich noch lange Zeit hindurch Reste des Heidenthums und verehrte man die alten Götzen; man versuchte später, wie wir nachher sehen werden, sogar eine für den Augenblick erfolgreiche Reaction. Dennoch aber ist die Bekehrung Mesco's ein äußerst wichtiges Ereigniß auch für die Politik geworden. Sehr bald folgte ihr die erste kirchliche Organisation des Landes: in Posen ward das erste Bisthum errichtet, und der eifrige Apostel Jordan zum ersten Bischof erkoren (968), nicht ohne Mitwirkung Otto's, der dieses Bisthum dem in demselben Jahre gestifteten neuen Erzbisthume zu Magdeburg einverleibte. Polen zahlte seitdem dem Papste den Peterpfennig zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit. (Vgl. Röpell's Gesch. v. Polen, I. S. 128 f.) So wurden jene selbst so fernen Gegenden hereingezogen in den kirchlichen und damit auch noch näher in den politischen Verband des deutschen Reiches.

Während dem hatte Mesco um dieser seiner engen Verbindung mit dem Kaiser willen einen ziemlich hartnäckigen Angriff zu bestehen gehabt. Jener Wichmann nehmlich war

im Slavenlande abenteuerlich umhergezogen, lauernd auf eine Gelegenheit, wo er seinem ihm verhaßten Oheime Hermann in Sachsen Abbruch thun könnte. Solche fand sich bald. Zwei slavische Fürsten in der diesem Herzoge untergebenen Mark auf der rechten Seite der Elbe waren von ihren Vätern her Erbfeinde gegen einander: Selibur, ein Fürst der Obotriten, und Mistui, ein Fürst der Woarer oder Waringer. Indem sie sich nun häufig einander bei Hermann verklagten, wurde zuletzt Selibur des Unrechtes überführt und vom Herzoge zu einer Geldbuße verurtheilt. Darüber erbost, war er geneigt, die Waffen zu ergreifen. Indessen sah er ein, daß er eine unzureichende Kriegsmacht besäße. Darum schickte er Gesandte an Wichmann und erbat sich Hülfe. Wahrscheinlich hatte er von dessen Siegen über die Polen gehört; auch mochte ihm dessen Haß gegen Hermann nicht unbekannt sein. Und dieser, der nichts lieber sah, als wo er seinem Oheime schaden könnte, ist schnell mit seinen Genossen bei der Hand. Kaum aber ist Wichmann in der obotritischen Stadt des Selibur angekommen, so wird dieselbe von den Deutschen berennt. Auch rückt ein Heer herbei, geführt vom Herzoge selbst, und hilft die Stadt belagern. Da verläßt Wichmann, wahrscheinlich weil er einsah, daß hier nichts zu thun wäre, die Stadt unter dem Vorwande, von den Dänen Hülfstruppen herbeizuholen. Nach Kurzem mußte sich Selibur ergeben. Hermann nahm ihm sein Land und gab es dessen Sohne, den er bis daher als Geisel gehabt. Wichmann's Genossen, so viele dem Herzoge in die Hände fielen, wurden auf verschiedene Weise mit dem Tode gestraft, die Stadt den Soldaten preisgegeben zur Plünderung: bei welcher Gelegenheit sich klar zeigte, wie wenig die Slaven damals schon Christen waren; denn man fand in der Stadt ein ehernes Götzenbild, was den deutschen Soldaten ein bemerkenswerthes Schauspiel gewährte. Hermann kehrte siegreich in die Heimath zurück. Wichmann aber, auf die Nachricht von der Uebergabe der Stadt und von der Hinrichtung seiner Leute, wendete sich wieder gen Osten zu den heidnisch-slavischen Völkerschaften und fing an mit ihnen, namentlich mit den Wulcinern und Redariern, zu unterhandeln, wie sie den Meseo, als den Bundes-

genossen des Kaisers, mit Krieg heimsuchen möchten. Diese Aufwiegelungen blieben dem Polenfürsten nicht verborgen, und weil er sich selbst zu schwach fühlte, um den kriegsgewandten Deutschen zu widerstehen, so sandte er zu seinem Schwiegervater, Boleslav, nach Böhmen — der Kaiser selbst war gerade auf seinem dritten Römerzuge begriffen — und bat um Hülfe, und der schickte ihm zwei Geschwader Reiter. Mittelst derselben und durch eine Kriegslist ward Wichmann geschlagen und auf der Flucht getödtet (22. September 967). Dem Kaiser wurden die Waffen des langjährigen Feindes zum Zeugniß, daß er wirklich geblieben, übersandt. Aber auf die immer auffätzigen Redarier war der Kaiser so erbittert, daß er bald nachher (18. Januar 968) nach Sachsen schrieb: man solle sie, weil sie so oft das Wort der Treue gebrochen, ihm und seinen Leuten Unbillen zugefügt hätten, gar keinen Frieden und Pardon gönnen, sie gänzlich vertilgen; er wolle, wenn es nöthig wäre, selbst nach Sachsen kommen. Indessen der harte Befehl blieb unausgeführt. Als nehmlich das Schreiben auf dem Herrentag zu Werlo vor den Vornehmen und dem zahlreichen Volke vorgelesen wurde, glaubte man nicht selbigem willfährlich werden zu dürfen; denn man hatte den Slaven schon Frieden zugestanden. Auch meinte man solchen um so mehr halten zu müssen, als eben ein Krieg mit den Dänen drohte. Doch ist diese Milde und diese Treue den Deutschen schlecht vergolten worden. Wir werden sehen, wie gerade die Redarier es sind, welche beinahe zwei Jahrhunderte lang einen großen Theil der Anstrengungen und Anordnungen Otto's und der Deutschen zu nichte machen.

Während dessen war in Böhmen Boleslav I. gestorben (15. Juli 967*), bei aller Grausamkeit im Ganzen doch ein tüchtiger und sehr mächtiger Regent, dessen Reich einen bedeutenden Umfang gehabt hat. Es umfaßte außer Böhmen nicht allein Mähren, sondern auch die ganze sogenannte Slowakei in Ungarn zwischen der Donau und den Karpathen östlich bis an das Matragebirge hin. Von da zog es sich

*) So Palacky. Damit stimmt nicht überein, wenn Röpell den Angriff Wichmann's auf den Polenherzog 968 machen läßt. Ueberhaupt ist die Chronologie in diesem Theile der Geschichte noch sehr mangelhaft.

nördlich über die Karpathen an den Stryjflusse bis in die Gegend von Lemberg und dann den Bug hinab bis in die heutige Wojewodschaft Podlachien. Im Norden aber ging die Grenze von da westlich über die Pilica und die obere Warthe an die Oder zwischen Breslau und Glogau und über den Bober (etwa bei Bunzlau an das Isergebirge), so daß sie, außer Ober- und Mittel-Schlesien, auch die ganze südliche Hälfte des heutigen Königreichs Polen umschloß. Solches erhellt wenigstens aus der vom Kaiser Otto ausgestellten und vom Papste Benedictus VI. bestätigten Stiftungsurkunde des Prager Bisthums. Denn die dort angegebenen Grenzen der Kirche waren doch gewiß auch die Grenzen des Staates. Auf Boleslav I. folgte sein Sohn Boleslav II., zubenannt der Fromme, weil er dem christlichen Glauben sehr zugethan war und der römisch-katholischen Kirche unter seinem Volke besonderen Vorschub geleistet. Das hat er vornehmlich durch die Errichtung des Bisthums in Böhmen bewährt, das er mit Bewilligung und durch Mitwirkung Otto's I. ins Leben gerufen.

Noch ehe dieses aber vom Kaiser gehandhabt wurde, war derselbe bedacht, eine andere, höhere geistliche Stiftung ins Leben treten zu lassen, um die eroberten oder untergebenen slavischen Länder auf das Festeste an Deutschland und an die deutschen Verhältnisse zu knüpfen. Das war das Erzbisthum in Magdeburg. Denn in jener Zeit, wo die Religion mehr in Aeußerem bestand, konnte auch durch dieses Aeußere, durch den Cultus, durch die kirchlichen Einrichtungen des Klerus ein solches Band recht wohl hervorgebracht oder noch mehr gefestigt werden. Das sah Otto ganz richtig, und deßhalb war es schon lange seine Absicht gewesen, in der Stadt, die er so sehr liebte, deren Emporblühen er auf alle Weise zu fördern bestrebt war, die sich bereits durch ihre Größe, ihre günstige Lage, ihren Handel, ihre Bildung auszeichnete, und dazu vornehmlich geeignet erschien, einen Mittelpunkt für das ganze deutsche und slavische Land an der Mittelelbe zu beiden Seiten dieses Stromes abzugeben, auch in kirchlicher Hinsicht zu einem Hauptplatze zu erheben. Bereits auf dem Lechfelde, während der Schlacht mit den Ungarn, hatte er in frommer

Bangigkeit vor dem Ausgange derselben den Wunsch geäußert, mit dem Kloster des heiligen Mauritius daselbst ein Bisthum zu verbinden, und dem heiligen Laurentius hatte er gelobt, ihm zu Ehren ein Bisthum in Merseburg zu gründen, wofern ihm der Sieg zu Theil würde. Mehrere vornehme Geistliche indeß, denen durch solche Einrichtung ihre Rechte geschmälert wurden, thaten Einrede und legten ihm so bedeutende Schwierigkeiten in den Weg, daß Otto sich gemüßigt fand, der Zeit zu überlassen, was er sehnlichst gewünscht hatte sobald als möglich verwirklicht zu sehen. Besonders war der Bischof von Halberstadt, Bernhard, ihm ein heftiger Widersacher: er verweigerte seine Einwilligung, weil Magdeburg in seiner Diöces lag. Otto ließ also damals die Angelegenheit ruhen; doch vermehrte er seitdem schon immer den Grundbesitz der magdeburger Kirche durch reiche Schenkungen. Neue Schritte zur Durchführung seines Planes hatte er während seiner zweiten Heerfahrt nach Italien gethan: er hatte mit dem Papste Johann XII. verhandelt, und dieser auch unter dem 12. Februar 962 eine Bulle ausgehen lassen, es solle bei dem Münster zu Magdeburg, den der Kaiser erbaut, ein Erzstift hergerichtet werden, welches dazu bestimmt sein möchte, die neubekehrten Slaven durch seine Suffragane zu regieren und die noch nicht bekehrten zum Christenthume herüberzuführen. Zu ihm sollte auch ein Bisthum gehören, dessen Mittelpunkt Merseburg wäre, wo der Kaiser eine Kathedrale zu bauen gelobt hätte. Dem Kaiser aber und seinen Nachfolgern sollte das Recht zustehen, Zins und Zehnten von allen Heiden, die sie bereits zu Christen gemacht hätten, oder die sie künftig noch zum christlichen Glauben bringen würden, zu vertheilen und dem magdeburger, merseburger oder jedem andern beliebigen, künftig noch zu errichtenden Bischofssitze zu überweisen. Nichtsdestoweniger kamen durch die darauf erfolgenden päpstlichen Spaltungen diese Verhandlungen ins Stocken. Allein das Kloster des heiligen Mauritius, das eben Otto zum eigentlichen Mittelpunkte des künftigen Erzbisthumes erkoren hatte, ward von ihm, immer im Hinblick auf die einstige Durchführung des Planes, fortwährend mit neuen Gütern begabt. Im Jahre 966 war Otto genöthigt,

zum dritten Male nach Italien zu ziehen. Hier brachte er denn die Angelegenheit wiederholt beim Papste Johann XIII. zur Sprache: er bemerkte, wie er die meisten Slaven jenseits der Elbe zu Christo bekehrt hätte, und fordre nun das Oberhaupt der Kirche auf, Anstalten zu treffen, damit selbige nicht wieder ins Heidenthum zurückfielen. Die in Rom anwesenden Bischöfe wurden zu einer heiligen Synode zusammenberufen. Sie waren bereits vorher von der Sache unterrichtet worden. Sie ersuchten also den Kaiser, bei der Kirche des heiligen Mauritius in Magdeburg doch ja ein Erzbisthum zu gründen. Diese Bitte ward nicht von der Hand gewiesen. Indessen war die Synode doch der Meinung, daß, weil bei der Sache der Bischof von Halberstadt und der Erzbischof von Mainz, dem ja auch, schon zu Bonifacius' Zeiten, Zusagen gemacht worden waren, die nun in Betracht kamen, betheiligt aber nicht anwesend wären, beide erst gehört werden müßten. Die Entscheidung wurde also wieder in die Länge gezogen. Indessen erlangte doch der Kaiser schon eine Urkunde, vermittelst welcher der Papst die Kirche zu Magdeburg bereits zur Mutterkirche der slavischen Lande erhob, ihr die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg unterordnete und das Recht verlieh, im Slavenlande an passenden Oertern, namentlich zu Merseburg, Zeitz und Meißen, Bischofssitze zu errichten. Und bald half der Tod die noch obwaltenden Hindernisse beseitigen. Der Halberstädter Bischof starb zu Anfange des Jahres 968, wenige Wochen früher der bisherige Erzbischof in Mainz, Wilhelm, und der Kaiser ertheilte von Rom den neu Erwählten nicht eher die Investitur, bevor sie nicht ihre Einwilligung zu seinen Anordnungen gegeben hätten. Dem zufolge trat der erstere den Theil seines Sprengels, welcher zwischen der Ohre, Elbe, Bode u. s. w. lag, an das Kloster St. Mauritius, einen andern zwischen dem Wildbach, dem Salzsee, der Saale, Unstrut u. s. w. an die merseburger St. Laurentiuskirche ab; der andere aber entband die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg ihrer Verpflichtungen gegen seine Kirche und wies sie der magdeburger zu. Auf einer zweiten Synode zu Ravenna in Italien erklärten dann beide Prälaten 968 ihre Einwilligung feierlichst zu der beabsichtigten Maaß-

regel, und der Kaiser entschädigte den Bischof von Halberstadt anderweitig. Darauf gründete er die beiden neuen Bisthümer Merseburg und Zeitz, trennte von dem brandenburger Sprengel den Gau Lusizi und gründete für die Lusitzer, Milzener und ihre slavischen Nachbarn jenseit des Bobers ein eignes Bisthum, zu dessen Sitz er die Stadt Meißen erkor. Die Grenzen desselben wurden weiter gesteckt, als die übrigen Bisthümer im Wendenlande sie besaßen. Die Umfriedigung ging von den Quellen der Oder zu denen der Elbe hinüber, von da westlich bis zu dem Punkte, wo Böhmen und der an der Elbe belegene Gau Visani zusammenstießen, demnächst über die Elbe bis zu den Quellen der Mulde, sodann an beiden Seiten dieses Flusses hinab bis zu dessen Mündung, ferner die Elbe hinauf bis an den Gau Visizi, von hier dann, die Gaue Lusizi und Selpoli umfassend, zur Feste Sulpizi und an die Oder, endlich diese hinauf bis wieder zu ihren Quellen. Hieraus erkenne man zugleich, wie weit sich Otto's oder das deutsche Reich hierher, nach diesen Gegenden hin, erstreckte. Merkwürdig, daß diesem neuen Bisthume kein Grundbesitz zugewiesen ward. Dagegen wurde festgesetzt, daß Alle, welche innerhalb der angegebenen Grenzen wohnten, von jeglichem Erntesegen an Feldfrüchten und an Vieh, von Geld, Kleidung, von Allem, was zu Nutz und Frommen der Menschen dient, den Zehnten an die Kirche in Meißen entrichten sollten. Das neue Erzbisthum aber sollte alle slavischen Länder jenseit der Elbe und Saale umfassen. Zum Erzbischof ward bestimmt Adelbert, der jüngst zum Bekehrer der Russen bestimmt und auch dahin gesandt worden war, wenn freilich wohl mit sehr zweifelhaftem Erfolge; allein unwürdig des neuen Amtes wird der Mann gewiß nicht gewesen sein.

Solches geschah im Jahre 968, und zu Ende desselben war die feierliche Installirung in Magdeburg, bei welcher Gelegenheit auch die Bischöfe von Meißen, Zeitz und Merseburg die Weihe empfingen, die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg ihre Unterwerfung, angelobten, und der neue posener Bischof ebenfalls den Suffraganen des magdeburger Erzbischofs zugesellt wurde. Denn dies Bisthum lag ja jenseit

der Elbe und Saale; es schien also unzweifelhaft dazu zu gehören.

So hatte denn der thätige Otto wieder über viele und mächtige Hindernisse obgesiegt, einen seiner Lieblingswünsche von lange her in Erfüllung gesetzt. Alles war in den eroberten Ländern in politischer und kirchlicher Hinsicht geordnet, fest geordnet, und der neue Erzbischof und die ihm untergebenen Bischöfe thaten das Mögliche, um die christliche Lehre unter den noch immer sehr zahlreichen Heiden zu verbreiten. Doch hatten sie dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders wenn die Glaubensboten, was wohl häufig vorkam, der slavischen Sprache nicht mächtig waren und die oft so rüden, ungeschlachten Menschen lehren wollten, lateinische Gebete und Gesänge, worin bisweilen selbst griechische Wörter vorkamen, auswendig herzusagen. Da trat ihnen denn auch wohl die den Slaven so eigene Schalkheit und Frivolität entgegen und machte aus den ihnen unverständlichen fremden Lauten ähnlich klingende slavische, aber ganz etwas Anderes bedeutende, woraus eine Lächerlichkeit, eine Unheiligkeit entstand. So konnte es z. B., wie Thietmar von Merseburg erzählt, geschehen, daß der erste Bischof von Merseburg, Boso, als er die ihm anvertrauten Sorben unterrichtete und, um solches leichter zu bewerkstelligen, in slavischer Schrift Wörter niedergeschrieben hatte und die Leute nun aufforderte, Kyrie eleïson zu singen, sie infamer Weise dieses in Ukrivolsa verwandelten, oder vielmehr in wekri olsa, d. h. in ihrer Sprache: im Gesträuche die Erle, indem sie dabei obendrein behaupteten, Boso habe selbst so gesprochen. Ja! wie traurig es selbst noch im zwölften Jahrhunderte um das Christenthum und um die Kirche im Slavenlande stand, lehrt die Stiftungsurkunde des Klosters Schmölln (Schulpforte) vom Jahre 1130, wo die Slaven wilde Menschen genannt werden, vor denen die Mönche noch immer nicht sicher wären. Wie mag es da erst zu jener Zeit in den Gegenden auf dem rechten Elbufer ausgesehen haben!

Odo oder Udo war, wie schon oben bemerkt wurde, damals der deutsche Markgraf in der Lausitz, sein Nachbar im Osten der Polenherzog Mesco, der dem Markgrafen gleich-

falls untergeordnet war, weil er ein Dienstmann, ein Vasall des Kaisers und diesem zu Zins verpflichtet. Beide geriethen im Jahre 972 in ernsthaften Streit. Udo zog gegen Mesco zu Felde, und Graf Siegfried dem Erstern zur Hilfe. Da kam es den 24. Juni zu einer heißen Schlacht, in welcher Cidebur, der Bruder des Polenherzogs, die Deutschen schlug bei einem Orte, welcher Cidini genannt wurde (wahrscheinlich das heutige Zehden in der Neumark, so daß mithin diese jetzt zuerst vorkommt). Odo erlitt bedeutenden Verlust und rettete sich selbst nur mit Mühe. Der Kaiser war damals gerade in Italien. Als er von der Fehde hörte, erließ er an beide Theile den strengen Befehl, sich bei seiner Ungnade ruhig zu verhalten, bis er selbst kommen und die Sache entscheiden würde. Und um Ostern des Jahres 973 langte er in Sachsen an und hielt Herrentag in Quedlinburg. Da ward Alles in Frieden abgethan. Auf diesem Herrentag erschienen auch russische Gesandte, man weiß nicht zu welchem Zwecke oder aus welchem Grunde; es wird bloß berichtet, daß sie dem Kaiser reiche Geschenke gebracht. Aber das Factum ist bemerkenswerth als der erste Anfang einer Verbindung, die weiterhin nicht ohne mancherlei Frucht geblieben.

Hierher kam bei der Gelegenheit auch Boleslav II. aus Böhmen. Der trug dem Kaiser den Plan vor, ein Bisthum in seinem Lande einzurichten. Hiermit war derselbe schon seit längerer Zeit umgegangen; indessen war die Ausführung bis daher immer gescheitert an dem Eigensinn des regensburger Capitels; denn zum regensburger bischöflichen Sprengel gehörte Böhmen, und ohne dessen Einwilligung konnte Nichts geschehen. Da starb der dortige Bischof Michael 972, und sein Nachfolger, der heilige Wolfgang, entschied gegen die Ansicht seines Capitels zu Gunsten Boleslav's. So kam das Prager Bisthum zu Stande, und Otto I. hatte noch die Freude, es nach seiner Einrichtung bestätigen zu können. Die Diöces desselben erstreckte sich über ganz Böhmen, Mähren, Schlesien, Südpolen und Galizien bis gegen Lemberg hin und über die ganze Slowakei, also so weit sich Boleslav's Gebiet ausdehnte. Es wurden dadurch allerdings die Grenzen des Meißner Bisthums in etwas beschränkt, diesem nehm-

lich alles Land am rechten Ufer des Bobers abgenommen. Gestellt ward das neue Bisthum unter das Erzstift Mainz, dem es ein Ersatz sein sollte für die Verzichtleistung auf Havelberg und Brandenburg. Ein sächsischer Mönch, Namens Ditmar, der aber des Böhmischen kundig war, wurde der erste Bischof, und er hat sich als ein sehr thätiges Oberhaupt seines Sprengels gezeigt, hat viel zur Befestigung und Verbreitung des Christenthums in jenem Lande gewirkt, auch viele neue Kirchen erbaut. Nach damaliger Ordnung erhielt er die Investitur vom Kaiser.

Das war die letzte Handlung Otto's des Großen: er starb den 7. Mai 973.

Ueberblicken wir nun noch ein Mal, was er in Bezug auf die Angelegenheiten mit den Slaven gethan: so müssen wir erstaunen ob der glänzenden Resultate, die während seiner 37jährigen Regierung gewonnen worden sind. Nicht allein daß er die von seinem Vater ererbten Eroberungen behauptet hat: er hat sie erweitert bis zur Oder, längs des Stromlaufes, ja! bis über die Oder, und Mähren, Böhmen nach seinem damaligen großen Umfange, Polen (d. h. die heutige Neumark und das Großherzogthum Posen, ein Theil von Schlesien und ein Theil vom Königreich Polen) und Mekelnburg gehorchten ihm mittelbar: die Fürsten waren seine Vasallen, die übrigen Länder zwischen Saale, Elbe und Oder ihm unmittelbar unterworfen. Welche Ausdehnung hatte dadurch seine Macht und Herrschaft und das deutsche Reich gewonnen! Welche Bahn war weiteren Fortschritten gebrochen! Welcher weite Raum war den Deutschen zu Colonien, zur Verbreitung ihres Namens, ihrer Sprache, ihrer Bildung und — ihrer Religion und der römisch-katholischen Kirche geöffnet! Welches große Feld ihrem Fleiße, ihrem Anbau, ihrer Betriebsamkeit! Es schien, als sollte und wollte sich das untergegangene römische Weltreich erneuern. Und wie hatte Otto das Eroberte politisch und kirchlich so wohl zu ordnen und einzurichten verstanden! So, daß seine Nachfolger nur brauchten fortzufahren mit gleicher Energie und Umsicht, um wenigstens zu erhalten, was er ihnen hinterlassen hatte. Hat er sich daher überhaupt den Namen eines Großen verdient, so ist

er desselben im Speciellen auch würdig als Besieger und Bändiger der Slaven, als Verbreiter und Stifter des Christenthumes unter ihnen und der ersten Bildung. Burgen, Städte, Dörfer wurden angelegt, Kirchen gebaut, Schulen, wenigstens bei den einzelnen Domkirchen, gegründet.

Und die Slaven, wie benahmen sie sich hierbei? wie waren sie gesinnt? Statt den mächtigen Gegner in Ruhe zu lassen, den zürnenden Sieger durch willigen Gehorsam zu begütigen, damit er nicht noch härtere Maaßregeln gegen sie ergriffe, reizten sie ihn vielmehr durch fortwährende Aufstände, bei denen sie trotz ihrer persönlichen Tapferkeit doch meistens immer den Kürzern zogen, einmal weil sie nicht gemeinsam verfuhren nach ihrer gewöhnlichen Eifersucht gegen einander, sodann weil sie der besseren Kriegskunst der Deutschen nicht gewachsen waren. Somit kann man sich's erklären, wie sie immer tiefer in die deutsche Unterthänigkeit und Sklaverei verfielen, warum die Erbitterung von beiden Seiten immer größer ward, wie selbst die härtesten Grausamkeiten von Seiten der Deutschen in Anwendung gebracht, und sogar auch schon völlige Vernichtung der Slaven in manchen Gegenden geboten wurde. Bei ihrer Gehässigkeit, bei ihrer Perfidie und Hinterlist war an kein friedliches und freundliches Zusammenwohnen mit ihnen zu denken. Der Deutsche mußte in ihrer Nähe fortwährend auf seiner Hut und schlagfertig sein. Nur durch Furcht und äußersten Druck hielt er die wilden Gemüther nieder. Kein Wunder also, wenn das ganze deutsche Slaventhum ein Vulcan war, dessen Ausbrüchen man zu jeder Zeit entgegensehen konnte. Nur Hermann's, Gero's und Otto's eiserner Faust und Strenge war ein Niederpressen dieser Rohheit und dieser Frechheit und Freiheitsliebe möglich gewesen. — Bald werden wir die Scene sich ändern sehen. Bis daher war unter den beiden sächsischen Kaisern die Linie des deutschen Ruhmes und der deutschen Macht aufsteigend gewesen; leider wird sie sich in Kurzem wieder neigen. Die Schwäche des Kaisers und des Reiches, ein momentanes Erstarken des Slavismus in Polen und die noch nicht gehörig beförderte Colonisirung der eroberten Länder mit deutschen Ansiedlern, das noch bestehende Uebergewicht

des slavischen Elementes daselbst bewirkten eine anderthalbhundert Jahre andauernde furchtbare Reaction, in Folge deren die Wenden auf immer hätten wieder gewinnen können, was sie an Heinrich und Otto I. verloren hatten, wofern nicht wieder der alte unselige Geist der gegenseitigen Zwietracht, vornehmlich unter den herrschenden Geschlechtern, der Treulosigkeit, Bestechlichkeit, und andererseits wieder des Sich-Anschließens an die Deutschen sich geltend gemacht. Denn nun waren sie bereits ziemlich mit germanischer Civilisation bekannt geworden: sie hatten Dörfer, Flecken, Städte; sie waren mit der höhern Bau- und Befestigungskunst vertraut: Kirchen und Burgen waren angelegt. Viele Individuen hatten gewiß unter den Heeren der deutschen Fürsten gedient, hatten die geregeltere Kriegskunst, die höhere Taktik kennen lernen, waren umsichtiger, klüger, gewitzigter geworden im Politischen, fühlten sich und ihre Kraft, und mehrere von den Grenzfürsten waren an deutschen Höfen erzogen, standen mit deutschen Fürsten in geselligem Verkehr, selbst wohl in blutsverwandtschaftlichem Verbande, hatten mildere, humanere, Sitten angenommen. Eben so kann der Handel der Deutschen nach den slavischen Ländern gar nicht unbedeutend gewesen sein, da so oft in nachmaligen Urkunden (vergl. von Raumer's Regesta No. 258, 262) davon die Rede ist, und auch der wird wohlthätigen Einfluß geäußert haben. Um so gefährlicher aber war es, wenn die Slaven sich zur Empörung erhoben.

## III. Otto II. Von 973—983.

Zehn volle Jahre indeß waren die trefflichen Anstalten Otto's des Großen doch nachhaltig. Und wäre nur Otto II. nicht so jung — er war 18 Jahre alt — zur Regierung gekommen, zur Regierung eines Reiches, dessen innere und äußere Verhältnisse einen Herrscher von Erfahrung, von gereifter Um- und Einsicht, von männlicher Energie, von ernster Mäßigung im Glück und Unglück, also einen zweiten Otto den Großen erheischten, und hätte er sich nicht so kühn in den Kampf gewagt mit den listigen Italienern, Griechen und Arabern, und hätte er nicht so bald und in so hohem

Maaße den bittern Kelch des Thrones wie des Lebens trinken müssen und daher frühen Ekel an dem irdischen Dasein empfunden, und wäre er nicht so bald dem Tode erlegen. Er hatte den besten Willen. Voll jugendlicher Heiterkeit trat er ein in seine Stellung, die, wenn je eine, beneidenswerth schien. Voller Hochherzigkeit hoffte er nicht nur das überkommene glorreiche Werk seiner Ahnen zu erhalten, sondern auch fortzusetzen, durch Krieg und Sieg die deutsche Herrschaft weiter auszubreiten. Und Anfangs war ihm wirklich das Glück günstig, und Weisheit und Mäßigung und jugendliche Kraft lenkte seine Schritte. „Das Bild seines großen Vaters schwebte ihm bei Allem vor Augen, was er unternahm, und es schien, als setzte sich unter ihm nur dessen glorreiche Regierung fort." Die Slaven auf der rechten Seite der Elbe und Saale waren streng beaufsichtigt durch die Markgrafen, welche Otto I. eingesetzt hatte, und wagten nicht sich zu rühren. An die Stelle des im März 973 gestorbenen Hermann Billung war als Herzog von Sachsen und Markgraf der nördlichen Grenze Bernhard I. (Benno) getreten. Neben ihm commandirte an der Mittelelbe in der Markgrafschaft Nordthüringen seit 966 Dietrich, dem die Bewachung der Redarier und Heveller, die Vertheidigung und der Schutz des Havelberger und Brandenburger Bisthums oblag. Seine Mark grenzte südlich an die des Markgrafen Hodo, unter welchem neben einigen Landschaften auf dem linken Elbufer, namentlich den slavischen Gauen Nizizi und Scitici, auf dem rechten wahrscheinlich der Gau Ciervisti (Zerbst), dann alles tributaire Land bis zur Warthe, also der spätere wittenberger Kreis, die spätere Niederlausitz, die Neumark und ein Theil Polens standen. Südlich von Hodo's Mark lag die des Thietmar. Er befehligte in den Gegenden der mittlern Saale und Mulde bis zur Elbe hin, also die Ostmark. Nach seinem Tode (978?) folgte ihm der junge Gero. Allein wahrscheinlich ward 978 die Verwaltung der nordthüringischen Mark und der Mark gegen die Lausitz und Polen in eine Hand gelegt. Günther war Markgraf (um 974) eines großen Theiles des merseburger bischöflichen Sprengels, fiel später bei dem Kaiser in Ungnade, und sein Amtsgebiet kam an Rikdag,

dessen Gewalt sich über die Diöcesen von Merseburg und Meißen erstreckte, so weit solche nicht zur Ostmark gehörten.

In dieser Zeit hatte wegen des weit vorgerückten sächsisch-deutschen Gebietes die westlichste Mark Thüringens ganz den Charakter einer Mark verloren. Als daher der letzte Markgraf 981 stirbt, erlöscht mit ihm dieselbe und der Name. Die beiden andern südthüringischen Marken werden spätestens 982 zur (spätern) Markgrafschaft Meißen vereinigt, die gegen die Oberlausitz und Böhmen gerichtet war. Vor der Hand sind und bleiben diese hohen Grenzbeamten noch immer nur abhängige, vom Kaiser erst zu ernennende, deren Amt mit ihrem Tode erlosch oder mit ihrer Absetzung, und im Allgemeinen noch nicht auf die nächsten Erben überging. Die fürstlichen Vasallen in Böhmen und Polen wären gewiß ruhig und gehorsam geblieben, wofern nicht im Schooße des deutschen Reiches selbst Otto II. ein Feind erstanden wäre. Der damalige Herzog Heinrich von Baiern, ein unruhiger Kopf, fühlte sich von der höhern Gewalt im Reiche in mehrfacher Weise zurückgesetzt oder gekränkt. Ueberdies war er älter als der jetzige junge Kaiser und wollte sich nicht den Anordnungen eines jüngern Gebieters fügen. Er erhob also die Fahne des Aufruhrs (974) und verband sich zu dem Ende mit Boleslav II., dem Herzoge von Böhmen, und mit dessen Schwager, Mesco (oder Miciſlav) von Polen, von denen oben die Rede gewesen ist (S. 130 f.). Und kaum hätte er ein gewichtigern Bundesgenossen finden können. Der erstere war ein ausgezeichneter Fürst: gerecht und milde, dabei aber kriegerisch und tapfer; er liebte nach dem Ausdrucke eines mittelalterlichen Schriftstellers mehr die Härte des Stahles als den Glanz des Goldes. Und sein Reich hatte keine geringe Ausdehnung (vergl. oben S. 133 f.). Er war also zugleich auch ein mächtiger Fürst. Und dazu kam sein nahes verwandtschaftliches Verhältniß mit dem Polenherzoge. Der Bischof Abraham von Freisingen leitete den Plan der Verschworenen. Otto bekam jedoch Kunde von den Anschlägen seines Vetters, entbot ihn zu einem Reichstage, auf dem er auch erschien, und ließ ihn festnehmen und in sichern Gewahrsam bringen. Das Jahr darauf (975) rüstete er einen

Heerzug gegen Böhmen. Er fiel in das feindliche Land und verheerte es weit und breit mit Feuer. Von einem weitern Erfolge seiner Waffen wird indessen nichts gemeldet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der böhmische Fürst klein nachgab. Allein im folgenden Jahre (976) gelingt es Heinrich, der Haft zu entkommen und sich nach Böhmen zu flüchten zu seinem frühern Bundesgenossen. Alsbald wird er auf der Reichsversammlung zu Regensburg für einen Feind des Vaterlandes erklärt, gegen Böhmen eine neue Mark im Nordgau geschaffen und ein Feldzug dahin vorbereitet. Mit einem bedeutenden Heere rückt Otto II. nach Böhmen; ihm folgt mit einer bairischen Schaar Herzog Otto. Dieser erlitt jedoch aus Unbedachtsamkeit eine bedeutende Niederlage, so daß fast sein ganzes Corps aufgerieben wurde. Auf die Nachricht hiervon kehrte der Kaiser, weil er fürchtete, umgangen zu werden, eiligst um, und durch viele andere Ereignisse behindert, konnte er erst wieder im Jahre darauf an einen Feldzug gegen die Böhmen denken, die mittler Weile, wie nicht unwahrscheinlich, sogar offensiv zu Werke gegangen waren und einen Einfall in die thüringischen Marken gemacht hatten. Ist dieß wirklich der Fall gewesen, so war ein schnelles Vordringen um so nothwendiger. Dedi, Sohn des Markgrafen Dietrich, von hohem Adel und im Dienste des meißnischen Markgrafen Rikdag, seines Verwandten, war zu den Böhmen übergegangen — man weiß nicht, aus welchem Grunde — hatte sich dort ein Heer gebildet und war damit durch die thüringischen Marken bis gen Zeitz vorgedrungen. Der Bischof Hugo nahm die Flucht, die Stadt gerieth in die Hände der Böhmen und wurde geplündert, und im Uebrigen schweiften die feindlichen Schaaren weit und breit umher, Alles verheerend, was in ihre Gewalt fiel. Mit reicher Beute waren sie nach Böhmen zurückgekehrt. Dedi hatte sogar seine Mutter mit fortgeschleppt. Der Kaiser stellte sich selbst an die Spitze eines Heeres, rückte mit demselben rasch vor, durchzog in kurzer Frist fast das ganze Böhmen, seine Straße weit und breit durch Verheerungen bezeichnend. Zu einer Entscheidung kam es jedoch wieder nicht, da der Baiernherzog, der dem Hauptheere nach Verabredung Hilfstruppen aus Baiern und Schwaben nach-

führen sollte, abgehalten wurde, dies zu vollbringen. Der geächtete Heinrich nehmlich machte ihm in Baiern im Rücken eine Diversion und warf sich mit einem slavischen Corps nach Passau hinein. Sofort verließ der Herzog Otto Böhmen und zog gegen die Stadt und belagerte sie. Dadurch gerieth der Kaiser, mitten in Feindes Land, in keine geringe Gefahr. „Nur mit Gottes Hülfe", sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „entkam er aus Böhmen". Alsbald eilte auch er nach Passau: im September war er bereits im Lager vor der Stadt. Heinrich gab seine Sache verloren und ergab sich, und der Kaiser nahm beider Unterwerfung an, ihre Bestrafung einem Fürstenrathe aufsparend. Dieser wurde im März 978 in Magdeburg abgehalten und Heinrich aus dem deutschen Lande verbannt. Darauf erschien am Osterfeste zu Quedlinburg vor Otto II. Boleslav selbst, um sich mit dem Kaiser wieder zu versöhnen. Dieser mochte wohl einsehen, daß es besser wäre, einen so mächtigen und tapfern Feind durch Gnade zu gewinnen als mit Waffengewalt zu strafen. Derselbe wurde also ehrenvoll aufgenommen und später mit reichen Geschenken nach seiner Heimath entlassen. Seitdem hielt er bis zum Tode des Kaisers mit demselben ein andauernd gutes Vernehmen.

Einer vereinzelten Nachricht zufolge unternahm Otto II. auch im Jahre darauf (979) im Spätsommer einen Feldzug gegen die Slaven, von dem er sein Heer erst beim Einbruch der kalten Jahreszeit zurückzog. Das können, da Boleslav II. bereits mit dem Kaiser Frieden geschlossen, keine andern gewesen sein als die Polen, wie Giesebrecht (Kaiser Otto II. S. 59.) ganz richtig vermuthet. Ihr Herzog oder Fürst Mesco hatte als Verbündeter von Heinrich von Baiern und von Boleslav II. von Böhmen also wohl ebenfalls die Fahne des Aufruhrs erhoben während der deßfallsigen Wirren in den Jahren 975—977. Der Markgraf Hodo, als sein nächster Gegner, war gegen ihn zu Felde gezogen, allein durch feindliche List besiegt worden und gezwungen gewesen, die Flucht zu ergreifen. Und als Boleslaw 978 seinen Frieden mit dem Kaiser schloß, trat solchem Mesco nicht bei, wie es scheint, durch den glücklichen Erfolg seiner Waffen ermuthigt. Aus diesem

Grunde also sah sich wohl Otto II. genöthigt, in eigener Person gegen ihn zu Felde zu ziehen, was er nun eben im genannten Jahre vollbrachte. Welches der Erfolg gewesen, davon schweigen die Annalen. Wahrscheinlich aber ist es, daß beide Theile ein gütliches Abkommen trafen, und Markgraf Hodo blieb dem Polenfürsten fortan immer ein gefürchteter Aufseher, dergestalt daß der vor demselben nicht einmal wagte sich zu setzen oder die Crusina, einen Halskragen von reichem Pelzwerk, der über dem Panzer zum Schutze getragen wurde und zugleich der auszeichnende Schmuck unabhängiger Fürsten war, anzulegen. Zur Befestigung des so erlangten Friedens und des beiderseitigen guten Vernehmens vermählte sich damals wohl auch Mesco mit der Tochter des Markgrafen Dietrich, einer Nonne aus dem Kloster Calbe.

Mittler Weile war aber ein furchtbarer Wendepunkt in der Regierungsgeschichte Otto's II. eingetreten. Bis daher war sein einziges Tichten und Trachten nur darauf gegangen, sich die hohe Stellung zu erhalten, die sein Vater in Deutschland behauptet hatte, und das war ihm, wenn er auch oft Ursache gehabt hatte, daran zu verzweifeln, dennoch gelungen: „er hatte die Nordgrenze des Reiches gegen die Dänen geschützt, die Westgrenze gegen das Frankenreich gewehrt; die Ostgrenze war durch Feldzüge gegen die Herzöge der Böhmen und Polen gesichert; nach vielen und blutigen Kämpfen war endlich auch der Aufruhr im Innern besiegt worden. Deutschland schien auf lange Zeit beruhigt, und sein Zustand befestigt. Otto konnte mit Fug und Recht sagen, er habe das Reich, wie es ihm sein Vater überantwortet, behauptet, wenn auch der Zuwachs, von dem er in einer Urkunde spricht, eben nicht bedeutend gewesen ist"*). Allein jetzt wandte er seine Blicke auf Italien, das seine Hilfe und seinen hochherzigen Eroberungssinn in Anspruch nahm, nach dessen Besitz aber auch die Griechen und Araber lüstern waren. Es sollte sich hier ein Kampf entspinnen zwischen den drei mächtigsten Völkern und Staaten der damaligen Welt. Und Otto II. zog hin „mit der Blüthe" seiner Nation, „dem Schmucke des

*) Giesebrecht a. a. O. S. 64.

blonden Deutschlands." An der Heerfahrt nahm selbst der Sohn des Fürsten der Wenden (Winuler) oder der Fürst selbst Antheil mit 1000 Reitern, um sich der Hand einer Verwandtin des Herzogs Bernhard von Sachsen gewürdigt zu sehen. Bekanntlich aber verlor Otto die Schlacht bei Basantello in Calabrien (am 13. Juli 982) gegen die vereinigten Griechen und Araber so gänzlich, daß er das ganze Heer einbüßte, er selbst beinahe das Leben. Nur durch ein Wunder ward er gerettet; aber sein Frohsinn, seine Lust am Leben, seine Gesundheit war dahin.

Dies unglückliche Treffen sollte seine Nachwirkung auch auf Deutschland, auch auf die Slaven, auch auf die ihnen entrissenen und beinahe schon christianisirten und germanisirten Provinzen äußern. Nehmlich wirklich hatte seit jenen großartigen Veranstaltungen Otto's I., von denen oben die Rede gewesen, das Christenthum in diesen Gegenden Eingang gefunden und die betheiligten Erzbischöfe *) und Bischöfe hatten bereits mit Nachdruck und Erfolg gewirkt; von den achtzehn Gauen, in welche das Slavenland getheilt war, hatten sich funfzehn der neuen Lehre zugewendet; überall waren Kirchen errichtet, auch schon eine beträchtliche Menge Mönchs- und Nonnenklöster. Es gab bereits eine große Menge von Geistlichen; es gab Kirchen- und Klösterschätze. Außerdem war eine ziemliche Anzahl von Burgen und Burgwarten angelegt und diese besetzt mit Soldaten. Und dies Alles stand unter der Aufsicht und dem Commando der Markgrafen. Es mußten die Slaven diese Soldaten und ihre Anführer, die Geistlichen und Kirchen u. s. w. durch Abgaben unterhalten. War ihnen das schon an sich lästig und empfindlich, so mußte solches noch mehr stattfinden, wenn die Beamten streng, hart, grausam, habsüchtig waren, wie z. B. Dietrich, dem Markgrafen in Nordthüringen und im Sprengel des havelberger und brandenburger Bisthums, Schuld gegeben wird. Auch die Erhebung des Zinses oder Zehnten durch

*) Die Erzbischöfe von Hamburg und Magdeburg aus dieser Zeit, Adaldag und Adalbert, werden besonders gerühmt als eifrig in ihrem Berufe, namentlich in der Heidenbekehrung. S. die betreffenden Zeugnisse bei L. Giesebrecht in den wendischen Geschichten I. B. S. 256.

die bischöflichen Einnehmer scheint sehr verhaßt gewesen zu sein. Dazu kamen wohl noch sonst manche Reibungen und gegenseitige Kränkungen, als z. B. daß den Sachsen Slaven und Hunde gleichbedeutend waren. Und dieses Schimpfwortes bedienten sich selbst die Vornehmen, die Geistlichen. Als der Obotritenfürst Mistewoi um die Nichte des Herzogs Bernhard anhielt, schickte man ihm einen Hund (dieses Thier sollte das Symbol sein, wofür man den Slavenfürsten hielt), oder der Markgraf Dietrich, wie eine andere Sage erzählte, machte dem Herzoge Vorstellungen deßhalb und äußerte, man würde doch das edle Mädchen nicht einem Hunde geben. Ein Benehmen, das sich freilich für so hochgestellte Leute wenig ziemt selbst nicht gegen Untergebene, Besiegte, Unterdrückte, ja gerade da am Wenigsten. Und daß Markgraf Dietrich von solcher Art gewesen sein muß, geht daraus hervor, was er späterhin für ein Schicksal erfahren. Wie niedrig man aber überhaupt von Seiten der Deutschen gegen die Slaven dachte, lehrt eine ähnliche Geschichte aus eben der Zeit. Einer der damaligen Obotritenfürsten war dem Christenthume zugethan, hatte sich taufen lassen und war in der Taufe, wobei wahrscheinlich der sächsische Herzog Pathenstelle vertreten, eben deßhalb Billug genannt worden. Er verliebte sich in die schöne Schwester des Bischofs Wago und hielt um sie an, und einer der Freunde Wago's soll die Aeußerung gethan haben, es würde Unrecht sein, das liebliche Mädchen an den rohen Mann zu verheirathen. Die Folge von alledem war, daß die römisch-katholische Kirche und mithin auch das Christenthum — denn beide wußte man natürlich damals nicht zu unterscheiden, weil es zwischen beiden noch nicht zum Gegensatz gekommen — ingleichen die deutsche Oberherrschaft im Slavenlande höchst unpopulär war, und man sobald als möglich wünschte, derselben ledig zu werden. Im Jahre 977 waren daher die Luitizier, eine zügellose Nation (effrena gens) in den Quellen genannt, schon wieder zum Heidenthume zurückgefallen. Nur war es damals noch nicht zum offenen Aufruhr gekommen. Als nun die Nachricht einging von der Niederlage des Kaisers und von dem Forteilen der deutschen Fürsten mit ihren Reisigen nach Italien, um ihrem Oberherrn bei-

zustehen, da regten sich zuerst die Dänen, was den Sachsenherzog Bernhard veranlaßte, auf seinem schon begonnenen Marsche umzukehren. Aber Alles ließ auch im Lande der Slaven einen Aufstand voraussehen. Denn bei der länger sich hinziehenden Abwesenheit Otto's fingen sie an, ihren kirchlichen Obern wie den Befehlen des Kaisers den Gehorsam zu versagen. Mit Mühe hielt man sie durch Furcht und Waffengewalt nieder. Dazu gesellten sich noch Zerwürfnisse der weltlichen Großen und der hochgestellten Geistlichen, namentlich die Verwirrungen in den geistlichen Stiftern nach dem Tode des Erzbischofs von Magdeburg Adalbert (20. Juni 981), die nicht wenig dazu beitrugen, den Namen des Kaisers in der Achtung der Sachsen und — der Slaven sinken zu machen und sein Ansehen zu schwächen bei Freund und bei Feind. Man denke nur an die Aufhebung des Bisthums Merseburg! So konnte es denn geschehen, erstens daß ungestraft auch im Lande der Obotriten das Heidenthum wieder die Oberhand gewann. Und zwar geschahe das auf folgende Weise: Jener Fürst Billug, der sich mit der Schwester des Bischofs Wago vermählt, und dem selbige auch eine Tochter Hodica geboren hatte, welche der Bischof sofort in seine Obhut nahm und in das Nonnenkloster der Burg Mikilinburg (Mekelnburg) — dies ist das erste Vorkommen dieser Burg, nach der bekanntlich die beiden heutigen Großherzogthümer benannt sind — brachte und daselbst erziehen ließ, auch zur Aebtissin des Klosters erklärte, noch ehe sie zu Jahren gekommen war, hatte außerdem einen (ältern) Sohn, wahrscheinlich aus einer frühern Ehe, Namens Mizislav. Dem mochte diese zweite Ehe gar nicht anstehen. Ueberdem haßte er das Christenthum und die Christen, fürchtete durch jene Ehe seines Vaters das Eindringen ausländischer Sitte. Er sprach daher oft seinen Tadel darüber aus, wie der Vater an Gesinnung ein Fremdling geworden, unnütze Aenderungen mache und sich nicht scheue, dem heimischen Brauch zu nahe zu treten: erst vermähle er sich mit einer Deutschen, einer Christin, und dann übergebe er seine Tochter einem Kloster und lasse sie christlich erziehen. Solche Reden wenden den Sinn des Vaters um: er sinnt auf die Verstoßung seiner Gattin und auf eine Reaction der Ver-

hältnisse. Andrerseits freilich hielt ihn noch Furcht zurück: verstieß er nehmlich die Schwester des Bischofs, lehnte er sich gegen die Einrichtungen der Kirche und des Staatsoberhauptes auf, so war ein Krieg mit den Sachsen unvermeidlich, und deren Schwertes-Schärfe hatte man erfahren. Nun scheint auch hier zu Lande die Erhebung des Zehnten an die bischöfliche Kirche ein Greuel gewesen zu sein. Solchen Uebelstand zu heben, erbot sich Billug gegen seinen Schwager, den Bischof, als dieser die Mekelnburg besuchte, jene Abgabe in Grundbesitz zu verwandeln. Wago ging darauf ein, und zwar um so lieber, da der Fürst äußerte, er habe den Ertrag des Zinses seiner Tochter Hodica zugedacht. Die Uebereinkunft kommt zu Stande: eine Anzahl Dörfer wird dem Bischof übereignet. Dieser sendet Colonisten — wahrscheinlich Deutsche — dahin. Einige Zeit nachher werden selbige aber durch wiederholte räuberische Ueberfälle ausgeplündert. Da untersucht der Bischof die Sache und kommt zu dem Argwohn, daß die beiden fürstlichen Personen die Anstifter seien, und giebt ihnen solchen zu erkennen. Billug läugnet und verspricht Abhilfe. Allein kaum ist der Bischof fort, so gehen die Räubereien wieder los: zu ihnen gesellt sich überdies noch Brandstiftung und Bedrohung mit dem Tode, wofern nicht die Ansiedler schleunigst ihre Grundstücke verließen. In Kurzem war Alles verödet. Nun verhehlte Billug auch nicht länger seine eigentliche Gesinnung: er verstieß öffentlich die Schwester des Bischofs, und es trat offene Feindschaft zwischen beiden ein. Die kirchlichen Einrichtungen schwankten. Die Wenden widersetzten sich dem geistlichen und weltlichen Gebote. Herzog Bernhard zwar hielt sie noch etwas in Schranken, indessen doch nur oberflächlich. Nur Furcht schreckte sie noch zurück, den christlichen Glauben völlig abzuwerfen; im Herzen waren sie ihm schon durchaus entfremdet.

Zweitens war ein politischer Aufstand vorauszusehen, und es bedurfte gerade keiner besondern Traumgesichte, wie Graf Siegfried von Stade eines gehabt haben soll (vergl. L. Giesebrecht: wendische Gesch. I. S. 264), um einen solchen vorhersagen zu können. Er begann unter dem Volke der Luitizier in der Markgrafschaft des Markgrafen Dietrich. Die specielle

Veranlassung dazu war nach einer Sage, die sich lange im Munde des Volks erhalten hat, ehe sie niedergeschrieben worden ist — weshalb sich nicht alle Umstände als wahr mögen verbürgen lassen; allein Unwahrscheinliches ist ihr gerade nicht anzusehen, wenn auch Liebe, romanhafte oder romantische Liebe, allerdings dabei eine Hauptrolle spielt — jene Geschichte mit dem Mistewoi, von welchem wir oben gemeldet, daß er entweder selbst oder sein Sohn Antheil genommen an dem Feldzuge nach Italien*), und wie man ihn von Seiten des sächsischen Herzogs behandelt habe. Nehmlich als er heimgekehrt war, nachdem er alle seine Reiter im Treffen bei Basantello verloren, glaubte er ein Recht zu haben, um die Hand der Nichte Bernhard's anhalten zu können. Da trat ihm hierbei Markgraf Dietrich entgegen und äußerte schnöde jene Worte, die wir schon oben angeführt: „die Verwandte eines Herzogs dürfe nicht einem Hunde gelassen werden." Kaum hat der Slave solche vernommen, so geht er entrüstet und Rache im Herzen kochend davon, und obwohl ihm Bernhard Boten nachsendet und ihm sagen läßt, er solle zurückkehren und die Jungfrau als Braut heimführen, — der Slave ist taub gegen jeden versöhnlichen Zuspruch und erwiedert: es müsse ja doch die edle Nichte eines Vornehmen nur einem vornehmen Manne, aber nicht einem Hunde zu Theil werden. „Uns Slaven," fügt er erbittert hinzu, „wird schön vergolten für unsere Dienstwilligkeit, dergestalt daß wir für Hunde angesehen werden, nicht für Menschen. Indessen wenn der Hund wird anfangen, wird er tüchtig beißen." Mit diesen Worten kehrt er in seine Heimath zurück, geht zu seinen Stammgenossen im heutigen Mekelnburg-Strelitz, zu den Luitiziern in der Stadt Redra, entbietet dahin alle Fürsten aus dem Osten des Slavenlandes und berichtet ihnen die erlittene Schmach. Jene erwiederten anfangs: „Das hast du verdient: du hast deinen Stammgenossen den Rücken gekehrt und dich zu den Sachsen gehalten, der treulosen, habsüchtigen Nation. Schwöre uns, daß du sie aufgeben willst; dann wollen wir

*) L. Giesebrecht a. a. O. S. 283 ff. will diese Begebenheit in die Zeiten Otto's III. und zwar in's Jahr 996 setzen. Allein seine Gründe haben mich nicht überzeugt.

dir beistehen." Und er schwur ihnen. Zugleich sagte er ab das Christenthum. Da erhoben sich Alle wie Ein Mann. Besonders thätig bewiesen sich Mizzodrog, Mistewoi's Bruder, und ihre Vettern Nacco und Gederich: sie sammelten ein mächtiges Heer. Nun läßt Mistewoi dem Markgrafen Dietrich ansagen: „Mistewoi, der wendische Hund, würde jetzt anfangen zu bellen, daß seine (des Markgrafen) ganze Mark und das ganze Sachsenland erschrecken solle." Und Dietrich antwortete in seinem Hochmuth: "er fürchte sich nicht vor eines Bären Brummen, geschweige denn vor dem Bellen eines Hundes, und wenn ihn ein solcher anfallen würde, so habe er so viele Hundeschläger, die seinem Bellen und Wüthen noch wehren und steuern könnten." Durch derlei Reden wurden die Slaven nur noch heftiger erbost und rüsteten sich mit großer Macht. Sie schworen jetzt sämmtlich das Christenthum ab, und, getheilt in zwei Heereszüge, eilen sie der Elbe zu. Was sie von Deutschen antreffen, wird niedergemacht. So verheerend, durchstreifen sie das Land. Herzog Bernhard sah das Mißliche seiner Lage und achtete es für räthlich, nicht sofort zu schlagen, sondern erst die Ankunft von Hilfstruppen abzuwarten. Nicht so Dietrich: er vermaaß sich, in hochmüthigem Selbstvertrauen, dem Feinde entgegenzugehen und eine Schlacht anzubieten. Er verlor sie und selbst sein Lager. Nur mit wenigen Reitern entkam er und floh nach der Brandenburg, hier ein neues Heer zu sammeln. Es war im Juni des Jahres 983, als die Slaven sich so erhoben hatten. Den 29. dieses Monats erschienen sie vor Havelberg. Die Stadt oder Burg wurde überrumpelt, die Besatzung niedergemetzelt, die bischöfliche Kirche zerstört. Nach Verlauf von drei Tagen (am 2. Juli) erschien der feindliche Haufe vor der Brandenburg: es war des Morgens um ein Uhr. Zuerst rettete sich durch die Flucht der Bischof (Volkmar), darauf am Tage selbst mit genauer Noth Dietrich und seine Soldaten. Der letztere hatte den übrigen Bewohnern der Burg die Weisung hinterlassen, sich standhaft so lange zu vertheidigen, bis er ihnen würde zu Hilfe eilen; wäre es ihnen indeß nicht möglich sich zu halten, so möchten sie verfahren, wie die Umstände es erheischten. Mistewoi schlug sein Lager vor der Burg auf

und sandte einen Abgeordneten hinein, die Bewohner zur Uebergabe aufzufordern; im Weigerungsfalle würde er, eroberte er den Platz, Alles zur Plünderung preis geben. Durch solche Drohworte erschreckt, ergaben sich die Brandenburger, indem sie von dieser Maaßregel eine Milderung ihres Schicksals erwarteten. Allein als die Wenden in die Burg eingetreten, vergaßen sie aller geleisteten Zusage, fielen über die Einwohner her, plünderten die Häuser, erschlugen die Männer, verunehrten die Frauen und Mädchen, ergriffen die Geistlichen, schleppten sie in die Kirche und erwürgten sie daselbst, zerhieben ihre Leichname in Stücke und warfen solche vor die Altäre und vor die Bildnisse der Heiligen. Die bischöfliche Kathedrale erfuhr gleiches Schicksal wie die zu Havelberg: auch sie wurde zerstört. Ja! man grub den Leichnam des jüngst verstorbenen Bischofs Dodilo wieder aus, um ihn seines priesterlichen Schmuckes zu berauben. Der ganze Kirchenschatz wurde verstreuet. Mit solcher Vernichtung alles Christlich-Katholischen nicht zufrieden, stellten sie nun auch das Heidenthum, den heidnischen Cultus in der Gegend ebenfalls wieder her, und zwar etwas modificirt, wie es scheint, aber glänzender denn zuvor. Es wurde der Triglaff- (Dreihaupt) Dienst, der seinen eigentlichen Sitz unter den Redariern hatte, eingerichtet. Man bauete dem dreiköpfigen Götzen — vielleicht so dargestellt im Gegensatze zu dem dreieinigen Gotte der Christen — auf dem nahen Hügel bei der Burg einen Tempel, fertigte ein Bild von ihm an und gab solches der öffentlichen Verehrung. Alle Städte und Dörfer bis zur Tanger wurden geplündert und den Flammen preisgegeben, alles Deutsche und Christliche ausgerottet.

Kühn gemacht durch diese glücklichen Erfolge, dehnten sich die Slaven siegreich auch über die Elbe, auf dem linken Ufer des Stromes aus, fielen in die Altmark ein, die ihnen ja auch früher gehört (vgl. oben S. 40), tödteten die sächsischen Bewohner und trachteten danach, sich hier von neuem festzusetzen; auch fanden sie daselbst wohl noch aus der frühern Zeit Stammgenossen vor. Mistewoi aber erschien bald darauf mit seinen obotritischen Schaaren vor dem Kloster des heiligen Laurentius zu Kalbe an der Milde und steckte es in

Brand. Dann wandte er sich nach Westen und griff Hamburg an, das Herzog Bernhard nicht schützen konnte, weil er eben im Felde gegen die Dänen stand. Die Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt. In der Altmark hatte sich ein Heer von 30,000 Slaven versammelt und stand bereit, weiter vorzudringen, wahrscheinlich zunächst gegen Magdeburg. Sie zweifelten nicht, ohne irgend einen Widerstand alles Uebrige mit Hilfe ihrer Götter, unter dem Vortrabe ihrer Hornbläser, zu verwüsten. Das ganze nördliche Deutschland war gefährdet, nicht minder daselbst die christlich-römisch-katholische Kirche. Da hatten sich mittler Weile deutsche Fürsten und Bischöfe unter dem Markgrafen Dietrich mit ihren Gefolgschaften gesammelt und fühlten sich stark genug, dem Feinde entgegenzugehen. Sie treffen ihn auf dem balsamer Felde: es kommt zur Schlacht, und die Deutschen sind so glücklich zu siegen und die Eingedrungenen über die Elbe zurückzuwerfen, indessen nicht etwa mit Ausübung solcher Grausamkeit, daß sie alle Slaven im Lande, auch die schon von früher dort wohnhaften, vertilgt hätten. Es blieben deren genug übrig, so daß noch zu den Zeiten des Chronisten Helmold — zu Anfang des 12. Jahrhunderts — sich Slaven im Besitze von liegenden Gründen daselbst vorfanden*).

Das sächsische Heer hatte nur geringen Verlust erlitten, die Feinde dreißigtausend verloren (wohl übertrieben!). Durch diese Niederlage wurden die Lutizier zwar aus dem Lande (auf dem linken Elbufer) vertrieben, aber in ihrem eigenen Lande auf dem rechten nicht wieder zum Gehorsam gebracht; denn die Deutschen wagten nicht weiter vorzudringen und über die Elbe zu setzen. Im Gegentheil ging das Heer, als nach wohlvollbrachter That, am Tage nach der Schlacht auseinander. Wohin die Sieger kamen, wurden sie natürlich mit den größten Freuden- und Ehrenbezeugungen aufgenommen. Obwohl eigentlich die Sache noch nicht zu Ende war: man hätte den Sieg doch weiter benutzen sollen. Indessen war wenigstens vor der Hand ein Großes gethan. „Es war ein Sieg von der größten Bedeutung und kann wohl mit

*) Praevalentibus postmodum Slavis Saxones occisi, et terra a Slavis usque ad nostra tempora possessa. I. 88.

jenen berühmten Siegen Heinrich's und Otto's zusammengestellt werden. Wie diese Deutschland vor den Ungarn sicher stellten, so rettete diese Schlacht dasselbe von den Slaven. Wären die sächsischen Fürsten überwältigt worden, und hätten die Schaaren der wüthenden Slaven sich bis in das Herz von Deutschland ergossen, wer vermöchte die Folgen zu ermessen! Aber wie viel auch durch diesen glücklichen Ausgang des Kampfes erreicht ward, — der Verlust für das deutsche Reich blieb immer doch noch von unermeßlicher Größe. Jahrhunderte vergingen, ehe die Macht und der Ruhm des deutschen Namens im Slavenlande wieder hergestellt werden konnte." Und wie vermochte nicht das Beispiel der Luitizier auf die übrigen Slaven zu wirken, und wie hat es auch in der That gewirkt! Wir werden sehen, wie es nahe daran war, daß Deutschland nicht nur Alles wieder verlor, was es unter Heinrich I. und Otto dem Großen gewonnen hatte, sondern von seinen eignen Provinzen noch dazu. Und eben so war es mit dem Christenthume, mit der Kirche. Mit Einem Schlage waren die Schöpfungen Otto's des Großen, die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, vernichtet; das Erzbisthum Magdeburg hatte fast die Hälfte seines Sprengels verloren; der alte Götzendienst lebte allmählich mit neuer Frische wieder auf und zeigte selbst neue und eigenthümliche Entwickelungen, indem er manches Christliche aufnahm, sowohl im Glauben als im Aeußern*). Von den Luitiziern ausgehend, verbreitete er sich innerhalb weniger Jahrzehende bald wieder über alle Länder zwischen Elbe und Oder. Und — wer sollte es glauben? aber ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert's — nicht bloß viele Deutsche, sondern auch viele Christen priesen diese beweinenswerthe Katastrophe und sahen sie nicht ohne Wohlgefallen aus — Schadenfreude und Selbstsucht.

Die slavische Nation entfaltete sich damals zu einem bedeutenden Aufschwunge von Einheit, von Muth, Kraft und Selbstständigkeit, und wäre derselbe andauernd und nachhaltig gewesen, hätte er leicht unserm Vaterlande höchst gefährlich werden können. Hätten die Slaven nur verstanden,

*) Der Triglaffstempel bei der Brandenburg, die nachmalige Marienkirche, z. B. war in christlich byzantinischem Geschmacke mit einer Kuppel gebauet.

die edlern Elemente des Germanismus in sich aufzunehmen und zum Eigenthume zu verarbeiten. Allein wir werden sehen, wie sie bald wieder in die alte Individualisirung, Zersplitterung und gegenseitige Uneinigkeit zurückfallen, die sie von neuem schwächt und endlich zum Opfer der Nachbarn werden läßt.

Doch über alles dieses stirbt, um das Maaß von Deutschlands Drangsalen voll zu machen, Otto II. (am 7. December 983), fern von der Heimath, zu Rom, in der Blüthe seiner Jahre an dem Herzensweh, seine Aufgabe schlecht gelöst, sein Reich von seiner Höhe gestürzt zu haben, und am Ueberdruß des wechselvollen menschlichen Lebens, er in der Fülle seiner Kraft, in der Mitte seiner Laufbahn, wo der Jugend das Leben am Süßesten, das Licht des Himmels am Freundlichsten lacht. Und nichts hilft ihm die fürstliche Ehre. Man kann nicht ohne Rührung ihn in die Gruft des Todes steigen sehen, aber auch nicht ohne Wehmuth an den schnellen Wechsel des Schicksals unsers Vaterlandes denken. Welche Macht, welchen Glanz hatte das deutsche Volk und Reich nur zehn Jahre vorher gehabt, beim Tode Otto's des Großen! Und jetzt, wie hatte sich der Lauf der Dinge geändert! Der Glanz der frühern Herrlichkeit war bedeutend verblichen; der kaiserliche Name hatte seine Achtung bei den Stammgenossen und bei den Fremden verloren.

Hierzu kam nun endlich noch, daß der zum Nachfolger bestimmte

## IV. Otto III., von 983—1002,

ein Kind, kaum drei Jahre alt war, als der Vater starb, folglich eine vormundschaftliche Regierung eintreten mußte. Ist eine solche überhaupt in fürstlichen Familien meistens von großem Nachtheile für die ihnen untergebenen Länder: so war sie es damals, in Deutschland um so mehr. Denn alsbald mußte sich auch jenes Streben der vornehmsten Beamten und Stammfürsten nach Unabhängigkeit und nach der vollen Gewalt in ihren Wirkungskreisen wieder geltend machen, wie es von jeher in Deutschland Mode gewesen, welches nur durch die Kraft, Energie und Klugheit eines Heinrich I. und eines Otto I. beschwichtigt und niedergedrückt worden war. Es mußte sich um so mehr geltend machen, als alle Verhältnisse

eine Auflösung des deutschen Reiches, der großen Schöpfung jener großen Herrscher, fürchten ließen. So regen sich denn wieder innere Parteiungen; sie verbünden sich mit den eifersüchtigen und gehässigen Nachbarn, dem Könige von Frankreich und den nie rastenden Slaven; sie drohen Deutschland wieder in jenen schmachvollen Zustand zu versetzen, wo es — es waren die Zeiten der letzten Karolinger und Konrad's I. — ein Spielball innerer Kämpfe und der Angriffspunkt raubsüchtiger Barbaren war.

Und anfangs hatte es auch ganz den Anschein, daß es so kommen würde. Denn der eben freigelassene Heinrich, jener Neffe Otto's des Großen, der schon zu dessen Zeiten Unruhen im Reiche angezeddelt hatte (vgl. oben S. 117), glaubte auf die Nachricht von dem Heimgange Otto's II. nun einen zweiten Versuch machen zu können und zu müssen, um die seines Dafürhaltens ihm gebührende Gewalt zu gewinnen. Er bemächtigt sich mit Hilfe einiger Mächtigen im Reiche der Vormundschaft des jungen Kaisers und, zu größerer Sicherheit seiner Sache, der Person desselben, und als er seinen Anhang wachsen sieht, steigt sein Ehrgeiz immer höher: er wagt es die Hand nach der Krone auszustrecken. Er gerirt sich bereits wie ein König im Lande (984): er beruft die sächsischen Großen zu einer Versammlung nach Magdeburg und unterhandelt schon mit ihnen über die Bedingungen, unter welchen sie sich ihm unterwerfen und ihn auf den Thron erheben wollen. Und als er (den 23. März) nach Quedlinburg geht, um das Osterfest dort zu feiern, eilen seine Anhänger in froher Hoffnung zu ihm hin, das angefangene Werk zu vollenden. Unter Andern erschienen auch seine alten Freunde und Bundesgenossen, die Herzöge von Böhmen und Polen, Mesco und Boleslav II., die ihm schon ein Mal gegen Otto II. Beistand geleistet (s. oben S. 144), und zwar jetzt in Gesellschaft von Mistewoi, dem jüngst zur Empörung aufgestandenen Fürsten der Obotriten, und schworen, ihn als ihren Herrn und König treulich zu unterstützen. Natürlich konnten sie hoffen, durch solches Anschließen auch ihre Absichten zu erreichen, an Unabhängigkeit und Machtvollkommenheit zu gewinnen. „In der That aber," sagt mit Recht

Wilmans in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Otto III. (S. 17), „ist es wenig ehrenvoll für Heinrich, mit Hülfe barbarischer Völker, die von unsrer Nation Sitte, Religion und Gesetz erhalten hatten und noch erhalten sollten, in Deutschland Herr werden zu wollen, und ohne Zweifel ein Beweis, daß er seinem Anhange und seiner Macht nicht allzusehr zu vertrauen Ursache hatte. Nimmt man hinzu, daß die Slaven gerade in den letzten Zeiten der Regierung Otto's II. erst den Versuch gemacht hatten, das ihnen auferlegte Joch der deutschen Herrschaft und katholischen Kirche abzuschütteln; daß jener Obotrite Mistewoi an der Spitze der Empörer gestanden, die Hamburg verwüsteten und verbrannten; daß Boleslav Zeitz genommen und den Bischof Hugo vertrieben hatte: so erhellt, daß ein im Bunde mit jenen Völkern, ein im Kampfe der deutschen Parteien mit ihrer Hilfe errungener Sieg eine Auflösung Deutschlands insofern in sich schloß, als seine Existenz auf der Colonisation und Christianisirung der slavischen Länder, auf der Ausbreitung der deutschen Herrschaft in den überelbischen Gegenden beruhte."

So ließ die traurige Lage des deutschen Landes und Reiches Alles befürchten. Da erwachte indeß bei Andern das edlere Gefühl des Gemeinsinnes und der Nationalität. Wohl mochte es insbesondere die sächsischen und thüringischen Großen kränken, daß Heinrich mit den Slaven in Verkehr getreten, und sie fingen an, seinen Plänen einen geregeltern Widerstand entgegenzusetzen. Sie schickten treue Boten zur Kaiserin (Großmutter) Adelheid nach Italien, beschworen sie, wofern ihr noch das Reich und ihr Enkel am Herzen lägen, eiligst nach Deutschland zu kommen und ihnen Hilfe zu leisten, ihnen, die gesonnen wären, für ihren rechtmäßigen König aufzutreten. Und bald machte sie sich auf mit der Mutter des jungen Otto III., Theophano oder Theophania, die sich gleichfalls in Italien befand.

Inzwischen war Heinrich nach seinem Baiernlande gezogen, um seinen Anhang zu verstärken. Allein da er merkte, daß ihm andrerseits ein bedeutender Widerstand drohte; da er insbesondere die Sachsen und Franken gegen sich in Waffen sah, gab er der Nothwendigkeit nach und versprach den auf

ihn eindringenden Gegnern, den jungen König seiner Mutter und seinen Anhängern auszuliefern. Er zog von Franken aus zu seinem alten Freunde und Bundesgenossen, dem Herzoge Boleslav von Böhmen, von welchem er auch sehr ehrenvoll aufgenommen ward. Dann ließ dieser ihn unter Bedeckung seiner Heereshaufen durch die Gaue Niseni (in der Richtung von Böhmen nach Dresden) und Daleminzi geleiten: welche Gelegenheit die Slaven benutzten, um bei ihrer Rückkehr die Burg Meißen zu erobern, den dortigen Burggrafen Rigdag zu tödten, die Stadt zu befestigen und dahinein eine Besatzung zu legen. Auf die Nachricht hiervon eilte Boleslav selbst herbei. Von der wahrscheinlich noch immer heimlich dem Heidenthume ergeben gewesenen slavischen Einwohnerschaft wird selbst der Bischof Volcold vertrieben. Ein neuer schmerzlicher Verlust für Reich und Kirche. Heinrich ward indessen doch gezwungen, seine Zusage zu halten und den jungen König auszuliefern: es geschah einige Tage vor dem 29. Juni 984. Darauf wurde an demselben Tage der Reichstag zu Rara und nachmals ein anderer zu Quedlinburg gehalten, auf welchem letztern sich unter Andern auch die Oberhäupter der slavischen Nation einfanden, um dem jungen Herrscher ihre Huldigung darzubringen. Mistewoi, der Obotritenfürst, blieb aus; wenigstens wird er nicht als anwesend in den Quellen genannt. Die beiden kaiserlichen Mütter waren nun bestrebt, die Elemente der Zwietracht im deutschen Reiche zu versöhnen: durch Geschenke oder Concessionen gewannen sie entweder die Großen oder befestigten sie in ihrer Anhänglichkeit an das kaiserlich sächsische Haus. Die Feinde aber an den Grenzen wurden zurückgetrieben und durch Wiederherstellung der alten Grenzwehren von der Wiederholung ihrer Einfälle abgeschreckt, verständiger Weise auch wohl das Personal in den Markgrafschaften, wo es nöthig war, abgeändert. Der glänzenden Waffenthat auf dem balsamer Felde und seiner Gegnerschaft gegen Heinrich von Baiern ungeachtet, wird Markgraf Dietrich als Urheber des furchtbaren und für die Deutschen so blutigen Aufstandes, wegen seiner Habsucht und Grausamkeit und wegen seiner dabei bewiesenen Feigheit, seines Amtes entsetzt. Verflucht und verabscheut von Jedermann, als welcher

so-viel Blutvergießen, den Mord so vieler Deutschen, so vieler Priester wie Laien, den Verlust eines so beträchtlichen Theiles der ehemals eroberten Länder auf die Deutschen gehäuft, brachte er die noch übrige kurze Zeit seines Lebens — er starb 985 — in Armuth und Elend hin, zufrieden, daß ihm, um nur nicht Hungers sterben zu müssen, vom magdeburger Domcapitel eine Präbende verliehen war. An seine Stelle kam Lothar von Walbeck*), und unter dessen Anführung wahrscheinlich wurden dann in demselben Jahre von Sachsen aus die Einfälle in das slavische Gebiet gemacht, von welchen wir Andeutungen bei einigen Annalisten lesen, und zwar vermuthlich doch in das ihm und seiner Mark nahe gelegene Land der Luitizier, die sich ja nach der letzten Empörung noch nicht wieder begeben hatten. Mesco von Polen half damals den Deutschen mit einer großen Schaar seiner Leute und verwüstete in Gemeinschaft mit ihnen das Gebiet seiner Stammgenossen. Er war damals bereits wieder in das Verhältniß eines Vasallen zum deutschen Reiche zurückgekehrt. Sehr wahrscheinlich hatte sich schon damals zwischen ihm und Boleslav von Böhmen jener Zwist angesponnen, von welchem wir in einigen Annalen Kunde erhalten. Es handelte sich, wie es scheint, um streitige Besitzungen an der Nordostgrenze von Böhmen und Schlesien, im Lande der Chrobaten, die, seit 970 ungefähr, der Herrschaft des Boleslav unterworfen waren. Die Grenzen nach dem Polnischen zu mochten unbestimmt gewesen sein, und Mesco machte auf einige Ländereien Anspruch. Gewiß glaubte er am klügsten zu thun, wenn er sich bei dem Streite der Hilfe der Deutschen versicherte, und diese mochten es mit ihm um so lieber halten, als Boleslav, seiner abgegebenen Unterwerfung ungeachtet, wohl noch nicht das Land der Milziener und das Bollwerk Meißen wieder ausgeliefert hatte. Darum drang denn im Sommer des 986sten Jahres der junge König, freilich nicht als anordnender Feldherr, aber doch persönlich

*) Daß diese Entsetzung erst jetzt geschehen sein kann, sieht man klar aus Thietmar, der Dietrich noch 984 thätig sein läßt. (Pag. 65. Vergl. v. Raumer's Regesta No. 294.) Es ist auch das wahrscheinlich: man wollte jetzt die den Slaven unangenehmen Persönlichkeiten entfernen und zugleich durch tüchtige Männer ersetzen.

mit einem sächsischen Heere in das Land der Slaven, d. h. der Böhmen ein. Mesco-schloß sich ihm mit einem bedeutenden Hilfscorps an (bei welcher Gelegenheit er ihm — die deutschen Chronisten haben das als eine besondere Merkwürdigkeit aufgezeichnet — unter andern Ehrengeschenken auch ein Kameel darbrachte), zum Zeichen seiner dienstlichen Vasallenschaft. Das ganze feindliche Land wurde verwüstet; allein an 46 Burgen oder feste Plätze sollen zerstört worden sein. Weil diese Anzahl für Böhmen in damaliger Zeit zu groß däucht, finden wir es mit L. Giesebrecht (Wendische Geschichten I. S. 268), dem wir überhaupt bei gegenwärtiger Darstellung gefolgt, weil seine Forschungen uns am Bewährtesten erschienen sind, nicht unwahrscheinlich, daß der Feldzug nicht bloß über Böhmen, sondern auch über das Land der Luitizier ergangen ist, der alten, treuen Freunde des Böhmenherzogs und seiner Ahnen von jeher. Damals mag der Polenherzog sich der streitigen Ländereien und vielleicht von den böhmischen Besitzungen selbst Einiges bemächtigt haben, wahrscheinlich der Gegenden auf dem rechten Ufer der Oder.

Das Jahr darauf wurde von Seiten Otto's III. der Feldzug gegen die Slaven, d. h. die Böhmen, wiederholt, und Boleslav gezwungen, sich zu unterwerfen. Nun wurden auch die deutschen Festen an der Elbe wieder hergestellt, unter diesen natürlich vor allen Meißen. Der bisherige Markgraf daselbst war mittler Weile gestorben (985) und ihm Eckard gefolgt, der Schwager des Sachsenherzogs Bernhard, ein tüchtiger, auch im Unglück erprobter Mann. Nun konnte es der vertriebene Bischof Volcold wieder wagen zurückzukehren; er hatte sich inzwischen in Erfurt aufgehalten. Der neue Markgraf aber trat bald mit energischer Thätigkeit auf: nachdem die Böhmen besiegt waren, zwang er auch die Milziener wieder, sich aus ihrer natürlichen Freiheit unter das Joch der deutschen Herrschaft zu bequemen. So war denn doch wieder Eine Markgrafschaft und Ein Bisthum im Slavenlande hergestellt, und zwei Jahre verflossen, ohne daß ein Kriegszug gegen die Slaven brauchte unternommen zu werden, und das deutsche Reich war im Innern und an den Grenzen

äußerlich so ruhig, daß die Kaiserin-Mutter Theophania (gegen das Ende des Jahres 988) nach Italien gehen und auch in diesem Lande die Rechte ihres Sohnes wahrnehmen konnte. Freilich, die Brandenburg war noch immer nicht wieder gewonnen und eben so wenig die Länder dahinter bis zur Oder den Deutschen wieder unterworfen, die beiden Bisthümer Havelberg und Brandenburg in ihrem Wirkungskreise hergestellt. Auch dauerte der Krieg zwischen den Böhmen und Polen noch fort, und nun fing sich an der obern und untersten Elbe gleichfalls, wenn nicht offenbarer Abfall vom Christenthume, wie bei den Luitiziern an der Mittelelbe, doch mindestens hartnäckiges Widerstreben an gegen die Anordnungen und die Zucht der Kirche zu äußern. Bei den Böhmen z. B. herrschte trotz der Heiligkeit des Wandels mit der ihnen der Bischof Adalbert voranging, noch immer Vielweiberei; christliche Gefangene wurden an Juden verkauft, die Feier der hohen Festtage durch heidnische Gebräuche verunstaltet; die Geistlichkeit lebte in der Ehe. Und als dem sich Adalbert widersetzte, entstand eine solche Abneigung gegen ihn, daß er endlich beschloß, um den Folgen derselben auszuweichen, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe in Palästina zu machen. Auf dem Wege dahin hielt er es aber für gerathener, in den Mönchsstand zu treten (990). Nun war aber Böhmen ohne höhere Leitung seiner kirchlichen Angelegenheiten, und heidnische Sitte konnte wieder ungestört überhand nehmen.

Aehnliches ereignete sich unter den Wagriern und Obotriten in der Diöcese des altenburger bischöflichen Sprengels. Mizislav oder Missizla, der Sohn des oben erwähnten Billug (vgl. S. 150) und nach diesem im Besitz der fürstlichen Würde, hielt sich öffentlich zwar zu dem Christenthume, heimlich aber verfolgte er es und suchte es zu unterdrücken. Seine Schwester Hodica war mittler Weile erwachsen. Er nahm sie fort aus dem Kloster zu Mekelnburg, wo sie erzogen worden, und vermählte sie mit einem Wenden Boleslav. Die übrigen weiblichen Zöglinge des Klosters gab er theils seinen Kriegern zur Ehe, theils sandte er sie, man weiß nicht zu welchem Zwecke, in das Land der Wilzen oder zu den Ranen, so daß das Kloster ganz verwaist war. Erzbischof Adaldag starb während

dessen (988), und sein Nachfolger Libentius oder Liwizo war zwar ein Mann von strengsten klösterlichen Sitten, übte auch mit Eifer sein Missionsamt unter den Heiden; allein für die Wenden war er eben so wenig populär als Adalbert für die Böhmen, seine Wirksamkeit daher sehr beschränkt und ohne erhebliche Folgen.

Zu Anfange des Jahres 990 kehrte Theophania aus Italien zurück, und alsbald fing auch der Krieg wieder an in den wendischen Marken. Zwei Mal brachen die Sachsen ein in das Land der Obotriten und verwüsteten es, tödteten viele von den Feinden und zwar die angesehensten unter dem Volke; andere fanden, wahrscheinlich bei Gelegenheit eines Treffens, ihren Tod in den Wellen eines Flusses. Die Sachsen aber kehrten siegreich und in Frieden heim. Nächstdem ward ein dritter Feldzug in das Land der Luitizier (in der Ober-Lausitz) unternommen. Die Veranlassung hierzu war folgende: der Böhmenherzog Boleslav hatte dieselben als seine alten Bundesgenossen gegen den Fürsten der Polen zu Hilfe gerufen, mit welchem die Feindschaft also von neuem heftig ausgebrochen war; Miesco dagegen nahm den Beistand der Kaiserin Theophania in Anspruch. Und sie verweigerte ihm denselben nicht. Auf ihre Anordnung zog eine Menge Edler und selbst der Erzbischof von Magdeburg, Gisiler, an der Spitze eines Heeres von freilich kaum drei Legionen von Magdeburg aus ins Land der Luitizier. Man kam in den Gau Selpoli (an der Oder und dem Bober) und lagerte sich da neben einem Sumpf, durch den ein langer Damm führte. Einer aus dem deutschen Heere, der, merkwürdiger Weise, in dieser Gegend ein Landgut besaß, war allein vorausgezogen, um nach seiner Besitzung zu sehen: er gerieth in die Hände der Böhmen, die in der Nähe lagerten. Doch entrann er ihnen glücklich und brachte Nachts die Kunde in das Lager, Herzog Boleslav sei mit seinem Heere, bestehend aus Böhmen und Luitiziern, ganz in der Nähe. Wahrscheinlich war derselbe im Begriff, über die Oder zu setzen und seinen Gegner im Lande selbst anzugreifen. Das unverhoffte Erscheinen des deutschen Heeres änderte nun wohl den Kriegsplan. Beide Heere rückten am folgenden Morgen einander

entgegen (13. Juli). Aber zu einer Schlacht kam es nicht, weil Boleslav seinen Kräften zu wenig trauete. Dagegen nahm der Schlaue und Hinterlistige zu einer Tücke seine Zuflucht. Er trat mit den Führern des Sachsenheeres in Unterhandlung und forderte sie auf, mit ihm zu Mesco zu ziehen und den Streit gütlich beizulegen. Der Vorschlag ward angenommen; die Vornehmsten im sächsischen Heere zogen mit Boleslav, die übrigen dagegen kehrten in sicherer Ruhe daheim. Als nun der Böhme an die Oder kam, als den Grenzfluß der beiderseitigen Gebiete, sandte er Botschaft an den Mesco mit der Nachricht, er habe die Bundesgenossen des Polenfürsten in seiner Gewalt; wolle jener ihm zurückgeben das Land, was er ihm genommen, so wolle er die Deutschen unverkehrt ziehen lassen, wo nicht, alle hinopfern. Der polnische Fürst ließ sich aber nicht irren und erwiederte: wenn es der König Otto für gut fände, würde er die Seinigen schon unversehrt zu erhalten wissen oder um ihretwillen Rache nehmen; er aber möchte um deretwillen nichts einbüßen. Boleslav hatte es mit seiner Drohung nicht ernstlich gemeint: die deutschen Unterhändler blieben unangefochten. Aber die Böhmen und Luitizier plünderten das umliegende Land und eroberten eine Stadt auf dem Rückzuge auf böhmischem Gebiete (Nemci, Nimtsch?). Warum? und wie dieß gekommen, ist unklar. Darauf dachte man von Seiten der Sachsen an die Heimkehr. Der Polenherzog wußte, daß dieselben vor den Luitiziern, die er bei sich hatte, ihres Lebens nicht sicher waren: er entließ sie daher eines Tages in der Dämmerung, ermahnte sie aber zur höchsten Eile, und als die Luitizier die Abreise der Sachsen erfuhren, wollten sie ihnen sofort nachjagen; er indessen hielt sie davon zurück zwei Tage lang, dann erneuerte er mit ihnen das Bündniß, und jedes der Völker zog seine eigene Straße. Jetzt wollten die Luitizier denn doch noch ihren Groll kühlen: sie wählten zweihundert aus ihrer Mitte aus, diese sollten dem magdeburger Erzbischof und dem sächsischen Grafen nacheilen. Indessen selbige wurden von einem Dienstmanne des Markgrafen Hodo gewarnt, und durch eine beschleunigte Flucht entkamen sie glücklich ihren Verfolgern. Man sieht wohl: es lag dem

Boleslav Alles daran, nicht mit der Kaiserin und dem deutschen Reiche zu brechen, und jene Drohung an den Mesco war nur ein erdichtetes Vorgeben, um ihn zu einem günstigen Friedensschlusse zu vermögen. Auch zahlte er seinen Zins als Vasall nach wie vor. Vielleicht hat er nun auch mit Polen einen Vertrag geschlossen: wenigstens ist seitdem keine Spur mehr von Feindseligkeiten zwischen ihm und Mesco und von Kriegszügen der Deutschen dahin. Unter diesen Umständen konnte denn auch an eine bessere Ordnung des Kirchenwesens in Böhmen wieder gedacht werden: der Bischof von Prag ward veranlaßt, nach Prag zurückzukehren (992) und von neuem seinem Amte thätig vorzustehen.

Was den Polenfürsten anlangt, so scheint jener Uebertritt der sächsischen Edlen zu den Böhmen in der Treue und der Abhängigkeit desselben von Deutschland nichts geändert zu haben. Als daher nun beschlossen wurde am königlichen Hofe, den Hauptkampf gegen die Slaven in der Nordmark zu richten, die, bereits im achten Jahre nach ihrer Empörung, noch immer nicht wieder bezwungen waren, nahm Mesco wieder in Person thätigen Antheil an dem Zuge.

Dem deutschen Reiche wie der römisch-katholischen Kirche mußte gleich sehr daran gelegen sein, diese Länder von der Elbe bis zur Oder wieder zu erobern: sie waren zumeist der Heerd der bisherigen Slavenempörungen gewesen; von ihnen aus waren die sächsischen Lande fast unausgesetzten Räubereien und Einfällen preis gegeben; viele Große unter den Deutschen hatten Besitzungen daselbst, z. B. Sigbert, ein Bruder des Pfalzgrafen Theodorich in Sachsen in dem Gaue Morazane (Morzahne) zwischen der Elbe, Nuthe, Stremme und Oberihle*), die ihnen natürlich so gut wie verloren waren; das Erzstift Magdeburg hatte eine bedeutende Menge Liegungen und Hebungen auf dem rechten Elbufer eingebüßt; die beiden Bisthümer Brandenburg und Havelberg konnten von ihren Inhabern gar nicht besucht und verwaltet werden: sie hatten nebst ihrem Klerus ihren Aufenthalt wohl zumeist in Magdeburg und mußten einstweilen von dem Erzstift unter-

*) Vgl. Wilmans a. a. O. S. 19.

halten werden; denn an Einkünfte aus ihren Diöcesen war nicht zu denken. Das Kloster St. Mauritius bedurfte darum der Unterstützung, und es empfing selbige in jener Zeit von Otto III., der ihm unter Anderm auch den dritten Theil alles Zinses an Gold, Silber, Vieh und sonstigen Gegenständen, der dem königlichen Fiscus aus ganz Böhmen zufloß, zuwandte, also aus einem Slavenlande.

Sehr wahrscheinlich wurde der Feldzug auf dem Reichstage zu Quedlinburg (Ostern 991) beschlossen und verabredet. Hier erschien auch Mesco in Person, und zuverlässig versprach er seine Mitwirkung. Als daher Otto gegen Ende des Sommers mit einem großen Heere aus Sachsen ausrückte, verstärkte Mesco dasselbe durch polnisches Kriegsvolk. Man hatte es auf die Brandenburg*) abgesehen. Vor diese zog man, belagerte sie und nahm sie ein. Am 9. September war sie im Besitze des Königs, der von hier aus sogar eine Urkunde für Minden in der Frist, wo er sich hier aufhielt, ausgestellt hat. Indessen kaum war er wieder abgezogen, als sie den Deutschen auch wieder verloren ging, und zwar dieß Mal durch einen gebornen Deutschen, Namens Kizo. Dieser, ein Sachse seines Herkommens und ein angesehener Kriegsmann (miles inclitus), hatte früher unter dem Markgrafen Dietrich**) gedient und war von diesem nicht so behandelt worden, als er glaubte, daß ihm zukommen müßte. Darüber erbittert, geht er zu den geschworenen Feinden der Deutschen über, zu den Slaven an der Mittelelbe. Die erproben und

*) In den Hildesheimer Annalen, welche hierfür die Quelle sind, heißt die Burg Brannanburg.

**) Ich kann mich nicht dazu verstehen, mit Wilmans und L. Giesebrecht einen Markgrafen Dietrich II. anzunehmen, da es beim Annal. Saxo ausdrücklich heißt, daß Lothar dem abgesetzten Dietrich gefolgt sei. Warum sollte denn nicht der vom Markgrafen Beleidigte oder Gekränkte die Kränkung dem deutschen Reiche und dessen Oberhaupte nachgetragen haben, vornehmlich dann, wenn das letztere den Schritt des Markgrafen billigte? oder wenigstens nicht wieder gut machte? Es muß ja auch die Erhebung des Kizo zum Anführer der Stodoraner nicht sofort geschehen sein. Es heißt in der Quelle, daß sie ihn erst hätten kennen gelernt, erprobt. Das konnte doch nicht in wenig Tagen erfolgen? Auch mochte sich Kizo, war er zu Dietrich's Zeiten übergegangen, sich leicht schämen oder fürchten, zu den Sachsen zurückzukehren, und mochte erst spät Gelegenheit bekommen, seinen Groll gegen seine Landsleute auszulassen.

lernen seine Gesinnung kennen und übergeben ihm das Commando über einen Theil ihrer Truppen, verhoffend, er werde als geborner Deutscher den Deutschen desto größern Abbruch thun. Wirklich nimmt er auch die Brandenburg ein, macht von hier aus häufige Einfälle in das überelbische Gebiet und richtet daselbst vielen Schaden an. So war denn also der letzte Feldzug in diese Gegenden ohne alle Frucht geblieben. Da sammelt der König ein neues Heer im Jahre darauf (992) und rückt wieder vor die Brandenburg. Er hatte, wie es scheint, dieß Mal vor, einen entscheidenden, den unsichern Verhältnissen in diesem Lande endlich ein Ende machenden Streich auszuführen; denn er kam mit großer Macht: Heinrich von Baiern und Boleslav von Böhmen stießen an der Spitze einer bedeutenden Heeresmacht zu ihm, und auch der Polenfürst Boleslav I., dessen Vater Mesco kurz vorher gestorben war, leistete dem Könige Heeresfolge, wiewohl nicht persönlich, weil ihm ein Krieg mit den Russen drohte. Als nun dieß große Heer vor der Brandenburg erschien, gaben die Wenden gute Worte, versprachen Treue und Unterwerfung; die Fürsten im Gefolge Otto's unterstützten ihre Bitten, und so sah sich der König gemüßigt, ihnen den Frieden zu gewähren, obwohl sie diese Milde nichts weniger denn verdienten. Denn wie gewöhnlich erlogen sie alle ihre Versprechungen*). Wir werden später sehen, was die Folge davon war.

Aus dieser Zeit erhalten wir auch eine Bestätigung dessen, was wir bereits oben (S. 156) zu bemerken Gelegenheit fanden, daß, wenn schon die slavischen Gegenden an der Küste der Ostsee factisch die Oberhoheit des deutschen Königs nicht mehr anerkannten, sie doch das Christenthum nicht so gänzlich ausgerottet hatten, wie es z. B. an der Mittelelbe geschehen war. Nehmlich das Bisthum Aldenburg wurde, obwohl die Obotriten den bisherigen Verwalter desselben, den Bischof Folcquard, vertrieben hatten, im Jahre 992 neu besetzt mit einem gewissen Reginbert. Auch weiset die Bestätigung des hamburger Erzbischofes Livizo vom Jahre 989 darauf hin, daß dessen Sprengel noch immer bis zur Peene sich erstreckte.

*) More solito mentiti sunt per omnia. Eine schlimme Charakteristik des Wendenvolkes!

In dem Sommer desselben 992sten Jahres wurde, wie berichtet wird, von den Sachsen speciell zwei Mal gegen die Wenden gestritten (am 18. Juni und am 22. August), mit dem Vermerken, daß in dem ersten der Treffen ein verdener Diakon, in dem zweiten ein Priester, beide als Fahnenträger ihren Tod gefunden hätten. Mit Recht schließt L. Giesebrecht (a. a. O. S. 280) daraus, daß die Wahlstatt hiernach vermuthlich an den Grenzen dieser Diöcese gewesen sei, und die Wenden, mit denen gestritten worden, keine andern als die Obotriten gewesen sein können. Sie mochten sich also wahrscheinlich sowohl gegen das politische wie gegen das geistliche Regiment aufgelehnt haben. Gleiche Beziehung hat es unstreitig, wenn vom Jahre 993 gemeldet wird, daß die Sachsen zu drei Malen gegen die Wenden ausgezogen wären, ohne etwas Erkleckliches auszurichten. Die Wenden suchten dagegen Sachsen fortwährend durch häufige Raubzüge heim.

Mittler Weile nehmen die Deutschen, um die Brandenburg wieder zu gewinnen, zu freundlichen Mitteln ihre Zuflucht, suchen den Kizo zu beschwichtigen und zu begütigen, und wirklich geht er darauf ein, unterwirft sich und die Seinigen und die Burg dem Könige. Allein kaum hatten die Luitizier von diesem Treubruch gegen sie vernommen, da erhoben sie sich und griffen mit Heeresmacht die Burg an. Otto III. hielt sich gerade damals in Magdeburg auf. Auf die Kunde hiervon sendet er eilends seine Edeln, die er eben um sich hatte, unter Begleitung eines Heereshaufens der bedrängten Burg zu Hilfe. Die Slaven rückten ihnen entgegen und griffen sie ungestüm an. Ein Theil nur konnte sich zur Brandenburg hindurchschlagen; die Uebrigen mußten sich mit Verlust nach Magdeburg zurückziehen. Darauf wandten sich die Luitizier von Neuem gegen die Feste und griffen sie heftig an. Inzwischen aber hatte der König die Vasallen aus der ganzen Umgegend von Magdeburg aufgeboten und rückte gegen die Brandenburg vor, den Belagerten zum Entsatz. Als nun die Slaven das deutsche Heer ankommen sehen, gerathen sie doch in Furcht; brechen schleunigst ihr Lager ab und fliehen. So kann der König ohne Schwertstreich in die Burg einrücken, begrüßt von den Belagerten

mit dem Gesang des Kyrie eleison. Er läßt die Burg befestigen, legt Kriegsvolk hinein und zieht dann wieder ab. Er hat hierauf sie lange besessen, aber freilich als Belehnender. Kizo war als Burggraf daselbst zurückgelassen. Dergestalt ward Otto wieder Herr der ganzen Gegend um Brandenburg, so daß er im Juli des Jahres zwei Ortschaften auf einer Havelinsel oberwärts der Brandenburg, Postupimi (Potsdam) und Geliti (?), an die Kirche in Quedlinburg, und das Jahr vorher, im October, 21 Dörfer in den beiden Burgwardien Bidriz und Möckern im Gau Morzahne an die Kirche in Memleben verschenken konnte.

Indessen kurz nachher, um die Zeit, da die Dänen das Land an der Elbe und Weser in Schrecken setzten, nahmen alle Wenden, mit Ausnahme der Sorben, die nun doch wohl schon am meisten germanisirt waren, die Gelegenheit wahr, von den Sachsen wieder abzufallen. Das Jahr darauf machten sie unabläßige Einfälle in das Gebiet der Sachsen, das damals schon durch Mißwachs, Hunger und Seuchen litt. Da rüstete sich denn der König ernstlich gegen die Feinde des Reichs; aber erst gegen den Herbst hin vermochte er auszurücken. Sein Ziel waren die Obotriten und einige Landschaften der Welataber, nehmlich die der Wilzen, also speciell der Tolensaner (in der Gegend des heutigen Tollensees) und der Circipaner. Er verwüstete das Land, zerstörte die Städte und Burgen und drang so weit vor, wie keiner seiner Vorgänger. Wir können ihn, zufolge der Nachrichten in den Annalen der damaligen Zeit, auf seinem Wege ziemlich chronologisch verfolgen: am 10. September war er in der Mekelnburg, am 3. October im Gau Tolensani und drei Tage später schon wieder in Havelberg. Von hier zog er wieder nach Sachsen zurück, ohne vielen Verlust zu erleiden, aber auch ohne große Erfolge erzielt zu haben. Mit ihm waren gewesen von den slavischen Vasallen Boleslav von Polen, der sich die Freundschaft des Kaisers um so mehr glaubte erhalten zu müssen, weil ihm ein Krieg mit den Russen drohte, und ein Sohn des Fürsten von Böhmen. Dem letztern war beigesellt Zabulor, der älteste Bruder des heiligen Adalbert, der hier mit dem Polenherzoge einen Freundschaftsbund schloß,

welcher für die späteren Ereignisse wohl nicht ohne Folgen geblieben. Erst als der Winter eintrat, erlitten die Wenden eine Niederlage, aber wie und wo? wird uns nicht weiter gemeldet.

Die Brandenburg ging doch bald (993?) wieder in andere Hände. Kizo, so wird erzählt, war einst nach Quedlinburg gereist; darüber verlor er Burg, Frau und Dienstleute. Einer von seinen ihm untergebenen Soldaten, Namens Boliwut, wahrscheinlich ein Slave, machte den heimlichen Anschlag, obwohl er abwesend war, und wurde Herr der Feste. Alles Uebrige erhielt Kizo zurück. Indessen suchte dieser verstohlen in der Gegend Schaden zu thun: darüber ward er mit seinen Leuten erschlagen. Boliwut spielte seitdem den Usurpator in der Burg und in der Umgegend. Er hielt es indessen mit den Deutschen und dem Kaiser*): er war Vasall des letztern, und als solcher Statthalter in der Burg Brandenburg (provisor civitatis), wenn auch ein rauher, ungerechter Mann. Das lehrt seine Behandlung der Nonne Mechtild (999), der Tochter des Markgrafen Dietrich, die ihr Kloster verlassen, einen Wenden Pribislav geheirathet hatte und bald darauf Witwe geworden war, indem ihr Gemahl getödtet wurde. Die hat er lange Zeit in so strengem Gewahrsam gehalten, daß sie hat weder das Weihnachts- noch ein anderes christliches Fest durch vorhergegangenes Fasten oder sonst wie feiern, und das Knäblein, das sie während ihrer Gefangenschaft gebar, nur hat mit Kummer auferziehen können. Dafür suchte sie ihr Bruder Ludolf zu rächen und that den Sachsen vielen Schaden, bis er vom Kaiser gefangen genommen und wieder dem Mönchsstande, dem er früher sich gewidmet gehabt, zurückgegeben wurde. Endlich ward im Anfange des Jahres 996 ein Friede zwischen den Sachsen und Wenden vermittelt; allein es mag mehr ein Waffenstillstand denn ein Friede genannt werden. Eine völlige Unterwerfung der Bewohner des rechten Ufers der Mittelelbe scheint nicht oder nur scheinbar erfolgt zu sein. Aber die Ruhe und der Friede veranlaßte Otto III., nunmehr sechszehn Jahre alt, darauf zu denken nach

*) Vergl. Wilmans S. 76. Note. 2. Giesebrecht hat die Sache falsch aufgefaßt.

Italien zu ziehen und nicht blos dort die alten Verhältnisse der Unterthänigkeit aufzufrischen, sondern sich auch die römische Kaiserkrone zu holen. Solches führte er im genannten Jahre aus.

Diese Anwesenheit des nunmehrigen Kaisers ward auch in anderer, für uns hier höchst bemerkenswerther, Hinsicht wichtig. Er traf mit Adalbert, dem Bischof von Prag, zusammen, der, von neuem der Böhmen satt und ihrer Rohheit müde, sein Bisthum abermals verlassen hatte, entschlossen, nicht wieder dahin zurück zu kehren. Indessen sein Vorgesetzter, der Erzbischof Willigis von Mainz, gab ihm auf, in seinen Sprengel zurückzugehen, und die römische Synode stimmte dem bei. Nur für den Fall, daß die Böhmen fortführen, seinen Worten ungehorsam zu sein, wurde ihm auf sein Ersuchen die Erlaubniß ertheilt, sich zu den unbekehrten Heiden zu wenden und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Ein abermals wichtiges Moment für die Entwickelung der slavischen Zustände.

Auf der Rückreise nach Deutschland sprachen sich beide, Kaiser und Bischof, vornehmlich in Mainz. Und hier bemühte sich der letztere eifrig, in dem erstern durch erbauliche Zusprache einen frommen, heiligen Sinn zu erwecken, oder — fester zu begründen; denn Otto III. hatte vielleicht schon von Natur einen solchen Sinn, war ferner erzogen worden von seiner bis zum Uebermaaß frommen Mutter und Großmutter. Um so leichter konnte diese Gesinnung bei ihm überschlagen in Frömmelei und heilige Kriecherei, wie sie sich für einen weltlichen Fürsten nicht geziemt und seinem Ansehen und seinem Reiche wenig frommt, ihn lächerlich vor der Welt macht oder ihn wenigstens als schwach hinstellt. So kam es bei Otto III. „Tages und Nachts, wenn die Hofleute sich entfernten, sprach Adalbert zu ihm von der Richtigkeit menschlicher Größe, der Sterblichkeit des Leibes, der Hinfälligkeit aller zeitlichen Dinge, ermahnte ihn, daß er sich der Witwen, Waisen und Armen annehme, daß er Gott fürchte als den gerechten Richter, ihn liebe als den Quell alles Erbarmens und, dem gemäß, daß er die Güter dieser Welt verachte, das Ewige und Bleibende suche.“ Und Otto hörte ihm mit reger Theilnahme zu.

Beide schieden darauf nicht ohne Wehmuth von einander. Adalbert, anfangs willens nach Böhmen zu gehen, hielt es doch später für angemessen, nicht geradezu sich dahin zu begeben, weil die Nation überhaupt gegen ihn und seine ganze Familie auffässig war. Er nahm also seinen Weg zum Herzoge von Polen, Boleslav I., bei dem auch schon sein ältester Bruder Sicherheit und Unterstützung gefunden hatte. Von hier aus ließ er durch polnische Zwischenhändler anfragen, ob die Böhmen ihn wieder als ihren geistlichen Oberhirten aufnehmen wollten. Mit Hohn wiesen sie ihn zurück. Als das Adalbert hörte, war sein Entschluß gefaßt: er gehe zu den Heiden. Nur war noch zu überlegen, ob zu den Luitiziern oder zu den Preußen *), zu welchen letztern also nun auch unsere Kunde dringt. Er entschied sich für die letztern, wohl nicht ohne Rücksicht auf Boleslav, der von der Christianisirung der Preußen eine Erweiterung und Sicherung seiner Herrschaft an der untern Weichsel hoffen mochte, während Adalbert von ihm Schutz bei seinem Bemühen erwarten konnte. Begleitet von dreißig polnischen Bewaffneten, fuhr der heilige Mann die Weichsel hinab nach Danzig. Hier empfingen große Haufen von Eingebornen christliche Belehrung und die Taufe; darauf wandte er sich ins östliche Preußen. Dort fand er indessen bei Tenkitten (zwischen Fischhausen und Pillau) den Märtyrertod. Seine sieben Gefährten wurden nicht erschlagen, sondern nur gebunden fortgeschleppt: sie nahmen die Leiche des Bischofs, das Haupt vom Rumpf getrennt, mit sich und bewahrten sie sorgfältig, weil sie hofften, von dem Polenherzoge viel Geld dafür zu erhalten. Und diese Hoffnung schlug nicht fehl. Sobald Boleslav Kunde bekam von dem Ereignisse, sandte er hin zu den Preußen, kaufte den Leichnam als den eines Heiligen und ließ ihn in der Kirche der heiligen Jungfrau zu Gnesen beisetzen. So war zwar der erste Versuch, die Preußen zu bekehren und in den Verband der römisch-katholischen Kirche zu ziehen, mißglückt, und es dauerte noch über

*) Der Name Porussi von Po-Russi, bei oder neben den Russen, Nachbarn der Russen. S. Voigt's Handbuch d. Gesch. Preußens, I. Th. S. 50, II. Th. Vorrede. Obwohl dagegen Cybulski in den Berlin. Jahrbb. 1843, October No. 66 ff. Bedenken erhoben hat.

zwei Jahrhunderte hinaus, ehe die als Heiden dem Reiche der Piasten gefährlichen Feinde das Heidenthum und damit ihre Unbändigkeit ablegten. Allein man erkennt doch daraus, daß die christliche Lehre bereits unter den Polen ziemliche Fortschritte gemacht hatte. Jene Kirche in Gnesen soll bereits im Jahre 965 von dem Herzog Mesco oder Mizislav I. gegründet worden sein und das Grabmal der Herzogin Dombrowka (gest. 977) enthalten. Es ist dies Vordringen des Christenthumes und der römisch-katholischen Kirche von Osten nach Westen, zur Ostsee hin um so mehr zu beachten, als dadurch nach und nach die für ihre Freiheit und Unabhängigkeit so hartnäckig kämpfenden Luitizier umgarnt wurden und sich endlich später gezwungen sahen, sich zu begeben.

Mittler Weile aber, wo Otto in Italien oder auf der Reise war, hatten sie schon wieder jenen vorjährigen Friedensvertrag gebrochen und durch verstohlene Raubzüge die Grenze von Sachsen beeinträchtigt. Der Kaiser sah sich daher wieder genöthigt, gegen sie aufzubrechen. Vorher begab er sich persönlich nach der Arneburg, die er wohl besonders befestigt haben wollte, nahm sie in Augenschein, befahl ihre Verstärkung und übertrug ihre Vertheidigung auf die nächsten vier Wochen dem Magdeburger Erzbischof. Er selbst reiste dann verschiedentlich umher und betrieb die Rüstungen zu einem großen Heereszuge gegen die Slaven.

Merkwürdig! in der Zeit gab sich Otto besonders gelehrten und wissenschaftlichen Studien hin zu Magdeburg, welche Stadt damals, schon an sich, durch die vielen Personen des hohen erzbischöflichen Klerus, sodann durch die Domschule der Sitz gelehrter Bildung war. Jetzt aber hatte er den eben aus seinem Sprengel vertriebenen wissenschaftlich gebildeten und thätigen Erzbischof von Rheims, den berühmten Gerbert, dahin kommen lassen, um seines Unterrichtes zu genießen. Es kann, es wird diese Anwesenheit des zu damaliger Zeit so ausgezeichneten Mannes nicht blos dem Kaiser, sondern auch der Stadt überhaupt zu Gute gekommen sein, und Magdeburg spielt somit nun nicht allein mehr in politischer Hinsicht, als eine der wichtigsten Festungen und Uebergangspunkte an der Mittelelbe, in unsrer Darstellung eine

bedeutende Rolle: es fängt sich auch an zu einer culturhistorisch denkwürdigen Stadt zu erheben, und wir werden später sehen, welche Früchte das getragen.

Während der Kaiser so noch zögerte, beschäftigt mit gelehrten Gegenständen und mit Vorkehrungen zum Kriege, sammelten sich auch die Luitizier zum Kampfe auf dem rechten Elbufer an der Mittelelbe. Sie gedachten da den Deutschen einen hinterlistigen Streich zu spielen. Erzbischof Gisiler (von Magdeburg), in der Arneburg weilend, wurde von ihnen zu Abhaltung eines Landdinges eingeladen. Gisiler zog, keinen Argwohn hegend, von Wenigen begleitet, aus der Burg heraus. Einige der Seinigen gingen ihm voraus. Da meldet ihm plötzlich einer seines Gefolges, daß die Feinde aus dem Walde hervorbrächen. Es kommt zwischen beiden Theilen zum Streit. Der Erzbischof, der zu Wagen ist, wirft sich sogleich auf ein schnelles Pferd und entflieht. Von seiner Begleitung entrinnen Wenige dem Tode. Die Wenden plündern die Gefallenen, nur das beklagend, daß ihnen der Prälat, der Inhaber der Zwingburg, entkommen. Das geschah den 2. Juli 996. Gisiler behielt nun die Burg noch besetzt, wie ihm aufgegeben war, bis zum 4. des Monats. Dann zog er ab. Auf dem Wege begegnete ihm Markgraf Lothar, dem, von dem Tage ab die Feste zu bewahren, befohlen war. Diesem übergab er sie in aller Form (firmiter) und reiste weiter. Als sich nun der Markgraf der Burg näherte, sah er Rauch aus ihr aufsteigen, so daß also Feuer in ihr angelegt sein mußte. Aber von wem? Sogleich sendet Lothar dem Erzbischof einen Boten nach und fordert ihn auf, zurückzukehren und Rechenschaft zu geben oder zu helfen das Feuer zu tilgen. Aber Gisiler kam nicht. Unterdessen loderte das Feuer an zwei Stellen schon hoch empor; das Löschen von Seiten des Markgrafen half nichts, und so mußte er den Platz den Feinden offen lassen und kehrte betrübt daheim. Angeklagt beim Kaiser dieses Verlustes wegen, reinigte er sich durch einen Eid.

Jetzt waren die Rüstungen Otto's zu Ende gebracht. Mit einem zahlreichen Heere drang er in das Land der Stodoraner an der Havel oder in Heveldun ein. Am 20. August

weilt er in Leizkau; den 8. September ist Gerbert in Magdeburg schon unterrichtet von dem guten Fortgange des Unternehmens und wünscht brieflich dem Kaiser Glück. Indessen was war die Folge von dem Ganzen? Es heißt zwar in den Annalen: Otto habe die Feinde überwunden, ihr Land verheert und sei siegreich nach Magdeburg zurückgekehrt, noch im Laufe des Septembers. Allein es blieb beim Alten: die Wenden hatten sich nur dem Namen nach und für den Augenblick gebeugt. Gleichzeitig thaten die Welataber an der untern Elbe, um sich für den Einfall in das Gebiet der Stodoraner zu rächen, und wahrscheinlich auch um dem Kaiser eine Diversion zu machen, einen Einbruch in das Land der Sachsen, in den Bardengau (das heutige Hannover). Hier aber hatte Otto III. zur Hut Westfalen zurückgelassen. Diese gingen dem Feinde entgegen, lieferten ihm eine glückliche Schlacht, nahmen ihm alle Beute wieder ab und tödteten eine große Zahl.

Nicht lange hernach verließ der Kaiser abermals Sachsen, um an den Rhein und von da nach Italien zu gehen, wo er bis zu Ende des Jahres 999 verblieb. Während seiner Abwesenheit führte seine Base, die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Verwaltung des Reiches, und von ihr wird gerühmt, sie habe nicht durch Krieg, sondern durch die weisen Maßregeln ihres Vaters und Großvaters (Otto's I. und Heinrich's I.) verstanden, die hartnäckigen Fürsten der Heiden so lenksam und so unterwürfig zu machen, daß sie zuerst wieder einmal den Grund zu einem dauerhaftern Frieden mit den Slaven gelegt habe. Und wirklich findet sich in den Annalen nur Ein solcher Krieg an der slavischen Grenze unter Mathildens Reichsverweserschaft erwähnt, ein Feldzug der Sachsen gegen die Slaven, in welchem jene siegreich gewesen seien. Und vielleicht ist nicht einmal dem deßfallsigen Berichterstatter zu trauen. Es scheint auch, wie wenn die Markgrafen alle an der Grenze ihre Schuldigkeit gethan: Herzog Bernhard an der Unterelbe; ihm gehorsamten die Obotriten und gestatteten nicht minder, daß der oldenburger Bischof unter ihnen weilen und fungiren durfte; Lothar in der Nordmark, an der Mittelelbe, obwohl ihm die Luitizier auf dem rechten Elbufer

schwerlich werden überall vollen Gehorsam geleistet haben. Doch finden wir in einer unserer Quellen die bestimmte Andeutung aus dem Jahre 997, daß ein Graf Telto im Planegau (benannt nach einem Flusse, der Plane, der in der Gegend von Belzig entspringt und unweit Brandenburg in die Havel fällt) seine Grafschaft besessen habe, in welcher eine Burgwarte Belitz (Belzig) gelegen, die der Kaiser anstatt des Zehnten aus jener Gegend an St. Mauritius in Magdeburg tauschweise verliehen. Sonach hatte der Kaiser wenigstens über diese Gegend die Obergewalt, und der Graf Telto war im Lehensbesitze derselben. Der lausitzer Mark stand seit dem Tode Hodo's (993) der Markgraf Gero II. und der meißner seit Rigdag's Absterben (985) Eckard vor, der auch Böhmen überwachte. *)

Mit Otto'n ging nun um diese Zeit in Italien jene merkwürdige Veränderung vor, die wir schon im Obigen anzudeuten Gelegenheit fanden (S. 172 f.), daß er nehmlich anfing zu frömmeln, trübsinnig, in sich gekehrt zu werden, den Lebensfreuden der Welt zu entsagen und zu harten Bußübungen und sentimentalen Gebeten seine Zuflucht zu nehmen: ein Wechsel des Charakters, der auch auf die slavisch-nordischen, kirchlichen wie politischen, Verhältnisse nicht ohne Einfluß bleiben sollte. Der Grund davon war folgender. Vom damaligen Papste Gregor V. und Otto III. war der Gegenpapst Johann auf eine grauenhafte Weise, selbst körperlich gemißhandelt worden. Dafür ward der Kaiser von einem italienischen Abte, Namens Nilus, mit harten Worten bezüchtigt, und als Otto durch Geschenke und Gnadenbezeigungen solches wieder gut machen wollte, antwortete ihm der zürnende Abt: „Ich bitte von deinem ganzen Reiche dich um nichts weiter als um das Heil deiner Seele; denn obwohl du Kaiser bist, mußt du doch sterben und von deinen Handlungen Rechenschaft ablegen.“ Als Otto diese Worte gehört, weinte er bitterlich, beugte sich vor dem Greise, empfing den Segen und schied traurig von ihm. Seitdem dachte der Kaiser an nichts ernstlicher und andauern-

*) Vergl. Thietmar, VII. pag. 235. Thieddegus, pragensis antistes — — — sedem suam a tertio Ottone ad regendum suscepit, de qua — — saepe expulsus, toties a marchione Ekkihardo reducitur.

der, als wie er das sühnen möchte, was er und sein Vater, dem man auch Manches auf die Seele geladen, verschuldet hätten. Zu solchen Gewissensbissen wegen grausamen Verfahrens gegen den Antipapst und andere römische Rebellen, die von den italienischen Mönchen an seinem Hofe wohl absichtlich immer wieder angeregt wurden, gesellten sich bald auch Beweise von Undank der Römer und die Nachricht von einer Verschwörung deutscher Herzöge und Grafen im Vereine mit den Bischöfen. Dies Alles trug dazu bei, die Schwermuth des jungen Kaisers zu steigern.

Da gelangte nach Rom die Nachricht, daß der Bischof Adalbert den Märtyrertod unter den Preußen gestorben und in Gnesen begraben worden wäre. Einer seiner Genossen, Gaudentius, vielleicht auch Benedict, war nach Rom gekommen und hatte die Kunde mitgebracht, und zugleich verbreitete sich der Ruf von Wundern, die an dem Grabe des neuen Heiligen geschähen. Da ergriff den Kaiser eine unwiderstehliche Sehnsucht, hinzuziehen an den Ort, wo sein väterlicher Freund ruhte, auf dessen mahnende Reden er früher mit Andacht und Theilnahme geachtet hatte: über seinem Grabe wollte er beten; dort wollte er ein Erzstift für die östlichen Slaven gründen und somit das Bewußtsein aller der Schuld lösen, welche seine jugendliche Seele niederbeugte. Der nunmehrige Papst Sylvester II. (Gerbert) war ohne Zweifel mit dem Vorhaben einverstanden.

Otto brach zu Ende des Jahres 999 oder gleich zu Anfang des folgenden von Italien auf und erreichte zu Ende Januars Regensburg. Die Reichsverweserin Mathilde war mittler Weile (im Februar 999) gestorben. Dennoch war Ruhe im Reiche, und selbst an den Grenzen der Slaven mag keine ernste Störung des Friedens vorgekommen sein: allenfalls gehört in diese Zeit die Verbrennung des Klosters Hillersleben an der Ohre, welches die Wenden einnahmen, die Nonnen daraus vertrieben und darnach durch Brand zerstörten. Otto nahm seinen Weg über Zeitz und Meißen durch den Gau der Milziener nach Ilva (Eilau am Bober), wo dieser Gau an das polnische Gebiet, an dessen Provinz Diedesisi grenzte. Hier kam ihm Boleslav entgegen, empfing

ihn mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen und geleitete ihn in glänzendem Zuge nach Gnesen. Sobald der Kaiser die ersehnte Stadt aus der Ferne erblickte, entblößte er seine Füße und pilgerte barfuß zu ihr hin und in gläubigem Gebete. Bei der Stadt empfing ihn der Bischof (Unger) in heiliger Ehrfurcht und führte ihn in die der heiligen Jungfrau gewidmete Kirche. Dort betete der Kaiser und flehte unter heißen Zähren den Heiligen an um seine Fürsprache bei Gott zur Vergebung seiner Sünden.

Drei Tage feierte der Polenfürst die Anwesenheit des kaiserlichen Gastes durch prächtige, eines Königs würdige Feste. Jeden Tag wurden immer andere und immer kostbarere Geräthe auf die Tafel gesetzt, und mit reichen Geschenken der Kaiser geehrt. Denn als die Feste zu Ende gingen, sandte Boleslav all die goldenen und silbernen Schaalen, die Messer, Trinkhörner, die kostbaren Decken und alle sonstige Gegenstände der Pracht und des Schmuckes, die gebraucht worden waren, als Gastgeschenk in des Kaisers Kammer, und sein Gefolge ward nach Verhältniß mit eben so reichen Gaben bedacht.

Diese Zusammenkunft des Kaisers und des Polenfürsten, welche, den deutschen Annalisten zufolge *), von ersterem rein aus Frömmelei unternommen worden war, hatte in kirchlicher wie in politischer Hinsicht für die Zukunft die gewichtigsten Folgen. Einmal wurden bei der Gelegenheit auf einer eigens deshalb zusammenberufenen Landessynode die römisch-katholisch-kirchlichen Verhältnisse des Landes erwogen. Polen hatte seit 968 ein einziges Bisthum gehabt, das von Posen (vergl. oben S. 131), und das Christenthum so wie die römisch-katholische Kirche hatte sich über das ganze dermalige Reich verbreitet. Es war auch wohl schon die Abtei Meseritz — sie kommt bestimmt beim Jahre 1005 zum ersten Male vor — gegründet, zum Zeichen, daß auch das Mönchthum bereits im Lande festen Fuß gefaßt hatte. Nun hatte aber Boleslav seit seiner Thronbesteigung die Grenzen seines Reiches bedeutend erweitert, theils

*) Die von polnischen Schriftstellern unterstellten, meist erlogenen Absichten und Erfolge s. bei Röpell (Geschichte Polens I. B. S. 111 ff.).

westlich bis nach der Küste der Ostsee hin — Pommern, in den Jahren 995 bis 997, Danzig fällt in seine Hände, und selbst die nächsten Gebiete von Preußen an der Weichsel, z. B. das kulmer Land, scheinen von ihm auf einige Zeit überwältigt worden zu sein — theils nach Osten zu, indem er nicht nur Chrobatien, was sein Vater wenigstens zum Theil schon eingenommen hatte, behauptete, sondern auch wohl noch weiter eroberte, dergestalt, daß er Breslau, daß er Schlesien besaß. Es eröffnet sich mithin uns nun auch über diese Gegenden speciell ein helleres Licht. Schlesien heißt damals Silencia oder Selencia (vergl. pagus Silensis bei Ditmar, pag. 237), hat aber seinen Namen vom kleinen Flüßchen Selense (d. i. der kleinen Lohe) erhalten, das wohl zu irgend einer Zeit die Grenze nach Deutschland zu bildete. Jene Eroberungen durch den christlichen Fürsten konnten nicht allein für diesen als Gewinn gelten, sondern auch für das Christenthum und für die katholische Kirche. Jetzt war es an der Zeit, selbige in den Verband der letztern zu ziehen, sie kirchlich einzurichten. Für die ungeheure Ausdehnung derselben erschien Ein Bischof, Eine Kathedrale nicht genug, und Ein Bisthum zu gering. Der Kaiser stiftete daher für Polen drei neue Bisthümer: in Krakau, in Breslau und für Pommern in (Salz-) Kolberg *), und über allen stehend ein Erzbisthum in Gnesen, zu dessen erstem Verweser er den Gaudentius, den ehemaligen Gefährten des Adalbert, erwählte. Posen blieb mit seinem, bei der Gelegenheit etwas verkleinerten Sprengel unter dem magdeburger Erzstifte. So kamen denn diese slavischen Gegenden in den Verband mit der römisch-katholischen Kirche und folglich auch mit dem deutschen Lande und Volke, mithin kirchlich in die Abhängigkeit von Rom und dadurch vom deutschen Kaiser, wenn und so oft dieser als Protector des Papstthums

*) Bekanntlich hat man früher dieses Factum in Bezug auf Kolberg geläugnet; allein die neuesten Historiker, als L. Giesebrecht, Kannegießer, Barthold und Röpell haben mit allem Rechte solches vertheidigt. Warum sollte nicht Boleslav an die Stiftung eines dortigen Bisthums haben denken können? Es mag nur, wofern es wirklich ins Leben getreten ist, bald wieder erloschen sein, weil die Umstände in Pommern noch nicht günstig genug für das Christenthum waren (vgl. Cod. diplom. Pomeraniae. I. B. S. 24), oder weil Boleslav bald in wichtigere politische Händel verflochten wurde.

sich gerirte. Auf der andern Seite wurde durch die Errichtung eines Erzbisthumes die Selbstständigkeit und Trennung Polens vom unmittelbaren kirchlichen Verbande mit Deutschland ausgesprochen und begründet. Und somit griff dieses religiöse Moment auch schon insofern hinüber ins Politische.

Aber jene Zusammenkunft hatte zweitens auch einen unmittelbaren Einfluß auf die weltlichen Verhältnisse. Der Kaiser des mächtigsten Reiches in Europa macht aus überspannter Frömmelei eine Reise nach dem entfernten Norden, kommt in mönchischer Demuth als ein verzweifelnder Sünder zu einem seiner Vasallen, der zwar wohl noch etwas rohen, aber desto kräftigern Charakters sein mochte, dem also solche Selbsterniedrigung und religiöse Kriecherei des Kaisers als Charakterschwäche erscheinen mußte und der davon wohl einen Schluß auf die Regierung in Deutschland, auf das ganze Reich machte. Die nächste Folge davon war, daß sich Boleslav zu gut und zu stark dünken lernte, um einem solchen Reiche und einem solchen Oberhaupte ferner als Vasall zu dienen. Hierzu kam, daß sich derselbe durch einen solchen Besuch außerordentlich geehrt fühlte. Und Otto unterließ auch nicht, den Polenfürsten anderweitig gehörig zu honoriren. Der Kaiser hatte eine besondere Vorliebe, ja eine gewisse Begeisterung für das antike Römerthum und lebte und webte in dem Gedanken, das ehemalige römische Weltreich selbst im Aeußern wieder herzustellen. „Hier nun, in Gnesen, an einem Orte, wohin der Fuß keines Römers gekommen, staunend vielleicht über die Macht des Polenherzogs, welche sich in dem Glanze der Feste, der Menge des kriegerischen Gefolges, das ihm umgab, und in den Siegen zeigte, durch welche er so eben nach Norden und Süden sein Reich erweitert hatte, nannte er jetzt, sein Verhältniß zu Boleslav in altrömischer Weise auffassend, den Polen „«des römischen Volkes Freund und Bundesgenossen»", schmückte — wie dieß Alles die polnischen Chronisten berichten — dessen Haupt mit der eignen Krone und verlieh ihm für Polen und für alle von den Barbaren eroberten und noch zu erobernden Lande die kirchlichen Rechte des Reichs"*). „Das Bewußtsein von seiner Macht, welches

*) S. Röpell a. a. O. S. 111.

er schon hatte, mußte durch dieses Alles noch lebendiger, thatkräftiger werden," selbst wenn nicht alles Das wahr ist, was polnische Schriftsteller davon erzählen. Aber auch der deutsche Thietmar tadelt den Kaiser, daß er den Slavenfürsten so stolz gemacht habe. Die Reise nach Gnesen hatte demnach allen Anstrich, höchst verhängnißvoll für die Zukunft zu werden und — ist es auch geworden. Boleslav geleitete zwar Otto III. noch mit großem Gefolge zurück nach Deutschland, bis Magdeburg, wo beide den Palmsonntag des Jahres 1000 begingen, so daß er noch immer als ein treuer Vasall desselben erschien. Allein bald werden wir ihn seine Farbe wechseln sehen. So lange indessen Otto III. lebte, blieb er diesem unverbrüchlich treu, und als jener zwei Jahre nachher (im Anfang des Jahres 1002) noch in Italien war, sandte Boleslav an ihn das Gesuch, geistliche Männer ihm nach Polen zu schicken, welche sein Volk zum Glauben bekehren sollten. Otto war bereits damit beschäftigt, ihm drei Missionäre zu senden: da starb er (am 24. Januar), und zwar in Rom, in einem Alter von noch nicht zwei und zwanzig Jahren, nach einer beinahe zwanzigjährigen Herrschaft.

Ueberblicken wir nun noch ein Mal die Thätigkeit des jungen und dabei so jung verstorbenen Kaisers, vornehmlich in Bezug auf unsern Zweck, in Bezug auf die Verhältnisse der Deutschen zu den Slaven: so erkennen wir allerdings das anfänglich durchaus unerwartete Resultat, daß er die zu Ende der vorigen Herrschaft verloren gegangene Herrlichkeit und Weite des Reiches wieder zum großen Theile in Italien hergestellt, und nach Polen hinein sogar ausgedehnt habe. Er hat es nicht daran fehlen lassen, gegen die Luitizier, Stodoraner, Welataber oder Wilzen zu Felde zu ziehen, so oft diese durch ihre Treubrüchigkeit, ihren Ungehorsam, ihre Räubereien und Einfälle ins sächsische Gebiet Veranlassung gaben, und sie derb gezüchtigt. Wenn er auf diesem Flecke gerade dennoch nichts Erkleckliches ausrichtete, wenn er nicht im Stande war, auf die Dauer hier seine Oberherrlichkeit wieder geltend zu machen, die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg wieder in ihre Sprengel einzusetzen und dem Christenthume und der römisch-katholischen Kirche ihre frühere Ausdehnung

zu verschaffen: so war eines Theils wohl seine Jugend, das Ungenügende der ergriffenen Maaßregeln, der Mangel an tüchtigen Markgrafen — ein Gero fehlte ihm, — andern Theils die außerordentliche Tapferkeit und Thatkraft der Wenden, ihre Ausdauer, ihr unbändiger Muth, aber auch ihre scheinbare Nachgiebigkeit, ihre Treulosigkeit und ihre Hinterlist ihm ein unüberwindliches Hinderniß, das er nicht zu besiegen vermochte, so häufige Versuche und so große Anstrengungen er auch gemacht. Hier bedurfte es einer längern Zeit — erst nach hundert und etlichen Jahren ist die Ausführung möglich geworden; hier bedurfte es kräftigerer Charaktere. Seine vielleicht schon angeborne, vielleicht schon früh durch seine Umgebungen in ihm erzeugte und genährte Neigung zu mönchischer Frömmelei, zu ascetischen Buß- und Betübungen, seine demüthige und wehmüthige Anerkennung wirklicher oder vermeintlicher Sünden und in Folge davon seine Selbsterniedrigung, sogar vor seinen Untergebenen, lähmte jegliche innere Kraft, und man kann sich nur wundern, daß er noch so viel hat zu leisten vermocht, als er wirklich geleistet. „Doch gab es einen Punkt, wo diese mystisch-ascetische Ansicht von der Welt in ihm praktisch wurde und mit seinen politischen Bestrebungen zusammenfiel. Wenn er die Erneuerung des römischen Reiches in dem Sinne verstand, das es den ganzen orbis **Romanus** umfassen sollte, so wollte er doch nur über ein christliches Reich herrschen. Deßhalb beförderte er vor Allem Missionen in die heidnischen Länder. — Und im Allgemeinen kann man nicht anders sagen, als daß der Impuls, welchen Otto's Religiösität dem christlichen Sinne seiner Zeit auf die Bekehrung der heidnischen Völker gab, noch lange fortwirkte und die herrlichsten Früchte trug. So weit sich dieselbe auf die Gegenden der sarmatischen Tiefebene an der Ostsee hinauf bis nach Rußland bezog, scheint der Bund Otto's mit Boleslav von Polen von entscheidender Bedeutung gewesen zu sein. — Alle Tendenzen der folgenden Jahrhunderte waren angebahnt; vielleicht, hätte Otto's Sinn eine gesundere Ansicht von der Welt und ihren Forderungen gewonnen, dann hätte die Kraft seines Geistes, die Tiefe seines Gemüthes, die Großartigkeit seiner Unternehmungen

ihn den ausgezeichnetsten der Fürsten unsres Vaterlandes beigesellt" *).

Ueberdem war es übel, daß er seiner Erziehung nach fern stand, entfremdet war seinem eigenen Volke. Geboren von einer griechischen Mutter, hatte er von Jugend auf griechische Bildung genossen, und von der scheinbaren Höhe derselben herab verachtete er das Vaterländische. Er war ganz und gar dem Boden entrückt, auf dem sonst die ihrem Volke in Sprache, Sitte und Recht nahe stehenden deutschen Fürsten zu fußen pflegten. „Wir wollen," schreibt er einstens an Gerbert, „daß Ihr die sächsische Roheit verabscheut, wohl aber unsere griechische feinere Bildung zu diesem Eifer anspornt; denn wer nur den Funken griechischer Wissenschaft zu wecken versteht, der wird bei mir einen solchen antreffen." Schade, daß er nicht einmal ernstlich versucht hat, diese antike griechische Bildung in unserm Vaterlande damals gäng und gäbe zu machen und dadurch sein Volk zu heben. Dem mangelte damals freilich überhaupt der rechte geistige wie moralische Aufschwung. Es fing demselben auch schon merklich der nationale Sinn und das nationale Streben an zu sinken. Die Fürsten und hohen Prälaten fingen an sich zu fühlen, nach Selbstständigkeit der Macht, nach Erblichkeit ihrer Besitzthümer zu trachten, und Otto III. war freigebig gegen Weltliche wie gegen Geistliche **). Er gab das erste Beispiel, daß er eine den Slaven entrissene Provinz, mindestens zum großen Theile, an einen seiner Großen verschenkte: das war der Markgraf Eckard von Meißen, der bei ihm in besonderer Gunst stand. Ihm soll der Kaiser seine meisten Lehen, wo nicht, wie man zwar ausdrücklich auch liest, die Mark selbst, in Erbeigenthum verwandelt haben. So lange nun Otto noch lebte, bildete er doch noch einen Vereinigungspunkt der getrennten Interessen und einen Dämpfer des emporstrebenden Ehrgeizes und des Ringens nach Selbstständigkeit. Eben so war es mit seinem Verhältniß zu den slavischen Fürsten, die seine Vasallen waren, wie der Herzog von Böhmen und Mähren, der Herzog

*) Vgl. Wilmans a. a. O. S. 139 f.

**) Thietmar pag. 94: tempore eo non fuit ullus largior ac per omnia clementior illo.

von Polen: sie blieben ihm treu und unterthänig, aber wohl mehr wegen seiner Gutmüthigkeit und wegen der vielen Gnadenverleihungen, die er ihnen zu Theil werden ließ. Unzuverlässiger waren die Fürsten der Obotriten; doch bequemten sie sich nothgedrungen in das Joch der deutschen Herrschaft und der römisch-katholischen Kirche. Dagegen sind die Slaven an der Mittelelbe, die Welataber (Wilzen) und Luitizier, frei und herrnlos wie sie waren, durchaus nicht zu bändigen gewesen, so oft auch Otto gegen sie zu Felde gezogen und sogar tief in ihr Land eingedrungen war. Diese seit Karl dem Großen meist gewöhnlichen Maaßregeln waren für sie zu schwach, zu wenig nachhaltig, und so kam es denn, daß sie nicht nur bei ihrer Treulosigkeit fortwährend aufstützig wurden, Gehorsam und den Zins dem Kaiser und der Kirche verweigerten, sondern auch noch obendrein so kühn und frech waren, unaufhörliche Einfälle und Raubzüge in das ihnen benachbarte Sachsenland zu machen. Die Deutschen mögen unglaublich dadurch gelitten haben: die ewige Unruhe und Besorgniß, die stete Unsicherheit des Eigenthumes, die häufigen Verluste an Habe und Gut und auch an Menschenleben mußten diesen Zustand höchst widrig machen, und wer sollte es den Deutschen verdenken, wenn sie auch zu harten Maaßregeln griffen? wenn sie die feindlichen Länder rundum verwüsteten, das Leben der Wenden nicht schonten, ganze Familien derselben, welche durch ihre Heimtücke die Freiheit verwirkt, zu Sklaven machten und sogar die einzelnen Glieder derselben zerstreuend verkauften?*) Ihre Langmuth, wenn man solches nicht Schwäche nennen will, war sonder Gleichen. Sie hätten schon jetzt jene energischern Maaßregeln ergreifen, die später ein Heinrich der Löwe, ein Albrecht der Bär, oder diejenigen wiederholen sollen, welche ein Heinrich der I. oder ein Otto der Große früher in Anwendung gebracht hat. Aber was war die Folge dieser ewigen Neckereien und Züchtigungen, dieser ununterbrochenen Feindseligkeiten? Der Nationalhaß ward immer heftiger, die gegenseitige Erbitterung größer.

*) Thietmar pag. 56. Sclavonicae ritu familiae, quae accusata venundando dispergitur.

Unter solchen ungünstigen Umständen ward der deutsche Thron so unverhofft und darum so unvorbereitet erledigt. Können wir Anderes als Schlimmes für Deutschland erwarten? Und der Mann, welcher zum Oberhaupte gewählt wurde, war nicht der Mann, der die Herrlichkeit des Reiches hätte aufrecht erhalten, geschweige denn vermehren können. Mehrere Fürsten bewarben sich, weil Otto III. bei seinem Leben keine Anordnungen über die Nachfolge getroffen hatte, um den erledigten Thron, unter ihnen vor allen der Herzog von Baiern, Heinrich, aus sächsisch-ludolfingischem Geschlechte, ein naher Verwandter Otto's III., der letzte seines Hauses. Und die meisten deutschen Großen und Prälaten fielen ihm zu, weil ihnen das Erbrecht vorgeltend erschien*).

## Heinrich II. Von 1002—1022.

Heinrich ist weder zu seinem noch zu des Vaterlandes Glück zur Regierung gelangt, wohl aber zum Glück der deutschen Nationalfeinde, der Slaven. Wären nicht späterhin bessere Zeiten für die Germanen eingetreten, — es wäre Alles verloren gegangen, was ein Heinrich I., ein Otto der Große mit so großer Anstrengung und Glorie errungen und die nachfolgenden beiden Herrscher mit aller Mühe nothdürftig behauptet hatten. Er war kein energischer Charakter, der die Stürme des Reiches im Innern und an den Grenzen hätte auf die Dauer beschwichtigen und dem deutschen Volke und Reiche jene Ruhe und jene Einheit verleihen können, die demselben seine angeborne intensive Kraft gestählt und ihm und dem Auslande zum Bewußtsein gebracht hätte. Thätigkeit kann man Heinrich II. nicht absprechen: er zog bald da bald dorthin, wohin es die Umstände heischten, und lag den Staatsgeschäften und den Kriegen persönlich mit Eifer ob, darin seinen Vorgängern aus sächsischem Hause nachstrebend**). Allein er war nicht intelligent genug, um selbige richtig zu erfassen, seine

*) Die Sachsen riefen auf der Versammlung zu Werla: Heinricum... jure hereditario regnaturum.

**) Vgl. Thietmar pag. 13: Quicquid in his (Heinrico I. et successoribus suis) laudatur, ab aequivoco ejus — — diligenter servatur et post, ut vereor, finitur.

Anschläge glücklich durchzuführen und die Sachen so beizulegen, daß sie aufs Strengste, auf immer geordnet gewesen und geblieben wären. Daher ewige Unruhen im Reiche selbst, ewige Kämpfe an den Grenzen, namentlich in den slavischen Marken. Somit wird denn auch die Geschichte dieses Kaisers keine großartigen Anschauungen darbieten, sondern sich verflachen in die Darstellung von ewigen Hin- und Herzügen ohne Nachhaltigkeit und ohne romantisches Interesse.

Nächst ihm hatte der mächtige und wohlangesehene Markgraf von Meißen, Eckard, dem nach gemeinsamer Wahl des ganzen betreffenden Volkes in Thüringen auch die herzogliche Würde zu Theil geworden war, sich um das Königthum in Deutschland beworben, und durch seine vortheilhaften persönlichen Eigenschaften — er war tapfer und klug — wäre er desselben nicht unwürdig gewesen. Eifersüchtige Widersacher jedoch, die Söhne des Grafen Siegfried von Nordheim, überfielen ihn bei Nacht, als er zu Pölde (im Hannöverschen) weilte, erschlugen ihn (am 30. April 1002) und befreiten so Heinrich II. von einem gefährlichen Gegner.

Dieser Gegner war aber anderweitig in seiner Markgrafschaft Meißen ein gewaltiger, tüchtiger Verwalter derselben gewesen und hatte die Slaven in seinem Gebiete und die fürstlichen Vasallen des Kaisers in Böhmen und Polen gehörig in Schach gehalten. Kaum ist daher die Kunde von seinem Tode zu Boleslav nach Polen gedrungen, als dieser eiligst ein Heer zusammenzieht, die ganze Mark des Grafen Gero, so weit sie auf dem rechten Elbufer liegt, das Land der Luitizier, besetzt, dann südwärts sich wendet, durch Verrath Bautzen einnimmt mit der ganzen dazu gehörigen Umgegend, dann wieder westlich bis zur Elbe vorrückt und Strehla's sich bemächtigt. Dann berennt er die Burg Meißen und versteht einen Theil der Bewohner derselben, wahrscheinlich doch den slavischen oder slavisch gesinnten, durch Geld zu gewinnen. Graf Hermann, der Sohn Eckard's und Nachfolger desselben, ist eben abwesend: er ist verreist, um seinen gemordeten Vater bestatten zu helfen. So nehmen denn die unruhigen Bestochenen eines Tages die Gelegenheit wahr, als der größte Theil der Burgmannschaft auf Fouragirung ausgezogen, und

dringen unter der Anführung eines Grafen Gunzelin, eines Verwandten Boleslav's, in die Vorstadt, überwältigen dann auch die Feste selbst und gewähren den Belagerten allein freien Abzug. Darauf senden sie Boten an den Polenfürsten und entbieten ihn zu sich und öffnen ihm die Thore. Diesem steht nun das ganze Land bis zur weißen Elster offen, und er nimmt es ein und sichert es durch Besatzungen. So war, für den Augenblick wenigstens, selbst das Gebiet für die Deutschen verloren, was einst Heinrich I. erobert hatte und ihnen bis daher doch noch verblieben gewesen, und bereits schon unter allen slavischen Eroberungen wohl am meisten mit deutschen Ansiedlern besetzt und christianisirt war. Man sieht, es war nahe daran, daß die Slaven ganz wieder die alten Grenzen ihres ehemaligen Gebietes einbekamen. Es war ein wichtiger Moment in der Geschichte beider Völker und in ihrem Weltkampfe unter einander. Es stand die glorreiche bis zur Oder, bis zur Warthe erweiterte Macht, der Ruhm der deutschen Waffen, die Ehre der Nation, das Gebiet und Einkommen des Staatsoberhauptes, vieler vornehmen Beamten, vieler hohen Prälaten und geistlichen Stiftungen theilweise oder im Ganzen auf dem Spiele, und mehr noch denn dieses Alles die lichtvollen und glänzenden Erfolge, welche der Weltkampf zwischen den beiden Nationen in den nachkommenden Perioden zu Wege gebracht. Und Boleslav war ganz der Mann, der von slavischer Seite diesen Umschwung der Dinge bewerkstelligen konnte. Er war muthig, kühn — daher eben sein Beiname, den er in der Geschichte führt, Chrobri, d. i. der Kühne, der Gewaltige, der Großherzige — entschlossen, tapfer, thätig, klug, verschmitzt, politisch schlau; er verstand vortrefflich die Umstände und die Personen zu würdigen und zu nehmen und für seine Zwecke zu benutzen, zu rechter Zeit mit Kraft und dann wieder zu andrer Zeit mit Nachgiebigkeit aufzutreten. Seinem Volke imponirte er nicht bloß als rechtmäßiger Erbe der fürstlichen Gewalt, sondern auch und hauptsächlich durch seine Intelligenz, durch seinen aufstrebenden, Andere mit fortreißenden Geist, durch seine rastlose Thätigkeit, durch seine die Ehre und die Macht der Nation fördernden Handlungen und Thaten. Er lehrte sein Volk sich fühlen.

Dasselbe war von dem Vorgänger Boleslav's eingeführt worden aus einem Zustande allgemeiner Roheit, isolirter Beschränktheit, politischer Dunkelheit und Unbedeutenheit in den Verkehr mit dem kirchlich und politisch gebildeten Abendlande, dem Träger einer erneuerten oder sich erneuernden Weltcultur. Boleslav hatte dieses Verhältniß nicht wieder abgebrochen, sondern im Gegentheil noch fester geknüpft: er stand wie sein Vater noch immer als Dienstmann unter dem deutschen Könige; er war dem Christenthume, der römisch-katholischen Kirche zugethan; er war durch Familienbande mit deutschen Fürsten verbunden; er hatte sich überhaupt der germanischen Bildung angeschlossen. Im Innern seines Reiches, das bereits von den Quellen der Weichsel bis zu deren Einfluß ins Meer, von Krakau bis Danzig, sich ausdehnte, treten bereits Städte, Burgen u. s. w. hervor; es ist ferner in civilistischer, kirchlicher, militärischer Hinsicht geordnet zu einem förmlichen Staate. Zur Sebstständigkeit desselben fehlt nur, daß er sich vom deutschen Vasallenthum lossagt und den Titel eines Königs oder eines unumschränkten Herrschers annimmt. Er ist mit der militärischen Taktik der Deutschen vertraut geworden durch den langen Verkehr mit denselben; als Slave und Herr eines slavischen Volkes dürfte er sich nur an die Spitze der Slaven gegen Deutschland hinstellen, und Alles würde ihm zufallen; er dürfte nur eine Coalition der vereinzelten Stämme zu Stande zu bringen suchen, und es würde eine Macht erstehen, die nicht bloß den unterjochten Stämmen die Freiheit wiederzugeben, sondern auch den Deutschen eine imponirende Kraft entgegen zu stellen vermöchte, wenn sie wagen sollten, die sie von ihnen trennenden Naturgrenzen zu überschreiten und sie mit Beknechtung zu bedrohen.

Den Deutschen konnten diese für sie so ungünstigen Verhältnisse nicht unbekannt und unbeachtet bleiben: hierzu waren sie zu bedrohlich. Als daher Boleslav jene Länder bis zur weißen Elster einnahm, thaten sich die sächsischen Großen zusammen, um ihm entgegen zu treten. Wohl mochte er einsehen, daß es noch nicht an der Zeit wäre, offen den Kampf zu beginnen: er war also klug, spielte den Friedfertigen, den durch ihre feindseligen Maaßregeln Betroffenen. Als sie da-

her ihm entgegen rückten, sendet ihnen der Schlaue einen Abgeordneten entgegen, der ihnen betheuern mußte, er habe solches unternommen mit Gunst und Erlaub des Herzogs von Baiern, Heinrich; er wolle in keiner Art den Bewohnern der besetzten Länder Schaden zufügen, und wofern Heinrich im Reiche je zur Herrschaft gelangte, würde er dessen Geboten in Allem willfahren; wo nicht, so würde er gern, was ihnen dann beliebte, thun. Die deutschen Fürsten glaubten den trügerischen Worten, mochten auch vielleicht durch Geld gewonnen sein. So begaben sie sich denn zu ihm persönlich hin wie zu ihrem Herrn, um ihm ihre Huldigung darzubringen, und tauschten so für die ihnen angeborne Ehrenhaftigkeit demüthige Unterwürfigkeit und unwürdige Dienstbarkeit ein. Vor der Hand blieb demnach der Polenfürst im Besitze der Marken.

In der Zeit geschah es wohl auch — die Nachricht davon steht freilich sehr vereinzelt und hat auch sonst manche auffallende Seiten, so daß sie schon mehrfach bezweifelt worden ist*) — daß die Wenden (die Luitizier) sich wieder auf der linken Seite der Mittelelbe in der sogenannten Altmark verbreiteten. Ein slavischer Edler aus der Brandenburg nehmlich, Namens Wilk oder Wulk, d. i. Wolf, war früher auf gut Glück zu den Pommern gegangen und daselbst zu hohen fürstlichen Ehren gelangt; nachmals aber aus dem Lande getrieben, hatte er sich zu dem Könige der Dänen, d. h. wohl zu einem dänischen Jarl, in dem den Dänen an der Küste der Ostsee unterworfenen Wendenlande, begeben, war von demselben wohl aufgenommen worden und hatte dessen Tochter geehlicht. Aber des Jarls Söhne fürchteten durch ihren kriegerischen Schwager bei dem etwanigen Absterben des erstern aus dem Erbe der Herrschaft verdrängt zu werden: Wilk wurde also von ihnen angegriffen und gezwungen, das Land zu verlassen. Nachmals kehrte er aber doch wieder, als sein Schwiegervater gestorben war, besiegte seine Schwäger, erschlug sie und wurde mit Aller Zustimmung Herr des

*) Vgl. Riedel: die Mark Brandenburg I. B. S. 21. Dagegen L. Giesebrecht: wendische Gesch. II. B. S. 7 f. Die Quelle ist die Vita Viperti cap. I.

Landes. Das Glück lächelte ihm in häufigen Fehden: er erweiterte sein Gebiet, besaß unter andern die Stadt Posduwle (Wolfsstadt), und als der Zustand des deutschen Reiches nach Otto's III. Tode ihm Gelegenheit gewährte, zog er über die Elbe und gewann durch Krieg das balsamer Land, das er dann nachmals einem seiner Söhne, dem Wigbert, überließ. Es ist wahrscheinlich, daß, in dieser Periode der Unsicherheit, der Bischof von Hildesheim darum von dem Kaiser die Erlaubniß bekam, an der Aller eine Burg zu erbauen „zur Verwahrung und zum Schutze gegen die Einfälle und Verwüstungen der treubrüchigen Slaven." (Vergl. v. Raumer's Reg. No. 421.)

Zu gleicher Zeit regten sich die Wenden an der untern Elbe (die Obotriten und Wagrier). Sie fühlten sich durch die christlichen Amtleute *), mehr als recht war, bedrückt und glaubten das Joch der Knechtschaft abwerfen und sich in Freiheit setzen zu müssen. Ihre Fürsten waren dazumal Mitzidrog und Mistrowoi, unter deren Leitung der Aufstand entbrannte und die Rebellen das ganze Nordalbingien mit Feuer und Schwert verwüsteten. Anfangs scheinen sie gegen die Kirche und das Christenthum nichts beabsichtigt zu haben: wenigstens hatte Mistrowoi während des Krieges seinen Kapellan bei sich. Nachmals aber, weil der Fanatismus der Menge Weltliches und Religiöses vermengte, zogen sie durch das übrige Slavenland, verbrannten alle Kirchen und zerstörten sie bis auf den Grund und ließen auf der rechten Seite der Elbe keine Spur des Christenthums übrig. Die Metropole Hamburg wurde eingenommen und viele Einwohner daselbst aus Haß gegen das Christenthum getödtet. Die Priester im Lande umher nebst den übrigen Kirchendienern mußten unter mancherlei Martern die Seele aushauchen. Am ärgsten verfuhren die Wuthentbrannten in Oldenburg: die Priester wurden hier größtentheils auf der Stelle niedergehauen; sechszig aber, unter ihnen der Propst Oddar, sparten sie zu noch größern Qualen auf: sie schnitten ihnen das Zei-

*) So übersetzt ganz richtig L. Giesebrecht a. a. O. das lateinische: christiani judices.

chen des Kreuzes auf den Köpfen ein, banden ihnen die Hände auf den Rücken und trieben sie so unter Schlägen und andern Mißhandlungen von Ort zu Ort, bis ihnen der Athem ausging (2. Juni). Aehnliches soll damals in verschiedenen andern Gegenden vorgefallen, und Unzählige den Märtyrertod erlitten haben.

Während dieser Vorgänge an der Mittel- und Niederelbe hatte der Weltkampf um den deutschen Thron sein Ende gefunden: in Merseburg hatten die Edeln und höchsten Prälaten des deutschen Volkes den 24. Juli Herzog Heinrich zum Könige gewählt, gemäß dem Rechte der Verwandtschaft*). Und wer sich dabei auch einfand und ihm die Huldigung als Dienstmann leistete, war Boleslav. Ihm lag besonders daran, im Besitze des Eroberten verbleiben zu dürfen und dazu die königliche Einwilligung zu erlangen. Er bot daher bedeutende Geldsummen für den Besitz der Burg Meißen, die natürlich ihm zur Behauptung seiner Eroberungen den wichtigsten Vorschub leistete, deren Verlust für die Deutschen auch hätte den Verlust der betreffenden Länder herbeiziehen müssen. Schlau genug war der Plan angelegt. Allein von Seiten des Königs ward eine solche Veräußerung, wie sie es auch war, für unvortheilhaft befunden, und Boleslav mit seinem Ansinnen zurückgewiesen. Dagegen erlangte er doch, daß der feste Platz seinem nahen Verwandten (Bruder) Gunzelin übergeben wurde, während er selbst sogar die Gegenden der Luitizier und Milziener herausgeben mußte**). Die erstere scheint der frühere Inhaber, Markgraf Gero II., wieder erhalten zu haben, die letztere blieb, von der dem Markgrafen Gunzelin übertragenen Markgrafschaft Meißen getrennt, einstweilen noch der weitern Verfügung des Königs vorbehalten, die auch im folgenden Jahre (1003) noch nicht erfolgt war, wie man aus dem An-

*) Vgl. Chron. Halberstad. pag. 23. ed. Schatz. Es sagt bezeichnend: Hinricus dux Bawariae, ad quem summa imperii pertinebat ex propinquitate generis regum priorum.

**) In Thietmar V, 10. ist die hierauf beziehliche Stelle dunkel, indem die Beziehung des Pronomens sibi zweifelhaft (vgl. L. Giesebrecht a. a. O.). Der grammatischen Construction nach müßten die Worte heißen: während er selbst das Gebiet der Lausitzer und Milziener wieder bekam. Allein dieser Sinn widerspricht anderweitigen Beziehungen. Sollte nicht sibi für a se stehen? Dann wäre jede Schwierigkeit gehoben.

erbieten des Königs gegen den Polenherzog, nachdem dieser das Land von neuem besetzt hatte, ersieht (s. nachher).

Allein schon in Merseburg kam es zu ernsten Händeln zwischen den Polen und Deutschen, die jedes gute Verhältniß hinderten und störten. Als Boleslav unter der Begleitung eines Grafen Heinrich die Stadt verlassen wollte, reichlich beschenkt vom Könige, und mit dessen Erlaubniß, lief ohne des Königs Befehl und Wissen eine bewaffnete Menge zusammen und stürzte sich auf ihn los. Mit Mühe brachte ihn der Graf zum äußern Thor hinaus, das gesprengt werden mußte. Von den ihm folgenden Soldaten wurden einige durch die sie überwältigende Menge geplündert, einige aber stark verwundet und entrannen nur mit Hülfe des Herzogs Bernhard dem Tode. Diese nehmlich zogen sich, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Pöbel, in die königliche Pfalz bewaffnet, und auf das Geheiß, dieselbe zu verlassen, weigerten sie sich. Aus dem Grunde liefen sie, durch ihre eigene Schuld, Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Boleslav meinte nun, das Ganze sei geschehen in heimlicher böser Absicht, rechnete solches dem Könige zu und faßte darüber schweren Groll. Er empfahl sich daher Heinrich II., versprach ihm fest seine Hilfe, wofern er deren jemals bedürfe, und reiste eilends der Heimath zu. Aber von dem Tage ab, wo er seine Unterwürfigkeit beschworen, begann er auch auf böse Rathschläge zu sinnen und selbige nach Möglichkeit in Ausführung zu bringen. Er veranstaltete eine Unterredung mit Heinrich von Schweinfurt, einem Gegner des Königs, und sagte demselben jegliche Unterstützung zur Ausführung seiner Anschläge zu. Und als er auf dem Wege nach der Stadt Strehla kam, steckte er selbe sofort in Brand und führte eine große Menge Einwohner mit sich hinweg. Zurück aber nach Merseburg schickte er einige Abgeordnete und suchte durch dieselben dem Könige zu entfremden, wen er nur vermochte. Als solches bald darauf zu den Ohren Heinrich's gelangte, bat der seine Vertrauten inständig, daß sie die geheimen Umtriebe des Polen erkunden und wo möglich dessen Emissäre einzufangen suchen sollten. Den weitern Verlauf der Sache selbst melden uns die Quellen nicht; aber das Traurige sehen wir Deutsche dar-

aus, daß schon damals die deutsche Treue wankte und für Bestechungen und andere Verlockungen zugänglich ward. Für den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt und für die ganze Partei, welche sich demselben angeschlossen, war die Verbindung mit Boleslav von nicht geringem Gewicht; sie ward es noch mehr, als der Polenfürst auch die Hand nach dem Besitze von Böhmen ausstreckte und solches wirklich in seine Gewalt bekam.

Hier in diesem Lande hatte seit 999 Herzog Boleslav Rothhaar geherrscht, ein Dienstmann des deutschen Königs oder Kaisers. Durch Grausamkeiten aller Art hatte er sich bei seinen Unterthanen verhaßt gemacht. Im Jahre 1002, im Sommer, kam es zu einer allgemeinen offenen Empörung. Die Böhmen riefen einen Polen, Wladiwoi, herbei zur Uebernahme der Regierung. Boleslav sah sich genöthigt, das Land zu meiden und floh zu Heinrich von Schweinfurt. Dieser hielt ihn anfangs als einen Gefangenen, darauf entließ er ihn zu Boleslav dem Polenfürsten, seinem Verbündeten. Dem gegenüber suchte Wladiwoi seine Herrschaft dadurch zu sichern, daß er sich dem deutschen Könige in die Arme warf, dann als Vasall den Eid der Treue leistete und die Bestätigung als Herzog von Böhmen erlangte. Indessen raffte ihn schon im Jahre darauf (1003, zu Anfange) der Tod hinweg, und nun riefen die Böhmen die Gebrüder Boleslav Rothhaar's, Ulrich und Jaromir, welche schon früher vor jenem hatten aus Böhmen weichen müssen — sie waren nach Deutschland geflohen — zum Throne.

Während dessen kommt Boleslav, der Polenfürst, mit einem zahlreichen Heere und führt mit Gewalt den Boleslav Rothhaar nach Prag zurück. Jaromir muß von neuem flüchten, und die Böhmen sind gezwungen, ihren alten gehaßten Herrn wieder aufzunehmen und anzuerkennen. Dieser läßt nun seiner Rache freien Lauf. Aber solche ungezähmte Grausamkeit gereichte ihm bald zum Verderben, und zwar eben durch den, welcher ihn nach Böhmen zurückgeführt hatte. Die Böhmen wandten sich an Boleslav Chrobri selbst um Hilfe. Und das kam diesem nicht unerwünscht. Boleslav läßt den Böhmenherzog bei einem Gastmahle gefangen nehmen, blenden

und nach Polen abführen, eilt dann mit einem Heere nach der Hauptstadt Böhmens, wird dort freudig empfangen und — nimmt das Land für sich in Besitz. Natürlich betrachtet er nun auch die dazwischen liegenden Länder, die der Milziener, als seine Beute. Das Polenreich ward ein großes, mächtiges Reich, aber für seine Jugend zu groß, zu umfangreich, mit zu weit ausgedehnten Grenzen. Und wenn Boleslav wirklich ein wahrer Karl der Große gewesen wäre: er hätte es nicht gegen seine feindlichen Nachbarn genügend vertheidigen können. Nun kam aber hierzu noch der Unwille und der Haß über die so ungerechter Weise vergrößerte Herrschaft, selbst bei den Slaven, und machte die gesteigerte Macht sogar unsicher in ihren Grundfesten. Und der deutsche König? — Er sah mit Besorgniß und mit Verdruß den Zuwachs des Gebietes seines Widersachers. Indessen im ersten Augenblicke gebot die Klugheit Nachgiebigkeit und Schonung. Die Feindschaft zwischen ihm und Heinrich von Schweinfurt kam eben zum offenen Ausbruch. Für beide Parteien mußte ein so mächtiger Fürst, wie Boleslav, der von seinem jetzigen Ländergebiete aus eben so nahe Franken und Baiern wie Sachsen bedrohte, von größter Wichtigkeit erscheinen. Es kann daher nicht befremden, wenn selbst der König Heinrich seine Geneigtheit suchte. Er sandte Boten an ihn und ließ ihm sagen: wolle sich der Polenherzog nicht abgeneigt finden, von ihm, dem Könige und Lehnsherrn, das neuerdings eroberte Land nach altem Brauch als Lehn zu nehmen und ihm zu huldigen und sich als treuen Dienstmann zu erweisen, so werde ihm der König willfahren und ihn im Besitze von Böhmen bestätigen; im entgegengesetzten Falle werde er ihn mit den Waffen heimsuchen. In ein solches Anerbieten ging der sich fühlende Boleslav nicht ein, sondern sandte im Gegentheil Hilfstruppen seinem Bundesgenossen, dem Herzoge von Schweinfurt, und zugleich fiel er in eigner Person mit einem Heere in die deutschen Grenzlande ein.

Seinen alten Verbündeten, den Luitiziern, mißfiel gewiß ebenfalls jene so unrechtmäßig gesteigerte Macht: sie mochte bei ihnen die Besorgniß erregen, daß Boleslav auch über sie herfallen und ihnen ihre Freiheit rauben könnte. Und er war

Christ, sie Heiden. Hatte er sie doch schon von zwei Seiten umstrickt, im Norden wie im Osten. Jetzt nun war er mit dem Könige der Deutschen zerfallen. Das war ihnen wohl ein Grund, sich diesem anzuschließen. Heinrich II. feierte im Jahre 1003 das Osterfest zu Quedlinburg. Dahin sandten sie demnach Botschaft, selbst die Redarier, und die Luitizier überhaupt. Der König nahm sie wohlwollend auf, beschwichtigte sie, die bis dahin auffässig gewesen, und machte sie aus Feinden zu seinen größten Freunden. Zum Markgrafen der Nordmark erwählte er nach dem Tode Lothar's dessen Sohn Wernher, während Gero II. noch immer der Ostmark und somit auch der Lausitz vorstand. Und so konnte Heinrich seitdem nun wieder in Beider Gebieten Schenkungen machen, z. B. an einen gewissen Volkmar im Gebiete von Zerbst (1003), an das St. Mauritiusstift in Magdeburg die Burgwarte Driezel im Gau Moraziani. Sie entrichteten ihm jährlichen Tribut und stellten Hilfstruppen für den Fall eines Krieges, und unter der deutschen Herrschaft befanden sie sich besser, freier als unter der ihrer eigenen Gebieter. Aus Leibeigenen konnten sie im Soldatendienste, zeichneten sie sich aus, freie Leute werden*); auf besondern Landtagen wurden ihre größern Streitigkeiten geschlichtet, ihre Privatsachen dagegen blieben den besondern Gemeinden überlassen. Der letztern mochten nun freilich, dem Charakter der Nation gemäß, auch in dieser Zeit gar viele sein. Wenigstens wird von zahlreichen glücklichen Fehden berichtet, die jener Wilk, doch nur in seiner Sphäre, nicht mit den Deutschen, bis in sein hohes Alter geführt habe, welche ihn bei dem Volke in so großes Ansehen gebracht, daß man ohne seine Gegenwart sich keines Sieges erfreuen, mit ihr nie glaubte dessen verlustig gehen zu können.

In jener Zeit war es wohl auch, wo der Herzog Bernhard wieder die Obotriten zum Gehorsam zurückführte durch große Verluste, die er ihnen beibrachte. Vermuthlich aber erfolgte das Ende des Aufstandes dieses Volkes erst wirklich mit oder nach dem Tode seines Urhebers, Mistewoi, und der-

*) Die merkwürdige Stelle bei Thietmar VI. S. 152, liefert einen treffenden Beweis: hi milites quondam servi nostrisque iniquitatibus [schlechte (?) politische Maaßregeln] tunc liberi.

selbe starb um diese Zeit in Wahnsinn. Mit der Herrschaft der Deutschen kehrten dann auch die kirchlichen Anstalten wieder. Der Bischof von Oldenburg, damals Reginbert, scheint ebenfalls dahin zurückgegangen zu sein. Von einer Wiederherstellung des havelberger Bisthumes dagegen verlautet nichts, obgleich immer nach dem Absterben des einen Bischofs ein anderer gewählt wurde, aber als episcopus in partibus infidelium, als Bischof, ohne seinen Sprengel wirklich verwalten zu können. Das brandenburger taucht nach einigen Jahren erst wieder auf, wie wir nachher sehen werden. Das magdeburger Erzstift wurde für seine anderweitigen Verluste bald reichlich bedacht durch Schenkungen auch im Slavenlande. Es schien also doch, wie wenn die von Otto dem Großen begründeten kirchlichen wie politischen Einrichtungen hier wieder sollten Raum gewinnen. Nur um die südlichen Marken galt es erst zu streiten mit den Polen. Ein damals um so schwieriger Kampf für den deutschen Fürsten, weil er zu gleicher Zeit mit Feinden im Reiche selbst zu thun hatte.

Heinrich zog zuerst (1003 im Sommer) gegen den Markgrafen von Schweinfurt und verjagte ihn aus Franken. Der flüchtete nach Böhmen. Während dessen machte sein Verbündeter Boleslav einen Versuch, dem Könige eine Diversion zu bereiten, und trachtete Meißen in seine Gewalt zu bekommen. Er forderte den Markgrafen Gunzelin, seinen Bruder, auf, er sollte, seinem frühern Versprechen gemäß, ihm die Feste überliefern. Dieser indessen lehnte den Antrag ab, freilich nicht aus Treue gegen den König, sondern aus Furcht vor den Kriegsleuten desselben, die um ihn und in seiner Nähe waren und ihm beim Eingehen in die Umtriebe des Polen Leben und Eigenthum gefährdeten. Boleslav mußte zufrieden sein, den lomatzscher Gau auf dem linken Elbufer zu verwüsten. Um ihn dafür zu bestrafen und das Land der Milziener ihm wieder zu nehmen, entbot der König noch zu Ende desselben Jahres (den 25. December) seine Thüringer und Sachsen zu einem Feldzuge für das künftige Jahr nach dem Lande der Milziener. Schon bald nach dem zweiten Februar brach man auf, der König an der Spitze. Derselbe wollte die Burgen, welche Boleslav besetzt hatte, erobern. Aber ein

strenger Winter hemmte die Unternehmung. Man ließ die festen Plätze bei Seite, verheerte das offene Land unter großem Blutvergießen und unterwarf sich so wenigstens die Bewohner. Darauf ging Heinrich nach Merseburg zurück, um für den Sommer eine erfolgreichere Expedition zu unternehmen, nachdem er längs der Elbe Grenzhüter angestellt hatte, Sachsen zu bewahren und die Raubzüge des Boleslav abzuwehren, den Polen selbst aber zu beunruhigen. Mittler Weile unterwarf sich Heinrich von Schweinfurt aus freien Stücken und gewährte solchergestalt dem König freiere Hand. Derselbe zog darauf nach Italien. Aber im Juli war er schon wieder im nördlichen Deutschland und rüstete sich von neuem und zwar zu einer Heerfahrt gegen Boleslav selbst. Zu Merseburg sammelte sich die Armee. Ob der Marsch nach Polen oder nach Böhmen gehen sollte, ward streng geheim gehalten. Der König that, wie wenn er das Erstere beabsichtigte: er ließ auf der Mittelelbe alle Schiffe zusammenbringen. Allein plötzlich wandte er sich mit dem Heere nach Böhmen. Boleslav hatte es nicht an Vertheidigungsmaaßregeln fehlen lassen. Aber die Stimmung im Lande war gegen ihn. Als nun Jaromir und Ulrich vor dem deutschen Heere herzogen, fielen ihnen die Böhmen zu, öffneten freiwillig die Grenzburgen oder erschlugen die polnischen Besatzungen darin. Dem Könige war der Weg nach der Hauptstadt angebahnt. Diese zu retten eilte Boleslav herbei. Allein ein Aufstand der Bewohner selbst zwingt ihn mit seinen Soldaten den Ort und dann das Land zu verlassen. Als Jaromir, Tags nachdem der Pole Prag verlassen, dort ankommt, wird er mit Freuden und Jubel aufgenommen und zum Herzog ausgerufen. Er verhieß Verzeihung für alles Vergangene und gelobte die Rechte des Volkes aufrecht zu halten. Bald langte auch der deutsche König an und hieß gut, was geschehen. Dann zog er, von Jaromir und dessen Schaaren als Bundesgenossen begleitet, unter großen Beschwerden in die Landschaft der Milziener und berannte und belagerte Bautzen an der Spree. Die polnische Besatzung ergab sich aber erst auf ausdrückliches Geheiß des Boleslav gegen das Versprechen freien Abzuges. Der König legte eine deutsche Besatzung in die

Feste, versah, wo es nöthig war, die Grenzgrafen mit Verstärkungen und zog dann heim mit dem übrigen Heere, das von Anstrengung und Mangel ziemlich erschöpft war. Aber es war doch mit einigem glücklichen Erfolge gekämpft worden. Um denselben zu sichern und wo möglich zu steigern, auch weil der Haß gegen Boleslav noch keineswegs gestillt war, erging im Sommer des nächsten Jahres (1005) ein neues Aufgebot durch alle Gaue des Reiches. Leitzkau war der Sammelplatz für das Heer. Den 15. August brach der König selbst von Magdeburg auf, ordnete die Schaaren und rückte mit ihnen ins Feld. Glücklich gelangte er nach Dobrilugk in der Niederlausitz. Hier vereinigte des Königs Schwager, der Pfalzgraf Heinrich, und der Herzog Jaromir sich und ihre Schaaren mit dem königlichen Heere. Der König wollte auf geradem Wege nach dem feindlichen Lande; allein vom Polenherzoge bestochene Wegweiser führten das Heer irre, so daß es erst nach einem langwierigen Marsche bei der Spree ankam, wo ein Lager aufgeschlagen ward. Hier zeigte sich zuerst der Feind: es kam zu einem Gefechte, in welchem mehrere treffliche Krieger der Deutschen fielen. Allein es waren doch nur schwache Haufen, die der Feind vorgeschoben: das eigentliche Heer der Polen unter Boleslav's eigener Anführung lagerte in der Gegend von Krossen an der Oder. Dahin rückte der König vor und kam an den Fluß, nachdem Tages zuvor auch die luitizischen Hilfstruppen angelangt waren. Man versuchte eine Schiffbrücke zu Stande zu bringen. Mittler Weile fand man eine Fuhrt, und die Deutschen setzten hinüber; die Polen zogen sich zurück, die Deutschen ihnen nach; den 22. September erreichten die letztern die Abtei Meseritz und bald darauf gelangte man in die Nähe von Posen, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre. Hier, zwei Meilen von der Stadt, ward Halt gemacht. Das Heer vertheilte sich um zu fouragiren, wobei es durch die im Hinterhalte lauernden Polen, manchen empfindlichen Verlust erlitt, die nur kleine, aber für die Deutsche um so verderbliche Angriffe wagten. Es war dies das erste Mal, daß das Land von einem germanischen, feindlichen Heere heimgesucht wurde: so weit war noch kein Feldzug gegangen. Aber den Feind so

mitten im Lande zu haben und zu sehen, wie dasselbe so verwüstet wurde, brach den Trotz Boleslav's: er bat um Frieden. Auf seinen Antrag kam der magdeburger Erzbischof Tagino aus dem deutschen Lager nebst andern Vertrauten des Königs nach Posen, den Vertrag zu vermitteln, der endlich unter, für die Deutschen ehrenvollen Bedingungen zu Stande kam. Selbige sind zwar in den Quellen nicht geradezu angeführt; doch erhellt aus anderweitigen Andeutungen: Boleslav trat Böhmen an Jaromir, das Land der Milziener an das deutsche Reich ab und behielt nebst Polen Chrobatien, Schlesien und Mähren, also ein Land, noch immer groß genug, um seinen Herrscher zu einem der mächtigsten der damaligen Zeit zu machen. Und dadurch, daß ihm Mähren überlassen wurde, ward die Vertheidigungs- und Angriffslinie zwischen dem deutschen und polnischen Reiche auch auf dieses Land ausgedehnt und die Bewachung der Grenze für die Deutschen um so schwieriger. Dem jedesmaligen Baiernherzog lag solches Amt seitdem ob. König Heinrich untergab die neue Provinz (das Milzienerland) dem Markgrafen Hermann von Thüringen, Eckard's Sohne und Boleslav's Eidam. Er hatte den Ruhm, fast sämmtliche Marken Otto's des Großen wieder hergestellt zu sehen. Freudig kehrte das Heer nach der Heimath zurück.

Während der König abwesend gewesen, hatten im Rücken desselben Mehrere Unruhen gestiftet und die öffentliche Sicherheit gefährdet, darunter auch Slaven in der Altmark. Als er daher zurückgekommen, suchte er mit aller Macht die gewünschte Ruhe herzustellen und die Urheber der ganzen Nichtswürdigkeit auszurotten. Zu dem Ende ließ er unter Andern auch die vornehmen Slaven Boris und Riesemeuschel in Walsleben mit ihren übrigen Anhängern hängen. Außerdem verkehrte er oft mit den Slaven in der Stadt Werben an der Elbe und handhabte mit Kraft seine königliche Gewalt. Die Feste Arneburg, die früher verwüstet worden, erneuerte er zum Schutze des Landes und stellte den Bewohnern wieder zu, was lange von da ungerechter Weise ihnen geraubt gewesen war. Zugleich verbot er, gemäß einem Synodalbeschlusse der Kirche, unerlaubte Heirathen (mit Slaven? mit Heiden?)

einzugehen und Christen an Heiden zu verkaufen. Das Alles geschah noch im Jahre 1005.

Betrachtet man jenen Frieden, den Heinrich II. mit Boleslav I. von Polen geschlossen hatte, genauer, so kann es Keinem entgehen: er war für beide Theile höchst unbequem und nachtheilig. Es zeigte sich nur zu bald und zu deutlich, daß er in Uebereilung geschlossen worden war. Am unzufriedensten waren die Böhmen, welche allerdings an Mähren viel verloren hatten, und deren alte Freunde, die Luitizier, denen wahrscheinlich der nachbarliche Polenfürst sehr auf dem Nacken saß. Beide sahen daher gern, wenn der Friede rückgängig gemacht würde. Als nun der König im Jahre 1007 Hoflager in Regensburg hielt, kamen Abgeordnete des Jaromir und der Stadt Livilni aus dem Luitizier-Lande unaufgefordert und berichteten, Herzog Boleslav gehe mit mancherlei feindseligen Entwürfen um; sie selbst suche er zur Ausführung derselben mit Schmeichelworten und mit Geld zu verlocken. Sie stellten dem deutschen Könige vor, er werde nie über ihre Lande mit Sicherheit Herr sein können, wofern er noch länger mit Boleslav in Frieden verbliebe. Und allerdings mochte der Polenfürst nichts weniger denn ruhig sich verhalten. „Nach mehrjährigen Anstrengungen und glänzenden Erfolgen sah er sich jetzt alles Gewinnes beraubt: Böhmen war verloren; die Lausitz, die andern von ihm eroberten deutsch-slavischen Grenzmarken hatte er jetzt wahrscheinlich herausgeben müssen; er fand sich den Deutschen gegenüber in seine frühere Lage zurückversetzt. Das konnte ein unternehmender kräftiger Charakter, wie er doch war, unmöglich in Ruhe ertragen. Wir finden, daß er sogleich nach jenem Frieden, wenn auch nicht offen, so doch heimlich, einen neuen Kampf gegen die Deutschen vorzubereiten suchte. Die stammverwandten Nachbarn strebte er an sich ziehen: Versprechungen, Geldspenden sollten die Luitizier und Jaromir, den Böhmenherzog, gewinnen. Es läßt sich annehmen, daß er schon jetzt, wie es später in der That geschah, die allgemein slavischen Interessen gegen die Herrschaft der Deutschen anzuregen gesucht, sich als Verfechter derselben dargestellt haben wird"*). Der Anfang der

*) S. Röpell a. a. O. S. 122 f.

Idee eines Panslavismus, gegenüber den Deutschen! Der König, obwohl er die Falschheit des Gegners kennen mochte, ging vorsichtig, doch nicht sogleich in die Anregungen der Bundesgenossen ein: er hielt mit seinen Fürsten erst Rath, hörte von diesen auch Aeußerungen entgegengesetzter Art. Dann ward indessen beschlossen, des Boleslav eignen Schwiegersohn — der Polenfürst hatte also auch verwandtschaftliche Verhältnisse mit den deutschen Fürsten angeknüpft, natürlich um für sich daraus Nutzen zu ziehen — den Grafen Hermann zu ihm zu senden und ihm den Frieden aufkündigen zu lassen. Boleslav erfuhr vorher von dieser Gesandtschaft und nahm den Grafen nicht eben wohl auf, den er früher zu sich freundlich eingeladen hatte. Nachdem er den Antrag vernommen, entschuldigt er sich des Mehrern und sagt endlich: „Christus, der Zeuge von Allem, mag wissen: Alles, was ich nachmals thun werde, werde ich wider meinen Willen vollführen.“ Er sammelt darauf ein Heer, rückt mit demselben verwüstend durch das deutsche Slavenland bis in den Gau Morzahne an das Elbufer in der Nähe von Magdeburg und löst die Freundschaft, welche er früher in Christo mit den Bewohnern dieser Stadt eingegangen, durch feindliche Härte. Von da kam er zur Stadt Zerbst. Deren Einwohner schreckt er theils, theils verlockt er sie durch sanftes Zureden. Sie ergeben sich, und — er schleppt sie mit fort und in Fesseln vornehme tapfere Männer aus sächsischem Geblüte, Ludolf, Tadi u. m. A. Die Deutschen hörten von dem Ganzen, kamen aber zu spät und verfolgten zu säumig den Feind, an ihrer Spitze der Erzbischof von Magdeburg. Er wußte dieß Alles zuvor, hatte aber nicht gute Vorkehrungen getroffen. Als sie nun nach Jüterbogk kamen, meinten die Klügsten, es sei nicht gerathen, mit einer so kleinen Schaar die Feinde zu verfolgen, und man kehrte um. Boleslav aber bemächtigt sich von neuem der Gaue Lausitz, Zare (Sorau) und Selpuli und berennt Bautzen, das von Deutschen besetzt war. Die Feste mußte sich ergeben, obwohl die Besatzung sich lange und tapfer wehrte, da keine Hilfe von den säumigen Deutschen ankam, denen dieser Krieg nicht recht genehm sein mochte. Boleslav hatte in den deutschen Slavenländern, um welche

es sich handelte, die Oberhand nach geringen, nur mit Schnelligkeit ausgeführten Anstrengungen. Das geschah Alles im Laufe des Jahres 1007, und — dem Boleslav geschah nichts von Seiten der Deutschen. Der deutsche König hatte nicht für rechte Maaßregeln gesorgt und war anderweitig zu sehr beschäftigt. Dazu kam, daß die Markgrafen an den slavischen Grenzen ihre Schuldigkeit nicht thaten, sondern, in Privatfeindschaften verwickelt, ihre Aemter vernachlässigten. Gunzelin von Meißen lag mit dem Markgrafen (des Milzienerlandes), Hermann seinem Bruder, in Streit: Einer befehdete den Andern; ja! der erstere hielt es jetzt wieder viel mehr mit dem Polenherzog als mit dem Könige. Und Markgraf Wernher an der Mittelelbe, in der Nordmark, lag im Hader mit einem Grafen Dedo, dergestalt, daß er diesen sogar mordete (1009). Hier sah sich denn der König veranlaßt kräftig einzugreifen. Er setzte den Werner ab und ernannte an seine Stelle den Sohn des ehemals (im Jahre 983) abgesetzten Markgrafen Thietmar (Weihnachten des Jahres). Und als er im folgenden Jahre (1010) zu Merseburg einen Reichstag hielt, kam auch das Einverständniß des Markgrafen Gunzelin mit dem Polenherzoge zur Sprache. Die versammelten Fürsten erkannten selbigen für schuldig, empfahlen ihn jedoch der königlichen Gnade. Gunzelin ward seines Amtes für verlustig erklärt und der Haft des Bischofs von Halberstadt übergeben. Die Burg Meißen bekam eine verstärkte Besatzung und als einstweiligen Commandanten einen gewissen Friedrich (von Eilenburg), der bald nachher durch einen Grafen Brun abgelöst wurde. Das Markgrafenthum indessen erhielt keiner von diesen beiden: durch Verwendung der Königin und des Erzbischofs Tagino kam es an den Grafen Hermann von Thüringen, dem früher das Milzienerland zuertheilt worden, den Sohn des frühern Markgrafen aus gleichem Stamme, Eckard's I., der aber, seit Boleslav dasselbe eingenommen, ohne Markgrafschaft war. Hermann machte sich auch sofort — es war im Sommer desselben Jahres — begleitet von einem königlichen Abgeordneten, der ihn in sein neues Amt einführen sollte, auf den Weg nach der Hauptburg seiner Markgrafschaft, nach Meißen. Und es war hohe Zeit, daß

er kam, sonst war die Burg verloren. Am Tage vorher war früh Morgens eine große Schaar Polen über die Elbe gesetzt und heimlich vor das Thor der Feste gerückt. Ihr Verrath war vorbereitet. Zwei Burgwächter in der Vorstadt (Bethenici) spielten die Verräther und dienten als Führer bei dem Unternehmen. Herzog Boleslav harrte ungeduldig, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, auf den Erfolg in Bautzen. Allein seine Krieger fanden das Thor verschlossen und mit Soldaten besetzt. Sie zogen sich also unverrichteter Sache zurück, ihrem Fürsten zu großem Verdruß: er sah sich in seiner Hoffnung getäuscht. Denn Meißen war und blieb in jenen Zeiten für beide streitende Parteien ein äußerst wichtiger Punkt. Am nächsten Morgen zog Hermann, der neue Markgraf, in die Feste ein, und das Erste, was er that, nachdem er allen seinen persönlichen Gegnern Versöhnung angelobt, war, daß er die beiden verrätherischen Bethenici hinrichten ließ: sie bezahlten ihre Frechheit mit ihrem Blute.

Um die Zeit, mitten in diesen Kriegsläuften zwischen Deutschen und Polen, geschah es auch, daß Boleslav bereits (1009) seine Hand nach der königlichen Krone, mithin nach der Unabhängigkeit vom deutschen Reiche, ausstreckte. Zwei Mönche, Benedict und Johannes, waren im Jahre 1002 von Rom her nach Polen gekommen, um das Werk der weitern Verbreitung des Christenthumes unter dem polnischen Volke zu betreiben. Den Erzbischof Bruno begleiteten sie nicht nach Ungarn oder später nach Preußen, wo dieser im Jahre 1009 den Märtyrertod erlitt. Nach dessen Tod hielten sie sich nicht mehr für befugt und vermögend genug, die christliche Lehre zu verkündigen, und gingen deßhalb damit um, Jemanden nach Rom zu senden, der die päpstliche Erlaubniß für sie nachsuchen und ihnen einige Gehülfen zum Missionsgeschäft zubringen sollte. Als Boleslav von ihrer Absicht Kunde erhielt, lag er ihnen dringend an, nicht einen Abgeordneten nach Rom zu schicken, sondern selbst dahin zu gehen, dem Papste große Geschenke von ihm zu überbringen, ihm selbst dagegen von jenem die königliche Krone zu verschaffen. Sie weigerten sich aber dessen und — wurden in der Nacht darauf in ihrem Kloster ermordet

von Raubmördern, die ihnen das Reisegeld rauben wollten. So ward Boleslav einer großen Hoffnung verlustig. Das hätte allerdings seinem Ansehen ein noch größeres Gewicht verliehen und seine Selbstständigkeit vielleicht wahrhaft begründet.

Nachdem der König von Deutschland die politischen Verhältnisse auf die oben bemerkte Weise in den Marken geordnet und für das nächste Frühjahr (1010) einen Feldzug gegen den Polenherzog angesagt hatte, nahm er sich in etwas auch der kirchlichen Verhältnisse an. Der damalige Bischof von Brandenburg mochte vielleicht dem neuen Markgrafen der Nordmark und der Macht desselben zu wenig zutrauen, und zugleich sah er sich noch immer nicht im Stande, mit Kraft seine Einkünfte (den Zehnten) aus seinem Sprengel einzutreiben. Die königlichen Vögte mochten ihre Schuldigkeit nicht thun oder durch Härte ihre Untergebenen bedrücken und erbittern. Heinrich sah sich daher veranlaßt, das Bisthum unter seinen besondern Schutz (sub sui mundiburdii defensione) zu nehmen, d. h. zu versprechen mittelst einer besondern Urkunde, es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu vertheidigen, von seinen Feinden zu säubern und namentlich auch dafür Sorge zu tragen, daß die ihm zugeständigen Einkünfte richtig eingingen. Zu letzterem Ende gestattete er von nun an dem Bischofe und seinen Nachfolgern die Freiheit, sie sollten gleich den Bischöfen in Sachsen sich ihre eigenen Vögte, im ganzen Bezirke ihres Sprengels, so wie es ihnen genehm sein würde, wählen und über den Zehnten ihres Bisthumes frei verfügen können zum Besten ihrer Kirche. Das heißt ohne Zweifel nichts Anderes als: sie sollten sich selbst aus den Häuptlingen der Eingebornen in Städten und Dörfern, die ihnen den Zehnten erhöben, ausersehen und diesen dafür wohl einen Theil als Besoldung überlassen dürfen; wobei gewiß im Hintergrunde der Zweck lag, die Eingebornen selbst für die Sache zu gewinnen und dadurch wenigstens einigen Nutzen von den übrigens wohl beinahe ganz verlornen Einkünften des Bisthumes zu ziehen. Zugleich muß die Anordnung als Beweis dienen, daß die katholische Kirche in gegenwärtiger Zeit doch wieder einigen Einfluß auf die Wenden in diesen Gegenden gewonnen. An eine wirkliche

Rückkehr des Bischofs in seinen Sprengel ist indessen darum doch noch nicht zu denken gewesen, obwohl der König Burgwarten auf dem rechten Elbufer in Besitz hat und über sie zu verfügen im Stande ist, z. B. über Driezel im Gau Morzahne in Bernhard's Markgrafschaft (vgl. v. Raumer. Reg. No. 405): dazu war der Aufenthalt im Wendenlande noch zu unsicher, auch in der Brandenburg. Solches zeigte sich kurz darauf, im Jahre 1011, als die Deutschen einen neuen Heereszug gegen den Polenfürsten unternehmen.

Er geschah nach Pfingsten, die Zusammenkunft der Dienstmannen zu Belgern an der Elbe in dem Gebiete des Markgrafen von der Ostmark, Gero's II. Es stellte sich auch der böhmische Fürst Jaromir ein. Da gingen der Herzog Bernhard II. von Sachsen — denn Bernhard I. war zu Anfange des Jahres gestorben — und der Dompropst Walther von Magdeburg voraus, um den Boleslav umzustimmen und den Frieden zu vermitteln. Nachdem sie seine Bedingungen vernommen, kehrten sie zurück. Wahrscheinlich waren jene nicht annehmbar, denn der Heereszug ging weiter vorwärts. Alles ward auf dem Wege, wenn schon in Freundes-Lande, im Gebiete des Markgrafen, verheert, Einiges auch mit Feuer, und der König hinderte oder bestrafte es nicht. Darauf kam das Heer in die (Ober-) Lausitz, an dessen Grenze die Stadt Jerina lag. Hier wurden zwei Brüder, Slaven aus dem Havellande und aus der Burg Brandenburg, aufgefangen, welche zum Boleslav gegangen waren, um ihn gegen den König aufzuhetzen; man wünschte also daselbst nicht den Frieden, vielleicht eben darum, weil jene Maaßregeln wegen der Erhebung des Zehnten den Bewohnern der Landschaft nicht zusagten. Beide waren auf der Rückreise und geriethen nun selbst offen in die Schlinge, welche sie heimlich den Deutschen gestellt hatten. Ueber Mehreres verhört, wollten sie nichts von alledem bekennen. Dafür knüpfte man sie beide auf einem Hügel auf.

Auch dieser Feldzug sollte für die Deutschen erfolglos enden. Der König ward krank und ebenso der ihm traute Erzbischof von Magdeburg. Da gingen die Fürsten zu Rathe, was in Bezug auf die begonnene Heerfahrt gethan

werden sollte. Endlich fand man es fürs Klügste, der König sollte mit einigen Bischöfen und dem krankern Theile des Heeres zurückkehren, die übrigen bleiben und das feindliche Land, den silenischen und dinedesischen Gau (am Bober und um Nimtsch her gelegen) zu verwüsten. Und so geschah es. Man rückte bis über Glogau vor, wo sich der Polenherzog aufhielt. Er ließ sie ruhig vorbeiziehen, indem er von der Witterung Nachtheile für das feindliche Heer erwartete. Allein er täuschte sich hierin. Die Deutschen, obwohl sie häufig durch Ueberschwemmungen aufgehalten wurden, fügten den Polen doch weit umher großen Schaden zu. Dann, als Alles in der Umgegend verwüstet war, kehrten die Böhmen in ihr Land, das übrige Heer durch das Gebit der Milziener zurück an die Elbe und von da nach Merseburg, wo König Heinrich verweilte. Außer Beute hatte man nichts gewonnen und außer Verwüstungen im feindlichen Lande nichts ausgerichtet. Boleslav aber stand so mächtig da, daß die damals gegen den König aufrührerischen Baiern Gesandte mit Geschenken an ihn abschickten, um sich mit ihm in Verbindung zu setzen und gemeinschaftlich Heinrich II. entgegen zu arbeiten. Diese Gesandten wurden bei ihrem Durchzug durch Böhmen von Jaromir aufgefangen und niedergemetzelt.

Heinrich war unterdessen von seiner Krankheit genesen und wollte wenigstens den Besitz der Lausitz (Nieder-Lausitz) sich und seinem Markgrafen (Gero II.) gesichert wissen. Er beschloß daher die Festung Lebuse wieder aufzubauen, welche Heinrich I. zerstört hatte (vgl. oben S. 104). Zu Ende des Januars im Jahre 1011 ging etliche Kriegsmannschaft dahin ab; in vierzehn Tagen war das Werk vollbracht, man ließ 1000 Mann als Besatzung zurück — für einen so geräumigen Platz viel zu wenig — und zog dann wieder heim. Viele Vertraute des Königs hatten das ganze Unternehmen widerrathen: es werde kein Frucht tragen, sondern vielmehr den Deutschen Unheil bringen. Der Ort war viel so fern von der Elbe belegen; man konnte ihm nicht schnell genug zu Hilfe eilen, wenn er von dem Feinde belagert wurde; es war ein verlorner Posten. Was jene geahnet, ist im nächsten Jahre in Erfüllung gegangen.

In eben dem (1012.) Jahre geschah in Böhmen eine Revolution. Der Herzog Jaromir daselbst war zwar, so scheint es, ein redlicher und gutmüthiger Mann, jedoch von geringen Geistesgaben und schwach von Charakter. Kein Wunder, wenn unter diesen Verhältnissen sein begabterer und leidenschaftlicher Bruder, Ulrich oder Othelrich, lieber zu herrschen wünschte und eine Empörung anzeddelte. Am Charfreitag brach solche los. Ulrich bemächtigte sich der obersten Gewalt und nöthigte Jaromir, aus dem Lande zu fliehen und bei seinem bisherigen Feinde, dem Polenherzoge, Sicherheit zu suchen. Denn beim Könige war er wegen jener an den bairischen Gesandten verübten Gewaltthat in Ungnade gefallen, man weiß nicht, inwiefern? da ihm doch dieselben zur Hinrichtung überlassen worden waren. Und als er sich später an denselben wandte und um Gnade flehte, ward er mit der Verbannung aus seinem Reiche und mit gefänglicher Haft bestraft, im Jahre 1013 sogar seinem Bruder ausgeliefert, der ihn in eine Burg steckte. Sicherlich hat sich hierbei König Heinrich eine große Unredlichkeit zu Schulden kommen lassen*) und ein Beispiel seines schwachen Charakters gegeben.

Im Sommer 1012 (auf dem 24. Juli) ward wieder eine Heerfahrt gegen Boleslav angesetzt. Mittler Weile hatte sich dieser näher der Grenze begeben, nach Sciciani, rechts der schwarzen Elster, und zu Friedensunterhandlungen bereit erklärt. Darauf ging der eben gewählte Erzbischof Walther von Magdeburg — Tagino war den 9. Juli gestorben — zu ihm, wurde auch ehrenvoll aufgenommen und nach einem Aufenthalt von zwei Nächten reichlich beschenkt entlassen, allein ohne etwas ausgerichtet zu haben. Wollte Boleslav die Deutschen bloß hinhalten? Es versammelte sich daher das deutsche Heer an dem bestimmten Tage, und zwar bei Zribens (Schrenz bei Halle?), und zog von da hinauf nach Belgern. Allein nach wenig Tagen achteten die Fürsten es für gerathener, den Zug nicht weiter auszudehnen,

*) Thietmar, p. 186: in immensa caede Bavariorum — — trucidatione sibi commissorum et non aliqua regis infidelitate talem promeruit ultionem [Jaromir].

sondern die Mark tüchtig mit Grenzposten zu verstärken. So löste sich das Heer auf. Wenige Tage nachher (am 18. August) trat in Folge heftiger Regengüsse der Elbstrom über seine Ufer. Als Boleslav solches vernahm und erkannte, daß nun die Deutschen von der linken Seite her dem rechten Ufer keine Hilfe leisten konnten, brach er auf und zog vor die Feste Lebusa. Die Besatzung war zu schwach, um Widerstand leisten zu können: am 20. August wird die Feste genommen unter großem Blutvergießen der Deutschen, geplündert und angezündet, worauf der feindliche Haufe siegreich mit seinem Oberhaupte fröhlich heimkehrte mit ungemeiner Beute. So war denn wieder nichts gewonnen, sondern im Gegentheil verloren worden.

Im Herbste des Jahres wurde der Friede von Seiten der Slaven auch an der Mittelelbe in der Altmark gestört, so daß der König nach der Arneburg ging, dort die Slaven zusammenkommen ließ, mit ihnen Vieles verhandelte und die Ruhe wieder festigte. Nicht minder hatte er zu Anfange des folgenden (1013) Jahres den Schmerz, mehrere Große seines Reiches mit dem feindlichen Polenherzoge in geheimen Verbindungen zu sehen: es waren dies der abgesetzte Markgraf Werner und Eckard, ein Bruder des Markgrafen Hermann von Meißen, also gerade solche Männer, die dem Slaventhume hätten recht abhold sein sollen. Es ward ruchbar, daß sie ohne Erlaubniß zu Boleslav reisten, dort für Heinrich Nachtheiliges sprächen, heimlich auch von da oftmals Botschaft empfingen. Dies erregte Verdacht: sie wurden vorgefordert vor die Fürstenversammlung, und als sie nicht erschienen, sondern alle ihre Mittel, die ihnen zu Gebote standen, zusammenrafften, um sich der höchsten Autorität zu widersetzen, wurden sie geächtet. Nachmals haben sie jedoch ihre Unterwerfung dem Könige erklärt und Gnade gefunden. Aber man sieht, in welchem traurigen entsittlichten Zustande damals die Großen unsers Volkes waren; wie wenig sie das nationale Interesse suchten, indem sie sogar mit dem größten und gefährlichsten Feinde des Reiches conspirirten.

Solche trübe Erfahrungen mußten dem Könige den Frieden unter jeder Bedingung wünschenswerth machen. Aber

auch Boleslav sehnte sich darnach, weil er von der entgegengesetzten Seite seines Reiches, von Rußland her in Anspruch genommen wurde und es ersprießlich finden mußte, selbst durch Deutsche verstärkt zu werden zu dem bevorstehenden Feldzuge dahin, dem ersten feindlichen Zusammentreffen der Polen und Russen.

Nehmlich schon Boleslav's Vater, Mesco, war durch seine Eroberung von Chrobatien zuverlässig der Nachbar des russischen Reiches geworden. Dasselbe stand seit 980 unter der Herrschaft Wladimir's I. (Swätoslawitsch), und schon im Jahre 991 hatten seine Waffen zum ersten Male die Polen bedroht gehabt. Ob es schon damals zu einem Kriege gekommen, oder ob und in welcher Art der Streit beigelegt worden sei, darüber sagt uns die Ueberlieferung nichts. Wladimir's Sohn indeß, Swätopolk, — eigentlich nur Adoptivsohn, aber der männliche Sprößling der ältesten Linie des regierenden Hauses und darum eben auch der rechtmäßige Erbe der Krone, wenn einst Wladimir mit Tode abgehen würde — war mit Boleslav sogar in nähere Familienverhältnisse getreten, indem er dessen Tochter geehlicht hatte. Und gerade diese Verbindung war es, welche den bisherigen Frieden zwischen den beiden verwandten Völkern störte. Nehmlich mit der christlich-römisch-katholischen Prinzessin war auch Reinbern, der Bischof des von Boleslav zu Kolberg gegründeten Bisthumes, zu den Russen, nach deren damaliger Hauptstadt Kiew, gekommen. Diese waren bereits der griechischen Kirche oder dem Heidenthume noch zugethan. Es ist wahrscheinlich, daß Reinbern und die polnische Prinzessin von dem Standpunkte ihrer Kirche aus dem russischen Volke ziemlich fremd bleiben mochten und auch den Swätopolk an sich zogen. So mochten denn diese drei dem Herrscher der Russen verdächtigt, und namentlich Swätopolk ihm hingestellt werden als der, welcher sich gegen ihn auf Anrathen des Boleslav heimlicher Weise auflehnen wolle. Die Folge davon war, daß er alle drei einkerkern ließ. Als Boleslav davon in Kenntniß gesetzt wurde, entbrannte er in Zorn und eilte — es war zu Anfang des Jahres 1013 — den Frieden mit dem Könige Heinrich II. abzuschließen. Nachdem er schon im Januar neue Friedensvor-

schläge hatte machen lassen, sandte er etliche Wochen darauf seinen eigenen Sohn Mesco oder Miecyslav. Dieser traf den 2. Februar mit dem Könige in Magdeburg zusammen, überbrachte kostbare Geschenke, leistete den Eid der Unterwerfung als Dienstmann und ward mit reichen Ehrengaben wieder entlassen und freundlich gebeten, wiederzukommen. Bald darauf (den 15. Mai) erschien Boleslav selbst, nachdem man von deutscher Seite für seine Sicherheit Geiseln gestellt hatte. Aufs prächtigste zu Merseburg empfangen, wo gerade Herrentag war, wurde er des Königs Dienstmann (miles), schwur als solcher den Eid der Treue in die Hände des Königs und schritt demselben voran in die Kirche als Waffenträger: so sehr demüthigte er sich. Dafür ward er mit den Landschaften belehnt, nach deren Besitz er so lange gestrebt und die er bereits erobert hatte, d. h. mit den Gauen der Lausitz (Oberlausitz) Zara (Sorau) und Selpoli, nebst dem der Milziener; denn diese sind nachweislich seitdem wirklich in der Gewalt des Polenfürsten.

Nach Abschluß des Friedens eilte Boleslav fort nach Osten mit seinen eigenen Truppen, mit deutschen Söldnern und mit Petschenegen gegen die Russen, verwüstete ihr Land und ließ nicht ab, soweit er konnte, Rache zu üben für die seiner Tochter und seinem Eidam angethane Schmach. Der weitere Verlauf und der Ausgang des Feldzuges wird uns nicht gemeldet; es muß nur wahrscheinlich gefunden werden aus dem, was nachmals erfolgt ist, daß ein versöhnlicher Friede zu Stande gekommen. Im Herbste desselben Jahres, 1013, muß Boleslav wieder zurückgewesen sein; denn König Heinrich, der zu der Zeit eine Römerfahrt unternehmen wollte, bot unter den übrigen Dienstmannen auch den Polenfürsten auf. Dieser aber blieb aus und zeigte sich jetzt wieder lügenhaft in seinen Versprechungen nach gewohnter Weise *). Und dem Papste ließ er durch den Briefboten sagen, um sich zu entschuldigen, weil er ihm den gewohnten Zins (den Petri-Pfenning, vergl. oben S. 131) nicht gezahlt, es wäre solches

*) Thietmar, VI. pag. 192. Bolizlavus antea invitatus nil aspiravit et in bene promissis more solito mendax apparuit.

ihm nicht möglich wegen der heimlichen Intriguen des Königs. Sodann ließ er insgeheim durch hingesandte Boten die Stimmung der Italiener über Heinrich erforschen und alle diejenigen, welche er vermochte, von demselben abwendig machen. „So groß," sagt ironisch Thietmar, der uns hierüber des Weitern berichtet, „war bei dem Polenfürsten die Furcht gegen Gott, und zu dem Zwecke suchte er die Vermittelung der Frommen, und in solcher Glorie zeigte sich die feste Treue des hehren Dienstmannes, und so gar kümmerten ihn die fürchterlichen Eidschwüre!"

Als nun Heinrich von seiner Römerfahrt — er hatte sich bei der Gelegenheit zum Kaiser krönen lassen — zurückgekehrt war und in Magdeburg einen allgemeinen Herrentag hielt, macht er seine Treuen mit dem Benehmen des Polenherzogs bekannt und fordert sie allesammt auf, daß derselbe von ihnen zur Rechtfertigung oder zur Genugthuung geladen werden sollte. Sie stimmten ihm bei. Mit dem Auftrage wird Hermann, Markgraf in Meißen und Schwiegersohn des Boleslav, begabt, der auch zu ihm hinreist und von da zurückkehrt, begleitet von einem Abgeordneten desselben, Namens Stoignew, den Frieden zu vermitteln. Allein dieser, gewohnt immer zu lügen, war von seinem Landsherrn zum Kaiser eher gesandt worden, die Angelegenheiten noch mehr zu verwirren, als, wie er vorgegeben, den Streit zu schlichten. Der Kaiser gab ihm öffentliche Audienz und öffentlichen Bescheid. Stoignew meldete indessen seinem Herrn ganz Anderes, als der Kaiser ihm aufgetragen. Daher wird er mit dem obengenannten Markgrafen, der den Frieden zu vermitteln wünschte, von neuem an den Kaiser abgesandt, auf Befehl des schändlichen Polenfürsten, und dort vor dem Kaiser und dessen Fürsten der Fälschung und der größten Verwickelung der Verhältnisse überführt. Darauf wird Boleslav wieder vorgeladen, sich zu rechtfertigen oder seinen Ungehorsam wieder gut zu machen. Allein er weigert sich, vor dem Kaiser selbst zu erscheinen und verlangt, daß solches vor den Fürsten desselben geschehe (d. h. wohl vor den an ihn etwa abgeordneten Markgrafen u. dgl.).

Inzwischen hatte er, „tausend Ränken voll", wie Thiet-

mar von ihm ganz richtig sagt, seinen Sohn Mesco an den Böhmenherzog Othalrich gesandt und selbigen heimtückischer Weise zu einem Bündnisse einladen und ihm zu dem Ende vorstellen lassen, sie wollten doch eingedenk der gegenseitigen Blutsverwandtschaft mit einander Friede schließen und gemeinsam allen ihren Feinden, am meisten dem Kaiser Widerstand leisten. Eine solche unermüdlich thätige politische Schlauheit muß man einerseits bewundern, andererseits kann man nur, gegenüber der deutschen Redlichkeit und Treue, diese ewige Bundbrüchigkeit und geheime Niederträchtigkeit verabscheuen. Wer kann aber verkennen, worauf alle diese Intriguen hinzielten? „Ein Bund zwischen Polen und Böhmen, welchem dann ohne Zweifel auch sämmtliche jetzt unterdrückte, aber noch immer nach Freiheit sich sehnende Slavenstämme zwischen Elbe und Oder leicht zugefallen wären, hätte den Deutschen, bei dem Zustande des Reichs, höchst furchtbar werden, die vordere Slavenwelt von dem Uebergewicht dieser vollkommen befreien können. In diesem Gedanken, welchen Boleslav, wenn gleich zunächst seinen eigensten Interessen im Auge habend, doch auch in jener allgemeinen Bedeutung faßte, tritt das Großartig-Umfassende seines Geistes, wie die Gefährlichkeit seiner Haltung und Stellung zu und für Deutschland deutlich hervor" *). Der Böhme aber, sei es aus geistiger Unfähigkeit, den großartigen Plan Boleslav's zu erfassen, oder weil er dem Fuchse nicht traute — wahrhaftige Rathgeber meinten, das Ganze sei angelegt, um den Böhmenherzog zu verderben — ließ sich nicht auf diese Anträge ein; im Gegentheil, er ließ den polnischen Prinzen ergreifen, die vornehmsten von dessen Genossen tödten und die übrigen derselben sammt dem Prinzen nach Böhmen tiefer hineinbringen und in Gewahrsam setzen. Als der Kaiser davon hörte, schickte er an Othalrich einen Gesandten, daß er ihm seinen Dienstmann ausliefern und, wofern ihm etwas an der kaiserlichen Gnade läge, denselben auf keine Weise tödten sollte. Wahrscheinlich hatte Boleslav sich für das Leben seines Soh-

*) Treffende Bemerkung Röpell's a. a. O. S. 129, welche uns die damaligen Verhältnisse anschaulich und wahr vor Augen stellt.

nes beim Kaiser sofort verwendet, und dieser war schwach genug, die Gelegenheit zur Demüthigung des Polenfürsten nicht zu benutzen und keine harten Maaßregeln eintreten zu lassen; vielmehr fuhr er fort, trotz der vielfach gemachten Erfahrungen vom Gegentheil, dem Hinterlistigen Vertrauen zu beweisen und sich so der Täuschung und dem Hintergangenwerden preis zu geben. Heinrich war nicht der Mann dazu, der mit seinem schlichten deutschen, redlich-schwachen Charakter einem Boleslav hätte die Spitze bieten können, und leider hätte er dadurch, wofern nicht der Zufall die Verhältnisse günstig gestaltet, dem deutschen Reiche und Volke beinahe eine unheilbare Wunde geschlagen. Auch war er kurzsichtig genug, um nicht zu erkennen, daß diejenigen seiner Vertrauten, welche immer für Boleslav sprachen, von diesem bestochen waren. Othalrich ließ dem Kaiser erwiedern: er könne und wolle in allen Stücken durchaus seinen Befehlen Gehorsam leisten; vor Kurzem habe ihn aber der allmächtige Gott aus dem Rachen des Löwen errettet und nun dessen Junges, was derselbe Löwe ihm zum Verderben zugesandt, in die Hände geliefert. Wofern er nun dieses frei ließe, würde er immer an Vater und Sohn sicherliche Feinde haben; wofern er es aber in Gewahrsam behielte, könne er hoffen, einigen Nutzen dadurch zu erreichen. Sein Herr, der Kaiser, möge also zusehen, was ihm beliebe und was dem Böhmenherzoge fromme: das Alles werde er treugehorsamst vollführen. Aber als der Gesandte mit dieser Botschaft zurückgekehrt, wurde alsbald ein anderer abgeschickt, der den Herzog ersuchen sollte, dem Kaiser den Gefangenen zu übermachen, oder wohl gar ihm solches befohlen, mit der Zusage von Seiten des Kaisers, daß alle Besorgniß des Herzogs leer sei, und ein günstiger Friede auf die Dauer werde abgeschlossen werden. So lieferte denn Othalrich den Gefangenen wider seinen Willen aus, brachte ihn wohl sogar persönlich nach Merseburg — wenigstens ist gewiß, daß Othalrich auf diesem Herrentag erschien — und der Kaiser schenkte ihm dafür seine hohe Gnade. Als Boleslav von der Errettung seines Sohnes hört, ist er über die Maaßen darüber erfreut, sendet Boten an Heinrich, die ihm den schuldigen Dank sagen, aber auch zugleich bitten,

daß er dem Vater den Sohn zu seiner (des Vaters) Ehre, seinen Feinden zum Aerger zurückschicken möchte; er sollte in der Folge die Erkenntlichkeit beider in Wahrheit erfahren. Der Kaiser antwortete ihm darauf, solches könne nicht geschehen, versprach ihm aber, wofern er in Person nach Merseburg kommen würde, unter allgemeiner Zuziehung der Fürsten seinen Wünschen willfahren zu wollen. Als Boleslav solches hörte, nahm er es nicht wohl auf und war immer darauf bedacht und durch häufige Gesandtschaften bestrebt, wie er seinen Sohn wieder in seine Gewalt bekommen könnte. Er ließ es dabei nicht an Bestechungen fehlen, und ein Theil der sächsischen Großen war leider dafür zugänglich. Als nun der Kaiser abermals nach Merseburg kam, fragte er alle die Edeln, was er hinsichtlich jener Angelegenheit thun solle. Der Erzbischof Gero von Magdeburg (seit zwei Jahren mit diesem Posten bekleidet) gab zuerst seine Meinung, und zwar dahin ab: als es Zeit gewesen sei und mit Ehren habe geschehen können, habe er gerathen, den Meseo zu entsenden; damals hätte man ihn nicht gehört; jetzt sei ihnen das Herz des Boleslav entfremdet wegen des langen Zurückhaltens und wegen der langen Haft seines Sohnes, und er fürchte, wenn man diesen zurückschicke, ohne sich Geiseln oder andere Sicherheit geben zu lassen, daß in Zukunft beide nicht treue Dienstpflicht leisten möchten. Die Mehrzahl in der Versammlung stimmte ihm bei; nur die Bestochenen meinten, dies könne mit Ehren nicht wohl geschehen. Und das Geld siegte über den klugen Rath. Die Freunde Boleslav's verbürgten sich mit Allem, was sie hatten, und der Kaiser war — so schwach, ihnen den Meseo zu übergeben. Sie brachten darauf ihn wieder zum Vater, ermahnten auch beide, eingedenk Christi und ihres Eides zu sein und dem Kaiser nicht ferner Schaden zuzufügen, noch zu dulden, daß seine Bundesgenossen hintergangen würden. Diese ließen es an sofortigen schmeichelhaften Erwiederungen nicht fehlen; allein durch die That haben sie dieselben keineswegs bewährt. Vater und Sohn weigerten sich beharrlich, vor dem Kaiser zu erscheinen, und sahen es obendrein noch als keine geringe Kränkung an, daß der junge Fürst erst so spät in seine Heimath entsandt worden. Als

daher Heinrich eine Gesandtschaft an den Polenherzog abschickte, um diejenigen Gegenden zurückzufordern, die derselbe den Deutschen entrissen hatte, gab er nach gewohnter Weise eine hochfahrende Antwort: „er werde nicht nur behaupten, was er inne hätte, sondern dem Kaiser auch noch das Seine nehmen,“ so daß sich der Kaiser veranlaßt fand, alsbald einen Heereszug gegen ihn zu rüsten, „um seine Widerspänstigkeit zu besiegen.“ Man machte dazu folgenden Plan: der Kaiser wollte mit dem Hauptheere durch das Land der Lausitzer vorrücken, nordwärts von ihm Herzog Bernhard II. von Sachsen nebst einer Anzahl sächsischer Prälaten und Grafen, ingleichen nebst den heidnischen, den Deutschen Dienst leistenden Luitiziern; im Süden des Hauptheeres sollten Herzog Othalrich von Böhmen und Markgraf Heinrich von Baiern, als Inhaber der Ostmark oder Oestreichs, von Böhmen und Baiern aus nach der Oder zu operiren. Dann sollten die drei Kriegshaufen auf drei verschiedenen Punkten über diesen Fluß gehen und sich vereinigen, um endlich wohl gemeinschaftlich den Feind anzugreifen und zu bekämpfen. Denjenigen, welche es mit dem Boleslav gehalten, gab der Kaiser seine Ungnade zu erkennen *).

Am 8. Juli versammelte sich das kaiserliche Heer bei dem Orte Sclancisvorde (Kunzwerda? an der Elbe), setzte über die Elbe und drang in die (Ober-) Lausitz ein. Die polnische Besatzung der Feste Ciani (?) rückte aus und ihm entgegen, ward aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Darauf gelangte der Kaiser bei Krossen an die Oder. Hier lagerte Mesco am rechten Ufer mit einer Schaar; Herzog Boleslav in eigener Person hütete in einem befestigten Lager einen andern Uebergangspunkt, weiter unten an derselben Oder. Der Kaiser versuchte zuerst den Weg der Güte: er sandte die sächsischen Fürsten, welche sich für Mesco jüngsthin verbürgt hatten, an denselben ab, ließ ihn an seine Zusagen erinnern und zugleich ihm vorstellen, er möchte doch nicht Anlaß geben, daß ihnen um seinetwillen ihre Güter genommen würden. Allein der Prinz gab die eben so charakteristische

*) Vergl. Thietmar, S. 210: accusatus eo, quod Bolizlavo nimis familiaris hactenus fuisset.

als würdige Antwort: er erkenne es sehr wohl an, daß er durch die kaiserliche Gnade der Gewalt seines Feindes entrissen worden sei, und daß er ihnen Treue gelobt. Er würde ihnen selbige in Allem erfüllen, wofern er frei wäre; jetzt aber, das wüßten sie ja selbst, stände er unter der Gewalt seines Vaters, und weil dieser das nicht wollte und seine eben gegenwärtigen Soldaten ihm solches nicht erlaubten zu thun, müsse er das wider seinen Willen unterlassen. Sein Vaterland, welches sie mit Krieg heimsuchten, wolle er, wenn er könne, bis zur Ankunft seines Vaters vertheidigen und dann erst der Gunst des Kaisers und ihrer Liebe sich zuwenden. Als die Fürsten dies angehört, wandten sie um und brachten dem Kaiser die Antwort. Das deutsche Heer setzte also am 3. August über die Oder und schlug die Polenschaar, welche solches hindern wollte, mit großem Verluste an Mannschaft und Beute. Heinrich blieb eine Zeitlang jenseit der Oder, harrend der Ankunft der beiden andern Heerhaufen.

Inzwischen hatte auch Herzog Bernhard mit seinen Mannen und Luitiziern die Oder erreicht und jenseit derselben den Boleslav betroffen, der dort in eigener Person seine Soldaten commandirte und überall das Ufer befestigt hatte. Dieser, obwol er von der Schlappe hörte, die das Heer unter seinem Sohne erlitten, und gern demselben zu Hilfe geeilt wäre, wagte es dennoch nicht, weil er den lauernden Feinden den Uebergang über den Fluß geöffnet hätte. Wohin nun die Deutschen Miene machten mit ihren Schiffen zu landen, dahin folgte er selbst spornstreichs mit den Seinigen. Endlich aber zogen die Deutschen eines Tages (bei günstigem Winde) die Segel und schifften unausgesetzt den ganzen Tag lang, so daß der Feind ihnen nicht folgen konnte. Da erreichen sie sicher das erwünschte jenseitige Gestade und zünden die nächsten Oerter an. Als der Polenfürst das aus der Ferne sieht, flieht er nach gewohnter Weise und läßt die Deutschen wider seinen Willen Schaden anrichten. Herzog Bernhard aber, da er mit den Seinigen dem Kaiser, wie ihm vorher befohlen war, nicht zu Hilfe hatte kommen können, sendet heimlich Boten und läßt ihm den Ausgang der Unternehmung und die nothwendige Ursache seiner Verab=

säumung wissen, verwüstet die Umgegend ringsumher und kehrt in die Heimath zurück, sonderbar genug, nachdem er doch eigentlich nichts Erkleckliches ausgerichtet. Nicht minder blieben die Böhmen und Baiern zurück. Othalrich zog vor einer polnischen Stadt (in Schlesien wahrscheinlich), Namens Businc, nahm sie ein, brannte sie nieder und kehrte so als Sieger heim, ohne den Kaiser aufgesucht zu haben. Er hatte wenigstens durch seine Nähe seinen Diensteifer bezeugt. Der Markgraf Heinrich aber, der mit seinen Baiern hörte, daß die Soldaten des Boleslav ganz in seiner Nähe Beute gemacht hätten, jagt ihnen alsbald nach, tödtet ihnen 800 Mann und nimmt ihnen allen Raub wieder ab.

Bei so bewandten Umständen konnte der Kaiser nicht gut weiter vordringen; aber bevor er von jenem Allem Kunde bekam, blieb er doch wenigstens, obwohl in großer Besorgniß, in den Gegenden, wo er einmal war; dann jedoch mußte er bei der geringen Anzahl seiner Truppen ernstlich darauf bedacht sein, sich und die Seinigen durch einen sichern Rückzug zu retten. Er wählte eine andere Straße, als die er gekommen war. Als Boleslav hiervon Kunde bekam, besetzte er mit starker Truppenzahl die Ufer der Oder. Allein da er gewahr wurde, daß der Feind schon abgezogen war — die Deutschen hatten sich bereits nach dem Gau Diadesisi (auf der linken Seite der Oder) gewendet — schickte er eine große Schaar Fußvolks voraus mit dem Befehle, wofern sich ihr eine Gelegenheit darböte, zu versuchen, wenigstens einen Theil des feindlichen Heeres zu verderben. Zugleich sendete er an den Kaiser, um denselben hinterlistig aufzuhalten, auch wohl um die Umstände des Feindes zu erkunden, seinen Abt, Namens Tuni, und erheuchelte Friedensgesinnungen. Dieser aber wurde alsbald als Kundschafter erkannt und zurückbehalten, bis das kaiserliche Heer mittelst in der Nacht geschlagener Brücken einen im Wege vorliegenden Sumpf passirt war. Dann erst erhielt der Mönch, seinem Anzuge nach, aber ein schlauer Fuchs seinem Charakter nach und deßwegen bei seinem Herrn gar sehr beliebt, die Erlaubniß, zum Boleslav zurückzukehren. Dieser Vorsichtsmaaßregel ungeachtet wurde — es war am 1. September — die Nachhut

von feindlichen Truppen angegriffen und erlitt nach hartnäckiger Vertheidigung eine schwere Niederlage: zweihundert der trefflichsten Krieger kamen um, mit ihnen sogar der Markgraf (der Ostmark und der Lausitz) Gero II.; andere Wenige wurden gefangen, eine geringe Anzahl, unter dieser der Erzbischof von Magdeburg Gero und der Graf Bernhard, entkam mit großer Mühe, aber verwundet. Sie hinterbringen dem Kaiser die traurige Botschaft. Als er sie hört, will er zurück, um die Leichen der Gefallenen zu beerdigen; allein durch den Rath vieler seiner Vertrauten zurückgehalten, unterläßt er es, sendet aber wenigstens einen Abgeordneten, den Bischof von Meißen, an den Polenherzog ab und läßt sich den Leichnam seines Markgrafen ausbitten. Und dieser gewährt die Bitte, erlaubt das Begraben der Gefallenen und läßt den todten Markgrafen verabfolgen. Derselbe ward nach Meißen gebracht.

Inzwischen kam der Kaiser mit seiner Schaar nach der Stadt Strehla, und weil er wußte, daß ihm Mesco mit seinem Heere auf dem Füße nachsetzte, heißt er den Markgrafen Hermann von Meißen eiligst zur Vertheidigung der Feste seiner Markgrafschaft abgehen, während er selbst gerades Weges nach Merseburg zurückzieht. Und es war die höchste Noth, daß Hermann nach Meißen kam. Hätte er nicht alle möglichen und die größten Anstrengungen gemacht: die Feste wäre verloren gewesen. Mesco nehmlich war von seinem heimtückischen Vater zu diesem Ende gehörig vorher instruirt worden. Als er daher merkte, daß die Deutschen getrennt abgezogen waren und hinter sich keine Besatzung daselbst zurückgelassen hatten, so ging er am 13. September über die Elbe, unweit der Stadt, mit sieben Legionen unmittelbar bei Tagesanbruch und gab einigen Soldaten den Befehl, die Umgegend zu verwüsten, andern, die Stadt anzugreifen. Die letztere wurde darauf von ihren Vertheidigern verlassen, die sich in die Burg zurückzogen. Darüber freuen sich die Feinde und dringen in die verlassene Vorburg, plündern und zünden sie an, stecken auch die obere Burg an zwei Stellen in Brand und greifen selbige unermüdlich an. Der Graf Hermann sieht, daß seinen so wenigen Leuten schon die Kräfte

anfangen zu mangeln. Da wirft er sich auf die Knie nieder und bittet den Heiland und den heiligen Donat um Fürbitte und fordert die Frauen auf, Hilfe zu leisten. Sie treten an die Verschanzungen, reichen den Männern Steine, löschen das angelegte Feuer, weil ihnen das Wasser fehlt, mit Meth und schwächen so des Feindes Wuth und Kühnheit. Mesco sieht dem ganzen Kampfe von einem nahe gelegenen Berg zu und erwartet mit Ungeduld die Ankunft seiner Soldaten vom Lande her. Nachdem diese Alles bis zum Flüßchen Jahne verwüstet und, wo sie Feuer habhaft wurden, verbrannt hatten, kehrten sie spät auf ihren müden Pferden nach der Stadt zurück, und dort würden sie übernachtet haben, um am andern Morgen unter ihrem Anführer die Burg anzugreifen, wofern sie nicht gesehen, daß die Elbe gestiegen wäre. Aus diesem Grunde ging das ermattete Heer sofort zurück über den Fluß, und — Meißen war gerettet. Denn der Kaiser sandte, sobald er von der Noth des Markgrafen hörte, Verstärkung ihm zu, so viel er in der Eile aufbringen konnte. Die Vorburg ward wieder aufgebaut, in vierzehn Tagen das Werk vollendet (Anfang Octobers).

So war denn wieder ein vergeblicher und sogar wieder ein recht unglücklicher Feldzug gethan. Die Verhältnisse Boleslav's waren viel günstiger denn zuvor, die des deutschen Reiches höchst traurig. Zum Glück für das letztere verhielt sich jener, trotz seiner Ueberlegenheit, im ungestörten Besitze seiner gemachten Eroberungen ruhig, selbst dadurch nicht zu weitern Fortschritten aufgereizt, daß der Kaiser gleich darauf nach den westlichen Theilen seines Reiches, nach Burgund, aufbrach und dort einen großen Theil des Sommers verweilte. Die Kaiserin hatte inzwischen in den östlichen Gegenden die Vertheidigung des Landes mit den Fürsten zu berathen. Boleslav begnügte sich, seine Grenzen zu befestigen; er war froh, daß der letzte Kampf den Ausgang genommen; er hatte ihn nicht erwartet. Denn Viele, die mit seinen damaligen Verhältnissen bekannt gewesen, haben wahrhaft versichert, wofern der Kaiser gegen ihn mit einer gehörig starken Armee, in geschlossenen Gliedern (turmatim), gezogen wäre, so hätte er durch Furcht ihn gezwungen, Alles zurückzuerstatten, was den Deutschen gehörte, und ihn bereitwillig zur

fernern Vasallenschaft und Treue befinden können, wenn man ihm nur den Frieden zugestanden. Ein erneuter Angriff von seiner Seite auf Deutschland aber hätte für dasselbe in der Zeit um so schlimmer werden können, als gerade damals wieder Streitigkeiten unter einigen Großen an der Grenze stattfanden, zwischen Markgraf Bernhard I. (von der Nordmark seit 1010) und dem Erzbischofe von Magdeburg, Gero. Glücklicher Weise wurden sie bald geschlichtet (1107, zu Anfang des Jahres).

Kurz nachher wandte dann Heinrich II. den polnischen Angelegenheiten wieder seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu. An die Stelle des gebliebenen Markgrafen Gero I. war dessen Sohn Thietmar II. in der Verwaltung der Ostmark und der Lausitz getreten. Boleslav machte mit einem Male selbst Friedensvorschläge: ihn vermochten wohl hierzu die Verhältnisse jenseit der entgegengesetzten Grenzen seines Reiches, in Rußland. Hier war es zwei Jahre vorher (1015) zwischen Jaroslav, dem Fürsten von Nowgorod, und Swätoplok, dem Fürsten von Kiew nach dem Tode Wladimir's I., dem Schwiegersohne des Boleslav, zu einem Kriege gekommen, in welchem der erstere den letztern besiegte (1016) und ihn aus seinem Reiche jagte. Swätopolk mußte zu seinem Schwiegervater nach Polen flüchten. Sehr wahrscheinlich dachte nun der Polenherzog darauf, denselben mit gewaffneter Hand wieder zurückzugeleiten. Darum zuverlässig diese gewiß nicht ernstlich gemeinten Friedensvorschläge. Jene Verhältnisse in Rußland wurden für Boleslav darum um so bedenklicher, als im Laufe des Jahres der König der Russen mit Kaiser Heinrich in gesandtschaftliche Verbindungen trat und ihm versprach, den Polenherzog anzugreifen*). Der Kaiser billigt das Ansuchen von Seiten Boleslav's und läßt ihm sagen, seine Edeln wären bei ihm zusammengekommen, und wenn er ihm etwas Annehmliches gewähren wolle, so würde er es gern mit deren Rath annehmen. Es gingen nun Gesandten zwischen Polen und Deutschland hin und her: ein Waffenstillstand wird geschlossen; Boleslav bittet um eine Zusammenkunft und Unter-

*) Thietmar pag. 239. Caesar — — tunc primo comperit Ruszorum regem, ut sibi per internuntium promisit suum, Bolizlavum petiisse.

redung; die Erzbischöfe Erkinbald von Mainz, Gero von Magdeburg, der Bischof Arnulf von Halberstadt nebst mehreren Grafen begeben sich an die Mulde und verweilen daselbst vierzehn Tage lang, nachdem sie den polnischen Fürsten ersucht haben durch Unterhändler, an die Elbe zu kommen zu dem von ihm so lange ersehnten Gespräch. Er hielt sich damals zu Scieiani auf (in der Lausitz). Als er aber die Aufforderung vernahm, antwortete er, er wage durchaus nicht, aus Furcht vor seinen Feinden, dahin zu kommen. Und die deutschen Boten sprachen: Wie? wenn unsere Fürsten an die schwarze Elster kommen, was willst du dann thun? Darauf erwiederte jener: Auch diese Brücke hier mag ich nicht überschreiten. Da kehrten die Boten heim und theilten das Alles ihren Herren mit, und diese kamen unwillig wegen der verächtlichen Behandlung durch Boleslav, der sie getäuscht, zurück und regten durch ihre Berichte den Zorn des Kaisers auf. Darauf wird über einen neuen Kriegszug verhandelt, und jeder treue Diener ermahnt, sich zu demselben vorzubereiten, und vom Kaiser geboten, daß fortan keine Botschaft mehr zwischen den Fürsten und dem Feinde des Reiches gewechselt werde: wer dieß wagte noch ferner zu thun, sollte in Anklagestand versetzt werden.

Der Kampf begann dieß Mal in Mähren. Dort waren die Baiern eingefallen und hatten den Bewohnern großen Schaden gethan. Zu ihrem Unglücke waren sie nicht auf ihrer Hut. Es sammelten sich also des Boleslav's Soldaten, umringten sie und hieben sie nieder, und rächten so nicht zum geringen Theil die angethane Schmach. Zu Anfang des Juli (6.) traf der Kaiser in Magdeburg ein, um persönlich wieder das Heer anzuführen. Den 8. Juli ging er über die Elbe mit Gattin und Heer und kam nach Leizkau, das früher ein Hof des Bischofs Wigo von Brandenburg, damals aber der Wohnplatz unzähliger wilder Thiere war — ein Zeichen, daß die Deutschen hier wenig noch oder gar nicht mehr gehauset hatten — blieb daselbst zwei Tage im Lager und erwartete die Nachzügler. Dann sandte er seine Gemahlin und mehrere andere seiner Hofleute zurück, und rückte in geschlossenen Reihen (turmatim) vor. An dem Tage kehrte

der ehemalige Herzog von Baiern, Heinrich von Lützelburg, der zum Boleslav gesandt worden war, um mit demselben den Frieden abzuschließen, mit Gesandten von diesem zurück. Der Kaiser ließ sich von ihm die Friedensbedingungen vortragen und schickte ihn dann nochmals ab zum Polenfürsten. Er richtete aber nichts aus und kehrte unverrichteter Sache wieder.

Während dessen war auch Othalrich aus Böhmen aufgebrochen, um dem Kaiser seine Dienstmannen zuzuführen. Diese Gelegenheit nahm Mesco wahr, da das Land in Abwesenheit seines Herzogs weniger denn gewöhnlichen Widerstand leisten konnte, und machte mit zehn Legionen einen Einfall, plünderte dasselbe zwei Tage lang und kehrte mit einer unzähligen Menge Gefangener zur großen Freude seines Vaters zurück. Der Kaiser aber gelangte bedächtig mit seinem Heere, zu welchem auf dem Marsche die Böhmen und Luitizier (aus dem Norden bei den Obotriten) gestoßen waren und Alles auf dem Wege verwüstend, am 9. August nach Glogau, wo Boleslav mit seiner Armee ihn erwartete. Heinrich verbot seinen Soldaten, sich auf keine Weise mit dem sie durch Necken herausfordernden Feind in den Kampf einzulassen, weil Bogenschützen im Versteck lagen und nur auf diesen günstigen Augenblick lauerten. Er zog darauf vor die Feste Nimtsch im Gau Schlesien (pagus Silensis, hier zum ersten Male vorkommend) und fing an dieselbe zu belagern. Aber die Polen hielten sich so tapfer, daß sie alle Stürme abschlugen. Darüber brachen Krankheiten im kaiserlichen Heere aus: Heinrich sah sich genöthigt (Anfang Septembers), die Belagerung aufzuheben und über Meißen nach Sachsen zurückzugehen, wieder mit dem leidigen Gedanken und Gefühle, nichts ausgerichtet, und mit der Besorgniß, den Feind noch mehr erbittert und gereizt zu haben, seine Angriffe auf die Grenzen des deutschen Reiches zu wiederholen und seine Eroberungen zu erweitern. Von Mähren aus war bereits nach dem verbündeten Böhmen ein Einbruch von Seiten der Polen geschehen. Zum Glück hatte sich Heinrich von Oestreich auf sie geworfen, auf dem Rückzuge eingeholt und großentheils vernichtet. Aber den Rückzug des Hauptheeres der Deutschen aus Schlesien hatte Boleslav von Breslau aus abgewartet und Streif-

schaaren ausgesandt, die dasselbe unaufhörlich beunruhigten und bis zur Elbe hin, im Rücken des Kaisers, Schrecken verbreiteten. Bereits am 15. August hatten sich bewaffnete Haufen bei Belgern gezeigt und diese Feste eine Zeit lang, wenn auch ohne Erfolg, belagert. Die nach Böhmen gesandte Schaar polnischen Fußvolkes hatte zwar auch kein Glück. Dagegen gelang einem andern Schwarme ein Einfall in das Land zwischen Elbe und Mulde. In raschem Streifzuge am 19. September machte er mehr als tausend Gefangene, brannte Alles nieder, wohin er kam, und kehrte glücklich wieder heim. Auch der Zug des russischen Fürsten nach Polen hinein, der mittler Weile erfolgt war, hatte keinen günstigen Ausgang gehabt: man hatte eine feindliche Stadt belagert, aber fruchtlos.

Ohne eine eigentliche Schlacht ging Boleslav aus dem Kampfe als Sieger hervor. Wenn er dessenungeachtet jetzt den Frieden suchte, so mußte das besondere Veranlassung haben: er wollte einen großen Heereszug nach dem südlichen Rußland unternehmen und — konnte gegenwärtig von den Deutschen höchst günstige Bedingungen erwarten. Schon im October fand sich in Merseburg beim Kaiser ein polnischer Abgeordneter ein, der ihm Vorschläge machte hinsichtlich der Auswechselung der Gefangenen. Er fragte zugleich an, ob ein etwaiger Friedensunterhändler würde angenommen werden. Der Kaiser gab günstigen Bescheid: die Unterhandlungen begannen, und am 30. Januar des Jahres 1018 wurde auf Heinrich's Geheiß und auf des Polenherzogs dringendes Verlangen in Bautzen der Friede feierlichst abgeschlossen und beschworen. Die Bedingungen waren freilich nicht für die Deutschen so günstig, wie sie sich geziemt hätten, sondern wie sie nur zu erreichen waren. Es blieben also gewiß die eroberten Gaue fortan in dem Besitze des Polenherzogs, und er sorgte durch Einsetzung von Commandanten in Burgen und Städten in den eroberten Ländern, an der Grenze, namentlich an der Elbe, auf dem rechten Ufer, für Aufrechthaltung seiner Macht daselbst*).

Boleslav hatte nun im Westen freie Hand, um desto kräftiger in Osten aufzutreten. Im Sommer desselben Jahres

*) Vgl. Dlugoss. II. beim Jahre 1030.

brach er mit seinem Heere, in welchem unter Andern auch dreihundert Deutsche dienten, gegen Kiew auf und erreichte am 22. Juli die Ufer des Bug. Eine spöttische Verhöhnung des Boleslav wegen seines dicken Bauches von Seiten eines Russen gab Veranlassung zu einer Schlacht, in welcher die Russen völlig geschlagen wurden, und Jaroslav, der Gegenkönig von Swätopolk, konnte sich nur mit vier Männnern nach Nowgorod retten. Boleslav rückte ohne Aufenthalt bis zur Hauptstadt Kiew vor und zog dort den 14. August in Begleitung seines Eidams ein. Er erbeutete eine große Menge Schätze. Von diesen sandte er sogar eine Anzahl als Ehrengeschenke an den deutschen Kaiser mit der Versicherung seiner Ergebenheit. Seinen Eidam aber setzte er von neuem zum Herrn in Kiew ein. Sein Heer legte er rings um in die Städte des eroberten Landes. Es mochte ganz den Anschein haben, als ob er über dasselbe eine Oberherrschaft gewinnen wollte, und Swätopolk mußte sich durch solche Anmaaßungen in seiner fürstlichen Stellung bald beschränkt und beleidigt fühlen. Das gab ihm Veranlassung zum heimlichen Befehle, alle Polen zu ermorden, — eine Art sicilianischer Vesper. Boleslav sah sich gezwungen, Kiew und das Land zu räumen. Der oberherrlichen Gewalt über dasselbe ging er also verlustig; doch bemächtigte er sich auf dem Rückmarsche jener tscherwenischen Städte, die Wladimir einst erobert hatte. Insofern erweiterte er also doch die Grenzen seines bisherigen Reiches in etwas.

Er stand jetzt auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. „Es ist nicht zu verkennen, wie großartig die Stellung war, welche Boleslav in wenigen Jahren sich und seinem Volke errungen hatte. Von dem Uebergewichte der Deutschen hatte er sich befreit, die Böhmen auf ihr eignes Land zurückgeworfen, Preußen und Pommern siegreich bekämpft und wirklich auch dem Vorrücken der russischen Macht nach Westen zu Schranken gesetzt. Vom Dniepr im Osten bis zur Elbe im Westen, von den Küsten der Ostsee bis zu den Bergen der Karpathen war er jetzt unbestritten der mächtigste Herr, die Polen das vorherrschende Volk. Mit vollem Rechte nannte ihn die Nachwelt Chrobri." „Es hatte sich zugleich gezeigt,

daß die polnischen Stämme, zu einem politischen Ganzen vereint, unter der Führung eines kräftigen Fürsten den Deutschen einen ganz andern Widerstand entgegenzusetzen vermochten, als die vielfach getheilten vordern Slaven an der Elbe und Oder. Unterstützt von der Entlegenheit und der Natur der Grenzlandschaften, von der Lage der innern Verhältnisse Deutschlands und der ihm gegenüberstehenden Persönlichkeit Kaiser Heinrich's II., hatte Boleslav, kühn emporstrebend, „dem Reiche" gegenüber eine ganz andere Stellung als sein Vater errungen und behauptet. Die siegreiche Ausbreitung der deutschen Herrschaft nach Osten — von so raschen, gewaltigen Erfolgen zur Zeit der ersten Kaiser aus sächsischem Stamme — war durch ihn und sein Volk zuerst gehemmt — ja gewissermaaßen zurückgedrängt worden"*). Seit dem bautzner Frieden war er so gut wie kein Dienstmann oder Vasall mehr von Deutschland. Es fehlte ihm zur vollständigen Anerkennung seiner Selbstständigkeit nur die Krönung und der Königstitel, und wir werden in Kurzem sehen, wie er beides erringt.

Zu bemerken ist übrigens, daß, während Boleslav dem Christenthume anhängt und der päpstlichen römisch-katholischen Kirche mit voller Seele, wie es scheint, zugethan ist, und als solcher das Heidenthum in seinem ganzen Reiche mochte ausgerottet haben, der Kaiser Heinrich, mönchisch gesinnt wie er war, es duldete, daß die Luitizier, die in seinem Heere im Jahre 1017 dienten, sich als Heiden frank und frei geriren durften, d. h. das Bild ihrer heidnischen Göttin als Panier mit sich führten. Ja, als auf dem Rückmarsche einer der Soldaten des Markgrafen Hermann von Meißen dasselbe mit einem Stein zerwarf, und sich die Diener des Heiligthumes darüber bitter beim Kaiser beschwerten, zahlte er ihnen zwölf Talente als Buße für die Kränkung. Und wie sehr müssen diese Luitizier dem Heidenthume noch ergeben gewesen sein, da, als sie auf jenem Rückzuge bei Wurzen über die Mulde setzen wollten und bei der Gelegenheit das Bild einer andern Göttin mit ihrer Begleitung von funfzig edeln Kriegern in dem aus-

*) Röpell a. a. O. S. 149 f. u. 135.

getretenen Strome verloren, sie darüber als über ein schlimmes Zeichen außer sich waren und bei ihrer Rückkunft nach Hause den festen Vorsatz hegten, sich vom Dienste des Kaisers loszusagen. Sie beriefen eine Landesgemeinde ein, und ihre Vorgesetzten nur brachten sie davon ab*). Der deutsche Kaiser ließ mithin bei seinen Kämpfen mit Boleslav das Christenthum und die katholische Kirche ganz bei Seite und hatte bloß die weltliche Politik im Auge, so gar verschieden von seinen Vorgängern aus dem sächsischen Hause.

Unter diesen Verhältnissen läßt es sich auch erklären, warum das Christenthum unter jenen heidnischen Völkern so wenig Fortgang in der Zeit hatte. Wir wissen**), daß damals ein gewisser Günther von Magdeburg ausgegangen ist, um die Luitizier zu bekehren: er war der Sohn Eckard's I., des gewesenen Markgrafen von Meißen, hatte sich dem Predigerstande, dem Mönchthume gewidmet, war Einsiedler im Böhmer Walde geworden. Als solcher ward er getrieben vom Geiste des Propagandismus. Allein er scheint mit seinem Unternehmen wenig Erfolg gehabt zu haben; wenigstens findet sich keine bestimmte Nachricht davon, und später lebte derselbe, wie vor, als Eremit in Böhmen.

Merkwürdig, daß in der Zeit, in welche die Kriege Heinrich's II. mit Boleslav fallen, die Wenden an der Unterelbe und Ostsee sich ruhig verhalten haben. War es Herzog Bernhard II., dessen gewaltige Hand sie fürchteten? Und hatte derselbe, während er z. B. den Kaiser im Kriege gegen Boleslav unterstützte (vgl. oben S. 216 ff.), so gute Anordnungen getroffen, daß die Obotriten und Wagrier im Zaume gehalten wurden? Nun, nachdem der Streit mit Boleslav beendigt und es unpolitisch war sich zu regen, fingen sie an sich zu erheben. Und sonderbar genug! nicht die Deutschen selbst waren es, die jene bekämpften: die Luitizier fielen in das Land der Obotriten ein, und nicht gegen das Volk war der Angriff gerichtet, sondern nur gegen seinen Fürsten Mistislav, weil er das Jahr vorher bei dem Feldzuge gegen den Polenherzog

*) Die äußerst bemerkenswerthe Stelle s. bei Thietmar pag. 239.

**) Aus Thietmar pag. 231 f.

nicht sein Contingent zum Dienste für den Kaiser gestellt hatte. Sie waren also dadurch wahrscheinlich beschwerter gewesen. Und nun wiegelten sie zugleich das Volk selbst auf, gaben ihm Gelegenheit, sich zu erheben. So regte sich denn wieder unter den Slaven der alte verderbliche Geist der innern Zwietracht. Es war mithin zugleich ein Streit der Nation gegen ihren Fürsten, der auf der einen Seite mehr seinem, auf der andern mehr dem deutschen und dem kirchlichen Interesse huldigen mochte, folglich auch eine Empörung gegen Kaiser und Kirche. Im Februar (1018) begann die Bewegung. Die Luitizier verwüsteten den größten Theil der Lande ihres Gegners, nöthigten dessen Gemahlin und Schwiegertochter zur Flucht, ihn selbst aber sammt einer Schaar auserlesener Truppen, sich in die Feste Schwerin zurückzuziehen. Darauf verlockten sie*) das Volk zum Abfall von ihrem Fürsten, weil dasselbe dem Christenthume und seinem (christlich gesinnten?) Herrscher auffässig war. Mit Mühe entrann Mistislav aus seinem Reiche. Nun wandten sich Obotriten und Wagrier, nach dem Beispiele der Luitizier, wieder dem Heidenthume zu und begannen eine wüthende Reaction: alle Kirchen im Lande wurden durch Feuer oder auf andere Art verheert, die Crucifixe abgehauen und verstümmelt, der Götzendienst wieder hergestellt.

Der Kaiser seufzte schwer, als er die Vorgänge erfuhr, verschob aber die zu ergreifenden Maaßregeln bis zum nächsten Osterfeste, damit durch vorsichtige Ueberlegung bestimmt werde, was zu thun. Indessen Ostern kam, und — der Herrentag kam nicht zu Stande; denn Heinrich war auf andern Punkten seines Reiches auch den übrigen größten Theil des Jahres beschäftigt. Die Angelegenheiten im vasallenmäßigen Wendenlande blieben also das ganze 1018te Jahr hindurch unberücksichtigt. Mittler Weile kam es auch zu Misverständnissen und Mishelligkeiten zwischen dem Kaiser und dem Herzoge von Sachsen und andern Großen in diesem Theile des deutschen Reiches. Als Heinrich II. zum Osterfeste des nächsten Jahres nach Sachsen, nach Merseburg kam, war bereits die

*) Thietmar. VIII. pag. 249, malesuasa suimet calliditate.

Empörung vieler Fürsten offenkundig. Herzog Bernhard's Bruder, Thietmar, und des Kaisers eigene Vettern begannen den Aufstand; sie wurden indessen bald überwunden und nach kurzer Haft begnadigt. Darauf erhob sich der Sachsenherzog selbst, sammelte ein Heer, ward aber in die Schalksburg (Hausberge an der Weser) geworfen und hier belagert. Da vermittelten einige hohe Prälaten und die Kaiserin selbst den Frieden (1020).

Jetzt wurden die deutscher Seits lange unangefochten gebliebenen Wenden aufs Korn genommen. Die Sache war leicht, da mittler Weile die Dänen, muthmaßlich einer Aufforderung des Hamburger Erzbischofs zufolge, gegen die Obotriten zu Felde gezogen waren und sie (1020) besiegt hatten. Herzog Bernhard zwang sie wieder zur Unterwürfigkeit und Dienstpflicht. Ob sie auch den Mistislav haben wieder aufnehmen müssen, ist ungewiß; einige Jahre später aber, zwischen 1024—29, finden wir im Besitze des obotritischen Fürstenthumes den Uto oder Pribignev, den Sohn des Mistiwoi, und den Sederich als Fürsten der Wagrier, an wessen letztern Stelle dann bald nachher zwei Fürsten, Anatrog und Garus, genannt werden. Vermuthlich hatten sich die Polaber in der Zeit von den Wagriern getrennt und gehorchten in Folge dessen einem eignen Fürsten. Alle verhielten sich seitdem wieder ruhig und dem deutschen Reiche unterthänig und dienst- und tributpflichtig; das Kirchenthum ward wieder hergerichtet. Erzbischof Unwan von Hamburg und der Sachsenherzog Bernhard kamen häufig in diese Metropole, verweilten daselbst zu halben Jahren und verkehrten viel mit den wendischen Fürsten. Nun konnte auch der aldenburger Bischof — er hieß Bernhard dazumal — seine Diöcese wieder besuchen und sich's angelegen sein lassen, das Kirchenwesen wieder einzurichten. Die Einkünfte zwar waren zerstreut und zerstoben und konnten trotz aller Bemühungen von Seiten des Bischofs nicht wieder hergestellt werden, obgleich er mehrmals den Sachsenherzog darum anging. Selbst als Kaiser Heinrich sich der Sache annahm und zu Werben einen Landtag der Wenden hielt, und alle Fürsten derselben sich einstellten und Frieden und Unterwerfung sowie die Rückgabe der geistlichen

Güter und den gesammten Zins an die bischöfliche Kirche gelobten, ward's doch nicht besser. Der Zusage wurde nachmals nicht gedacht, und Herzog Bernhard konnte und mochte wohl auch nicht mit Strenge auf die Erfüllung dringen, bei der Schwürigkeit der Nation gegen die Deutschen und gegen die ihr von selbigen auferlegten Abgaben. So ging denn der Bischof zu seinem Amtsgenossen nach Hildesheim, der ihn bis zu seinem Tode und nach diesem den Nachfolger Reinold verpflegte. Erst Unwan's Nachfolger, Erzbischof Libentius II., hat wieder einen deßfallsigen Bischof für Aldenburg ordinirt, der wieder seinen Sitz inmitten des Sprengels nehmen konnte. Doch war auch zu dessen Zeiten von den wendischen Fürsten im Lande nur einer, Uto, äußerlich Christ; die übrigen huldigten offen dem Heidenthume.

Die Luitizier waren nach jenem Kriege mit dem Obotritenfürsten gleichfalls ruhig und in friedlichem Vernehmen mit den Deutschen. Ihr Markgraf war Bernhard II. aus dem Hause Haldensleben. Sein Einfluß mag nicht sehr bedeutend gewesen sein. Noch weniger mag das kirchliche Regiment gegolten haben. Von den derzeitigen havelberger Bischöfen lesen wir auch nicht Eine Nachricht, daß sie in ihrem Sprengel hätten weilen können; in Bezug auf Brandenburg erfahren wir, daß die bischöfliche Domkirche wieder vorhanden gewesen, indem der posener Bischof, Timotheus, 1020 gestorben, daselbst beigesetzt, auch der Bischof Ezilo von Brandenburg selbst dort beerdigt worden sei*).

Von da ab war im Slavenlande bis zum Tode Heinrich's II. Ruhe. Das Verdienst des Kaisers dürfte das nicht gewesen sein; denn er war mit dem Alter nicht etwa energischer geworden. Im Gegentheil nahm gegen das Ende seines Lebens, wahrscheinlich in Folge der ewigen Mishelligkeiten innerhalb und außerhalb des Reiches und der mühevollen und ihm doch nicht lohnenden Regierungsgeschäfte seine Gleichgültigkeit gegen die Herrlichkeit des Thrones und am irdischen Leben, und damit seine mönchische Gesinnung und kirchlich-religiöse Demuth und die Schwäche seines

*) Von Raumer's Reg. No. 460 und 466.

Charakters zu. Wäre er doch sogar gern selbst Mönch geworden und in die Stille eines Klosters (zu Verdun) gegangen, wofern nicht der Abt daselbst, als Abt des Klosters, ihm nach seiner Aufnahme hinwiederum geboten hätte, sofort zurückzukehren zur Regierung des Reiches und, festhaltend an der Gerechtigkeit, für die Wohlfahrt des Landes mit Furcht und Zittern das zu thun, was er nur vermöchte. Heinrich starb den 13. Juli 1024, nicht älter als 52 Jahre, aber zu spät für des Reiches Wohlfahrt und Ansehen. Wir wollen nicht leugnen, daß er thätig gewesen ist: wir finden ihn ewig unterweges; er zieht im Reiche umher oder nach Italien, hierhin und dorthin; sein eifriges Bestreben ist, Zwiste auszugleichen, Ruhe herzustellen, auch wohl Kriegsfahrten zu unternehmen; allein er setzt nichts mit Ernst und auf die Dauer durch: seine Maaßregeln bleiben nur halbe Maaßregeln, und statt daß sie zum Gelingen hinführen sollten, schlagen sie gewöhnlich um ins Gegentheil. Das ist namentlich von seinen Feldzügen gegen die Polen zu sagen. Was ein Heinrich I., ein Otto I. Großes und Herrliches aufgebaut hatte, ist durch ihn meistentheils verloren gegangen. Wie am Körper — er war auf einem Fuße lahm — war er auch am Geiste schwach. Es ist daher sehr natürlich, daß er während seines Lebens wenig gegolten hat, und daß auch sein Hinscheiden darum wenig beachtet worden. Nach seinem Tode ist er weder von denen, die mit ihm gelebt hatten, noch von der Nachwelt hoch gestellt worden. Nur die Geistlichen, die er im Leben reichlich bedacht mit Schenkungen, Vergabungen, Verleihungen an Rechten, Gütern, Einkünften, Ehren, haben ihn im Leben gefeiert und nach dem Tode nicht herabgesetzt. Im Gegentheil, die Kirche hat ihm ihre Dankbarkeit noch dadurch bewährt, daß sie ihn, 122 Jahre später, ihren Heiligen beigesellt.

---

## Die fränkischen Kaiser.

Die Verhältnisse des deutschen Reiches zu den Slaven gestalten sich im Ganzen nicht günstiger.

### VI. Konrad II. Von 1024—1039.

Mit Heinrich II. war das ludolfingische Geschlecht ausgestorben. So mußte denn eine völlig neue Kaiserwahl stattfinden. Aber seit der Kur Heinrich's I. hatten sich die Verhältnisse vielfach geändert: der weltlichen Fürsten waren mehr geworden, z. B. Markgrafen; neben ihnen hatten sich die vornehmen Prälaten, Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe zu gleicher Macht emporgeschwungen: sie nahmen dieses Mal mit Theil. In der achten Woche nach dem Hinscheiden Heinrich's II. kamen die Wahlfähigen, so viele sich deren zu der Zeit zu sein dünkten — denn an eine gesetzte und bestimmte Zahl unter bestimmten Abzeichen ward damals noch nicht gedacht — an den Ufern des Rheines zwischen den Städten Mainz und Worms zusammen: die Lager der oberrheinischen Franken, der Ripuarier und der Lothringer waren auf der linken Seite des Stromes; auf der rechten dagegen standen die Alemannen, Baiern, Ostfranken und die Sachsen, letztere, wie ausdrücklich gemeldet wird, mit ihren Nachbarn, den Slaven. Es fragt sich, welche sind unter diesem letztern Namen speciell zu verstehen? Denn alle können und werden es nicht gewesen sein, mit denen die Deutschen in politischem Verkehr standen. Es können dieß nur die Böhmen, es kann dieß nur der Eine Slavenfürst, der Böhmenherzog Othalrich gewesen sein. „Da nach der von den böhmischen Herzögen seit 1002 angenommenen Politik derselbe den übrigen deutschen Fürsten in Allem beinahe gleich geachtet wurde, so nahm er auch an der Wahl des Nachfolgers im Reiche, des fränkischen Konrad, Theil und brach so der nachmaligen kurfürstlichen Würde der Fürsten Böhmens die erste Bahn"*). Es ist Schade, daß wir

*) S. Palacky's Geschichte von Böhmen I. B. S. 268, und L. Giesebrecht's wend. Geschichten II. B. S. 61 f. Dem vortrefflichen Eichhorn scheint diese Nachricht für sein gediegenes Werk: „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" doch entgangen zu sein. Er hat sie auch in der neuesten Auflage nicht erwähnt.

nicht Specielleres über dieses Verhältniß erfahren. Aber freilich solches war damals überhaupt wohl noch nicht fest markirt.

Konrad, der Franke, ward also König. Er verdankte, sollen wir der halberstädtischen Chronik trauen, die Krone seiner nähern Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen sächsischen Hause. Er kam erst etliche Monate nach seiner Erhebung in seine östlichen Länder: den ersten Winter brachte er in Sachsen zu. Während dessen verhandelte er auch „mit den Heiden, welche an Sachsen grenzten," d. h. mit den Wenden. Der König forderte Tribut, und er empfing von ihnen, was dem Fiscus gebührte.

Der Polenfürst dagegen erschien nicht: er ging ernstlich damit um, zu seiner wirklichen großen, selbstständigen Macht nun auch den gebührenden Namen sich zu geben. Schon zu Heinrich's II. letzten Zeiten hatte er versucht, deßhalb mit dem Papste in Verkehr zu treten: er hatte einen Gesandten abgeschickt nach Rom, um vom päpstlichen Stuhle, als der damaligen höchsten irdischen Behörde, Krone und den Namen eines Königs zu erhalten. Kaiser Heinrich, mit diesen Plänen und geheimen Umtrieben nicht unbekannt, ließ aber alle Wege nach Italien bewachen. So ward der Bote gefangen, obwohl nachmals wieder wunderbarlich befreit. Jetzt nun, glaubt er sich auch über diese Förmlichkeit hinweg setzen zu können und läßt sich, in der ersten Hälfte des Jahres 1025, feierlich krönen. Aber nur kurze Zeit sollte er sich dieser Würde erfreuen: er starb bereits am 17. Juni desselben Jahres. Und weil durch ihn die Verhältnisse der Deutschen zu den Slaven offenbar in ein neues Stadium getreten, so mag uns dieser Todesfall Gelegenheit geben, selbige hier im Allgemeinen uns in Einem Bilde zu vergegenwärtigen.

Noch waren es nur wenig Jahre über ein halbes Jahrhundert, seitdem die Polen mit den Deutschen in politische und kirchliche Beziehung getreten waren (seit 963 und 965, vgl. oben S. 128 ff.), und schon war das Reich durch die Politik und Regierungskunst der beiden letzten Herrscher aus piastischem Geschlechte, durch Mesco und Boleslav Chrobri, so groß und in sich geordnet und fest und mächtig geworden, daß es dem ältern, längst geordneten und gekräftigten deutschen, sich

entgegenstellen und Trotz bieten konnte, ja! sich unabhängig zu machen wußte. Man sieht, was ein tüchtiger Herrscher selbst mit einem rohen Volke ausrichten kann, wofern er nur die rechten Mittel anwendet. Das Reich breitete sich aus von der Küste der Ostsee bis nach Ungarn und Süd-Rußland hin, also in der ganzen Ausdehnung der Wohnsitze der Slaven nach Nord-Osten zu. Es bildete somit ein mächtiges Bollwerk der großen Nation gegen die westlichen Völker und Reiche, namentlich gegen die Deutschen. Es schien berufen zum Zurückdrängen und zur Abwehr des Germanenthums, das sich mit Macht auf Kosten der Slaven schon ausgebreitet hatte und noch mehr auszubreiten drohte. Die Nation war zahlreich und tapfer. Große Ströme, wie die Elbe und die Oder, und die damals noch ziemlich uncultivirten dazwischenliegenden Vorländer der Obotriten, Pommern, Luitizier, Stodoraner, Milziener u. s. w. bildeten natürliche Bollwerke, und die daselbst wohnenden Völkerschaften waren geborne Feinde der Deutschen und sprach- und stammverwandt den Polen, folglich, wofern sie nicht dem Charakter der innern Zwietracht und der gegenseitigen Eifersucht huldigten, natürliche Bundesgenossen derselben. Eben so war es mit den Böhmen, deren Land bekanntlich durch eine natürliche Mauer von Gebirgen ringsumschlossen ist. Zudem war das polnische Reich im Innern politisch, militärisch und kirchlich geordnet: Alles gehorchte Einem Herrscher; alle Hilfsquellen flossen ihm zu; von ihm ging die Einheit des Ganzen aus, und Boleslav hatte durch Energie, Klugheit, Schlauheit und durch glückliche Erfolge seiner Heerfahrten sich bei seinen Unterthanen in einen solchen geistigen und moralischen Respect gesetzt, daß ihm Alles gern und willig gehorsamte. Seine große Persönlichkeit hatte freilich zumeist das Alles zu Wege gebracht; sie war der Mittelpunkt des Ganzen, der Halt des Reiches. Polen hatte sich wunderbar schnell zu einer respectabeln Macht entwickelt und erhoben, die für Deutschland bereits höchst gefährlich geworden war und, wofern ein dem Boleslav gleicher Herrscher an die Spitze gelangte, noch gefährlicher zu werden drohte. Die Provinz der Milziener und Dalemincier und ein Theil der Nieder-Lausitz, schon von den Deutschen früher

erobert, waren in die Hände des Polenfürsten gefallen; über Böhmen war er eine Reihe von Jahren bereits Herrscher gewesen; Mähren war in seinen Händen, und welch precärer Besitz schien immer noch das meißner Land und die Vasallenschaft der Luitizier in der heutigen Mittelmark, der Obotriten und Wagrier zu sein! Auch hatte sich das deutsche Element in allen diesen Gegenden nur erst sehr sparsam ausgebreitet oder angefangen auszubreiten: deutsche Beamte, Soldaten, Geistliche und Mönche, Ackerbauer, Jäger, Kaufleute hatten sich wohl daselbst schon mehrfach niedergelassen*); allein die häufigen Aufstände der Slaven, die öftern Niedermetzelungen der Deutschen, der schwankende Besitz und Zustand dieser Länder ließen das germanische Element noch andauernd schwach bleiben. Vorherrschend oder überwiegend dürfte es nach beinahe hundert Jahren des Kampfes allein erst in den Gegenden zwischen Saale und Mulde geworden sein. Die Markgrafen, Bischöfe, Erzbischöfe, der Herzog von Sachsen waren in jenen Slavenländern Herren entweder nur dem Namen nach oder in ihres Sprengels Grenzen so verkürzt, daß sie es nur theilweise waren. Was wird nun geschehen? Ist Boleslav's Geist auf seinen Nachfolger fortgeerbt? Wird derselbe das polnische Königreich in seiner für Deutschland so bedrohlichen Großartigkeit aufrecht erhalten? vielleicht sogar verstärken? Oder wird der alte Hader und die innere Zwietracht hier wieder unheilvoll über dem Himmel des Slaventhumes schweben und wieder vernichten, was der große Ahne aufgebaut? Und was wird Konrad II. thun? Wie wird er auftreten in Bezug auf die slavischen Verhältnisse? Hat er genug Lebendigkeit des Geistes, Thätigkeit, Energie und Kraft, um das schwache Gebäude des Germanenreiches zu stützen? um es aufrecht zu erhalten, oder wohl gar wieder herzustellen, wie es unter einem Otto I. war?

An Konrad II. werden von seinem zeitgemäßen Biographen Wippo sein Geist, sein Scharfsinn, sein Witz und sein klarer Blick nicht weniger hoch gepriesen, als seine edle Gesinnung, sein Wohlwollen, seine Thätigkeit. Sein Muth

*) Ueber Böhmen in der Beziehung vgl. Palacky I. S. 267.

und seine Tapferkeit waren ebenfalls unbestritten: sie hatten sich mehrfach in kriegerischen Kämpfen bewährt.

Boleslav hatte bei seinem Tode nicht gehörig für die Befestignng und Fortdauer seines Thrones durch gehörige Bestimmung der Erbfolge gesorgt. Das war zum Unheil des Reiches, zum Glück für die Deutschen. Er hinterließ mindestens — die Nachrichten darüber sind schwankend — zwei Söhne, die ihm in der Herrschaft folgen konnten: Bezprim oder Otto und Mieceslav oder Mesco (Meschko). Der letztere, der jüngere zwar*), der sich aber schon bei des Vaters Lebzeiten als einen tüchtigen Krieger in den Kämpfen mit Böhmen und dem deutschen Reiche bewährt hatte, riß mit ähnlicher Gewaltthat, wie einst sein Vater, die Zügel der Regierung an sich und damit auch den königlichen Titel. Bezprim mußte aus dem Lande fliehen und wandte sich erst, wie unsere Quellen sagen, nach Rußland, dann höchst wahrscheinlich — er war der Sohn des Boleslav von einer Ungarin — nach Ungarn, zu seinem Oheim, dem damaligen Könige des Landes, Stephan, oder vielleicht umgekehrt, zuerst nach Ungarn und später nach Rußland, wie aus dem Folgenden zu erhellen scheint. Die Schriftsteller haben wohl die erste Flucht zu bemerken unterlassen. Sei es nun, daß Stephan in der That sich des Neffen annahm, oder daß die Angelegenheit ihm nur zum Vorwande diente, seine Herrschaft auf Kosten des benachbarten Polens zu erweitern, — noch vor dem Jahre 1029 hatten die Ungarn die sogenannte Slowakei und einen Theil von Mähren erobert. So ging denn schon e i n e Partie des großen schönen Reiches verloren.

Bald sollte auch der entgegengesetzte Theil im Norden verloren gehen. König Konrad war mittelbar die Ursache. Er sah wohl ein, daß er gegen Polen eines mächtigen Bundesgenossen bedurfte. Ein solcher fand sich ihm in dem derzeitigen Könige von Dänemark und England, Knud dem Großen. Unter Vermittelung des Hamburger Erzbischofs traten beide in genaue

*) L. Giesebracht a. a. O. S. 63 nennt Bezprim den jüngern, ich weiß nicht, auf welche Auctorität hin, da Röpell über dieses Verhältniß schweigt. Allein aus Thietmar (S. 99) erhellt ja ganz klar, daß Mesco der jüngere Sohn, und Stiefbruder noch dazu des Bezprim gewesen ist.

Verbindung. Der deutsche König überließ dem dänischen die Stadt Schleswig nebst der Mark jenseit der Eider, die von da ab dänisches Gebiet wurde. Von dem, was König Knud dagegen gethan, findet sich keine ganz bestimmte Nachricht; es läßt sich aber aus Folgendem abnehmen. Es wird im Allgemeinen von ihm gemeldet: Slavien und Samland seien durch ihn unterworfen. Eine andere, bestimmtere Nachricht gibt an, er habe die Ruanen, Pommern, Slaven, Ermländer und Samländer, lauter heidnische Völker, sich zinspflichtig gemacht. Bei der Gelegenheit ging auch wohl das zusammeneroberte Reich des Fürsten Wulf (vgl. oben S. 190 f.) zu Grunde, dessen Sohn nun in das Balsamer Land flüchtete, das ihm als Erbtheil zugefallen.

Alle diese Angaben ermangeln zwar einer sichern Zeitbestimmung in den Quellen; indessen hat L. Giesebrecht (a. a. O. S. 65) mit Recht bemerkt: Pommern kann nicht vor dem Jahre 1025, dem Todesjahre Boleslav's, erobert worden sein: dieser hat zuverlässig bis an sein Ende den Besitz behauptet; es wird solches also gewiß in der Zeit geschehen sein, die hierzu am günstigsten in der Zeit, wo Boleslav gestorben war, und Mesco am andern Ende seines Reiches mit den Ungarn zu kämpfen hatte. Unbezweifelt ging mit dieser Eroberung auch das Bisthum Kolberg zu Grunde, weßhalb dasselbe eben gar nicht wieder erwähnt wird, sondern spurlos so bald wieder verschwand. Konrad hat politisch klug gehandelt und seinem Gegner in Polen und dessen Macht durch Hingabe einer ohnehin precären Besitzung großen Nachtheil zugefügt.

Diese Verhältnisse befreiten nehmlich Deutschland und den deutschen König für den Augenblick von aller Besorgniß vor dem Fürsten der Polen. Ja! wenn Konrad damals eine Heerfahrt gegen denselben unternommen hätte, wer weiß, ob er nicht die Schmach seiner nächsten Vorgänger ausgetilgt und die Grenzen des Reiches, dem er vorstand, wieder auf ihren frühern Umfang zurückgebracht hätte. Er hatte aber seinen Sinn nach Süden gerichtet: Burgund nahm selbigen in Anspruch; Italien lockte und die Kaiserkrone. Dahin ging also Konrad vorerst und ward Kaiser 1027 am 26. März und kehrte als solcher im Juni nach Deutschland zurück.

In demselben oder zu Anfange des folgenden 1028sten Jahres fielen die Burg- und Städte-Commandanten, welche Boleslav an den Grenzen des Reiches, vornehmlich an der Elbe auf dem rechten Ufer des Stromes, eingesetzt hatte, von Mesco ab wegen der Feigheit des Königs und wegen ihrer Verwandtschaft mit den Deutschen, indem sie sich gegenseitig durch Ehen verbunden hatten. Sie wollten weder zu den Herrentagen des Königs kommen, noch den eingenommenen Zins an die königliche Kasse zahlen, und spielten die eigenmächtigen Herren*). Diese wollte Mesco bestrafen. Er drang in das Land der Luitizier, in die östlichen Gegenden Sachsens, in die Ostmark ein: Brand und Plünderung ward geübt und eine zahllose Schaar Männer, Weiber und Kinder elend umgebracht. Als daher Kaiser Konrad in der Mitte des Jahres 1028 einige Monate in Sachsen zubrachte, erschien eine Gesandtschaft der Luitizier, bat um Beistand gegen den despotischen König der Polen und gelobte dagegen von Seiten ihrer Nation Unterwürfigkeit und treuen Dienst. Das Gesuch fand Gehör, und der Kaiser beschloß eine Heerfahrt gegen die Polen. Er berief seine Schaaren auf das künftige Jahr. Sie sammelten sich im Sommer (?)**) 1029 abermals bei Leizkau. Mit ihnen zog Konrad wieder nach Südost. Allein wie schon früher so oft, so legte auch dießmal die natürliche Beschaffenheit der zu durchziehenden Gegenden, vielleicht nicht minder Verrath von Seiten des Feindes, vielfache Hindernisse in den Weg. Der Marsch ging durch ungebahnte Wälder, Sümpfe, Wüsteneien, und endlich kam man nicht dahin, wohin der Kaiser gewollt, sondern in die Gegend der Feste Bauzen. Konrad beschloß, auf den Rath von Einigen seiner Vertrauten, sie zu belagern. Es fiel im Kampfe von beiden Seiten gar viel Volks; die Polen wehrten sich tapfer; der Kaiser fing an, an dem Siege zu verzweifeln, und — kehrte um, das Weitere auf das nächste Jahr verschiebend: sein Muth und Glück hatten sich nicht sonderlich bewährt.

*) Vgl. Dlugoß II. zum J. 1030; vgl. Kadlubek S. 13 und oben S. 224.
**) Vgl. Stenzel's Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Königen II. Th S. 192.

Mit desto günstigerm Erfolge waren die Unternehmungen der Böhmen gekrönt, die, wahrscheinlich in derselben Zeit und dann sicherlich in Uebereinkunft mit dem Kaiser, von einer andern Seite gegen den Polenkönig gethan wurden. Bretislav, der junge muthige und kühne Sohn Herzog Othalrich's, fiel mit Heeresmacht in Mähren ein und vertrieb einerseits die Polen aus dem ihnen bis jetzt noch gebliebenen Theile, andrerseits die Ungarn aus dem vor Kurzem erst (verg. S. 236) eroberten Gebiete. Ganz Mähren kam damals wieder an Böhmen. In einem Sturme nahm der junge Held das ganze Land und trieb die feindlichen Schaaren vor sich her, erst die Polen, dann die Ungarn, und zwang beide zum Friedensschlusse und zur Feststellung der neuen Grenzen. Ihm selbst ward der Titel eines Herzog von Meißen zu Theil und die Befriedigung, die ganze dem ungarischen Heere abgenommene Beute zur Wiederherstellung und Wiederdotirung jener Kirchen zu weihen, die einst 120 Jahre vorher von den Ungarn geplündert und verwüstet worden waren (vergl. oben S. 82). Zugleich befestigte er die schon vorhandenen Städte und Burgen, führte selbst auch neue auf, wie z. B. Troppau an der Oppa, das er mit starken Mauern schützte, und setzte eigne Grafen zur Bewachung wie der ungarischen so auch der polnischen Grenzen ein.

In der Zeit starb der Markgraf Thietmar von der Ostmark und der Lausitz. Auf die Nachricht hiervon nahm König Mesco heimlich eine Schaar schlechter Gesellen, unter ihnen auch den Siegfried, einen Deutschen, einen Sohn des 997 verstorbenen Markgrafen Hodo, der bei seines Vaters Lebzeiten Mönch im Kloster Nienburg an der Saale gewesen, nachmals, als jener gestorben, von da entlaufen und wahrscheinlich ein Abenteurer war, der jetzt glaubte bei der Unbestimmtheit der Verhältnisse gewinnen zu können. Mit diesem und Andern seines Gelichters fiel der Polenkönig im Januar des Jahres 1030 in das Land zwischen Elbe und Saale ein, verwüstete und verbrannte mehr denn hundert Dörfer, schonte auch die Altäre nicht und nahm 9000 Christen gefangen, darunter den Brandenburger Bischof Livizo, den er noch obendrein wie einen gemeinen Sklaven behandelte.

Nirgens fand er Widerstand, bis endlich ein Graf Dietrich mit einer Schaar zusammengeraffter Kriegsleute über die Verheerer des Landes herfiel, mehrere von ihnen tödtete und die übrigen verjagte. Den Kaiser hinderte damals die leider zum dritten Male erneuerte Empörung seines Sohnes selbst Rache zu nehmen. Doch verlegte er wenigstens den Sitz des Bisthums von Zeitz nach Naumburg, um dasselbe gegen die feindlichen Ueberfälle mehr zu schützen. So weit war es also schon gekommen. Inzwischen wäre es doch ein günstiger Zeitpunkt gewesen, den Polenfürsten anzugreifen. Denn bereits drang auf der östlichen Seite seines Reiches Jaroslav, Fürst von Kiew, vor, auf das nachbarliche Reich los und eroberte Belz diesseit des Bugflusses, um im Jahre darauf, gemeinsam mit seinem Bruder Mistislav, den Polen auch die von Boleslav früher (vergl. oben S. 225) eroberten tscherwenischen Städte wieder abzunehmen, wahrscheinlich aufgereizt durch den Bruder Mesco's, Bezprim.

Dieser hielt sich nehmlich damals in Rußland auf. Von dort begann er in gleichem Jahre auch mit dem deutschen Kaiser Verbindungen anzuknüpfen und ihn um Hilfe zur Rückkehr in seine Heimath anzusprechen. Man kam überein, der Prinz solle seinerseits Mannschaften sammeln und den Mesco auf der östlichen Seite angreifen, während das deutsche Heer von der westlichen anrückte. Um des Krieges mit Ungarn (1030) und um anderer Reichsgeschäfte willen vermag Konrad nicht eher als im Herbste 1031 die Heerfahrt herzurichten. Die sächsische Kriegsmacht war zwar nur schwach; dennoch aber sah sich der Polenkönig, von zwei Seiten angegriffen, nach langem Widerstande genöthigt, einen nachtheiligen Frieden einzugehen, dem zufolge er nicht nur alle Beute zurückerstattete, welche er die Jahre vorher aus Sachsen gemacht, sondern auch die Landschaft Lusizi (Oberlausitz) nebst den Städten wieder herauszugeben und den Frieden mit einem Eide zu bekräftigen. Jetzt, wenn nicht schon früher, erhielt auch Bischof Livizo seine Freiheit wieder. „Die Macht der Polen, von so rascher Erhebung unter Boleslav Chrobri, war fast nach allen Seiten im Sinken.“ Es sollte noch ärger kommen. Mesco vermochte nicht sich gegen seinen Bruder

zu behaupten, der wahrscheinlich unbekümmert um jenes Abkommen mit dem Kaiser, die errungenen Vortheile noch weiter verfolgen mochte. Kaum war ein Monat nach dem Frieden verflossen, so sah sich Mesco gezwungen, aus seinem Lande zu entfliehen, verrathen und verlassen, selbst von seiner eigenen Gemahlin: er entwich zu seinem bisherigen Feinde Ulrich, dem Herzoge von Böhmen; der war doch sein Stammgenosse. Was hätte unter diesen Verhältnissen Konrad für sich und für sein deutsches Reich und Volk thun können, wäre er nicht blos politisch rechtlich, sondern auch politisch klug gewesen! Wie hätte er alles früherhin Eroberte und dann wieder Verlorne wieder gewinnen können! Lag ihm und seinen Großen nichts an dem bis daher noch immer precären Besitz der öden Gegenden zwischen Elbe und Oder? Aber an die Zukunft konnte er doch denken und die Grenzen des Reiches wenigstens mehr sichern gegen die Unbilden des unruhigen Nachbarvolkes? Vor der Hand sorgte er wenigstens dafür, daß die Ostmark nach dem Tode Thietmar's (v. oben S. 239) wieder besetzt wurde. Er übertrug sie dem Grafen Dietrich — wahrscheinlich demselben, der im Jahre 1029 den Verheerungen der Polen Einhalt gethan hatte — aus dem Hause Buzizi, da unterdessen auch Thietmar's Sohn Odo gestorben war, ohne Erben zu hinterlassen (1030). Dietrich bekam zuverlässig jetzt neben der eigentlichen und ursprünglichen Ostmark gleichfalls das wiedergenommene Land, also die Ober- und Unter-Lausitz. Der Rückgabe des milzienischen Landes wird zwar nicht ausdrücklich gedacht; es ist aber wohl anzunehmen, daß dasselbe nebst der Hauptfeste Bauzen in den abgetretenen Landen mit inbegriffen war.

Inzwischen dieser Begebenheiten, zur Zeit des hamburger Erzbischofes Libentius II. (also zwischen 1029 und 1032), begannen sich im Norden die Obotriten wieder zu regen und — einen höchst gefährlichen Aufstand zu versuchen. Der Fürst derselben, Uto, hatte seinen Sohn, um ihn im Christenthume erziehen zu lassen, der Schule des Klosters St. Michael bei Lüneburg übergeben. Vorstand dieses Klosters war damals ein gewisser Godschalk, und so ward auch der obotritische Prinz geheißen. Während dessen, daß derselbe dort verweilt,

wird sein Vater meuchlings von einem sächsischen Ueberläufer erschlagen. Auf die Nachricht hiervon entflieht der junge Prinz aus dem Kloster, setzt über die Elbe zu seinen heidnisch gesinnten Landsleuten, sagt das Christenthum ab und sammelt eine Schaar Räuber um sich. Mit diesen durchstreift er ganz Nordalbingen mordend und verwüstend. Viele tausend Sachsen fanden den Tod. In Kurzem aber ward er des Räuberhandwerkes satt, und als er einst durch Feld und Haide des nordalbingischen Sachsens schweifte und auf einen Sachsen traf, und dieser ihm, ohne daß er ihn kannte, die Strafe Gottes für seine Greuelthaten vorhielt, da erwiederte er: „Ich bin es selbst, von dem du redest. Aber es thut mir leid, daß ich so groß Unrecht wider den Herrn und seine Christen begangen: mich verlangt nach Versöhnung. Wenn du also wieder zu deinen Landsleuten kommst, so sage ihnen, sie sollten heimlich vertraute Männer senden, mit mir über Bündniß und Frieden zu unterhandeln. Geschieht solches, so will ich ihnen die ganze Räuberschaar, zu der ich mich mehr aus Noth denn freiwillig halte, in die Hände spielen." Zugleich bestimmte er dem Sachsen Zeit und Ort, wann und wo er zu treffen. Der Auftrag ward angebracht; die sächsischen Fürsten achteten indessen nicht darauf: sie vermutheten dahinter eine Kriegslist. Wenige Tage darauf gerieth Godschalk in die Gefangenschaft der Deutschen: er wurde als Oberhaupt einer Räuberhorde in Fesseln gelegt. Herzog Bernhard indessen war der Meinung, derselbe könne später ihm noch nützlich werden. Darum verständigte er sich mit ihm, ließ ihn frei und entsandte ihn in Ehren und beschenkt. Der junge Prinz begab sich darauf zu dem Dänen-Könige Knut: demselben diente er mehrere Jahre auf verschiedenen Kriegszügen in England und im Norden mit Ruhm. Mittler Weile herrschte über die Obotriten Ratibor, der, neben Anatrog und Gneus, fortan genau den Frieden mit Deutschland bewahrte, obgleich dem Sachsenherzog zu hartem Zins verpflichtet. Das Christenthum machte in der Zeit wenig oder gar keine Fortschritte, obwohl Ratibor sich zu den Christen hielt, ein Bischof im Lande waltete und der Erzbischof sich selbst eifrigst mühte um die Bekehrung der Heiden.

Die polnischen Angelegenheiten sollten bald noch verwickelter und für Deutschland nur um so günstiger sich gestalten. Herzog Othalrich oder Ulrich in Böhmen war beim Kaiser, man weiß nicht weßhalb, in Ungnade gefallen. Um sich wieder in Gunst zu setzen, erbot er sich, den Mesco auszuliefern. Konrad verwarf den Antrag. Andrerseits aber wurde von ihm Bezprim als Herzog von Polen anerkannt, als er die Krone nebst den übrigen königlichen Insignien seiner Vorgänger übersandte und dadurch seine Unterwürfigkeit und sein fortaniges Vasallenverhältniß zum deutschen Reiche bekundete. So war denn all die Größe und Herrlichkeit wieder dahin, die vormals ein Boleslav Chrobri geschaffen und seinem Nachfolger hinterlassen hatte. Polen war wieder zurückgekehrt zu der ehemaligen Reichsabhängigkeit (1031).

Damit war aber die Ruhe des unglücklichen Reiches nicht andauernd befestigt. Schon im nächstfolgenden Jahre wurde Bezprim von einem seiner Diener gemeuchelmordet. Da eilt nun Mesco nach Polen zurück und nimmt den Thron ein. Doch er fühlt sich nicht stark genug, die frühere Selbstständigkeit gegen das deutsche Reich einzunehmen, und schon rückt der Kaiser mit einem Heere heran. Da sendet jener eilig Boten an Konrad mit der Bitte, derselbe möge nur eine Zeit bestimmen, in welcher er vor ihm zu erscheinen und Genugthuung zu leisten hätte. Unter Vermittlung der Kaiserin und der deutschen Großen gab Konrad nach. Mesco erschien den 7. Juli persönlich in Merseburg auf dem Hoftage, ward unerwartet gnädig aufgenommen und stellte sich und sein Geschick völlig in die Gewalt und den Willen des Kaisers. Doch erhielt er nicht ganz Polen zurück, wie es unter seinem Vater gewesen; vielmehr theilte der Kaiser das Ganze in zwei, oder nach einer andern Nachricht gar in drei Theile: davon erhielt Mesco den einen, den zweiten dessen Vetter Dietrich, d. h. höchst wahrscheinlich der Markgraf, der die Ostmark und die Lausitz bereits inne hatte. Der Empfänger des letzten Drittheils ist in den Quellen nirgends namhaft gemacht. „Allem Ansehen nach war es Eckihard, der einige Jahre vorher, zwischen 1029 und 1032, seinem Bruder Hermann in den Markgrafschaften Thüringen und Meißen gefolgt war: zu seinem An-

theil muß das Land der Milziener gehört haben, sei es nun erst oder schon im Frieden des vorigen Jahres von Polen abgelöst. Gewiß war es früher ein Theil der meißner Mark, eben so vierzig Jahre nach seiner Wiedererwerbung (1071) für das deutsche Reich. Es ist kein anderer gelegener Zeitpunkt nachzuweisen, da das alte Recht könnte hergestellt sein" *).

Am Schlusse des Jahres 1032 oder zu Anfang des 1033sten entspannen sich wieder ein Mal hitzige Zwistigkeiten zwischen den Sachsen und den ihnen gegenüber wohnenden Luitiziern an der Mittelelbe. Es geschahen Mordthaten, Brandstiftungen, Raubzüge von beiden Seiten, und endlich wurde von den Heiden ein Graf Luidiger mit 42 Kriegern bei der Burg Werben getödtet (1033). So sah sich denn der Kaiser im Sommer des nächstfolgenden Jahres genöthigt (1034), persönlich in die Altmark zu kommen, um den Häkeleien ein Ende zu machen. Er suchte zu ergründen, welche Partei die schuldige wäre. Keine wollte es sein. Da schlugen die Luitizier einen Zweikampf vor zur Entscheidung der Sache. Die Sachsen gingen darauf ein; jede Nation wählte ihren Kämpfer, und — der sächsische blieb. Da geriethen die Slaven in solche Wuth, daß, wäre nicht Konrad persönlich zugegen gewesen, sie augenblicklich auf die Sachsen losgestürzt wären. Um ihren fernern Einfällen zu wehren, festigte er die Burg Werben, bemannte sie und verpflichtete die sächsischen Fürsten durch Eid und seinen kaiserlichen Befehl, einmüthig den Heiden Widerstand zu leisten. Darauf ging er nach Franken ab. Befehlshaber der Besatzung in Werben war ein gewisser Dedo, vermuthlich der Sohn des vom Kaiser sehr begünstigten Markgrafen der Ostmark, Dietrich. Dieser, der Markgraf, wurde den 19. November 1034 von Dienstleuten Ekkihard's, seit 1031 Markgrafen der meißner Mark, in seinem Hause überfallen und gemordet, und sein Sohn Dedo ward der Nachfolger desselben. Das mag der Grund gewesen sein, warum er sich von der Burg Werben eine Zeit lang entfernt hielt. Diesen Umstand benutzten die Luitizier, nahmen um die Fastenzeit des Jahres 1035 die Feste ein, führten die

*) L. Giesebrecht's Wendische Gesch. II. B. S. 72 f.

Besatzung gefangen fort und tödteten viele Personen derselben. Solches vertrug Konrad nicht. Von Bamberg aus, wo er Pfingsten feierte, läßt er das erste Aufgebot ergehen zur Heerfahrt gegen die Luitizier und rückt dann mit einer starken Armee an die Elbe. Die Feinde wehren ihm den Uebergang. Da sendet er unvermerkt einen Theil seiner Krieger an einer andern Stelle durch eine Fuhrt hinüber. Die Feinden werden geschlagen, der Kaiser dringt ungehindert nach, verheert das Land, sengt und brennt, und den Feinden bleibt nur eine Zuflucht in unzugängliche Oerter übrig. Auch da greift er sie an. Oft stand er mit seinen Soldaten bis an die Schenkel im Moraste, stritt selbst und ermunterte zum Kampf. War nun der Sieg errungen, so ging es ans Niedermetzeln der Ueberwundenen. Zu der gewöhnlichen soldatischen Wuth gesellte sich auch noch Bigotterie und Fanatismus. Die Luitizier sollten einstmals in ihrem Hasse gegen die Deutschen und das Christenthum ein hölzernes Crucifix angespieen, ihm Backenstreiche gegeben, zuletzt die Augen ausgerissen und Hände und Füße abgehauen haben. Da ließ — traurig genug! — Konrad zur Rache hierfür eine große Schaar luitizischer Gefangenen vor einem Christusbilde in gleicher Art verstümmeln und durch verschiedene martervolle Todesarten hinmorden. Und es ermangelte nicht ein gelehrter Lobhudler jener Zeit, diese scheußliche That in einem Gedichte zum Ruhme des Feldzuges besonders hervorzuheben.

Damit war aber der unbändige Sinn der Luitizier noch nicht völlig gebrochen. Erst als Konrad im darauf folgenden Jahre (im Sommer) noch ein Mal mit einem Heere gegen sie heranzog, stellten sie zum Zeichen ihrer nunmehrigen und fortanigen Unterwürfigkeit Geiseln, zahlten eine große Summe Geldes und mußten sich dazu verstehen, von nun an einen erhöhten jährlichen Tribut zu entrichten.

Während der Kaiser in diesem luitizischen Feldzuge zu Werben weilte — eben wohl im Jahre 1033 — stellte sich vor ihm der böhmische Fürst Othalrich, der noch immer in kaiserlicher Ungnade stand, mehrere Male von Konrad schon vorgeladen worden war, nie aber dem Befehle gehorsamet hatte. Der Kaiser läßt ihn gefangen nehmen und in die

Haft, wie es scheint, nach Regensburg abführen. Unterdessen verwalten der Bruder Jaromir und der Sohn Bretislav das Land bis Ostern 1034 (den 14. April), wo Othalrich auf Fürbitte der Kaiserin die Freiheit wieder erhielt, zwar unter der Bedingung, mit dem Bruder die Regierung zu theilen und demselben die Hälfte des Landes zu überlassen. Der Böhmenherzog ging darauf ein. Doch kaum war er heimgekehrt, so brach er auch schon wieder alle Zusagen: er bemächtigt sich der alleinigen Regierung, vertreibt den Sohn aus Mähren, blendet den Bruder und versetzt sich und sein Land in offene Feindseligkeit zum Kaiser. Bretislav flüchtet zu dem nachbarlichen Herzog von Baiern, Heinrich, dem Sohne Konrad's, damals noch einem jungen Prinzen (in puerilibus annis), und dieser, dem ohne Zweifel die Sicherung der dortigen Grenzen am Slavenlande oblag, rückte mit einem Heere nach Böhmen und stellte das frühere Vernehmen zwischen Vater und Sohn wieder her. Jaromir aber, der des Augenlichtes beraubt, blieb fortan still auf seiner Burg zu Lysa. In diesem Verhältnisse verblieben die böhmischen Zustände bis zum Jahre 1037, wo Othalrich des Todes verblich (den 9. November). Da eilte Jaromir nach Prag und erklärte, unter dem Beifalle des Volkes, seinen Neffen Bretislav zum Herrn des Landes. Und Bretislav hat sich dieser Auszeichnung und dieses Vertrauens würdig gemacht. Er verdient den Namen eines Wiederherstellers Böhmens, mit welchem ihn der neueste Geschichtschreiber Böhmens, Palacky, geehrt hat. „Er erweiterte durch die Wiedererwerbung Mährens das böhmische Staatsgebiet zu demjenigen Umfange, der seitdem nicht mehr geschmälert worden ist und folglich auch die Sanction aller Jahrhunderte für sich hat; er stellte die nie ganz aufgegebenen Ansprüche Böhmens auf Schlesien wieder her; er ordnete die Nachfolgeordnung im Reiche und schaffte damit das verderbliche Paragium ab; er errang, dem deutschen Reiche gegenüber, wieder dieselbe Stufe der Selbstständigkeit, die sein Großvater behauptet hatte, und nahm endlich auch auf die innere Gesetzgebung einen wohlthätigen Einfluß" *).

*) S. Palacky a. a. O. S. 277.

Ganz entgegengesetzt gestalteten sich die Dinge in Polen. Hier ward die Zerrüttung immer toller, immer wüster. Mesco hielt sich nicht an die vom Kaiser ihm vorgeschriebene Theilung des Reiches: er bemächtigte sich mit Gewalt des Ganzen (1032). Andrerseits bewies er sich als Beförderer der christlich-römisch-katholischen Kirche; denn für Cujavien stiftete er ein neues Bisthum, dessen Mittelpunkt Crusvice oder Kruschwitz am Goplersee war, dessen erster Bischof Venantius im Jahre 1033 sein Amt angetreten haben soll. Einen Aufstand der Pommern, die sich bei dem Zerfallen des Reiches von der Obergewalt welche die Polen seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts über sie errungen hatten, los zu machen suchten, unterdrückt er mit Gewalt und mit Hilfe von drei tapfern ungarischen Fürstensöhnen, welche zu ihm geflohen waren und dem Feldzuge gegen die Pommern sich anschlossen. Die Pommern mußten fortan den bisherigen Tribut zahlen. Mesco überließ denselben, als er den ältesten jener ungarischen Prinzen, Bela, mit der Hand seiner Tochter belohnte, dem Eidam zu standesmäßiger Unterhaltung*). Das war die letzte Waffenthat des Mesco: er starb den 15. März 1034 mit Hinterlassung des eben nicht rühmlichen Andenkens, durch seine kraftlose Persönlichkeit so wie durch seine Liebe zum Genuß das Königreich Polen von derjenigen Höhe seiner Macht und seiner Herrlichkeit herabgeholfen zu haben, zu welcher Boleslav es kurz vorher erhoben hatte. Er hinterließ einen unmündigen Sohn Kasimir, für den die Witwe Richenza oder Richeza die vormundschaftliche Regierung übernahm. Ein wahres Unglück für Polen. Diese Richenza war eine Deutsche von Geburt, die Schwester des Kaisers Otto III. Als solche und als Frau mochte sie nicht im Stande sein, die Zügel der Regierung über das fremde Volk, ohne Anstoß zu geben, gehörig zu leiten: sie schloß sich an ihre deutschen Landsleute an, welche entweder in ihrem Gefolge, oder, Dienste suchend, an ihren Hof gekommen waren. Diese zog sie unkluger Weise an sich heran, um die Herrschaft sich und ihrem Sohne zu sichern, stellte die vornehmsten Polen

*) Vergl. Röpell a. a. O. S. 170 f. L. Giesebrecht in seinen Wendischen Geschichten hat dieses Factum übersehen.

zurück und beleidigte dadurch diese und die ganze Nation. Es währte nicht lange, so mußten, nach deutschen Berichten, beide zugleich (1035), jedoch wie polnische Schriftsteller melden, erst die Mutter, dann später (noch vor 1038) auch der Sohn das Land verlassen, vertrieben von den aufsässigen Großen. Da brach denn auch die ganze von Boleslav Chrobri gegründete Ordnung der innern Verhältnisse zusammen: alle Fugen und alle Banden gingen auseinander. „In schrankenloser Willkür erhoben sich die mächtigern Geschlechter, verjagten die schwächern von ihrem Besitze oder machten sie sich zinsbar, geriethen dann unter einander in zahreiche Fehden, und geboten, so weit ihre Macht reichte. Dagegen standen wieder die Kmeten, die Leibeigenen auf: von der Erinnerung an die Freiheit belebt, durch den gegenwärtigen Druck gereizt oder zur Verzweiflung getrieben, rotteten sie sich in helle Haufen zusammen, erschlugen oder knechteten die Herren und nahmen deren Weiber und Güter für sich selbst in Besitz. Zugleich erfolgte ein fast allgemeiner Abfall vom christlichen Glauben. Die alten Götter mochten in der Stille noch von Vielen verehrt werden, das Christenthum nur durch Boleslav's kräftige Herrschaft durchgeführt und aufrecht erhalten sein. Jetzt, als diese Gewalt verschwunden war, kein Fürst sich der Kirche annahm, traten die Anhänger des Heidenthums frei hervor und fanden bei der Nation einen, wie es scheint, weitverbreiteten Anklang. Die Last des Zehnten und anderer kirchlichen Abgaben, die Strenge, mit welcher Fürst und Geistlichkeit die Haltung der den Sitten des Volkes fremden christlichen Gebote zu erzwingen gesucht hatten, reizte zur Abwerfung auch dieses Drucks, während die Güter und Reichthümer, welche die Geistlichkeit bereits besaß, als eine lockende Beute erschienen, und überhaupt Gewaltthat von Jedem geübt ward, der die Macht dazu hatte. Die Kirche konnte sich bei dem allgemeinen Umsturz der ganzen gesellschaftlichen Ordnung gegen diesen Angriff allein nicht halten: Bischöfe und Geistliche wurden vertrieben, erschlagen oder gesteinigt, Klöster und Gotteshäuser verbrannt, die Kirchenschätze geplündert. Man sieht, alle bisher unterdrückte Elemente des frühern Volkslebens suchten von neuem zur Herrschaft zu

kommen: die alte Volksfreiheit im Gegensatz zur fürstlichen Gewalt, die Kmeten gegen die Szlachten [Magnaten], das Heidenthum gegen das Christenthum" *). Es war ein Kriegszustand Aller gegen Alle, eine totale innere Zerrüttung jeglicher Verhältnisse.

Da kann man sich denn nicht wundern, wenn die feindselig gesinnten und politisch klugen Nachbarn diesen trostlosen Zustand benutzten. Der russische Großfürst von Kiew, Jaroslav, drang bis nach Massovien vor; die Tributzahlung der Pommern hörte auf; viele benachbarte wendische Fürsten und Völker bemächtigten sich der festen Plätze und Städte, die an ihren Grenzen lagen, und zerstörten sie, so daß die polnische Herrschaft unter diesem Volke gänzlich vernichtet war. Kein auswärtiger Fürst benutzte aber solches Verhältniß besser als der rasche, thätige Bretislav von Böhmen. Schon 1038 ließ er ein allgemeines Aufgebot durch ganz Böhmen und Mähren ergehen, unter harten Drohungen für jeden, der zurückbleiben würde. Mit dem Heere zog er nach Krakau hin, welches schon Boleslav Chrobri zu seinem Hauptsitze erkoren hatte. Wie ein Sturmwind, heißt es in den geschichtlichen Quellen für diese Zeit, brauste er einher, unwiderstehlich, allzerstörend. Es beugten sich vor ihm die festen Burgen und Städte. Krakau ward erobert, die reichen, von Boleslav dort aufgehäuften Schätze erbeutet, die Stadt durch Feuer und Flammen zerstört. Das herrenlose Volk, von innern Zwistigkeiten zerrissen und erschöpft, konnte keinen Widerstand leisten.

Das geschah im Jahre 1038; im Jahre darauf rückte er gegen Breslau, eroberte und verheerte es. Dann kam er vor die feste Burg Gdecz, derern Bewohner ihm mit einer goldenen Ruthe zum Zeichen ihrer Ergebung entgegen zogen und um friedliche Uebersiedlung nach Böhmen baten, die er ihnen auch gewährte. Nun ging es auf Gnesen los, und obwohl die Stadt durch Natur und Kunst befestigt war, wurde sie doch ohne Schwierigkeit eingenommen. Die reichen Schätze der dortigen Kirchen an Gold und Edelsteinen wurden

*) Röpell a. a. O. S. 175 f.

erbeutet und diese und der Leichnam des heiligen Adalbert im Triumphzuge nach Prag geführt (am 24. August).

Wer nichts that, um diese günstigen Verhältnisse zu benutzen, waren die saumseligen Deutschen, war der politisch etwas beschränkte Konrad. Oder hielt er im vorliegenden Falle das eben für die rechte Politik, die Feinde des Reiches sich selbst durch Kriege schwächen zu lassen? Freilich war er auch anderweitig durch die Angelegenheiten im Osten und Süden beschäftigt. Indessen hätte er seinen Markgrafen gemessene Befehle ertheilen können. Aber er ließ die Dinge hier gewähren, wie sie kamen, und griff nicht ein in ihr Rad. Vielleicht war es das Gefühl von Kränklichkeit, die ihn zuletzt beschlich, und die seinen baldigen Tod (den 4. Juni 1039) im 16. Jahre seiner Regierung herbeiführte. Auf jeden Fall hat er den nordischen Angelegenheiten, so scheint es wenigstens, nicht die Aufmerksamkeit zugewendet, die sie verdienten, wenn wir auch mit Stenzel nicht in Abrede stellen wollen, daß er sonst ein ganz tüchtiger Kaiser gewesen ist, im Innern des Reiches auf Ruhe und strenge Gerechtigkeit gehalten hat. Wenn dennoch in den Verhältnissen des deutschen Volkes zu den Slaven im Osten Unglaubliches geschehen, wenn das zu Anfange der Regierung Konrad's mächtig drohende Polenthum zusammengefallen, die Oberherrlichkeit Deutschlands wieder bis zur Weichsel hin anerkannt, die ehemaligen Grenzen der Markgrafschaften dorthin wieder hergestellt waren: so verdankten das deutsche Reich und Konrad dies doch zumeist nur dem Glücksfalle, den unseligen Conjuncturen im feindlichen Gebiete.

## VII. Heinrich III. Von 1039—1056.

An Konrad's Stelle trat sein schon früh bei des Vaters Lebzeiten zum deutschen Könige und seinem Nachfolger erwählte Heinrich III. in einem Alter von 22 Jahren. Er war von Natur ausgestattet mit guten, großen Eigenschaften: er war einsichtsvoll, scharf denkend, rasch im Handeln; und dabei war er durch Erziehung wohl gebildet. Zu den Re-

*) A. a. O. I. B. S. 72 ff.

gierungsgeschäften im Frieden und im Kriege war ihm schon in jungen Jahren von seinem Vater praktische Anleitung gewährt worden. Und er war es, der sofort die slavischen Verhältnisse ins Auge faßte und mit Ernst dahin strebte, seine und des Reiches Oberhoheit daselbst geltend zu machen. Mesco's Witwe Richenza wandte sich mit ihren Klagen über ihr und ihres Sohnes Schicksal an den König; ihre Brüder gehörten in Deutschland mit zu den Trägern der höchsten Würden: der eine war Erzbischof in Köln, der andere Pfalzgraf in Schwaben und später Herzog daselbst; beide standen beim Könige in hoher Gunst. Auch sie werden für die Sache gesprochen haben. Kasimir war bereits in Deutschland eingetroffen. Zudem fühlte sich Heinrich III. gewiß durch des Böhmenherzogs, seines Dienstmannes, Kriegszüge, ohne seine Zustimmung, beleidigt. Auch mochte es nicht an Beschwerden über selbigen, sowohl von Seiten der Polen als von Seiten der römisch-katholischen Kirche, mangeln, daß derselbe die Heiligthümer in Polen geplündert, die Leiche des heiligen Adalbert fortgeschleppt habe, jenes Heiligen, um dessentwillen einst Otto III. nach Gnesen gewallfahrtet war. Kaum hatte also Heinrich die königliche Gewalt in Händen, so ließ er sogleich — wahrscheinlich im Herbste desselben Jahres (1039) — einen Feldzug nach Böhmen ansagen und stellte sich selbst an die Spitze des Heeres. Auf so schnellen Wechsel der Verhältnisse war Bretislav nicht gefaßt und gerüstet genug: er mußte daher den Frieden um jeden Preis zu erhalten suchen. Daher sandte er dem anrückenden Könige seinen Erstgebornen, den neunjährigen Spitihnew, entgegen als Bürgschaft, daß er selbst kommen und sich jeglichen Bedingungen unterwerfen wolle. Und der König ließ sich beschwichtigen und kehrte um, nach andern Theilen seines Reiches durch andere Angelegenheiten hingerufen und den, freilich falschen, Versicherungen des Böhmenherzogs zu viel trauend. Er mochte noch keine Erfahrung der Art gemacht haben. Oder: bei den weitern speciellen Verhandlungen über den Frieden dünkten den Bretislav die vorgeschriebenen Bedingungen zu hart. Er zeigte sich nehmlich zwar bereitwillig, den bisherigen Tribut von 120 Stieren und 500 Mark Silbers jährlich an den König

fort zu zahlen und sich nie gegen das Reich feindselig zu beweisen; allein als man von ihm auch im folgenden Jahre die eroberten polnischen Länder und die aus Polen geraubten Schätze zurückforderte, da weigerte er sich dessen als außerhalb der obschwebenden Rechtsfrage liegend, rüstete sich mit aller Macht, verbündete sich mit dem damaligen Könige von Ungarn, Peter, der seinerseits auch schon Feindseligkeiten gegen Heinrich III. eröffnet hatte.

Der deutsche König sah sich also gezwungen, eine zweite Heerfahrt herzurichten. Am 15. August des Jahres 1040 standen zwei deutsche Heere an den Grenzen Böhmens bereit, in das Land einzubrechen, das eine, stärkere, unter des Königs eigener Anführung über den Böhmerwald, das andere unter den Befehlen des Mainzer Erzbischofs und des Markgrafen Eckihard von Meißen über das Erzgebirge. Die Sache ging aber schlecht: Heinrich erlitt eine vollständige Niederlage, und auch dem zweiten Heere setzte der tapfere Bretislav so großen Widerstand entgegen, daß man von Seiten der Deutschen es gerathen hielt, sich zurückzuziehen und das Land zu räumen.

Es war der erste Krieg, den Heinrich III. als König von Deutschland unternommen hatte. Der unglückliche Ausgang machte auf sein Herz einen um so heftigern Eindruck, je zahlreicher und schmerzlicher die Verluste waren, welche selbst die vornehmsten Familien im Vaterlande bei der Gelegenheit zu beklagen hatten. Dieses wehmüthige und demüthigende Gefühl konnte der hochherzige Fürst nicht ertragen: er entschloß sich, seine ganze Macht aufzubieten, um die erlittene Schmach zu tilgen und sein und des Reiches Ansehen wieder herzustellen. Um indessen doch wenigstens die Gefangenen so schnell wie möglich zu erlösen, gab er dem Böhmenherzog seinen Sohn wieder zurück. Dieser junge hoffnungsvolle Prinz scheint am deutschen Hofe nicht mit jener Rücksicht behandelt worden zu sein, die seinem Stande und seiner künftigen Stellung gebührte; denn sein Gefühl war mächtig gereizt, und ein unauslöschlicher Haß gegen die Deutschen wurde fortan die vorherrschende Leidenschaft seines Lebens *). Im Jahre darauf (1041) standen in derselben Jahreszeit wieder

*) Vergl. Palacky a. a. O. S. 281 f.

zwei deutsche Heere schlagfertig an den Grenzen Böhmens, zahlreicher und stärker denn im Jahre vorher. Die Hauptarmee unter Heinrich's Anführung drang ohne Verlust in das Innere des Landes ein, während im Norden sächsisches Gold dem dortigen Heere der Deutschen den Eingang eröffnete. Beide Armeen kamen ziemlich zu derselben Zeit vor Prag an, und so gerieth der Herzog von Böhmen und seine Hauptstadt in die größte Gefahr. Vielleicht hätte er es aufs Aeußerste kommen lassen bei seinem Muthe und seiner Tapferkeit. Allein seine Gemahlin, eine geborne Deutsche, deren Bruder sich im deutschen Heere befand, mochte dem Frieden geneigt sein und ihren Gemahl auch für denselben stimmen, besonders da sie ihm versprechen mochte, möglichst günstige Bedingungen ihm zu verschaffen. Und so vermittelte sie den Frieden. Nach mehrtägigen Unterhandlungen kam man zu dem Schluß, daß Bretislav auf Polen selbst Verzicht leistete, die Oberherrlichkeit des deutschen Königs von neuem anerkannte und sich zur fernern Entrichtung des hergebrachten Tributes verstand. Ueberdieß gelobte er, zum nächsten Fürstentage in Regensburg persönlich zu erscheinen und den rückständigen Tribut der letzten drei Jahre dort mit Einem Male zu erlegen. Breslau mit dessen Gebiete behielt er noch bis auf Weiteres. Und Heinrich war mit diesem Erfolge dermaaßen zufrieden, daß er keine weitern Forderungen auflegte. In Bezug auf die Plünderung der heiligen Stätten in Polen nahm sich die Kirche der Sache an: der römische Hof lud den Herzog und den Bischof von Prag vor sich unter der Drohung des Kirchenbannes, wofern sie nicht erschienen. Bretislav aber schickte dahin eine Gesandtschaft mit großen Geschenken ab und entschuldigte das Geschehene, so gut er konnte. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, mehrere Jahre hindurch, da man zugleich um die Erhebung des prager Bisthumes zu einem Erzbisthume angesucht hatte, bis endlich, unter Beseitigung dieses letztern Gesuches, dem Herzoge aufgegeben wurde, zur Sühne für jene Frevel ein Stift zu bauen und zu dotiren. Das geschah: es entstand die noch heut zu Tage bestehende Collegiat-Kirche zu Alt-Bunzlau. Damit war das Ganze beigelegt, und seitdem genoß Böhmen und Mähren noch

während der ganzen Regierung Bretislav's — er starb am 10. Januar 1055 — eines ungestörten Friedens. Der Herzog bewies dem deutschen Reiche gegenüber stets den schuldigen Gehorsam und Heinrich III. öfter, wenn derselbe sich in der Nähe Böhmens aufhielt, persönliche Huldigung, und wurde stets an dessen Hofe mit Ehren und Auszeichnung empfangen.

Inzwischen hatten sich auch die Verhältnisse in Polen zu Gunsten des deutschen Königs gestaltet. Er hatte den Kasimir mit einer Hilfsschaar von 600 Mann im Jahre 1039, während er selbst gegen die Böhmen auszog, nach Polen gesandt zum Versuch, die väterliche Herrschaft wieder zu erlangen, und derselbe fand bei seinem Erscheinen an der polnischen Grenze bei einem Theile der Nation, der der Anarchie müde sein mochte, Theilnahme und günstige Aufnahme. Mit Hilfe desselben gewann er allmählich das Reich, und selbst Masovien, und wahrscheinlich auch Pommern, kehrte unter polnische Botmäßigkeit zurück. Von Deutschland aus aber, mit Unterstützung Heinrich's III. war seine Restitution erfolgt; was Wunder also, wenn er es fortan mit diesem hielt und sich ihm stets als treuen Dienstmann bewies! Wir wissen nur von einer momentanen Störung dieses Verhältnisses im Jahre 1050, wo der König sich veranlaßt sah, eine Heerfahrt nach Polen zu rüsten, weil der Fürst einen Abfall bezweckte (rebellionem moliebatur) und den Böhmenherzog in dem Besitze Schlesiens bedrohte. Sie unterblieb indessen, theils weil Heinrich erkrankte, theils weil der Polenfürst selbst persönlich vor dem Könige erschien, sich rechtfertigte und den Frieden suchte. Zuverlässig war es dem letztern noch unmöglich, kräftig nach außen hin aufzutreten: so war er gezwungen, sich an Deutschland anzuschließen, als des deutschen Königs treuer Dienstmann zu verharren. Daher dauerte es bis 1054, daß Bretislav Breslau und andere Städte an Polen zurückgab, und zwar nur gegen das Versprechen, daß dafür alljährlich an Böhmen ein jährlicher Tribut an Gelde entrichtet werde. Kasimir bezweckte auch wohl, die innern Angelegenheiten seines Reiches, sowohl die weltlichen als die kirchlichen, die so sehr in Zerrüttung gekommen waren, wieder herzustellen. Indessen ob

und wie weit ihm das gelungen, darüber fehlt es uns an Zeugnissen: wir lesen bloß im Allgemeinen, daß er die Kirche begünstigt und namentlich die Klöster vermehrt habe. Dennoch scheint die Reorganisation der geistlichen Angelegenheiten sehr langsam erfolgt zu sein; denn noch im Jahre 1075 klagt Gregor VII. in einem Schreiben an Boleslav, den Sohn Kasimir's, über deren trostlosen Zustand in Polen. Indessen wußte sich doch Kasimir trotz der schwankenden innern Verhältnisse bis an seinen Tod zu behaupten: „er hat die fürstliche Gewalt und das Christenthum (d. h. die römisch-katholische Kirche) von neuem als Hauptmomente des polnischen Volkslebens befestigt"*), und Polen richtete sich, unter deutscher Oberhoheit, allmählich von seiner plötzlichen Erniedrigung wieder auf.

Der Zustand der slavischen Vorländer zwischen Oder, Elbe und Saale war unter Heinrich III. folgender: Meißen mit Thüringen vereint stand noch immer unter dem Markgrafen Eckihard II. bis 1046, wo derselbe kinderlos starb, und der Kaiser es, nebst den übrigen Besitzthümern des Verstorbenen, an Wilhelm, einen Sohn des Grafen Wilhelm von Weimar (von Orlamünde), verlieh; die Ostmark ward vom Markgrafen Dedo verwaltet: zu ihr gehörte das Lusitzer Land (die Ober- und Nieder-Lausitz, zum größten Theil wenigstens). Beide Marken scheinen in der ganzen Zeit beruhigt gewesen zu sein: wir finden in unsern historischen Nachrichten keine Spur von etwaiger Störung des Friedens. So wird denn hier auch das kirchliche, das gebildetere gesellige Leben, der bessere Culturzustand seinen, wenn auch stillen und langsamen Fortgang gehabt haben und die betreffenden Länder allmählich ihrer Germanisirung entgegen gereift sein.

Anders waren die Verhältnisse in der Nordmark und in dem slavischen Districte des Herzogs von Sachsen. Ueber jene war gesetzt Wilhelm (seit etwa 1044) aus dem Hause Haldensleben (st. den 10. Septbr. 1056). Wir lesen nicht, daß derselbe über seine Mark viele Gewalt hätte ausüben können, sowohl in weltlichen wie in kirchlichen Dingen.

*) Röpell a. a. O. S. 187.

Die Luitizier in diesen Gegenden scheinen dem deutschen Reiche und dem Christenthume damals wieder völlig entfremdet gewesen zu sein: die Burg Brandenburg muß irgendwann wieder in die Hände der Wenden gefallen sein; denn sie wird nachmals erst von neuem erobert zu Heinrich's IV. Zeiten, und der damalige Bischof von Brandenburg, Dankwart, hatte notorisch seinen Aufenthalt nicht im Wendenlande, war ohne Kathedrale, ohne Sprengel und lebte bei dem magdeburger Erzbischof, der für ihn sorgte. Um demselben einige Unterstützung zu gewähren, gab ihm der König im Jahre 1051 die Stadt Uhrsleben (jetzt ein Dorf zwischen Magdeburg und Braunschweig) mit allen daraus eingehenden Einkünften. Darnach kann noch weniger angenommen werden, daß der havelberger Bischof damals in seiner Diöcese habe weilen können. Der Klerus hatte hier gar keine Gewalt und gar keinen Einfluß. Von auswärts her geschah in dieser Zeit ein, wiewohl vergeblicher, Missionsversuch. Aus dem böhmer Waldgebirge, von wo früher der Eremit Günther einst ausgewandert war (vgl. oben S. 227), sollen jetzt abermals zwei Mönche — ihre Namen sind unbekannt — ausgezogen und nach Redra zu den Redrariern gewandert sein und dort die christliche Lehre verkündet, aber auch den Märtyrertod, den sie gesucht, gefunden haben. Streifzüge, welche Wigbert, jener jüngste Sohn Wilk's, von dem wir oben gesprochen, vom Balsamerlande aus in der Altmark nach dem jenseits der Elbe gelegenen Posduwle und dessen Umgegend wider die Feinde seiner Familie unternommen haben soll, brachten nur Beute zu Wege, begründeten keine Herrschaft und endeten mit dem Tode des Urhebers.

Seltsam, obwohl nicht unerklärlich ist, daß jetzt unter den slavischen Stämmen der Luitizier sogar ein heidnisch-germanischer sich geltend macht, und die deßfallsige Nachricht*) läßt sich nicht wohl bezweifeln. Es waren Deutsche, die den Wodan, den Thor, die Freia und andere Götter ihres Stammvolkes anbeteten. Unbezweifelt waren sie, seitdem die Deutschen mit den transalbinischen Wenden in Verkehr gekommen,

*) Sie findet sich bei Ordericus Vitalis IV. p. 513. Vgl. L. Giesebrecht's Wendische Gesch. II. B. S. 97 f.

dahin eingewandert und bei der allgemeinen Erhebung derselben gegen das Christenthum oder vielmehr gegen die römisch-katholische Kirche gezwungen gewesen, jenem zu entsagen und ihrem ursprünglichen heidnischen Glauben wieder zuzufallen, um nicht von den Luitiziern gleich den christlichen Priestern hingeschlachtet zu werden. Anfangs hatten sie wohl ziemlich das Loos der Unterworfenen, der Gepreßten, der Unfreien getheilt. Nachmals aber mögen sie zu einer selbstständigen Nation erwachsen sein, und sie erscheint so in der angeführten Quelle als die, welche auf der See und zu Lande gegen Dänen und Sachsen Krieg führt. Dem Christenthume war sie eben so feind als die slavischen Luitizier, und beide haben mit gleicher Tapferkeit wider Deutsche und Dänen gestritten. Seit Konrad's II. Zeiten fielen sie im Jahre 1045 zum ersten Male wieder in Sachsen ein. König Heinrich III. zog noch im Herbste gegen sie aus: sie wurden geworfen, baten um Frieden und versprachen die Fortentrichtung des herkömmlichen Zinses. Ihre Kraft weiter noch zu brechen, verfehlte in jener Zeit auch der Däne nicht. Der König Sveina schloß unter Vermittelung des Erzbischofes Adalbert von Hamburg einen Freundschaftsbund mit Heinrich III., vielleicht nachdem dieser eben jenen Feldzug gegen die Luitizier gethan hatte, und bestellte, nach Art der Deutschen, einen Markgrafen gegen sie an der Grenze. Jene germanischen Luitizier besiegte der König Sveina selbst mehrere Male und unterwarf sie seiner Herrschaft. Ueberdem geriethen aber auch die luitizischen Stämme selbst unter einander in blutige Fehde: die Chizziner, Circipaner, Tholosaner und Redarier. Es handelte sich bei ihnen, welchen von ihnen der Vorrang gebühre. Die solchen zuvörderst beanspruchten, sollen die Redarier gewesen sein, in deren Lande bekanntlich das wendische Heiligthum des Götzen Radegast war, das seiner Orakelsprüche halber von allen Wendenvölkern beschickt oder besucht wurde, und dem alle jährlich ihre Opfer darbrachten. Indessen hatten auch die Circipaner in ihrem Lande einen hochheiligen Tempel: sie glaubten nicht nachzustehen; sie weigerten sich jeder ihnen zugemutheten Dienstbarkeit und beschlossen, mit Waffengewalt ihre Unabhängigkeit geltend zu machen. Ihnen schlossen sich, nach einer Angabe,

die Chizziner an; nach einer andern standen die Circipaner allein den drei übrigen Stämmen gegenüber, und sie siegten in drei Treffen. Da wandten sich ihre gegnerischen Stammgenossen um Beistand nach außen: an den Dänenkönig Sveina, an den Herzog Bernhard und an Godschalk, den Obotriten, und erhielten auf sieben Monate ein großes Heer. Allein selbst dieser Macht widerstanden die Tapfern. Endlich aber wurden doch die Verluste von ihrer Seite zu groß, so daß sie den fremden Fürsten Geld boten. Dafür ward ihnen der Friede gewährt (zwischen 1046—59), und vielleicht auch noch mit Auflegung anderer Bedingungen. Wenigstens finden wir nach diesem Kriege die Chizziner und Circipaner gleich den westlichern Wendenvölkern unter der Herrschaft des Obotriten Godschalk. Da waren sie denn nun auch gezwungen, sich die kirchlichen Einrichtungen des römischen Katholicismus gefallen zu lassen, und ihr Land füllte sich mit Kirchen und Priestern. Des christlichen Godschalk Macht wuchs dadurch bedeutend, und so ist es wohl möglich, daß nunmehr in der That der Sprengel des Erzbischofs von Hamburg bis zur Peene ging, wie die Bestätigungsurkunde des Papstes Victor II. vom Jahre 1055 solches besagt; aber jene Macht erreichte damit auch ihre größte Ausdehnung. Wir werden sehen, wie sie nur zu bald wieder zusammensinkt. Die noch immer dem Heidenthume zu- und dem deutschen Reiche abgeneigten Luitizier standen ihm bitter grollend zur Seite. Und trotz der mehrseitigen Beeinträchtigungen, welche so ihre Nationalkraft erlitt, behielten sie doch andauernd den Muth, sich bei vorkommenden Gelegenheiten gegen die deutsche Herrschaft aufzulehnen. Es war im Jahre 1055, als gerade der Kaiser Heinrich in Italien war, da brachen sie wieder — man kennt die Veranlassung nicht näher — aus ihren Grenzen hervor in das Sächsische. Das ihnen entgegenrückende Kriegsvolk ward geschlagen, viele Deutsche gefangen oder getödtet. Da bot Heinrich nach seiner Rückkunft im darauf folgenden Sommer seine Dienstmannen auf zu seiner Heerfahrt gegen die Luitizier. Die Anführung des nicht schwachen Heeres übertrug er dem Markgrafen der Nordmark, Wilhelm, und einem Grafen, Dietrich von Katelenburg. Sie setzten über die Elbe in der

Gegend von Havelberg. Dort aber bei der Feste Pritzlava, wo die Havel in die Elbe mündet, und die beiden Flüsse einen Winkel bilden, wurden sie angegriffen (10. Septbr. 1056) und total geschlagen. Viele kamen durchs Schwert, Viele im Wasser um, unter ihnen der Markgraf selbst. Heinrich ward von der Trauerpost über dieses Unglück so betroffen, daß er erkrankte und — bald darauf starb (am 5. October).

Ganz anders, d. h. viel günstiger für das Deutschthum und für die Kirche, hatten sich mittler Weile die Angelegenheiten weiter hinauf im Norden, unter den Obotriten gestaltet. Hier war zur Fürstenwürde, wie wir oben gesehen (S. 242), Ratibor gelangt, ein Christ und ein treuer Dienstmann der Deutschen, der viel unter den Heiden galt und dessen Macht wohl über die Grenzen seines Volkes hinausreichte. Er gerieth aber mit den Dänen in Krieg, ward besiegt und in einer Schlacht erschlagen, und eben so erging es seinen acht Söhnen, als sie ein Heer aufgebracht hatten, des Vaters Niederlage und Tod zu rächen; sie fielen allesammt an der Skotborgara den 28. September 1043 im Kampfe mit König Magnus. In dessen Heere befand sich auch jener Godschalk, der aus fürstlich obotritischem Geblüte entsprossen, eine Zeitlang den Räuber gespielt, gefangen genommen worden, dann los gelassen zu den Dänen übergegangen war (vgl. oben S. 242). Dieser begibt sich nach jener Schlacht nach seinem Heimathlande. Dort findet er sein väterliches Erbe in fremden Händen. Man weigert sich es ihm herauszugeben. Er gebraucht Gewalt und erwirbt sich, was ihm gehört, dazu sogar die fürstliche Würde. Er überwältigt darauf die benachbarten Wendenvölker: die Wagrier, Polabinger, Lingonen und Warnaber; alle ehren ihn wie ihren König, bieten ihm Frieden und Unterwerfung und zahlen ihm Tribut. Niemand ist dort in jenen Gegenden mächtiger denn er. Und Godschalk ist auch politisch klug: er sucht sich diese neue Stellung zu sichern, indem er dem Sachsenherzoge, seinem Uebergeordneten, durch reichlichen Zins die Habsucht stillt und dadurch sein Dienstverhältniß zum deutschen Reiche an den Tag legt. Zugleich beweist er als Christ einen mächtigen Eifer für die Kirche, deren er ja auch zu seiner Anerkennung bedurfte: er schützte

den Klerus; er förderte die Bekehrung seiner Unterthanen; täglich wurde deren eine Menge getauft. Das Land war voll Kirchen, die Kirchen voll Priester, und immer wurden deren noch mehr ins Land berufen. Bereits entstanden in manchen Städten Brüderschaften frommer Männer: in der Stadt Mekelnburg (Mikilinburg) allein sollen drei Congregationen der Art sich gebildet gehabt haben. So verbreitete sich das Christenthum unter den Obotriten, Wagriern, Polabingern, Lingonen und Warnabern ziemlich stark in kurzer Zeit, zur großen Freude der dort fungirenden Prälaten, aber auch zum großen Schmerz und Aerger der benachbarten Luitizier und der Anhänger des Heidenthumes im Heimathlande, und wir werden den Godschalk in Folge dessen bald stürzen sehen.

Aber im Ganzen muß man doch sagen, daß während Heinrich's III. Regierung die Verhältnisse in den slavischen Landen für Deutschland höchst günstig und ehrenvoll waren: die Fürsten Godschalk bei den Obotriten, Kasimir in Polen, Bretislav in Böhmen erkannten des Kaisers Oberherrlichkeit an und zahlten Tribut; die meißner, die Ostmark hatten ihre ehemaligen weiten Grenzen wieder erhalten und verharrten in Frieden; nur die Luitizier an der Mittelelbe wagten noch immer von Zeit zu Zeit das Joch abzuschütteln, das ihnen deutscher Seits auferlegt war, sich loszusagen von der Oberherrlichkeit und der Entrichtung des angelobten jährlichen Zinses. Das macht: Heinrich III. war unermüdet thätig gewesen während seiner siebenzehnjährigen Regierung, war mit nicht geringer Anstrengung die Gaue seines ausgedehnten Reiches fortwährend durchzogen, hatte mit eben so vieler Klugheit als Energie die Ruhe überall herzustellen und aufrecht zu erhalten gesucht und dadurch die intensive Kraft Deutschlands ungemein gehoben und selbiges in Achtung auch bei den auswärtigen Nationen gebracht. Selbst Ungarn fing in der Zeit an, die Oberherrlichkeit des deutschen Kaisers anzuerkennen. Freilich kränkte oder beleidigte er mit manchen Maaßregeln, die er ergriff, manche Große, vornehmlich in Sachsen, und ganz insbesondere den Herzog daselbst aus dem Billungischen Hause, dessen große Macht er zu schmälern gesonnen war. War es doch schon so weit gekommen (1048), daß der

Graf Thietmar, der Bruder des sächsischen Herzogs Bernhard, einen Mordanfall auf den Kaiser gemacht, dabei aber freilich sein Leben eingebüßt hatte. Dieß aber hat nicht ihm, sondern erst seinem Sohne und dem deutschen Reiche zum Nachtheile gereicht.

## VIII. Heinrich IV. Von 1056 bis 1106.

Man kennt aus der allgemeinen Geschichte der Deutschen die traurige Lage unsers Vaterlandes während der 50jährigen wechselvollen Regierung dieses Fürsten. Im Innern durch Parteiungen, durch politische und kirchliche Fehden fast ununterbrochen zerspalten und zerrissen, gerieth es beinahe an den Rand des Verderbens; daß es nicht in dasselbe wirklich verfiel, zeugt nur von seiner großen, unerschütterlichen intensiven Kraft. Natürlich mußte dieser andauernde verzweifelte innere Zustand eine sehr merkliche Rückwirkung auf die auswärtigen, und daher auch auf die Verhältnisse in und mit den Slavenländern äußern: es mußte, wie das Oberhaupt desselben, an Achtung verlieren. Wir wollen nun sehen, wie das auf die slavischen Völker gewirkt hat und auf ihr Verhältniß zum deutschen Reiche.

Es fehlte, um das Maaß des Mislichen gleich anfangs recht zu füllen, selbst nicht an Mishelligkeiten unter den Markgrafen. So hatte Heinrich III. noch kurz vor seinem Tode die durch den im Treffen bei der Burg Pritzlava gebliebenen Wilhelm (vgl. oben S. 299) erledigte Nordmark dem Grafen Udo von Stade übertragen. Nun lebte aber noch ein nicht ebenbürtiger Halbbruder Wilhelm's, Namens Otto, ein kühner, rüstiger Mann, der sich seit seinen Knabenjahren außerhalb seiner Heimath, in Böhmen aufgehalten hatte, jetzt aber dahin zurückkam, um sein anscheinend ihm zukommendes Erbtheil in Besitz zu nehmen. So fest hatte sich damals schon die Vorstellung von der Erblichkeit auch der markgräflichen Würde eingewurzelt. Und die sächsischen Fürsten, an welche er sich deßhalb wandte, zeigten sich ihm und seinem Verlangen nicht abgeneigt; denn sie haßten das Geschlecht der Salier als eine ausheimische Familie, die Franken als ein ausheimisches Volk. Der junge König Heinrich IV. — er war erst sechs Jahre

alt — sollte bei der Gelegenheit ermordet werden. Und das Alles geschah, während der Krieg noch immer mit den Luitiziern fortdauerte. Zum Glück fiel das Jahr darauf (1057) Otto im Zweikampfe. Udo von Stade blieb also Markgraf, und als dieser noch in demselben Jahre starb, folgte ihm ohne Widerspruch sein Sohn Udo II. Die Sachsen aber wandten ihre Waffen, statt gegen den König, gegen die Luitizier: ein Heer wurde zusammengebracht; es griff die Feinde an und errang bessere Lorbeeren als das Jahr vorher: man zwang jene zur Wiederunterwerfung, zur Stellung von Geiseln und zur Entrichtung des jährlichen Tributes.

Seitdem ist mehrere Jahre hindurch bei den Geschichtsschreibern jener Zeit von keinem Kriege gegen die Wenden die Rede. Aber ein um so furchtbarerer Aufruhr erhob sich im eigenen Lande derselben. Die Urheber waren wiederum, wie aus allen Umständen ersichtlich, die Luitizier, mögen es nun diejenigen gewesen sein, die dem Obotritenfürsten Godschalk untergeben waren, oder die freien außerhalb seines Gebietes. Sie waren dem Fürsten feind als dem eifrigen Beförderer des Christenthumes und des römisch-katholischen Kirchensystemes, und die Nationen, welche er beherrschte, auf ihn und den Sachsenherzog — Ordulf war dieß zu der Zeit; denn Bernhard II. war 1059 gestorben — aufs Höchste erbittert, weil beide die weltlichen und kirchlichen Abgaben, die auf ihnen lasteten, mit Härte eintrieben. Am 7. Juni des Jahres 1066 befand sich Godschalk in Lenzen; dahin hatte er sich nebst einem Priester, Eppo, begeben, um die dortigen noch immer heidnischen Luitizier zum Christenthume zu bekehren. Diese aber fielen über ihn und den Priester her, schlugen den erstern todt und opferten den letztern auf dem Altare (wahrscheinlich ihres Götzen). Außerdem fanden daselbst noch viele Andere ihren Tod. Sechs Wochen später, am 15. Juli, erging ein gleiches Blutvergießen über Ratzeburg, wo ein Benedictinerkloster sich befand. Acht und zwanzig Mönche außer ihrem Abte erlitten hier durch Steinigung außerhalb der Feste den Tod. Zuletzt zogen die Wüthenden vor die Feste Mekelnburg, nahmen sie ein und daselbst den dortigen Bischof Johannes und die Gemahlin Godschalk's, Sigrid, gefangen. Die letztere ließ

man frei nebst ihren Frauen; der erstere aber wurde zuvor auf sein Bekenntniß zu Christo mit Knitteln geschlagen, dann zum Spott durch die Städte des Landes geführt, endlich nach Redra gebracht, und da er durchaus unerschütterlich im Glauben verharrte, hieben sie ihm Hände und Füße ab und warfen den Rumpf auf die Straße, den Kopf aber steckten sie auf eine Stange und opferten selbigen ihrem Gotte Radegast. Mit dem Christenthume war es im Obotritenlande wieder aus; der heidnische Cultus ward überall wieder hergestellt. Alle, welche im christlichen Glauben verharrt, waren getödtet.

Für den Urheber des Aufstandes galt der Schwager Godschalks, Plusso. Derselbe wäre nun wohl der Fürst der Obotriten geworden; allein da er nach seiner Heimath zurückkehrte, ward er selbst getödtet. Nun war dem Erbrechte nach zur Herrschaft der Nächste Godschalk's ältester Sohn, Buthue oder Bitti; allein da man seine Rache fürchtete, so ward er übergangen und sein jüngerer Bruder, Heinrich, und Crueo gewählt, der Sohn eines gewissen Grin. Jener floh zu den Dänen und suchte Hilfe bei dem Sachsenherzoge, dem sein Vater sich immer so treu und ergeben gezeigt hatte. Seine Bitte fand Gehör, und Herzog Ordulf stritt oft mit den Wenden, wohl zwölf Jahre lang, aber immer vergebens: er hat nie einen Sieg über sie erfechten können und wurde so oft von den Heiden überwunden, daß er den Seinigen endlich gar zum Spotte deßhalb ward. Mehr Glück scheint sein Sohn Magnus gehabt zu haben, der alljährlich ein Mal gegen die Feinde ins Feld zu ziehen pflegte. Warum von Seiten der Deutschen so wenig ausgerichtet wurde, lag zum Theil daran, daß zwischen dem geistlichen Oberhaupte in diesen Gegenden, dem Erzbischofe von Hamburg, und dem Herzoge von Sachsen ernstliche Mißhelligkeiten obwalteten, die sogar in offenbare Fehde übergingen (1066).

Im Jahre 1067 — vielleicht im Winter von 1067 und 1068 — machte auf seine eigene Hand, wie es scheint, der Bischof Burchard von Halberstadt einen Feldzug gegen jene Luitizier, die so furchtbar gegen die Kirche gewüthet, wahrscheinlich mit dem Vorsatze, sie dafür zu züchtigen. Er drang tief in ihr Land ein, verheerte es mit Feuer und Schwert, rückte

bis nach Redra vor, erbeutete das heilige Pferd, was man dort als Gott verehrte, und zog wieder heim, auf demselben reitend. Weil aber auch mit dieser Expedition noch nichts ausgerichtet war, unternahm der nunmehr neunzehnjährige König selbst gleich nach Weihnachten, zu Anfange des Jahres 1069, einen Feldzug gegen die Luitizier. Er drang in ihr Land, die Flüsse waren zugefroren und erleichterten ihm das Vordringen; er verwüstete die Gegend, richtete unter den Bewohnern großes Blutvergießen an, zerstörte ihre Burgen, ihre heidnischen Tempel und Götzenbilder, und führte viele Gefangene weg. So große Verluste sollen das Volk zur Unterwerfung vermocht haben: sie bewirkten auch die Wiedereinsetzung des Fürsten Buthue, aber wahrscheinlich nur in einem Theil der väterlichen Lande, und selbst da war seine Herrschaft fortwährend gefährdet; denn die Obotriten waren seit der letzten Empörung entschlossen, lieber zu sterben, als fernerhin noch den Sachsen Tribut zu zahlen. Es galt ihnen daher Buthue, als der Schützling und Freund der Sachsen, für einen Verräther der Freiheit.

Innitten dieser Begebenheiten hatte Heinrich IV. bereits angefangen, seine Politik gegen die sächsischen Fürsten, zu denen auch die Markgrafen der eroberten slavischen Länder gehörten, zu entwickeln. Sie hatten ihm schon als Kind nach dem Leben getrachtet; sie haßten ihn, er haßte sie; er wollte ihre Macht brechen, sie vertheidigten aber mit aller Kraft ihre althergebrachten Rechte. Zu dem kam der gewaltige Streit der kirchlichen und der königlichen Obergewalt, des Papstes (Gregor's VII.) und des Oberhauptes in Deutschland, über die Investitur, an welchem auch die Prälaten im nördlichen Germanien gegen den König Theil nahmen, und, in Folge des mächtigen Rückhaltes beim Oberhaupte der Kirche, die großen Ansprüche und Anmaaßungen des Klerus den weltlichen Fürsten gegenüber. Das Alles gab Veranlassung, einmal, daß die sächsischen Fürsten und Prälaten so sehr in die vaterländischen Mishelligkeiten hineingezogen wurden, daß weder sie noch der König selbst die Unterwerfung und Christianisirung der Slaven in den Grenzländern scharf im Auge haben konnten; daß die beiden streitenden Parteien, der König wie die Sachsen, sogar sich nicht

scheuten, wechselsweise um die Gunst derer zu buhlen, die nun schon seit mehrern Jahrhunderten von den Deutschen feindlich bekämpft wurden und so häufig schon, wenn auch nur momentan, zur Unterwerfung gebracht worden waren; zweitens, daß die Slaven wieder Oberwasser zu haben vermeinten und keck mit alten oder neuen Anforderungen hervortraten, selbige auch in mehrfacher Beziehung effectuirt erhielten.

Heinrich IV. hatte es vor Allem darauf abgesehen, die Staatsämter, vornehmlich im Lande der Sachsen, mit seinen Getreuen und Günstlingen zu besetzen. Er wollte die Aufsässigen nicht bloß strafen; er wollte auch für die Zukunft jedem Widerstande wehren. Der bejahrteste unter den Markgrafen, Dedo (in der Ostmark und Lausitz), fühlte sich durch solche Politik zuerst gekränkt. Markgraf Wilhelm von Meißen und Thüringen war 1062 gestorben; wenige Jahre später (1067) starb auch sein Nachfolger Otto und zwar ohne männliche Nachkommen. Otto's Lande wurden von Heinrich als erbliches Besitzthum einem Grafen Ekbert von Braunschweig übergeben. Dagegen machte nun Dedo Ansprüche auf gewisse Lehen, deren Erbe seine Gemahlin Adela, einstige Witwe Otto's, ihm zugebracht hätte. Da ihm nicht gewillfahret wurde, empörte er sich, unter Theilnahme der Thüringer, deren Markgraf Ekbert I. eben auch gestorben (1068), und über die nun dessen unmündiger Sohn Ekbert II., vielleicht unter Dedo's Vormundschaft, gebot. Heinrich indessen unterdrückte den Aufstand durch einen schnellen Feldzug (1069).

Aber kaum war dieß geschehen, so fingen die Billunger im Herzogthume Sachsen an sich zu regen; denn ihr geschworner Feind, der Bischof Adalbert von Bremen, war, vielleicht eben darum weil er dieß war, wieder vom Könige zu Gnaden angenommen worden und zu seinem frühern Einflusse gelangt. Wohl nicht ohne Einflüsterung dieses Erzbischofs entsetzte Heinrich den Herzog von Baiern, Otto von Nordheim, seiner Würde. Und dieser — ging nach Sachsen zu seinem Freunde Magnus, und beide begannen den Aufruhr (1070). Noch war damals Herzog Ordulf am Leben; er starb aber im Jahre darauf (am 20. März 1071), und nun übernahm Magnus das Herzogthum zufolge des Erbrechtes

seines Hauses. Natürlich ward jetzt das Unternehmen gegen Heinrich um so energischer betrieben. Ein anderer Umstand dagegen schwächte wieder diese Kraft. Gleich nach seiner Erhebung zum Herzoge ward Magnus von dem Obotritenfürsten Buthue aufgefordert, nachdrücklich gegen seine abgefallenen Landsleute und Unterthanen aufzutreten, und er fand sich dazu bereitwillig. Cruco indessen und sein Anhang kam dem zuvor: sie verjagten ihn aus dem Lande und zerstörten seine Feste. Da eilte der Vertriebene nach Lüneburg zu seinem Schutzherrn, berichtete ihm seine Lage und mahnte ihn, eiligst Gegenmaaßregeln zu treffen, damit die Feinde nicht auch über die Grenzen vordrängen und Nordalbingien verwüsteten. Alsbald versprach der Herzog, da er selbst für den Augenblick behindert wäre auf dem Kampfplatze zu erscheinen, seine Bardengauer, Stormarn, Holsteiner und Dithmarsen aufzubieten. Und wirklich empfing Buthue die Tapferſten aus dem Bardengau, etwa 600 oder mehr, ging mit ihnen über die Elbe, in das Land der Wagrier, besetzte die Feste Plön, war aber nicht vorsichtig genug gegen die Hinterlist der Feinde und kam mit allen Deutschen um (8. August 1071). Mittler Weile war der Aufstand jener beiden Fürsten auch völlig mislungen: sie hatten sich schon früher dem König zu Gefangenen ergeben müssen (den 14. Juni). So konnten denn die Billunger nicht daran denken, die Wenden wieder zum Gehorsam zurückzubringen: die Obotriten waren frei vom Joche der Sachsen, und Cruco's Herrschaft gesichert. Und bald waren sie muthig genug, die Grenze ihres Landes zu überschreiten und Nordalbingien mit Feuer und Schwert zu verheeren, selbst die Feste Hamburg zu Anfang des Jahres 1072 von Grund aus zu verwüsten und sich das ganze Land zinspflichtig zu machen. Also kehrten sich hier im Norden die Verhältnisse um.

Sie sollten für die Deutschen bald noch verwickelter werden. Der günstige Erfolg des Kampfes Heinrich's gegen Magnus, des letztern Gefangennehmung, verlockte den jungen König zu noch weiter greifenden Entwürfen: Sachsen sollte seiner Freiheiten beraubt und unmittelbares Eigenthum des königlichen Fiscus werden. Um solches desto besser ins Werk setzen zu

können, knüpfte Heinrich mit dem damaligen Könige der Dänen, Sveina Astridson, Verbindungen an und versprach ihm die Grafschaft Stade, das Stammgut des Markgrafen Udo, wofern er ihm dazu behülflich sein wolle. Nun entließ er zwar (den 27. Mai 1072) Otto von Nordheim seiner Haft; allein Magnus blieb in Gewahrsam; denn es ward ihm zur Bedingung seiner Befreiung gemacht, daß er auf sein Land und die herzogliche Würde Verzicht leisten solle. Darein wollte er durchaus nicht willigen. Und die sächsischen Fürsten ersahen hieraus überhaupt die Politik ihres Königs gegen sie und beschlossen, mit Gewalt der Waffen ihr entgegen zu treten. Sie schritten zu förmlicher Empörung, und „zu den Theilnehmern, ja! zu den vornehmsten Führern des Aufstandes gehörten die sämmtlichen Markgrafen des Wendenlandes: Graf Hermann der Billunger war gekränkt durch die Gefangenschaft seines Neffen, Markgraf Udo durch die beabsichtigte Vertheidigung seines Erblandes; den Dedo trieb seine Gemahlin und der Verlust an seinen Gütern, den er nicht lange vorher erlitten; Markgraf Ekbert, noch im Knabenalter, folgte dem allgemeinen Zuge. Sogar die Bischöfe der wendischen Marken nahmen an der Parteiung Theil"*).

Bevor wir näher in die Schilderung dieser Verhältnisse eingehen, müssen wir noch einen Blick werfen auf die beiden vorzüglichsten monarchischen Staaten der mit Deutschland in Berührung stehenden Slaven, auf Böhmen und Polen. Ueber dieselben behauptete der deutsche König in der Zeit noch immer die Oberhoheit. Als daher die Fürsten beider Länder zu damaliger Zeit, im erstern Wratislav II. (seit 1061), im zweiten Boleslav II. (seit 1057) in Feindschaft und offenen Krieg geriethen (1071), rief er (im Herbste desselben Jahres) beide nach Meißen, warf ihnen hart ihre gegenseitigen Feindseligkeiten ihm gegenüber vor und gebot ihnen selbige einzustellen, unter der Drohung, den als seinen Feind zu betrachten, der zuerst wieder den Gegner angriffe. Boleslav ließ demgemäß auf einige Zeit vom Kriege gegen die Böhmen ab und suchte sich dafür und für den Abfall der Pommern durch einen Feldzug gegen Osten zu entschädigen. Als er aber damit fertig

*) L. Giesebrecht a. a. O. S. 117.

war, begann er doch von neuem Krieg mit dem Böhmenherzog. Er war ein kriegslustiger, tapferer, kühner — daher sein Beiname Smialy, d. i. der Kühne — unerschrockener, thatendurstiger Herr, der gern sein Reich wieder so groß gemacht hätte, wie es unter seinem gleichnamigen Vorgänger gewesen. König Heinrich sah sich dadurch veranlaßt, gegen ihn ein Heer aufzubieten (den 22. August 1073). Alsbald standen 60,000 Sachsen unter den Waffen, aber, sich fühlend, nicht um gegen die Polen zu marschiren, sondern den König zu gewissen Concessionen zu zwingen. Eine der hauptsächlichsten war, er solle ihnen die Heerfahrt nach Polen erlassen. Sie müßten Tag und Nacht gerüstet stehen wider ihre immerwährenden Widersacher, die Luitizier, und wofern sie nur ein wenig in ihrer Wachsamkeit nachließen, ergössen sich jene sofort über die Grenze und verheerten Alles durch Feuer und Schwert. Kaum hätten sie genug Mannschaft, um diese Angriffe zurückzuweisen. Es wäre mithin ganz thöricht, wenn sie auswärtige, entfernte Völker bekriegen sollten, während sie selbst ohne Aufhören durch Kriege ganz in der Nähe und so zu sagen im Vaterlande selbst heimgesucht würden. Heinrich ließ sich aber auf nichts ein und entfloh aus Sachsen. Nur den Herzog Magnus gab er frei, weil ihm der Graf Hermann drohte, eine Schaar königlicher Soldaten, die er in Gefangenschaft hielt, über die Klinge springen zu lassen. Jetzt, im Verein mit ihrem Herzoge, rückten die sächsischen Fürsten vor die Burgen, die Heinrich in ihrem Lande angelegt und mit starken Besatzungen versehen hatte, und zerstörten sie. Heinrich war unvermögend, ein anderweitiges Kriegsheer zusammenzubringen; denn die meisten Fürsten im Reiche hielten es mit seinen Gegnern. Er sprach den Dänenkönig um Hilfe an; allein bei dessen Volke herrschte gleiche Stimmung, und derselbe mußte es aufgeben, Unterstützung seinem Bundesgenossen zu senden. Da griff Heinrich zu der schmachvollsten Politik, zu welcher er hätte greifen können: er wandte sich an die Wenden, schickte Abgeordnete an die Luitizier, die bis daher dem sächsischen Volke die erbittertsten Feinde gewesen waren, und versprach ihnen eine Unsumme Geldes, wofern sie jetzt die Sachsen angriffen. Heinrich's Gegner bekamen

Kunde von diesem schlechten Streiche. Nun beschickten sie ihrerseits auch die Luitizier und verhießen ihnen eine noch größere Geldsumme, wofern sie in der Zeit alle Fehde unterließen. Widrigenfalls, fügten sie hinzu, wären sie aber auch mächtig genug, um es mit beiden Feinden aufzunehmen.

In solchem traurigen inneren Zwiespalte kam den Deutschen zu Statten, gereichte ihnen zum Glück der teuflische Geist der innern Zwietracht, welcher von jeher die Slaven besessen. Das zwiefache Anerbieten machte die Luitizier zwieträchtig: die eine Partei war für den Antrag des Königs, die andere für den der Sachsen. Sie geriethen deßhalb so in Hader, daß ein wildes Gemetzel entstand, und Tausende dabei umgekommen sein sollen. Und der Streit und das Gemetzel soll nachher noch manchen Tag gedauert und noch manches Leben gekostet haben. Aber sie wurden dadurch unfähig zu aller auswärtigen Kriegführung. Das kam den Sachsen wohl gelegen. Als Heinrich wider sie im Anfang des Jahres 1074 mit Heeresmacht anrückte, konnten sie getrost ihm entgegengehen, obwohl alle Flüsse und Sümpfe fest zugefroren waren und die Wenden ungehindert in das Sachsenland hätten eindringen können. So erlangten die Sachsen den Frieden von Gerstungen (den 2. Februar 1074), und mit ihm die Gewährung aller ihrer Anforderungen.

Indessen noch in demselben Jahre brach der Streit zwischen dem Könige und dem Sachsenvolke von neuem aus, und Heinrich, obwohl er dieses Mal nicht mehr so viele Gegner zählte, wiederholte dennoch jenes unfürstliche und undeutsche Manoeuvre: er versuchte von neuem die Luitizier für sich zu gewinnen; er versprach ihnen, Alles, was sie vom sächsischen Gebiete nehmen und mit dem ihrigen vereinigen könnten, solle ihnen gehören. Sie erwiederten aber, — die gegen den Bund mit dem Könige gewesen, müssen also mittler Weile obgesiegt haben — sie hätten die Sachsen in vielen Kriegsläuften kennen gelernt; sie hätten selten oder nie aus den Kämpfen mit ihnen Nutzen gezogen; ihnen genüge ihr Land und sie wären zufrieden, wenn sie nur im Stande wären, die eigenen Grenzen zu schützen. Worte, die eine genaue Abwägung der Verhältnisse voraussetzen lassen.

Gelang es dem Könige auf der Seite nicht, so gelang es ihm bald auf einer andern. Im Jahre darauf (1075) knüpfte er einen Bund mit dem Böhmenherzoge Wratislav, der ihm denn auch, fast der einzige unter allen Fürsten jener Zeit, treu geblieben ist bis an seinen Tod (den 14. Januar 1094). Und ohne diese mächtige, bei allem Unbestand Heinrich's, selbst in den Tagen der höchsten Gefahr, treu ausharrende Hilfe wäre der unglückliche Fürst dem so häufigen Verrath seiner weltlichen nnd geistlichen Vasallen wohl unwiederbringlich verfallen gewesen. Auch hat König Heinrich dem Wratislav sich für solche Treue dankbar zu erweisen gesucht (freilich wieder auf Kosten des deutschen Reiches): bald sollte die Mark Meißen, bald die Ostmark, bald die Mark Oestreich den Preis seiner vielen Opfer bieten, und da dieß nur sehr unvollständig eingehalten werden konnte, so schmückte er endlich sein Haupt mit einer Krone (den 15. Juni 1086) und entband ihn sammt seinen Nachfolgern der alten Tributpflicht*). So geschickt, so klug wußte der Böhme die politischen Conjuncturen im mächtigen Nachbarlande zu seinem Vortheile auszubeuten! Zum Glück für Deutschland erhob auch hier zu Lande die Hydra der Zwietracht bald wieder ihr Haupt im Innern des königlichen Hauses und schwächte die Macht desselben und machte es unfähig, Großes und Nachhaltiges zu unternehmen und auszuführen. Die Ursache davon war, daß Bretislav II. schon bei seinen Lebzeiten (1096) bemüht war, das von seinem Großvater gegebene pragmatische Gesetz über die Erbfolge zu umgehen. Nach diesem nehmlich mußte sein Neffe Ulrich, weil er dem Könige an Jahren der nächste war, ihm auf dem Throne folgen. Bretislav indessen war darauf bedacht, diese Würde auf seinen Bruder Boriwoi (II.) zu vererben, und um diese seine Bestimmung zu bekräftigen, gab er die kaum errungene Selbstständigkeit des Reiches wieder hin und trug im Jahre 1099 beim Kaiser darauf an, derselbe möchte dem Boriwoi schon im Voraus mit der herzoglichen Fahne belehnen und den anwesenden Böhmen anbefehlen, daß selbige nach seinem Tode nur diesen

*) Palacky a. a. O. S. 313 f.

zu ihrem Herzoge wählen sollten. „Diesen Wunsch erfüllte Heinrich gerne, da er ihn zum Herrn und Richter in einer Sache machte, welche bis dahin außerhalb des Kreises seiner Macht und seiner Competenz gelegen war"*). Die Folge solcher unbilligen und ungerechten Anordnung war der baldige Mord Bretislav's II. (1100 am 22. December) und ein mehrjähriger Krieg Boriwoi's II., der nun wirklich als König eingetreten, mit seinen Verwandten und mit Polen, bei welcher Gelegenheit sich Kaiser Heinrich IV. wieder nicht von der vortheilhaftesten Seite zeigte. Nehmlich jener Ulrich nahm (1101) seine Zuflucht ebenfalls zum Oberhaupte des deutschen Reiches, obwohl er wissen mochte, daß von diesem bereits Boriwoi mit Böhmen belehnt worden war, und bot Geld. Das nahm der Kaiser an und belehnte nun seinerseits auch den Ulrich mit der herzoglichen oder königlichen Würde, überließ ihm aber die Sorge, sich selbst im Lande Anerkennung zu verschaffen. Das lief schlecht ab: Ulrich mußte seine Ansprüche aufgeben. Boriwoi aber blieb in dem abhängigen Verhältnisse zum Oberhaupte des deutschen Reiches, — in welchem er Heinrich IV. auch Truppen stellte für dessen Kampf mit dem eigenen Sohne, Heinrich V. — bis an das Ende seiner Regierung, die bis über den Heimgang des erstern hinausreicht. Wir werden das Weitere also unter der Herrschaft Heinrich's V. kennen lernen.

Was Polen in dieser Zeit anbetrifft, so war die Politik seiner Herrscher in Bezug auf Deutschland folgender Maaßen beschaffen, nachdem Heinrich, wie wir oben (S. 267) gesehen, dem Fürsten der Polen, Boleslav II., nebst dem böhmischen im Jahre 1071 aufgegeben hatte, sich ruhig und gegenseitig friedlich zu verhalten: Boleslav kehrte sich wenig an die Mahnung des deutschen Königs; die Feindseligkeiten hatten nach wie vor ihren wenn auch bisweilen unterbrochenen Fortgang. Und als nun wenige Jahre darauf (seit 1075) Wratislav II. von Böhmen mit Heinrich IV. in jenes besonders enge Bündniß trat, von welchem oben (S. 270) die Rede gewesen, so mochte selbiges für den Polenfürsten gerade Ver-

*) Palacky S. 345.

anlassung werden, einerseits den Sachsen Hilfe gegen Heinrich zu versprechen*), andrerseits die Böhmen andauernd zu bekämpfen. Das Einzelne ist freilich hiervon unbekannt; indessen wissen wir aus einem russischen Annalisten, daß die großfürstlichen Prinzen, Wlodomir und Oleg, im Jahre 1076, also in der Zeit, wo Wratislav von Böhmen an den Kriegen des deutschen Königs Theil nahm, dem Polenfürsten gegen die Böhmen Hilfstruppen zugeführt haben. Sie drangen weit mit ihren Schaaren vor, standen vier Monate lang in Schlesien, kamen bis nach Glogau und bis an die böhmischen Wälder. Es geschah solches wahrscheinlich in Folge einer besondern Uebereinkunft nach einem vorhergegangenen Zwiste im Jahre 1073, bei welchem leicht die derzeitigen Oberhäupter des deutschen Reiches und der römisch-katholischen Kirche, wären sie politisch klüger gewesen, die Oberherrlichkeit auch über Rußland hätten erlangen können. Nehmlich der damalige Großfürst von Kiew, Isäslav, war durch den Aufstand seiner beiden Brüder gezwungen worden, seine Hauptstadt und sein Land zum zweiten Male zu verlassen. Beladen mit großen Schätzen, wandte er sich zunächst nach Polen. Boleslav nahm ihm einen Theil seiner Schätze, hieß ihn selbst aber seine Wege gehen. Und er ging zu Heinrich IV. Diesen traf er in Mainz und bat ihn um Hilfe, und Heinrich, vielleicht durch Isäslav's Versprechen, daß er ihm sein Großfürstenthum zu Lehen antragen wolle, wofern derselbe ihm wieder zu dessen Besitzthume verhelfen würde, und durch Geschenke bewogen, vielleicht auch im Feuer jugendlicher Hitze und ritterliches Sinnes, erbarmte sich des Exulanten und schickte einen außerordentlichen Abgeordneten, den Propst Burchard, nachmaligen Erzbischof von Trier, der mit dem russischen Fürsten verwandt war, nach Kiew zu Swätoslav, dem Usurpator des Thrones, um den Bruderzwist gütlich beizulegen oder mit Waffengewalt zu drohen. Der Großfürst empfing mit Auszeichnung die deutsche Gesandtschaft; was er aber mit ihr verhandelt, was sie bei ihm ausgerichtet, davon erfahren wir nichts. Swätoslav

*) Lambert. Schaffnab. p. 165. Hiernach erschienen im Jahre 1075 bei den Sachsen auch Polenorum nuntii, suam — operam, socias manus — pollicentes.

entließ sie wieder mit großen Geschenken und mit so reichen Gaben an Heinrich, daß die gleichzeitigen deutschen Annalisten berichten, nie so viel Gold und Silber und reiche Stoffe gesehen zu haben. Diese Geschenke sowohl wie die Unruhen und vielfachen Händel, in welche der deutsche Monarch damals verwickelt war, bewirkten, daß Isäslav der gehofften Unterstützung verlustig ging. So wandte er sich denn an Gregor VII. und erbat sich dessen Beistand, unter dem Versprechen, des Papstes geistliche und weltliche Herrschaft über Rußland für immer anzuerkennen, falls Gregor ihn in seinen Schutz nehmen und sowohl Boleslav II. in Polen als die übrige abendländische Christenheit vermögen würde, ihm zum Besitze seines Großfürstenthums wieder zu verhelfen. Gregor VII. schickte nun zwei Gesandte an Isäslav und Boleslav, und forderte in einem eignen Schreiben den letztern unter Anderm auch dazu auf, die geraubten Schätze dem Flüchtling wieder auszuliefern. Solche Vermittelung hatte aber keinen günstigen Erfolg für Isäslav, und Rußland blieb frei wie von der Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers, so von der der römisch-katholischen Kirche*). Und jene beiden Gegner Isäslav's unterstützten darauf nach nicht langer Frist den polnischen Fürsten gegen Böhmen. Mit Isäslav kam dessen ungeachtet bald ein Vergleich zu Stande.

Nachmals hat sich Boleslav II., nicht unähnlich seinem großen Ahnen gleiches Namens, noch vielfach versucht in Kriegen mit Böhmen, Ungarn und Rußland, und die Pommern, die wieder ein Mal in sein Gebiet eingefallen waren, wenn auch nicht unterjocht, doch wenigstens zurückgewiesen. Und als er sich nun fühlen gelernt hatte und dabei im deutschen Nachbarlande die innere Zwietracht sah und sich vor jedem Angriffe von dieser Seite sicher halten konnte: da nahm er den Plan wieder auf, den schon Boleslav I. Chrobri, und zwar zuerst, aufgenommen und durchgeführt hatte, sich loszusagen von aller Vasallenschaft gegen das deutsche Reich, den seit vielen Jahren entrichteten Tribut zu verweigern und sich, zum Zeugniß dafür, die königliche Krone aufzusetzen. Er voll-

*) S. Strahl's Gesch. des russ. Staates I. S. 179 vergl. mit Röpell S. 196.

führte das Letztere „in demselben Zeitmomente, in welchem Heinrich, nach unglücklichem Kampfe mit den Sachsen, von fast allen Fürsten des Reiches verlassen, wie ein Flüchtling über die Alpen ging, um in Italien selbst die Versöhnung mit dem Haupte der Kirche zu suchen, setzte sich am Weihnachtsfeste des Jahres 1076 das Diadem auf und ließ sich von den 15 Bischöfen seines Landes zum Könige weihen. Wohl erkannten die deutschen Fürsten die Bedeutung dieser That für das Reich, als die Kunde von ihr bald darauf nach Deutschland kam. Heftig davon bewegt, zürnten sie einander, daß sie durch eigne Zwietracht und innere Kämpfe die Macht der „„Barbaren““ so weit vermehrten; aber schon hatten sich die gegenseitigen Verhältnisse der Fürsten zum Kaiser und beider zur Kirche dahin entwickelt, daß an eine Versöhnung für die nächste Zukunft nicht zu denken war, also auch jede Aussicht auf eine Demüthigung des kräftigen Polenkönigs entfernt lag"*). Zu welcher Schmach war damals unser Deutschland in so wenig Jahren herabgesunken durch die Charakterlosigkeit und niedere Gesinnung seines damaligen Oberhauptes! Alle gesetzliche Ordnung aber, alle Einigkeit hatte ja beinahe aufgehört und damit alle intensive Kraft und alle Achtung bei den auswärtigen Fürsten. Wenn es nicht noch mehr im Nordosten verlor, davon war nur die Ursache, daß zum Glück jene Slaven fortwährend versunken blieben in ihrem Hange zu innern Zwisten, zu Empörungen, Aufständen u. s. w. Aus demselben Grunde kam es denn auch, daß jene gefahrdrohende Politik des Polenkönigs Boleslav's II. ebenfalls keinen Nachtheil brachte. Denn drei Jahre nachher erlaubte er sich, den Bischof Stanislaus von Krakau vom heiligen Altare hinwegzureißen und selbsteigen mit dem Schwerte niederzustoßen. Diese Gewaltthat brachte ihn um das Reich. Es erhob sich eine Empörung: er mußte aus seinem Lande weichen und fand außerhalb desselben einen baldigen Tod. Und Wladislav Hermann, sein Nachfolger, eine ruhigere, an Charakter schwächere Natur, verfolgte nicht weiter die politischen Richtungen seines Vorgängers: er ließ

*) S. Röpell S. 197 f.

den Königstitel fallen; er trat mit Böhmen in friedlichen Verkehr; er schloß sich in der großen kirchlichen Frage der Zeit an den Papst Clemens II. und damit der kaiserlichen Partei an, und setzte sich einige Jahre darauf (1088?) sogar mit Heinrich IV. in nähere verwandtschaftliche Verbindung: er heirathete dessen Schwester. „Wie weit eine Theilnahme Wladislav's an den damaligen deutschen Verhältnissen hierdurch herbeigeführt ward, wissen wir freilich nicht; aber das Stillschweigen der deutschen Annalisten in dieser Beziehung läßt uns vermuthen, daß, wenn eine solche irgendwie statt fand, sie nur höchst gering und ohne bedeutende Folgen gewesen sein kann"*). „Von einer Leistung jener alten Verpflichtungen ist nirgends ausdrücklich die Rede, und Heinrich IV. mochte um so mehr mit einer ganz allgemeinen unbestimmten Anerkennung seiner kaiserlichen Oberhoheit sich begnügen, je weniger er einerseits in der Lage war, den Polenfürsten zu strengerer Abhängigkeit zurückführen zu können, andrerseits aber auch alle Ursache hatte, eine Verbindung der Polen mit den Sachsen und der ganzen ihm gegenüber stehenden Partei zu fürchten. In dieser Art dauerte das Verhältniß als ein vollkommen unbestimmtes fort. Die Deutschen hielten die alten Ansprüche in der Erinnerung fest, die Polen bekümmerten sich nicht um sie, da jene sie nicht mit den Waffen geltend zu machen versuchten."

Von den anderweitigen politischen Unternehmungen und Thaten der Polen in dieser Zeit interessirt uns hier nur noch ihr Verhältniß zu den Pommern, was zwar nicht während der Regierung Heinrich's IV. zum Abschluß kommt, aber doch aufs Künftige, auf diesen Abschluß vorbereitet, nehmlich darauf, daß die Pommern der Herrschaft der Polen verfallen, und damit dem Christenthum und der römisch-katholischen Kirche, so daß sie also wenigstens von Seiten der letztern mit dem übrigen Abendlande immer schon in Zusammenhang, in eine Gemeinschaft zusammenflossen, der nur noch die politische mangelte, die aber durch die polnischen Kriege und die polnische Herrschaft in dem Zeitraume vorbereitet ward, während die Dänen

*) Röpell S. 208 f. und 247.

die Pommern von der Seeseite her durch Angriffe und Ueberfälle mürbe machten.

Unter den slavisch-deutschen Markgrafschaften waren eines Jahres keine mehr in Gefahr, dem Reiche entfremdet zu werden, als die lausitzer (1075) und die meißner (1076), zwischen Böhmen und der Oder im Winkel und gleichsam eingekeilt gelegen. In seinem Kampfe nehmlich mit den Sachsen wollte Heinrich den Böhmenherzog für seine treue Hilfe belohnen, die derselbe ihm, gemäß ihrer gegenseitigen Uebereinkunft, seit dem Jahre 1074 geleistet. Als daher der bisherige Markgraf Dedo starb, verlieh der König sofort dessen Mark, die Lausitz, an Wratislav II., ohne auf den Sohn jenes, Heinrich (von Eilenburg), Rücksicht zu nehmen. Und als im Jahre darauf Heinrich IV., von den Sachsen gedrängt, erst nach Böhmen eilte, um den dortigen Herzog an sich zu ziehen, und dann mit diesem vereint in die meißner Mark, und dort Alles mit Feuer und Schwert verwüstete, und nun die Sachsen, auf die Nachricht hiervon, herbeizogen, um das ihnen schon verwandt gewordene Land zu retten, da retirirte schleunigst der König nach Böhmen und von da nach Deutschland, vergabte aber bei seinem Abzuge nun auch die meißner Mark, deren derzeitiger Inhaber, Eckbert II., ein Gegner des Kaisers war, an den Böhmenherzog, und dieser gab sofort, was er empfangen, theilweise an einen seiner Dienstleute. Dies war Wigbert, ein Sohn desjenigen Wigbert, der das Balsamerland in der Altmark besessen hatte. Der Markgraf der Nordmark, Udo von Stade, hatte dem Jünglinge, als er herangewachsen, den Rittergürtel und als Lehen die Feste Tangermünde ertheilt, Wigbert aber dieselben sammt seinem väterlichen Erbe gegen Groitsch an der weißen Elster und gegen einige auf der Grenze der Nordmark belegene Beneficien vertauscht. Mit den Nachbarn seiner neuen Besitzungen in Streit gerathen, hatte er indessen, von ihnen belagert und bestürmt, seine Burg verlassen und war in die Dienste des Böhmenherzogs getreten. Dort hatte er sich als einen muthigen und treuen Krieger bewährt. Dafür verlieh ihm jetzt Wratislav II. die beiden zur Mark Meißen gehörigen Gaue Niseni und Budusin (um Dresden und Bautzen).

Allein er blieb nicht lange im Besitz derselben. Markgraf Eckbert II., obwohl damals noch kaum im Jünglingsalter, rückte von Sachsen her an, nahm Meißen und alle Festen seines Landes wieder ein (1076) und belegte sie mit seinen Soldaten. Später versöhnte er sich wieder mit dem König und verblieb im ungestörten Besitze seiner Markgrafschaft, obwohl er noch öfter Heinrich's Partei verließ und mit Absetzung bedroht ward. Das war besonders im Jahre 1087 der Fall. Das Jahr vorher hatte Eckbert sogar einen Anschlag auf Heinrich's Leben gemacht. Da hatte der König zu Wechmar ein Fürstengericht versammelt gehabt, das dem Eckbert alle seine Lande abgesprochen, dieser aber offenen Krieg angefangen. Nun beschloß auch Wratislav von Böhmen seinerseits seine Ansprüche auf Meißen wieder geltend zu machen. Er rückte im Sommer des genannten Jahres in das Land, machte große Beute und viele Gefangene; aber sonst blieb der Zug ohne sonderlichen Erfolg. Eckbert dagegen näherte sich wieder dem Könige, begann Unterhandlungen, ging nach Hersfeld, wo damals das Oberhaupt des Reiches weilte, leistete Abbitte, erneuerte den Eid der Treue und versprach auch die übrigen abgefallenen Fürsten zur Eintracht und zur Unterwürfigkeit zurückzubringen, wogegen er die Aufhebung des gegen ihn gesprochenen Urtheils und Wiedereinsetzung in alle seine Ehren und Würden erlangte. Bald aber wieder wankend geworden, verwirkt er von neuem des Kaisers Gunst und den Besitz seiner Marken. Meißen wird nun dem Markgrafen Heinrich von der Lausitz zu Theil, jenem Sohne des Dedo, der anfangs, d. h. gleich nach seines Vaters Tode, in der Gewalt des Königs gewesen war, dann aber sich selbst ranzionirt, an den Kriegen der Sachsen gegen das Oberhaupt des Reiches Theil genommen, zuletzt sich aber mit demselben versöhnt, sein väterliches Erbgut, die Mark Lausitz, wieder erhalten und jetzt eben sich vor Allen gegen seinen Schwager Eckbert II. erklärt hatte. Zwar hielt der Böhmenkönig das Land noch immer besetzt und war eben wieder mit einem Heere dorthin gezogen, um eine gewisse Zwingburg wieder herzustellen; seine Ansprüche scheinen indessen durch gütliches Uebereinkommen beseitigt worden zu sein.

Und als Eckbert von neuem Anstalten machte, die lausitzer Markgrafen aus der meißner Mark zu vertreiben, ward er in einer einsamen Mühle erschlagen, und die meißner Mark verbleibt dem Heinrich von Eilenburg bis 1103, bis zu dessen Tode, wo der Besitz beider Markgrafschaften auf dessen Sohn, Heinrich II., überging. So waren denn diese Lande doch für Deutschland gerettet: unter böhmischer Oberherrschaft hätte leicht wieder das slavische Element die Oberhand gewinnen und das deutsche, wenn auch nicht ganz unterdrücken, doch wenigstens bedeutend schmälern können. Aber an eine Erweiterung der betreffenden Markgrafschaften auf Kosten der Slaven war unter solchen Umständen gar nicht zu denken, auch nicht als Heinrich von Eilenburg starb (1103), kurz nachdem derselbe sich mit Gertrud, der Schwester seines vormaligen Widersachers, Eckbert, vermählt hatte. Da nehmlich begann Thimo, der Vaterbruder des Verstorbenen, die vacanten Markgrafschaften zu beanspruchen, und Kaiser Heinrich belehnte ihn wirklich damit, weil ja jener keine männliche Nachkommenschaft hinterlassen. Thimo fiel indessen kurz nachher bei Belagerung einer Burg, und die Markgräfin Gertrud erklärte schwanger zu sein und gebar wirklich einen Sohn, Heinrich II., dem folglich nach dem bestehenden Erbrechte die Marken gehörten, und die Mutter behauptete auch, entschlossenen Sinnes und reich begütert wie sie war, ihrem minderjährigen Sohne das Erbe, so lange sie lebte, so daß er wirklich noch in den Besitz desselben kam, trotz mancher schändlichen Gegenmaaßregeln und Raneunen, die die Söhne Thimo's anwendeten, um ihm solches abzuschneiden.

Rühriger zeigt sich anfangs nach außen hin in der Zeit Udo III., Markgraf der Nordmark (seit 1087). Es war die Brandenburg damals, wahrscheinlich in Folge der Unruhen im deutschen Reiche, in der Gewalt der heidnisch-slavischen, damals mit heidnischen Sachsen vermischten Luitizier. Udo vereinigt sich mit mehrern andern Sachsen, fällt in deren Land ein (1100) und siegt über sie ehrenvoll, belagert auch vier Monate lang die Burg Brandenburg und nimmt sie. Welche weitere und ob nachhaltige Folgen diese Eroberung gehabt habe, ist nicht bekannt; nicht unwahrscheinlich wurde

aber oder blieb die Feste selbst und die Umgegend einem inländischen Fürsten, Namens Brunito, von dem wir in städtisch-brandenburgischen Nachrichten lesen. Bald nachher gerieth indessen der Markgraf mit mehreren sächsischen Fürsten auch in Fehde, und statt die Feinde zu bekämpfen, verheerten beide Theile ihr eignes Heimathland, und die Brandenburg sammt ihrem Gebiete und ihrem Fürsten mag wieder sich selbst überlassen geblieben, d. h. frei geworden sein. Nicht minder entwickelte sich damals in Havelberg eine, zwar kleine, fürstliche Herrschaft aus einer slavischen Familie, so daß wir hiernach annehmen dürfen — was auch durch die nachmaligen, weiterhin erst klar hervortretenden Verhältnisse in diesem Theile des Slavenlandes zwischen Elbe und Oder hervorgeht — daß sich in der Zeit überall im Wendenlande kleine Reiche und kleine Fürstenthümer gebildet haben.

Mittler Weile war an der untern Elbe im Lande der Obotriten der Fürst Cruco gealtert und ging seinem Ende entgegen. Das nahm Godschalk's Sohn Heinrich in der Fremde (in Dänemark) wahr und machte sich auf, sein väterliches Erbe wieder an sich zu bringen. Allein der obotritische Fürst wehrte ihm den Eintritt ins Land. Da sammelte Heinrich eine Anzahl Schiffe, bemannte sie mit Dänen und Wenden, überfiel die Stadt Aldenburg und die ganze Meeresküste des Landes und machte große Beute. Nach zwei- oder dreimaliger Wiederholung solcher Raubzüge ward er so gefürchtet, daß Cruco mit ihm in Unterhandlungen trat, ihm die Heimkehr gestattete und das Besitzthum einiger Dörfer verlieh; dies Alles aber that er nur, um sich desselben bei schicklicher Gelegenheit zu entledigen. Allein durch die Hilfe der Gemahlin Cruco's fiel der Untergang auf diesen selbst zurück: er ward getödtet, seine Witwe vermählte sich mit Heinrich, und dieser wurde nun Herrscher der Obotriten. Darauf reiste der zum Herzog von Sachsen, Magnus, seinem Verwandten, wurde wohl aufgenommen und leistete — das eidliche Versprechen treuer Unterthänigkeit, gab also sich und das Land der Obotriten wieder hin an die Deutschen. Ja! er that aus Gunst für die letztern noch mehr: er rief die Sachsen in

Nordalbingien, die zerstreut in den Burgen wohnten, und denen Grueo so übel mitgespielt, die Häuser und Landgüter zerstört und verwüstet hatte, zusammen und ging mit ihnen einen sie beruhigenden Vertrag ein. Sie unterwarfen sich ihm willfährig als ihrem Befreier und erklärten, mit ihm zu leben und zu sterben.

Von den Wenden dagegen forderte Heinrich von neuem Tribut für sich und für den Sachsenherzog. Das brachte alle wendische Völkerschaften in der Gegend wieder in Empörung: in Kurzem rückten sie mit Heeresmacht heran. Heinrich rief den Herzog zur Unterstützung, und dieser eilte mit seinen Tapfersten herbei, rückte in das Polaberland bis auf die Ebene von Smilowe, woselbst es zu einer blutigen Schlacht kam, in welcher die Sachsen, nach großen Anstrengungen, zuletzt den Sieg davon trugen (1106?)*). Die nächste Folge davon war die Einnahme von 14 wendischen Burgen, und — der Aufstand war unterdrückt. Alle östlichen Wendenvölker, welche der hamburger erzbischöfliche Sprengel umfaßte: die Polaber, Lingonen, Obotriten, im Gegensatz der Wagrier, von denen die Reaction unter Heinrich ausgegangen war, wurden nun Heinrich und damit auch dem Sachsenherzoge tributbar. Die nordalbingischen Sachsen erhielten bald einen eigenen Grafen, so daß dem Heinrich nur die Wenden untergeben blieben.

Heinrich IV. starb am 7. August des Jahres 1106, viel zu spät für die innere Ruhe und Macht des deutschen Reiches. Alle Bande der weltlichen und kirchlichen Ordnung und des Gehorsams schienen gelöst, und — mit und unter seinem Sohne und Nachfolger wurde es leider nicht besser, auch nicht besser in Bezug auf die slavischen Verhältnisse.

## X. Heinrich V. Von 1106—1125.

Heinrich V. folgte ohne Widerrede seinem Vater Heinrich IV. War er ja doch schon bei dessen Lebzeiten zum Könige der Deut-

*) Die Jahreszahl ist sehr schwer, wo nicht unmöglich zu bestimmen. Vgl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 187, der sich indessen für das J. 1093 entschieden hat.

schen gewählt worden! Hatte er ja doch selbst dem Vater in der letzten Zeit die Herrschaft streitig machen können! Heinrich V. besaß ursprünglich und eigentlich alle Eigenschaften, die lang gestörten Ordnungen des Reiches und der Kirche wieder herzustellen, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und die öffentliche Ruhe zu festigen: er war scharfsinnig; er war klug; er war tapfer; er war energisch. Allein es fehlte ihm dabei die feste sittliche Haltung. Der Verräther seines Vaters, welcher, um den Sohn wenigstens, das nicht verdient hatte, war ohne allen Sinn für Gerechtigkeit, nur von verzehrender Herrschsucht beseelt und gleichgültig über jedes Mittel, sie zu befriedigen, ohne daß er, wie jener, durch die liebenswürdigen Eigenschaften des Mitleidens und Wohlwollens die Gemüther hätte versöhnen können. Die königliche Gewalt war in dem dreißigjährigen Sturme fast in Trümmer zerfallen, Güter und Einkünfte verschenkt, genommen, jedenfalls entfremdet, die Großen an Bürgerkrieg und Verrath gewöhnt und trotzig. Ohne Hausmacht, war der König nichts. Daher zuvörderst das Streben Heinrich's V., das königliche Ansehen im Reiche wieder herzustellen, die königlichen Einkünfte, welche unter der vorigen Regierung verloren gegangen waren, zu erneuern, oder wohl gar durch Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, die bisher ganz unbekannt gewesen, zu steigern, das Reichsgut zu mehren, sich der Kronen so vieler Länder als möglich zu bemächtigen, gegen die Fürsten die alten Vorrechte des Regimentes zu behaupten, und in keinem Falle das Recht der Belehnung der Bischöfe und Aebte gegen die Päpste aufzugeben. Darin zeigte er Größe; darin zeigte er Charakter. Hätte er aber nur sein Ziel mit Mäßigung und Gerechtigkeit verfolgt! Gewiß würde er dahin gelangt sein, wenn er diese Tugenden dabei beobachtet. War er doch energisch genug, trotz der vielen Empörungen im Innern des Reiches, für sich den Investiturstreit mit den Päpsten sehr vortheilhaft zu enden! Ließ er doch nicht ab, die Rechte der Krone und des Reiches mit Kraft und mit Nachdruck aufrecht zu erhalten im Innern sowohl wie nach außen. Aber schlau wie er war, benutzte er diese Schlauheit, oft auf Kosten der Moralität und der Gerechtigkeit und Billigkeit, seine

Pläne durchzuführen: er erschien charakterlos, falsch, dem nicht zu trauen, wetterwendisch, den Mantel nach dem Winde hängend. So suchte er z. B. im Jahre 1111 durch Verleihung mancher Vorrechte und Freiheiten an diejenigen Städte, die seinem Vater bis zum Tode treu geblieben, das Andenken an denselben zu ehren, an den, den er selbst so schändlich behandelt, das eigne Verfahren vergessen zu machen und die Zuneigung jener Oerter zu gewinnen, um seine herrschsüchtigen Absichten, mit denen er damals umging, gegen die deutschen Fürsten ausführen zu können. Diese Handlungsweise, dieses Streben, seine Macht, durch jedes, selbst durch erheuchelte Mittel und Maaßregeln auszudehnen, mußte bald auffällig werden, bei den Großen des Reichs Misfallen erregen und ihn in Kurzem in die heftigsten Fehden mit diesen verwickeln. Es kam daher zuletzt mit ihm eben so wie mit seinem Vater: beide Theile zerfielen gänzlich mit einander; es entstand von neuem ein heilloser Hader, eine unselige Verwirrung im Reiche, unter welcher sich alle öffentliche Ordnung auflöste, Kirche und Staat unendlich litten*). Und leider! war auch für Heinrich V. Italien ein unheilvolles Abzugsland seiner geistigen Kraft und Aufmerksamkeit, seiner Politik und seiner Macht.

Unter solchen Umständen konnte das Verhältniß des deutschen Reiches und Volkes zu den benachbarten Slaven nur ein schwankendes, das der Nebenordnung, nicht eines der Ueberordnung sein, wofern die letztern ihre Zeit begriffen und — benutzten. Wir wollen sehen! Fangen wir von den Obotriten an!

In demselben Jahre (1106), wo Heinrich IV., starb auch der Sachsenherzog Magnus, und mit ihm endete der männliche Stamm des Billungischen Hauses. Es hat 170 Jahre im Frieden und Krieg mit mehrerem und minderem Erfolge die Wendenmark an der untern Elbe gehütet und dem spätern Siege der Kirche wie der deutschen Nationalität vorgearbeitet, ohne ihn selbst zu erlangen. Und das Erbgut der Fa-

*) Man vgl. hierüber Stenzel in dem schon oft angeführten Werke an verschiedenen Stellen.

milie ward getheilt, da der Herzog zwei Töchter hinterließ, von denen die ältere mit dem Herzoge von Baiern Heinrich, aus dem Hause der Welfen, die jüngere mit dem Grafen Otto von Ballenstädt aus dem Hause Aschersleben (Ascarien oder Ascanien) vermählt war, das Herzogthum aber vom neuen Könige der Deutschen dem Grafen Lothar von Supplingenburg, (benannt nach einer Burg zwischen Helmstädt und Königslutter), der zwischen der Ocker und Elbe stattliche Allodialgüter besaß, verliehen. Anfangs hatte derselbe Ruhe gegen die Wenden. Erst mehrere Jahre nachher, im Jahre 1110, geschah wieder ein Mal ein Einfall derselben in Nordalbingien. Eigentlich war es wohl weiter nichts als eine Schaar Räuber, die nur das Land plünderte, Vieh und Menschen fortschleppte, manche der letztern auch tödtete und mit der Beute sich fort auf den Rückzug machte. Auf die Nachricht davon zog der Graf Godfried von Hamburg aus, ihr nach; allein er fiel in einen Hinterhalt der Feinde und verlor das Leben. Später kam der Herzog Lothar mit einem vollständigen Heere an, drang ins feindliche Land ein und verwüstete es, nahm auch mehrere der festeren und wohlhabenderen festen Städte ein und zog sodann als Sieger heim. Die erledigte Grafschaft Nordalbingien vergabte er an Adolf von Schauenburg.

Wohl im Jahre darauf*), also 1111, kam, vielleicht auf Antrieb des damals gegen den Obotritenfürsten Heinrich feindlich gesinnten Dänenkönigs Niels, eine Flotte der Ranen oder Rügier in die Mündung der Trave und den Fluß herauf bis zur Burg des obotritischen Häuptlings, bis nach Lübeck, das von ihnen berannt wurde. Als sich Heinrich so umlagert sieht und nicht hoffen kann, durch eigne Macht sich zu befreien, macht er sich mit zwei Begleitern heimlich bei nächtlicher Weile auf, entweicht aus der Feste und kommt glücklich nach Holstein. Hier stellt er dem Grafen die nahe Gefahr für seine Lande vor und erreicht sofortige Hilfe. Die Sachsen rückten, von ihm geführt, heimlich bis in die Nähe der Burg. Er gab den Seinigen in derselben ein bestimmtes

*) Nach Giesebrecht's Vermuthung a. a. O. S. 193 u. ff.

Zeichen seiner Ankunft, und mittelst einer Kriegslist gewinnt er einen vollständigen Sieg über die Feinde am ersten August, dermaaßen, daß man diesen Tag noch lange im Lande als wiederkehrendes Fest feierte.

Kurz nachher brach zwischen König Heinrich V. einerseits und dem Markgrafen Rudolf von der Nordmark aus dem Hause Stade, und dem sächsischen Herzog Lothar andrerseits jene Fehde über den Besitz der Grafschaft Stade aus, die den erstern so erzürnte, daß er in demselben Jahre (1111) um Weihnachten auf dem Reichstage zu Goslar die Sache zur Sprache brachte, und ein Fürstengericht beiden Gegnern ihre Aemter absprach. Das Herzogthum sollte dem Grafen Otto von Ballenstädt, jenem Schwiegersohne des letzten Billungers (s. oben S. 323), die Nordmark dem Grafen Helprich von Plötzke zu Theil werden. Das Urtheil in Ausführung zu bringen mit Gewalt der Waffen, rückte der Kaiser vor Salzwedel und belagerte die Feste (im Juni 1112). Aber auch Lothar und Rudolf ergriffen die Waffen.

Diesen günstigen Zeitpunkt benutzten wohl die jenseit der Elbe wohnenden Slaven, und so mag es damals, im Sommer desselben Jahres, geschehen sein, was Helmold, ohne die Zeit anzugeben, berichtet: die Brizaner (in der Priegnitz um Havelberg her) und die Stodoraner (um die Brandenburg) erhoben sich zur Empörung. Als davon der Obotritenfürst — er nannte sich von da ab König der Slaven und Nordalbinger — hört, befürchtet er, nicht ohne Grund, das ganze östliche Wendenland möchte dem Beispiele der beiden benachbarten Völkerschaften folgen und sich empören gegen ihn selbst und gegen die Herrschaft der Deutschen, und so beschließt er, ihnen flugs entgegen zu treten. Mit einem Heere aus Obotriten und Nordalbingern zieht er unter großer Gefahr nach Havelberg und berennt die Feste und belagert sie. Aber es zog sich die Belagerung in die Länge. Während derselben machte der Sohn Heinrich's Mistevoi (Mistue), einen glücklichen Streifzug in das Land der Lingonen und kehrte mit Gefangenen — unter ihnen war der Fürst der Lingonen selbst — und mit sonstiger reicher Beute zurück. Während dessen ward die Fehde jenseit der Elbe glücklich beseitigt: Herzog

Lothar und Markgraf Rudolf unterwarfen sich und wurden wieder in ihre Aemter eingesetzt. Wahrscheinlich hatte dies auch die Beilegung jenes Aufstandes zur Folge. Denn wenige Tage nach der Rückkunft Mistevoi's ins Lager Heinrich's vor Havelberg begehrten die Brizaner nebst den übrigen Empörern den Frieden, stellten nach Verlangen Geiseln, und der Aufruhr war gestillt. Ein Feldzug, der darum desto bemerkenswerther ist, weil er die Unterjochung jener Slaven vorbereitete, die nun schon Jahrhunderte lang der deutschen Herrschaft und der römisch-katholischen Kirche trotzten. Indessen ward die Ruhe in diesen Gegenden doch bald darauf wieder unterbrochen, aber durch die Schuld des Markgrafen selbst. Rudolf gerieth mit einem seiner Nachbarn, dem Grafen Milo von Hillersleben und Ammersleben, in eine Fehde, und um seinem Gegner desto mehr Schaden zuzufügen, reizte er die Luitizier auf: sie kamen und verheerten das Land seines Gegners (1113).

Inzwischen war dem Obotritenkönige Heinrich ein Sohn, Namens Waldemar, von jenen Rugianern oder Ranen erschlagen worden. Da beschloß der Vater Rache zu nehmen. Noch im Herbste desselben Jahres machte er Rüstungen zur Heerfahrt. Wenden und Sachsen folgten seiner Aufforderung. Sie vereinigten sich an dem Gestade des Meeres, Rügen gegenüber. Es war strenger Winter eingetreten und die See fest zugefroren. Die Rugianer boten Geld zur Abwendung der Gefahr. Allein die Summe ward zu gering befunden; der Zug ging vor sich übers Eis; man erreichte glücklich die Insel. Es war das erste deutsche Kriegsheer, das dieselbe betreten. Man steckte die dem Meere zunächst gelegenen Dörfer in Brand, und rüstete sich zur Schlacht, als man erfuhr, der Feind sei im Anrücken. Es kam indessen nicht dazu: die Ranen erzitterten vor der Stärke der fremden Macht, schickten ihren Priester ab, als Unterhändler zu verhandeln über den Frieden. Derselbe kam zu Stande, aber unter der harten Bedingung, daß die Ranen 4400 Mark, eine Summe, die das kleine Land nicht erschwingen konnte, zahlen sollten. Sie stellten Geiseln zur Bürgschaft, und der Sieger kehrte heim und ent-

ließ die Schaaren. Nachmals sandte er hin nach Rügen, um das versprochene Geld einzufordern. Da zeigte sich die Unmöglichkeit es aufzubringen. Heinrich sah sich genöthigt, eine zweite Heerfahrt anzusagen. Dies Mal gesellte sich ihm auch der Sachsenherzog zu. Unter dessen Oberanführung ging der Feldzug, im Winter darauf (1114), zuerst gegen die Häuptlinge der Circipaner, den Fürsten Dumar und dessen Sohn: sie und ihr Volk wurden genöthigt sich zu ergeben und namentlich zu versprechen, Truppen zu stellen. Heinrich hob 300 Reiter unter ihnen aus, die sich dem Zuge anschlossen. Da auch dieses Mal die See zugefroren war, so gelangte man eben so glücklich wie früher auf die Insel, und der Fürst daselbst sah sich gezwungen, Frieden zu suchen. Er versprach eine ansehnliche Geldsumme, leistete den Eid des treuen Gehorsams und gab seinen Bruder als Geisel. Die Sieger aber mußten eilen, wieder zurück nach dem festen Lande zu kommen; denn es begann Thauwetter. Ihr Aufenthalt auf der Insel hatte kaum drei Tage gedauert. Die erfochtenen Vortheile gingen dadurch wieder verloren*). Auf dem Rückzuge widmete der Herzog Lothar noch ein Mal den Circipanern und ihrem Verhältnisse zum deutschen Reiche eine besondere Aufmerksamkeit: er ließ die Dreihundert, welche die Expedition nach Rügen mitgemacht hatten, durch einen Dolmetscher befragen, zu welcher Markgrafschaft sie denn sonst gehört hätten? Und sie antworteten: „dem Markgrafen, für den wir eben ins Feld gezogen, sind wir auch von Rechtswegen zur Kriegshilfe verpflichtet.“ Ergrimmt über solchen Ungehorsam, daß sie sich erst lange geweigert, ihm zu folgen, will der Herzog sie alle aufhängen lassen. Nur mit Mühe läßt er sich besänftigen. Dann erkundigt er sich weiter nach dem Tribute, den das Land zu leisten: worin er bestehe, an wen er entrichtet worden. Die Antwort ist: der Stadt Corvey und einem gewissen St. Veit, der daselbst Schutzherr und Gebieter, seien sie verpflichtet, alljährlich einen Fuchsbalg oder 26 Denare bardewiker Münze von jeder Hakenhufe zu zahlen. Also sprachen die Circipaner, und der Herzog schonte sie um

*) Vergl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 198 mit Jaffé's Gesch. des deutsch. Reiches unter Lothar d. Sachsen. S. 9.

des Heiligen willen. Natürlich war es ein bloßes Vorgeben, weil sie für ihr Leben fürchteten. Jener Zins an das Stift Corvey lag ja eigentlich nur den Rugianern ob (vgl. oben S. 62). Wahrscheinlich ist's, daß aus dem Namen Swantovit, welchen der zu Arkona auf Rügen verehrte slavische Gott führte, und welcher mit dem des Sanct Vit äußerlich die größte Aehnlichkeit hat, die ganze Behauptung herzuleiten ist*). Es ist nicht unglaublich, daß sie als Heiden jenem Opfer und eine Art Zins gespendet, und daß sie die Abgabe an Corvey, nach der Weise der Rugier, nur erdichtet haben, um den Zorn des Sachsenherzogs zu begütigen. Ob solcher Zins seitdem an Corvey geleistet worden, wird nicht gemeldet und ist auch sehr zu bezweifeln; ja selbst das Verhältniß der Unterthänigkeit zum deutschen Reiche und zum sächsischen Herzoge dürfte von Seiten der Circipaner nicht von Dauer gewesen sein, da die Ereignisse, welche jenem Feldzuge gefolgt, für nicht geeignet gehalten werden können, diese Völkerschaft zu deßfallsiger Pflicht zu treiben. Sachsen nehmlich war damals schon wieder voll innerer Zwietracht, an der auch Lothar und Markgraf Rudolf — der damals gezwungen oder freiwillig seinem Neffen Heinrich die Nordmark übergeben hatte (1114) — Antheil nahmen gegen den Kaiser, der dafür, wie wenigstens sehr wahrscheinlich, ihnen von jenseit der Elbe die Wenden auf den Hals lockte. Sie kamen über den Strom 2800 Mann stark, bis in die Gegend von Köthen. Dort aber traf sie Graf Otto von Ballenstädt — das erste Zusammentreffen der Ascanier mit den Wenden, das nachmals so oft und so hitzig statt gefunden — und schlug sie am 9. Februar des Jahres 1115 total.

In den nächstfolgenden Jahren lag Herzog Lothar wiederholt gegen Kaiser Heinrich zu Felde. An diesen Fehden nahm des Herzogs Schwiegermutter, jene oben (S. 278) erwähnte Gertrud, die Markgräfin von Meißen, lebhaften Antheil, indem sie, auch von ihrer Seite, sich mehrfach von Heinrich V. in ihren Rechten und im Besitze ihrer Güter beschränkt und verkümmert fühlte. Sie starb aber im Jahre

*) Vgl. Cod. diplom. Pomeran. pag. 14 f.

1117, und nun gelang es dem Kaiser, seine Gegner zu trennen. Den Grafen Wiprecht von Groitsch, den er während der Fehden zum Gefangenen gemacht hatte, wußte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihm die Freiheit und alle früher entzogenen Besitzungen, somit auch Bautzen, zurückgab und ihn sogar mit völliger Nichtachtung des Erbrechtes des nunmehr vierzehnjährigen Sohnes der Markgräfin, Heinrich's II., mit der Mark Lausitz bewidmete für die Summe von 2000 Talenten. Die Mark Meißen dagegen erhielt um eben diese Zeit der Graf Konrad von Wettin. Indessen ließ sich das Heinrich II. nicht so geduldig gefallen: er begann Krieg gegen seinen Vetter Konrad, nahm ihn gefangen und hielt ihn in strengem Gewahrsam auf seiner Burg Kirchberg. Auf solche Weise blieb er wenigstens im Besitze der meißner Mark; denn Wiprecht scheint ganz oder größtentheils die Lausitz inne gehabt zu haben. Daneben hörte auch die Fehde im Sachsenlande nicht auf bis 1120, wo sich Herzog Lothar und Markgraf Rudolf u. A. endlich mit dem Kaiser versöhnten. Während dieser Unruhen herrschte im Obotritenlande der Wende Heinrich, nur ein Mal in der Ruhe gestört durch einen Krieg mit Dänemark. Ihm gehorchten und waren tributpflichtig, nach Helmold's ausdrücklicher Bemerkung, die Wagrier, Polaber, Obotriten, Kissiner, Circipaner, Luitizier (oder Wilzen), Ranen (oder Rugier). Hierzu waren zuletzt auch noch die Pommern gekommen; freilich welcher Theil dieser Nation und in welcher Ausdehnung, ist nicht zu entscheiden, sicherlich aber bis zur nördlichen Grenze vom damaligen Polen. Der Obotritenfürst stand gegenwärtig unbezweifelt auf der höchsten Stufe seiner Macht. Seine Residenz und der Mittelpunkt seines Reiches war Lübeck, welchen Ort er mit besonderer Pflege hegte.

Heinrich der Obotritenfürst war auch den christlichen Missionen nicht abhold. Anfangs des Jahres 1119 stellte sich bei ihm ein gewisser Vicelin ein in Begleitung zweier andrer Geistlichen und bat um die Erlaubniß, das Evangelium in seinem Lande predigen zu dürfen. Bis dahin hatte er nicht gewagt, solches zu gestatten, aus Furcht vor seinen noch immer heidnisch gesinnten Unterthanen. Jetzt aber trug er kein Bedenken.

Er gewährte den Leuten das Gesuch, that ihnen vor allem Volke alle Ehre an und übertrug ihnen die Kirche in Lübeck, damit sie unter seinem unmittelbaren Schutze ihr Werk beginnen sollten. Sie gingen nur noch ein Mal zurück nach Sachsen, um sich zu ihrem künftigen Berufe in der Fremde vorzubereiten und ihr Haus daheim zu bestellen. Aber der bald darauf erfolgte Tod Heinrich's und die Unruhen nachher im Reiche änderten die Scene.

Und wie an diesem nördlichen Ende der Slavenländer, so ging es in derselben Periode auch in Böhmen und Polen zu. In jenem Lande herrschte, wie aus dem Obigen bekannt ist, usurpatorisch Boriwoi II. (seit 1100), aber in Sicherheit und Ruhe nur kurze Zeit. Sein naher Verwandter Swatopluk, Herzog von Olmütz, brachte es durch geheime Umtriebe im Lande Böhmen dahin, daß jener den Seinigen verhaßt und von ihm mit Leichtigkeit vom Throne verdrängt wurde (1107). Dem Boriwoi blieb nichts Anderes übrig als die Flucht aus dem eigenen Reiche. Er ging zu seinem Schwager, dem Grafen Wiprecht von Groitsch, der damals schon belehnt war mit etlichen Theilen der meißner Markgrafschaft (vgl. oben S. 288). Dahin folgten ihm seine Getreuen, und auch sein jüngster Bruder, Sobeslav, ein junger hoffnungsvoller Prinz, theilte freiwillig die Verbannung. Der Vertriebene konnte sonst nirgendswo als nur beim Oberhaupte des deutschen Reiches Hilfe finden. Als daher König Heinrich V. im Sommer desselben Jahres nach Sachsen kam, eilte Boriwoi zu ihm und stellte ihm vor, was ihm begegnet. Er verpflichtete sich zur Entrichtung einer bedeutenden Summe Geldes, wofern sich der König gemüßigt fände, ihn wieder zum verlorenen Throne zu verhelfen. Und der König ging in die Sache ein und gebot dem neuen Fürsten in Böhmen in Kraft der Oberherrlichkeit des deutschen Reiches, persönlich vor ihm zu erscheinen, widrigenfalls er den Usurpator in Prag selbst heimsuchen würde. Swatopluk fühlte sich noch nicht genug gefestigt in der Herrschaft und konnte daher nicht den Trotzigen spielen und erwarten, mit Erfolg dem Könige der Deutschen Widerstand zu leisten. Er stellte sich also in Person, hoffend, bei diesem seinem muthigen Vertrauen Gnade bei Heinrich V.

zu finden. Allein er täuschte sich. Heinrich ließ ihn, sobald er angekommen, gefangen setzen, ohne ihn nur anzuhören. Boriwoi leistete die versprochene Zahlung, obschon der König noch nichts weiter gethan hatte, um ihn in den Besitz des böhmischen Thrones zu setzen. Nun erkannte auch Swatopluk den Weg zu seiner Freiheit: er feilschte mit Heinrich V. förmlich um seine Loslassung und verpflichtete sich zur Zahlung von 10,000 Mark Silbers unter Stellung seines Sohnes Otto als Geisel dafür. So ward er entlassen und — kehrte nach Prag zurück. Hier brachte er mit aller Mühe nur 7000 Mark zusammen; für die übrigen haftete der Sohn, der aber sehr bald eine günstige Gelegenheit zur Flucht ersah und sie zu großem Misfallen des Königs auch durchführte. Indessen muß sich der letztere doch wieder haben versöhnen lassen; denn als im Jahre darauf (1108) Swatopluk's Gemahlin einen Sohn gebar, trug er sich zum Pathen desselben an, ließ das Kind zu sich bringen, um es selbst aus der Taufe zu heben, und verlieh ihm zum Pathengeschenke die noch rückständigen 3000 Mark. Freilich handelte er wohl auch gegenwärtig so aus Politik: er hatte die Hilfe und den tapfern Arm Swatopluk's nöthig zum bevorstehenden Feldzug gegen den damaligen Ungarnkönig Kolomann. Und der Böhmenfürst unterließ nicht, dem deutschen Könige beizustehen. Allein die Könige Kolomann von Ungarn und Boleslav III. von Polen standen mit einander in engem Verbande. Als daher jener sich von den Deutschen und Böhmen bedroht sah, veranlaßte er diesen, eine Diversion ins böhmische Land zu machen, und wahrscheinlich schlugen in Folge derselben die Plane König Heinrich's fehl, und Swatopluk's Unterthanen mußten theilweise sehr dafür büßen. Die Folge davon war, daß Heinrich V. seinen ganzen Groll auf den Polenkönig warf und den Beschluß faßte, selbigen für seinen den Ungarn geleisteten Beistand gehörig zu züchtigen. Noch im Lager vor Presburg, das er nicht erobern konnte, schwur er dem Böhmenfürsten, ihn und sich selbst an dem Polen zu rächen. Ueberdem lieh er dem polnischen, zu Swatopluk vor Boleslav geflüchteten Prinzen Zbigniew, der ihn meinte fest versichern zu können, daß die Mehrzahl der Polen von Boleslav abfallen

würde, wenn das deutsche Heer erschiene, und an einen ernsten Widerstand nicht zu denken wäre, ein leichtes, zu williges Ohr. Endlich wollte er auch wohl das ehemalige Vasallenverhältniß der polnischen Fürsten zum deutschen Reiche und Könige wieder herstellen, so wie er das Uebergewicht beider über Böhmen und Ungarn geltend zu machen bereits bestrebt gewesen war.

Boleslav war zur Zeit gerade in einem heftigen Kriege mit den Pommern verwickelt. Derselbe hatte bereits die Macht dieser Völkerschaft und ihren bisherigen hartnäckigen Widerstand gegen fremde politische Herrschaft und gegen das Christenthum oder die römisch-katholische Kirche zumeist gebrochen und war für Boleslav sehr günstig geendet worden, und der Polenfürst mochte eben im Begriff sein, die errungenen Vortheile noch weiter zu verfolgen. Da traf eine Botschaft von Heinrich V. bei ihm ein mit folgenden Anforderungen unter Androhung des Krieges: er sollte seinem vertriebenen Bruder die Hälfte seines Reiches abtreten, dem Könige selbst aber als Zeichen und Pflichttheil seiner Vasallenschaft die 300 Mark jährlichen Zinses leisten oder eben so viele Reiter zur bevorstehenden Römerfahrt stellen. Boleslav lehnte beide Forderungen kräftig ab, und so sah sich denn Heinrich gezwungen, sich zu einem Polenzüge zu rüsten. Nach Pfingsten des Jahres 1109 rückte Heinrich mit zahlreichen deutschen Kriegsschaaren, zu denen auch böhmische gestoßen, in Niederschlesien ein. Boleslav eilte auf die erste Kunde von dem Einfall der Deutschen in sein Land selbst herbei, rückte, mit geringer Truppenzahl, zur Oder hin, gebot den Seinigen, den Strom zu schützen und den Uebergang zu wehren, und schlug vor Glogau unfern ein Lager auf, den Anzug größerer Truppenmassen erwartend. Indem gelangten die Deutschen, überall Alles verwüstend und mit Brand verheerend, durch eine früher ungekannte Fuhrt über den Strom. Der erste feindliche Ort, auf den sie hier trafen, war das große und feste Schloß Lebus — das erste Vorkommniß dieses Namens und dieses Ortes. Der König ließ es angreifen und berennen. Bei demselben lange mit dem Gros des Heeres zu verweilen, hielt er aber nicht für räthlich. Er schenkte es also dem ihn begleitenden Erzbischofe von Magdeburg, unter der Bedingung, daß dieser die begonnene Belagerung mit

19*

seinen Hilfstruppen fortsetze und sich die Eroberung des Schlosses angelegen sein lasse, was auch der Erzbischof that und die Eroberung durchsetzte. Der König verfolgte indessen seinen Zug und rückte gegen Beuthen vor. Hier schon sollte er die Erfahrung machen, daß er von denen getäuscht worden wäre, die ihn zu der Heerfahrt veranlaßt hatten. Als er vor der Stadt vorüberzog, ward er von der dasigen Besatzung so heftig angegriffen, daß er über die Tapferkeit der Polen, die im Vergleich zu den bepanzerten deutschen Kriegern unbewehrt an ihrem Leibe heißen konnten, erstaunte und den ihn begleitenden Zbigniew der Unwahrheit seiner frühern Aussagen bezüchtigte. Dann rückte er vor Glogau (24. August). Obschon dessen Befestigungswerke vor Alter fast gänzlich verfallen waren, fand sich Heinrich doch veranlaßt, der Besatzung gegen Stellung von Geiseln eine fünftägige Frist zu verstatten, nach deren Verlauf sie erst sich bestimmt zu entscheiden habe, ob sie sich ergeben oder die Vertheidigung des Platzes noch fortsetzen wolle. Sie sandte deßhalb an den Herzog Boleslav Abgeordnete; dieser aber erwiederte solchen, er würde jeden Verräther ans Kreuz schlagen lassen. Nun leisteten die Belagerten den hartnäckigsten Widerstand: die Deutschen richteten bei aller ihrer Tapferkeit nichts aus. Während dem war Boleslav bemüht, sie immerwährend zu beunruhigen: Tag und Nacht umschwärmten seine Reiterschaaren das Lager des Königs, fingen auf oder erschlugen die auf Fouragirung ausgesandten Haufen, griffen auch wohl je zuweilen das Lager selbst an. Unter solchen Verhältnissen ließ Heinrich V. endlich ab von der Belagerung und zog die Oder hinauf nach Breslau, aber immer unter den unablässigen Angriffen der ihn verfolgenden Polen, die von allen Seiten das Heer umgaben, ihm die meisten Zufuhren abschnitten, vereinzelte Soldaten und Schaaren aufhoben und durch dieß Alles einen solchen Schrecken verbreiteten, daß fast Niemand wagte das Lager zu verlassen, und Jeder Tag und Nacht in seiner Rüstung verbleiben mußte. Diese unablässige Unruhe, verbunden mit den Beschwerden des Marsches durch wilde, wüste Gegenden, zu denen sich noch Mangel an Lebensmitteln und die Gluth der Sommerhitze gesellten, richtete das

Heer der Deutschen fast gänzlich zu Grunde. Heinrich konnte und wollte sich dennoch nicht zum Rückzuge entschließen: er mochte sich schämen, unverrichteter Sache umkehren zu sollen. Einerseits bot er daher Boleslav den Frieden an, wenn er nur 300 Mark Silbers erlegte; andrerseits drohte er auf Krakau zu gehen und machte bald dahin bald dorthin Züge, wie wenn er diesen Entschluß ausführen wollte. Zu seinem Verdrusse fingen die Deutschen endlich gar an, Lieder auf den Heldenruhm des feindlichen Fürsten zu singen. Nun dachte er an den Rückzug. Am 21. September brachte in seinem Zelte, um mit ihm die Sache zu besprechen, den ganzen Tag der Böhmenfürst Swatopluk zu. Da wird dieser bei der Rückkehr in sein Zelt urplötzlich durch einen unbekannten Ritter mit einem Speere durchbohrt. Der Mörder rettet sich glücklich und bleibt unentdeckt. Aber das ganze Heer, besonders die Böhmen, gerathen darüber in Aufregung, wollen eiligst davon gehen und den in große Angst versetzten Kaiser verlassen. Sie verlangen eine freie Wahl ihres Fürsten, die ihnen Heinrich V. nicht verweigern kann, und — sie wählen Swatopluk's Bruder, Namens Otto, und der Kaiser bestätigt die Wahl. Sogleich eilt einer von ihnen nach Olmütz, um den Erkorenen davon zu benachrichtigen und unverzüglich nach Prag zu führen.

Beim Polenfürsten Boleslav III. befand sich indessen der früher von Swatopluk vertriebene böhmische Prinz Boriwoi, welcher der Schwager Wiprecht's von Groitsch war. Sofort nahm sich dieser letztere seines Verwandten an und suchte die Verlegenheit, in welcher sich Heinrich V. den Polen gegenüber befand, zu benutzen, um selbigen zur Anerkennung der Rechte Boriwoi's auf den Thron Böhmens zu bestimmen und dafür von Boleslav III. die Garantie eines sichern Rückzuges zu erlangen. Heinrich zwar hatte bereits der Neigung der im Lager anwesenden Böhmen nachgegeben und den Bruder Swatopluk's, Namens Otto, als ihren Herzog bestätigt. Allein einmal war der König nicht so festen Charakters, daß er seine Zusagen so unbedingt immer gehalten hätte, und dann sah er sich im vorliegenden Falle dazu genöthigt, um sich und seine Armee der Gefahr zu entreißen.

Wir wissen nicht, wie die Verhandlungen geführt worden sind und zu welchem Resultate sie geführt haben: es fehlt uns an allen Nachrichten gerade über diesen Punkt. Allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Polenfürst auf Wiprecht's von Groitsch Verwenden in die Sache eingegangen ist und für den Preis, dem Boriwoi die Herrschaft über Böhmen zu verschaffen, vom weitern Kampfe abgestanden und den König in Frieden hat ziehen lassen, um so mehr, als er gewiß von der oben erwähnten Wahl der Böhmen gehört haben mag und nun seinem Schützling, dem Otto gegenüber, die Herrschaft hat verschaffen wollen. Aber Heinrich's V. Unternehmung, den Polenfürsten zu demüthigen, ihm die Oberherrlichkeit des deutschen Reiches aufzudrücken, war gescheitert. Ohne eigentliche Schlacht, durch sogenannten Guerillakrieg, hatte der Feind die Oberhand behalten und seine Freiheit behauptet. Und bald ging er von der Defensive zur Offensive über.

Böhmen war und blieb nehmlich von da ab eine geraume Zeit hindurch der Schauplatz innerer Zwistigkeiten von Seiten des regierenden Hauses. Zu jenen beiden Prätendenten der Krone, Otto, vom Heere gewählt, und Boriwoi, von dem Polenherzoge und Wiprecht von Groitsch empfohlen und gewünscht, gesellte sich bald noch ein dritter, Wladislav, der bei Swatopluk's Erhebung, noch nicht dritthalb Jahre vorher, vertragsmäßig zu dessen Nachfolger bestimmt worden war. Es ward ein allgemeiner Herrentag veranstaltet, auf welchem, nach stürmischen Debatten, Herzog Otto sich gezwungen sah, seinen Ansprüchen zu entsagen, und Wladislav I. auf den Thron erhoben wurde (2. October 1109). Und alsbald wurde Heinrich, der unterdessen aus Polen wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, beschickt und ließ sich auch ohne Weiteres für Wladislav umstimmen, vornehmlich da der Bitte um dessen Bestätigung ein Zins von 500 Mark Silber beigefügt war. Wiprecht war bereits in Ungnade gefallen, vielleicht weil er sich eben des Boriwoi angenommen hatte, und damit war auch dessen Sache beim König so gut wie verloren. Da begibt sich Herzog Wladislav am 22. December nach Bamberg zu Heinrich, dahin von demselben entboten, und während seiner Abwesenheit bemächtigt sich Boriwoi Böhmens und der Haupt-

stadt, und zu seiner Unterstützung erscheint an der Grenze der Polenfürst Boleslav III., der jedoch auf die Nachricht von dem Gelingen des Zuges des böhmischen Fürsten wieder umkehrt: ihn riefen die Angelegenheiten mit den Pommern ab, von denen wir nachher mehr zu sprechen Anlaß nehmen werden.

Wladislav aber ertrug diese Unbill nicht mit Gelassenheit: er hatte kaum die Kunde von den Vorgängen in Prag und Böhmen auf seiner Reise vernommen, als er sogleich Abgeordnete an den König sandte, ihn um seine Dazwischenkunft in dem Streite zu bitten. Dann zog er mit allen seinen Begleitern wieder hin nach dem Heimathlande und war so glücklich, den Gegner zu schlagen und sich Prags wieder zu bemächtigen. Es erfolgten die schändlichsten Greuelscenen: eine Menge Menschen wurde der Rache geopfert. Indessen war auf den Hilferuf Wladislav's König Heinrich am 1. Januar des folgenden Jahres (1110) in Böhmen eingerückt. Er ließ die streitenden Parteien auf einen Herrentag nach Rokyean vor sich laden. „Also ließ man die Waffen ruhen (3. Januar) und bereitete sich auf den Weg. Weil man leichtsinnig vom Grundgesetze des Staates abgewichen war, füllte sich das Land mit Bürgerblut, und zur Strafe und zur Schmach des Volkes kam nun ein fremder König, um über das Recht zu entscheiden, wer fortan Herr in Böhmen sein sollte"*). Und er entschied für Wladislav, der bei der Gelegenheit sich dem Könige verpflichtete, dreihundert wohlbewaffnete Reiter zur Heerfahrt nach Italien zu stellen, wie sein Vater Wratislav sie dreißig Jahre vorher gestellt hatte. Boriwoi durfte gar nicht vor ihm erscheinen und wurde in die Haft abgeführt.

Das Alles aber beschwichtigte das Land nur momentan: es brachen doch von Zeit zu Zeit unter den Gliedern des fürstlichen Hauses wieder die alten Zwistigkeiten aus: man theilte vielfach das Reich; die Polen und die Deutschen mischten sich abwechselnd in die Angelegenheiten des Landes. Böhmens Macht blieb geknickt und war für das deutsche Reich unschädlich. So blieb es bis zu Wladislav's und Heinrich's V. Tode (1125).

*) S. Palacky a. a. O. S. 371.

Anders war es in und mit Polen. Hier wußte der thätige, kluge, tapfere, kampflustige Boleslav III. sich, sein Haus und seine Herrschaft von jeder fremden Einmischung frei zu machen und erweiterte die letztere sogar nach mehrern Seiten hin, vornehmlich über Pommern, und dadurch geschah es, daß der Eroberung und Christianisirung des Landes in der folgenden Zeit ein bedeutender Vorschub geleistet worden ist. Es war im Jahre 1109, als Boleslav von Böhmen fort, an das nördliche an Pommern grenzende Ende seines Reiches eilte. Auch hierhin begleitete ihn das Glück: die Herrschaft der Polen breitete sich jedenfalls über einen großen Theil der dortigen Landschaften aus. Zwar verblieben noch fortan jene eroberten Gebiete, wie es scheint, ihren bisherigen einheimischen Dynasten, die sich in der Zeit aus der Masse des Volkes herausgebildet hatten; ihre erste und anfängliche Abhängigkeit mag nur darin bestanden haben, daß sie die Oberhoheit des Polenfürsten anerkannten, Kriegsdienste leisteten, Tribut zahlten, ihre Burgen ihm offen zu erhalten und endlich der Verbreitung des Christenthumes keine Hindernisse in den Weg zu legen versprachen. So wenigstens gestalteten sich bestimmt die Verhältnisse der südlichen an der Netze liegenden Landschaft. Hier herrschte, in Nakel und der Umgegend, ein gewisser Swantopole (Swantopolk?) unter solcher Bedingung und verharrte mehrere Jahre lang in der den Polen angelobten Treue und sicherte dieser Gegend dadurch einen längeren Friedenszustand. „Solchergestalt erhielten die langjährigen Kämpfe Boleslav's mit den Pommern einen gewissen Abschluß"*), eine gewisse sichere Basis, von wo aus die Politik des polnischen Herrschers bald weiter fortschreiten konnte zur Unterwerfung der fernliegenden Gegenden. Nach einigen Jahren ruhigen und friedlichen Gehorsams nehmlich kam Swantopole auf den Gedanken, sich der polnischen Oberherrlichkeit zu entäußern: er kam nicht mehr seinen gegebenen Zusagen nach gestattete insbesondere nicht den Polen freien Zugang zu den Festungen und stand höchst wahrscheinlich selbst mit den entfernten, gegen Boleslav feindlich gesinnten russischen Fürsten

*) Röpell a. a. O. S. 253.

in geheimer Verbindung. Dies veranlaßte den Polenherzog um Michaelis 1118, eine Heeresfahrt zu rüsten und die Hauptburg des pommerschen Fürsten, Nakel, zu berennen und zu belagern. Das erste Mal will es ihm nicht gelingen, dieselbe zu nehmen: nach langer und anstrengender Belagerung vergleicht er sich mit Swantopole unter Gewährung milder Bedingungen. Da indessen derselbe keine inne hält, greift Boleslav von neuem zu den Waffen, erobert eine andere feste Burg, Wyssegrod, an der Mündung einer der Nebenflüsse in die Weichsel, zieht dann vor eine andere (Nakel?), erobert, obschon nach großen Anstrengungen, auch diese, und nun ward er wohl unmittelbarer Herr und Gebieter dieser Landschaften des Swantopole, der seitdem aus den Annalen der Geschichte verschwindet. Dagegen hatte er es seitdem mit einem andern pommerschen Fürsten, Namens Wratislav, an der untern Oder zu thun. Mit diesem, der in seiner Jugend in Merseburg als Gefangener gewesen war und dort die christliche Taufe empfangen und sich später mit einer Christin vermählt hatte, aber bei seiner Rückkehr zu seinem Volke jedes Zeichen der christlichen Kirche abzuthun und nicht im Mindesten zu äußern gezwungen war, begann er eine Reihe von heftigen und verheerenden Kämpfen, die, nachdem er Swantopole's Verbündete, die Russen, Preußen und Polowzer, einiger Maaßen beseitigt und ungefährlich gemacht hatte, und während gleichzeitig die sächsischen Fürsten von Westen aus die Gaue Mekelnburgs und Vorpommerns bedrängten, sich damit endigten, daß er das feste Stettin, den nunmehrigen Hauptort der Dynastenherrschaft an der untern Oder, bei Winterzeit einnimmt und wie es scheint, sogar über die Oder bis zum Müritzsee vordringt und sich das gesammte Pommern unterwirft. Wratislav sah sich gezwungen, die Oberherrlichkeit des polnischen Fürsten anzuerkennen, und mußte es noch für eine Gnade erachten, daß ihm gegen das Versprechen, Tribut zu zahlen und das Christenthum anzunehmen, seine bisherige Stellung gelassen und der Friede gewährt wurde (1121).

Nehmlich Boleslav war nicht bloß darauf bedacht, seine Herrschaft zu erweitern: seine Politik umfaßte auch die Verbreitung des Christenthumes, sei es nun, daß er wirklich selbst

so propagandistisch-kirchlich gesinnt war, oder daß er solche für nützlich und nothwendig hielt zur völligen Demüthigung und Bändigung der neu bezwungenen Unterthanen. Er traf demnach in seinen desfallsigen Neigungen und Maaßregeln durchaus zusammen mit den deutschen Fürsten der vergangenen und der künftigen Zeit, arbeitete also den nachmaligen Bestrebungen und Erfolgen derselben dadurch vor, daß er die Kraft, die Hartnäckigkeit, die Tapferkeit der betreffenden Slaven, die so langen und so trotzigen Widerstand den deutschen Waffen und der Einführung des Christenthums geleistet, überwand und brach, so daß nunmehr nur noch die Luitizier zwischen der Mittelelbe und der untern Oder zu besiegen standen und, rings umgarnt von mächtigen Gegnern, wirklich besiegt werden konnten, sobald sich der ernste Anlaß dazu fand.

Boleslav begnügte sich jedoch nicht, dem Fürsten und den Bewohnern jener neuen Länder das bloße Versprechen der Annahme der christlichen Lehre abgenöthigt zu haben, er nahm auch die Gelegenheiten wahr, die sich ihm durch auswärtige fromme Männer darboten, selbige dort verbreiten zu lassen; denn die eigentliche polnische Geistlichkeit scheint keinen besondern Trieb gehabt zu haben, diese Bekehrung der Pommern zu veranlassen: Herzog Boleslav vermochte nicht, einen seiner Bischöfe zu bewegen, zu ihnen zu wallen und ihnen das Evangelium zu predigen. Da kam aber um die Zeit — wahrscheinlich im Jahre 1122 — zu ihm ein römisch-katholischer Geistlicher, Namens Bernhard, ein Spanier von Geburt, der in Italien ein Bisthum erhalten hatte, allein mit einem Theile seines Sprengels in Zwietracht gerathen war und in Folge dessen den Vorsatz faßte, sein Amt aufzugeben und den Heiden das Evangelium zu predigen. Zufällig vernahm er, daß Pommern der Heidenboten bedürfe. Er machte sich also in Begleitung seines Kapellans Petrus auf, langte glücklich in Polen an und trug dem Herzoge seinen Plan vor. Dieser war darüber sehr erfreut; indessen gab er dem frommen Manne zu bedenken, daß das Volk der Pommern noch dergestalt unbändig sei, daß es eher ihn umbringen als die Predigt anhören werde. Allein das war dem christlichen Glaubensboten eben recht: dazu, erwiederte

er, sei er eben gekommen, um Christi willen den Tod zu erleiden. Das Beginnen war thöricht: der Mann verstand nichts von der slavischen Sprache. Zwar gab ihm der Herzog auf sein Bitten einen Dolmetscher mit und einen Wegweiser, und so ging er hin nach der Stadt Julin und fing dort an zu predigen. Allein die Bewohner dieser Stadt achteten seiner nicht in seiner Armuth und Niedrigkeit, sondern mishandelten ihn und schafften ihn wieder fort außer Landes. So kehrte er zurück zu Boleslav und von da nach Deutschland unverrichteter Sache.

Der Polenfürst meinte nun, die bisherige Missionsweise sei unter den Pommern nicht anwendbar: nicht armselig und bettelhaft dürfe man da auftreten, sondern man müsse als ein vornehmer Mann, durch äußern Glanz ihnen imponiren und ihrer Sprache mächtig sein. Hiernach hielt er den derzeitigen Bischof von Bamberg, Otto, für den geeigneten Mann. Derselbe war früher in Polen gewesen (um 1090), hatte die dortige Sprache dermaßen inne, daß man ihn, wenn er sie redete, gar nicht für einen Deutschen hielt*), und war einer der angesehensten Prälaten der römisch-katholischen Kirche in Deutschland. An diesen beschloß sich Boleslav zu wenden. Hierdurch ward eine Missionsthätigkeit veranlaßt in einem slavischen Lande, von welchem man bisher nur geringe Kunde gehabt hatte, und wohin nur sehr schwache Spuren der christlichen Lehre gedrungen sein mochten. Kaiser Heinrich hatte sich eben mit dem Papste (Calixtus) endlich wegen des Investiturrechtes verglichen, das wormser Concordat dem Streite ein Ende gesetzt. Bischof Otto war unter denen, die bei der Abschließung besonders thätig gewesen waren. Bald darauf kam jener Missionär Bernhard nach Bamberg auf seinem Rückwege aus Polen und trat in das hiesige Benedictinerkloster. Seine Erzählungen mögen nicht geeignet gewesen sein, zum fernern Missionswerke unter den wilden Pommern zu reizen, obwohl andrerseits sie leicht den

*) Vgl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 223. Wenn Otto, nach andern Angaben, mit den Pommern und Luitiziern immer nur durch Dolmetscher geredet, so will das wohl so viel sagen, als er kannte nur die Dialekte dieser Slaven nicht.

Funken zu ähnlichem Thun anreizen konnten, indem sie zeigten, wo noch in der Art etwa zu wirken wäre. Als daher, im Sommer 1123, polnische Abgeordnete vom Herzog Boleslav kamen mit einem sehr gnädigen Schreiben an Otto, worin derselbe gebeten ward, das Geschäft der Bekehrung unter den Pommern zu übernehmen, da erschien diese Einladung dem frommen Manne wie eine göttliche Stimme, und er beschloß ihr zu folgen, ging mit seinem Domcapitel zu Rathe, holte die Weisungen Bernhards und die Erlaubniß des Papstes ein und bereitete sich schon auf die Reise vor (1123), als plötzlich politische Hinderungen in den Weg traten, die auch sonst für uns hier von großer Bedeutsamkeit sind. Es starb nehmlich gegen das Ende des Jahres 1123 Heinrich II. von Eilenburg, der Inhaber der meißner Mark und der Niederlausitz, an Gift, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein mütterliches Erbtheil fiel durch Richinza an ihren Gemahl, an Lothar von Sachsen, und Kaiser Heinrich verlieh, wie wenn er von keinem weitern berechtigten Erben etwas wisse, die meißner Mark an Wiprecht von Groitsch, der bisher schon die Lausitz gehabt hatte; die Eilenburg dagegen und die Ostmark (auf dem linken Elbufer) erhielt Graf Hermann von Winzenburg, damaliger Landgraf von Thüringen, oder maaßte sich derselben vielleicht, als eines ehemaligen Zubehörs Thüringens, eigenmächtig an*). Allein der bis daher vom Markgrafen Heinrich II. in Gefangenschaft gehaltene Konrad von Wettin, früher schon mit der meißner Mark belehnt gewesen, aber dieses Besitzes wieder durch den rechten Erben Heinrich's I., jenen Heinrich II., beraubt, fand Gelegenheit, auf die Kunde von dem Tode dieses letztern seine Wächter zu gewinnen, daß sie ihn frei ließen, und der, als der einzige rechtmäßige Erbe der Markgrafschaft, widersetzte sich der obigen kaiserlichen Anordnung. Er nahm dabei auch des Sachsenherzogs und anderer Fürsten Hilfe in Anspruch. Dieselben rüsteten sich und zogen zu Felde, in das meißner Land, verjagten den Wiprecht und erklärten den Konrad von Wettin zum Markgrafen. So tief war das Gefühl für Rechtmäßig-

*) Vgl. Jaffé S. 83.

keit der Erblichkeit markgräflicher Länder gewurzelt, daß man gar nicht glaubte daran nur im Mindesten zweifeln zu können, und daß es sogar die Fürsten Deutschlands glaubten wagen zu müssen, es schuldig zu sein dem Rechte überhaupt und ihren speciellen Rechten insbesondere, selbst mit gewaffneter Hand solche gegen das Oberhaupt des Reiches aufrecht zu erhalten. Der Kaiser gab dagegen dem Erzbischof Adalbert von Mainz und dem Böhmenherzoge Wladislav auf, den Wiprecht zur Besitznahme der ihm verliehenen Mark mit gewaffneter Hand zu verhelfen. Und wirklich rückte der Böhme über das Erzgebirge vor. Die beiden Heere trafen sich an der Mulde. Durch List ward Wladislav vermocht, nach der Heimath zurückzugehen und die Mark (am 25. November) zu räumen, die nun Lothar dem Konrad übergab. Darauf zog der Sachsenherzog in Begleitung des Grafen Albrecht von Ballenstädt, eines Enkels des letzten Billungers, nach der Eilenburg und besetzte zu dessen Gunsten Feste und Land. Hier und im Meißnischen erklärten sich die angesehensten Insassen einverstanden mit den Anordnungen Lothar's, entgegen dem Willen des Kaisers, und der letztere hat nicht vermocht seine Bestimmungen durchzusetzen. Zwar berief er um Mitfasten (11. März) 1124 einen Fürstentag nach Worms; allein die Böhmen, Baiern und Sachsen blieben aus. Man besorgte, es wäre eine weit verzweigte Verschwörung gegen das Oberhaupt des Reiches im Werke, und an der Spitze derselben stände Herzog Lothar. In dieselbe sollte auch der Bischof Otto von Bamberg verwickelt sein: so ward er wenigstens von seinen Feinden verdächtigt. Da entbot der Kaiser diejenigen Großen, die sich nicht nach Worms eingestellt hatten, zu einem andern Hoftage nach Bamberg (auf den 7. Mai). Ehe aber derselbe noch zu Stande kam, überzeugte Otto den Kaiser von seiner Unschuld und zugleich von seinem Vorhaben, nach Polen und Pommern gehen zu wollen, und schon war er auf der Reise, als die Versammlung ins Leben trat. Heinrich V. dagegen ward durch einen Krieg mit Frankreich abgehalten, seinen Anordnungen in Betreff der Markgrafschaft Meißen Gewicht zu geben. Und bald darauf (den 22. Mai 1124) starb Wiprecht von Groitsch, und für dessen

Sohn Heinrich war der Kaiser nicht gesonnen sich zu schlagen. Jener kam nun von mehr als einer Seite ins Gedränge: im Innern des lausitzer Landes trieben heidnische Wenden ungestört Gewaltthätigkeiten und Straßenraub; von außen her drangen Konrad von Wettin und Albrecht von Ballenstädt mit ihren Heeren ein. Da mußte Heinrich weichen: ihm verblieb von seinen Besitzungen im Slavenlande nur Budissin, und Albrecht der Bär gelangte zum Besitz der Mark Lausitz, nicht ohne die Schuld der Gewaltthätigkeit und des Unrechtes auf sich zu laden*), weßhalb er auch später wieder des Besitzes verlustig ging. Heinrich V. aber rief bald darauf der Tod ab aus dieser Welt.

Während dessen hatte die Reise des Bischofs Otto ihren Fortgang. Er war von Bamberg aufgebrochen den 19. April 1124, durch Böhmen gezogen und in Polen an allen Orten, namentlich aber in Gnesen vom Polenherzoge auf das Achtungsvollste und Festlichste aufgenommen und bewirthet worden. Hier in der Hauptstadt des Reiches ward er mit allem Nothwendigen zur Reise in das noch sehr unwirthbare Land versehen, auch Leute ihm mitgegeben, die des Deutschen wie des Slavischen kundig waren. Die Leitung des ganzen Zuges wurde einem tapfern Manne, einem Kriegsobersten, dem zantocker Grafen Paulitius, übertragen. Bei Uscz an der Netze überschritt man die Grenze Polens und Pommerns, und kam dann nach der Burg Stargard, wo man auf den Herzog Wratislav stieß, der die Ankömmlinge mit Wohlwollen aufnahm und sie seines Schutzes versicherte. Darauf ging die Reise über Pyritz, Kamin, Julin, Stettin, Dodona (Cloden?), Kolberg und Belgard, und da sie nicht unmittelbar von den verhaßten Deutschen, sondern in Folge der Anordnung des auch über Pommern das Scepter führenden Polenfürsten ausgegangen war, so hatte sie einen glücklichen Fortgang, wenn sie schon mitunter wegen der Wildheit des Volkes nicht ohne die größte Lebensgefahr für die Theilnehmer war. Es nahm an allen den genannten Orten eine große Zahl der Eingebornen den christlichen Glauben an: die Götzen wurden zerstört, Kirchen gebaut, Priester angestellt. Dann trat der

*) Violenter, sagt eine der Quellen.

fromme Heidenbekehrer seine Rückkehr wieder an und gelangte auf demselben Wege durch Polen und Böhmen wieder nach Bamberg, wo er den 29. März des Jahres 1125 seinen feierlichen Einzug hielt. Unter Boleslav's mächtigem und einflußreichem Schutze und Beistande hatte er, in Folge seines geschickten Benehmens, durch seine Milde, Würde, Hingebung und Freigebigkeit ganz Pommern ostwärts der Oder bis zur Persante gewonnen, gewonnen der christlichen Regierung des Polenfürsten und der katholischen Kirche in Rom. Das alte Heidenthum herrschte nur noch in der nordwärts von jenem Strome gelegenen Landschaft.

Während so längs der Oder bis zur Ostsee hin das Christenthum Eingang fand, war man auch von der Elbe her, von Magdeburg aus, bemüht gewesen, dasselbe ostwärts zu verbreiten. Der brandenburger Bischof Hartbert entwickelte hier besondere Thätigkeit. Im Verein mit dem magdeburger Mönche Adalbero zerstörte er unzählige Götzenbilder und erbaute zu Leizkau, in dem Gau Morzane, auf dem Grund und Boden des brandenburger Domcapitels eine steinerne Kirche und dotirte sie — die Grundlage des nachmaligen Klosters Leizkau (1114). Doch wurde im Ganzen selten ein Christ zur damaligen Zeit auf dem rechten Ufer der Elbe gefunden. Hatte doch selbst der Erzbischof von Magdeburg noch im Jahre 1115 zu Loburg einen Voigt Priborn, der beinahe noch ein Heide war. Indessen scheint auch in die burg-brandenburgische Fürstenfamilie dieser Zeit das Christenthum Eingang gefunden zu haben; denn um 1120 herrschte daselbst ein gewisser Meinfried (ward getödtet 1126), dessen Bruder Siegfried factisch ein sehr christlich gesinnter Prinz gewesen ist*).

Heinrich V. starb zu Utrecht im Jahre 1125 den 23. Mai, und zwar kinderlos, nachdem auch er seiner Aufgabe in Bezug auf die Verhältnisse der Slaven zum deutschen Reiche nicht genügt hatte. Durch ihn und unter ihm ging die Oberherrlichkeit über Polen wieder verloren, und die Grenzen des Landes und der Kirche wurden nur um ein Geringes auf Kosten

*) Einer alten Grabinschrift zufolge bei Sabinus de Hugone march. Brandenb. §. VII.

der Wenden erweitert. Sein herrschsüchtiges Verfahren gegen die Fürsten des Reiches und gegen die Prälaten der Kirche hatte den Frieden im Innern gestört und dem Zustand der Gesetzlichkeit manchen empfindlichen Nachtheil zugefügt.

## X. Lothar der Sachse. Von 1125—1137.

Da Heinrich V. keinen Erben in gerader Linie hinterlassen hatte, so war nun wieder ein Mal eine Kur nöthig. Sie ward ausgeschrieben durch den Erzbischof von Mainz nach Mainz. Unter den deutschen Fürsten ersten Ranges hatte Lothar bereits als Herzog von Sachsen seinem Namen einen guten Klang erworben: er hatte sich als thätig, als klug, als tapfer, als rechtliebend bewiesen, in der Opposition gegen den verstorbenen wankelmüthigen und oft rechtlos handelnden Kaiser eine nicht gemeine Energie entwickelt, und im Kampfe gegen die Slaven einen bedeutenden Ruhm kriegerischer Fertigkeit und Geschicktheit gewonnen. So stand er denn da bei dem Absterben des letzten Kaisers aus fränkischem Geschlechte höchst geachtet und geehrt im deutschen Vaterlande und „in Folge seiner Rechtlichkeit auch aller Ehren werth"*). Kein Wunder also, wenn er vor Allen, selbst vor den, von Heinrich V. auf dem Sterbebette als seine Nachfolger bezeichneten Hohenstaufen Friedrich und Konrad auf dem allgemeinen Wahltage, den 30. August 1125, zum König erkoren wurde. Man hielt ihn besonders für den Mann, der, im Gegensatze zu den beiden nächsten Vorgängern, Kirche und Reich des bisherigen Joches entbinden und in ihren Rechten schützen, und auf solche Art den ewigen Fehden im Innern des Vaterlandes ein Ende machen, auch demselben eine solche Kraft und Achtung gewähren würde, daß selbst die auswärtigen Völker, insbesondere die slavischen, seine Oberherrlichkeit anerkännten und ehrten. Und er hat die Erwartung nicht getäuscht: er hat die hochfahrenden, widersetzlichen Elemente im Reiche gedemüthigt, Frieden hergestellt, wo Zwietracht war, die früher schon abhängigen oder unterthänigen auswärtigen Länder und Völker in Unterthä-

*) Vir ex probitatis industria omni honore dignus heißt er bei dem gleichzeitigen Otto von Freisingen.

nigkeit und Abhängigkeit erhalten, und Bischof Otto von Freisingen hat vollkommen Recht, wenn er, durch seine Mutter ein Hohenstaufe, von Lothar sagt: „er würde, wenn er länger gelebt hätte, der Krone wieder ihren vorigen Glanz gegeben haben," nehmlich den Glanz, den sie unter Otto dem Großen gehabt. „Er hatte von der weltlichen Macht eines deutschen Kaisers keinen geringern Begriff als jene berühmtesten seiner Vorgänger, und scheute auch zur Aufrechthaltung, ja Erweiterung seiner Macht und seines Ansehens auf diesem Gebiete, im Kriegsgetümmel selbst groß geworden, die Entscheidung durch die Waffen keineswegs"*).

Im Anfange zwar liefen mehrere seiner Unternehmungen nicht besonders glücklich ab. Das war namentlich der Fall mit seinem Zuge gegen Böhmen. In diesem Lande war im Jahre 1123 Sobieslav von seinem Bruder, dem Herzoge Wladislav, vertrieben und von der Nachfolge ausgeschlossen worden. Er hatte sich zu seinem Neffen, Heinrich von Groitsch — dessen Vater Wigbert den 22. Mai 1124 gestorben war — geflüchtet. Da hört er nicht lange darauf, daß sein Bruder in Böhmen einer tödtlichen Krankheit verfallen, und eilt (zu Anfang des Jahres 1125 nach Böhmen zurück: es fand eine Versöhnung der Brüder statt, und als am 12. April Wladislav gestorben, war Sobieslav, unter allgemeiner Zustimmung der Böhmen, am 16. d. M. von den Großen des Landes zum Herzog erhoben worden, aber zu Ungunsten des früher zum Nachfolger bestimmten Otto von Mähren, der natürlich dabei nicht ruhig blieb, sondern mit Waffengewalt sein Recht behaupten wollte. Es kam zum Kriege, welcher zu Otto's Nachtheile ausfiel: der ward sogar der früher gewährten Besitzungen in Mähren verlustig; denn Sobieslav zog gegen ihn mit Heeresmacht, der er nicht widerstehen konnte. Er mußte außer Landes fliehen: er eilte zum König Lothar nach Regensburg, flehte dessen Beistand an und bat um Entscheidung des Streites. Und Lothar nahm sich des Heimathlosen an: er selbst glaubte, durch dessen Vertreibung und Hintansetzung in seinem Rechte als Oberhaupt des deutschen Reiches beeinträchtigt zu sein. Der Incidenzpunkt war der,

*) Jaffé a. a. O. S. 44.

inwiefern überhaupt ein böhmischer Herzog zu dieser Würde befähigt wäre dem deutschen Kaiser gegenüber. Lothar meinte, es wäre herkömmlicher Gebrauch, es dürfe niemals eine Wahl oder Erhebung eines Herzogs in Böhmen stattfinden, wenn nicht die kaiserliche Majestät sie veranlaßte, bewerkstelligte und bestätigte. Otto fand daher bei Lothar ein geneigtes Ohr, zumal da er zu beweisen suchte, daß auch das Erbrecht so wie die Zuneigung des böhmischen Volkes für ihn sprächen, Sobieslav dagegen nur durch heimliche Umtriebe und durch Gewalt auf den Thron gelangt wäre. Die Stimmung in Böhmen, fügte er hinzu, wäre durchaus für ihn; sie wäre der Art, daß man gar keiner Waffengewalt bedürfe, um ihn in das ihm gebührende Herzogthum einzusetzen: mit Falken und Weihern könne man, wie zur Jagd, ohne jegliche Hinderung ins Land eindringen. Zuletzt erging er sich noch in Versicherungen eigener völliger Ergebenheit in die gar nicht zu bezweifelnde volle Oberherrlichkeit des Königs und versprach eine große Geldsumme. Lothar fühlte sich durch solche Gründe bewogen, zuvörderst den Herzog Sobieslav zu sich zu entbieten, wahrscheinlich um erst den Weg der Güte zu versuchen. Dieser aber hielt es doch nicht für gerathen, darauf einzugehen, sondern begnügte sich, wiederholentlich Gesandte an den König zu schicken, unter Versicherung treuer Ergebenheit, wie sie ihm seine Vasallenpflicht auferlegte, von Gewaltschritten aber abmahnen zu lassen; dem Oberhaupte des deutschen Reiches käme herkömmlicher Weise nur die Bestätigung der Wahl eines Herzogs von Böhmen zu, nicht die Wahl selbst; diese beruhe auf dem Willen der böhmischen Magnaten. Er wies es also als einen ganz neuen, unrechtmäßigen Anspruch zurück, daß der König sich so tief in die Angelegenheiten des Landes einmischen wolle.

Otto dagegen unterließ nicht, seine Sache auch in der Versammlung der sächsischen Großen, die Lothar im Jahre 1126 hielt (wahrscheinlich zu Goslar), vorzutragen, ingleichen mehrere einzelne Fürsten durch große Versprechungen dafür zu gewinnen. So geschah es denn, daß der Krieg gegen Böhmen beschlossen wurde. Schon im Winter, um die Mitte des Februar, rückte Lothar mit einem Heere an. Allein er

erlitt alsbald bei Kulm eine bedeutende Niederlage, bei welcher auch der Kronprätendent Otto blieb, und selbst gefährdet, sah er sich genöthigt, den Neffen Sobieslav's, der bei ihm, dem König, im Heere war, den Heinrich von Groitsch als Vermittler in das feindliche Lager abzuschicken und wegen des Friedens zu unterhandeln. Der Böhmenfürst, schon früher zur Versöhnlichkeit geneigt, zeigte auch jetzt, wo er im Vortheil war, eine bemerkenswerthe Mäßigung, und weit entfernt, aus seiner gegenwärtigen günstigen Lage Nutzen ziehen zu wollen, blieb er vielmehr dabei, sich als Vasallen des Königs zu betrachten. Kaum ward ihm also des Königs Gnade in Aussicht gestellt, so eilte er sofort zu dessen Füßen und brachte mündlich seine Rechtfertigung an, und versicherte seine Bereitwilligkeit, fortan die üblichen Verpflichtungen der böhmischen Herzöge gegen König und Reich zu erfüllen. Und Lothar ging gern darauf ein, um so mehr, da er durch den Tod Otto's jeder Verbindlichkeit gegen denselben ledig geworden. „Da Gott," so sprach er, „zwischen Sobieslav und Otto selbst entschieden, so trage er kein Bedenken, jenen als Herzog anzuerkennen." Hierauf überreichte er demselben als Zeichen der Belehnung die herzogliche Fahne und nahm ihm dagegen den Lehnseid ab. Sobieslav gab außerdem die Gefangenen los und suchte dadurch den Schmerz des Königs über die erlittenen Verluste zu lindern. Versöhnt trennten sich beide Fürsten; doch den Sachsen und Böhmen ward durch das Ganze die Flamme des fortwährenden gegenseitigen Hasses mehr angefacht als gemildert: Lothar selbst kehrte traurig nach dem Heimathlande zurück, die Leichen der edelsten Gefangenen mit sich führend — „ein Leichenzug statt eines Triumphzuges." Schon im Jahre darauf (1127) nahm Sobieslav ihm die pflichtmäßige Hilfe gegen die Hohenstaufen zu leisten, die Gelegenheit wahr, vermuthlich von Lothar aufgefordert, seine Ergebenheit und Dienstpflichtigkeit an den Tag zu legen: er erschien persönlich auf dem Herrentage in Merseburg, erneuete den Frieden und versöhnte sich durch reiche Geschenke die Aeltern und Verwandten der in der Schlacht bei Kulm Gebliebenen. So kam es denn, daß im darauf folgenden Jahre wiederum Lothar sich ihm gütig und gnädig erwies:

er hob zu Merseburg am 22. April den Sohn desselben aus der Taufe, und bestätigte solchem den künftigen Besitz aller Lehngüter seines Vetters, Heinrich's von Groitsch, welche dieser ihm vermacht hatte. Sobieslav aber that seiner Vasallenpflicht kurz darnach in der Art Genüge, daß er, wenn auch nur auf kurze Zeit, mit einem Heere zum Könige stieß, der (Mitte August 1128) sich zur Belagerung von Speier anschickte. Seitdem hat der Böhmenherzog seiner Vasallenpflicht nie gefehlt und namentlich immer sein Truppencontingent gestellt, so oft Lothar es befohlen.

Anders war es im Polenlande. Hier verblieb Boleslav, einmal frei geworden von der deutschen Oberherrlichkeit, in Folge des unglücklichen Feldzuges Heinrich's V. (s. oben S. 291 ff.), und sonst glücklich in allen seinen Unternehmungen gegen die Böhmen, Russen und Pommern, in seiner unabhängigen Stellung dem deutschen Reiche gegenüber, auch zu Lothar's Zeiten: er leistete keinen Tribut, keine Dienstmannenpflicht. Dieses Verhältniß hat noch mehrere Jahre angedauert, bis ihn unaufhörliche Unglücksfälle in den mancherlei Kriegen, die er führte, zum Gegentheil gezwungen. Unterdessen sorgte er wiederholt für die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums in seinen Landen, besonders in den neu eroberten, und bewirkte dadurch eine immer größere Abhängigkeit von Rom und der römisch-katholischen Kirche, freilich auch einen duldsamern Gehorsam gegen ihn, den Fürsten, indem das Christenthum und römisch-katholische Kirchenthum darauf namentlich influirt.

Hatte nun auch Otto von Bamberg bei seiner ersten Missionsreise nach Pommern hier über die Erwartung viel ausgerichtet: so war doch nach seiner Abreise Manches daselbst vorgefallen, was mehr einem Rückfalle ins Heidenthum glich, als ein Fortschritt in der christlichen Lehre genannt werden konnte. Als er davon Kunde erhielt, beschloß er eine zweite Reise dahin zu machen, kam beim Papst deswegen ein, erhielt die Erlaubniß von diesem und bereitete sich zur Reise vor (1127). Er wollte dies Mal aber nicht den Umweg durch Polen, sondern den geraden Weg durch das Land der Luitizier nehmen, um vielleicht auch da Segensreiches zu wirken.

In diesem Lande war nehmlich noch immer nichts Großes gethan und nichts Erkleckliches erreicht worden zur Christianisirung seiner Bewohner und zur Unterwerfung derselben unter die deutsche Herrschaft. Die Wahl Norbert's, des strengen Gottesmannes (1126), hatte die Gemüther in dessen eigenem erzbischöflichen Sprengel aufgeregt: alle Welt schrie dort: „Er strebt an wider unsere bisherigen Gewohnheiten; es ist nicht zu ertragen!" Um wie viel mehr wird solcher Unwille und Widersetzlichkeit erzeugt worden sein oder statt gefunden haben in dem überelbischen Gebiete, im Luitizischen, nachdem man dort von dem Auftreten Norbert's gehört. Hier stand übrigens die Mission noch immer auf einem sehr beschränkten und niedrigen Punkte. Das havelberger Bisthum war mehrere Jahre unbesetzt geblieben, wahrscheinlich weil für dasselbe eigentlich gar kein Wirkungskreis vorhanden. Auch war es in dieser Zeit von Neuem durch häufige Unruhen und Einfälle der heidnischen Nachbarn so in Verfall gekommen, daß von kirchlicher Ordnung nichts in demselben zu verspüren war. In Havelberg, in der Burg, hatte sich zu der Zeit ein Fürstenthum etablirt unter einem gewissen Witikind oder Wirikind, wie er auch in manchen Quellen heißt. Er erkannte den König Lothar als seinen Oberherrn an, und obwohl im Herzen dem Christenthume zugethan, wagte er es doch nicht wegen der Abneigung seiner Unterthanen, sich offen dazu zu bekennen und diesen solches aufzudringen: das Heidenthum war durchaus daselbst herrschend unter dem Volke. Havelberg war insofern zu der Zeit ordentlich berüchtigt beim magdeburger Domcapitel: es galt für den Sitz der tiefsten Rohheit und Bosheit; hier hätten die Gegner der christlichen Kirche ihre Wohnstätte. War es nun zu verwundern, wenn daselbst gegen Norbert der größte Widerwille, die höchste Erbitterung herrschte? Man behauptete, er wolle die Wenden unter das härteste Joch bringen. König Lothar nahm sich der Sache des Erzbischofs an: er unterzog sich, wahrscheinlich im Anfange des Jahres 1127, einer Heerfahrt gegen die Luitizier*), bei welcher er selbige besiegte, Burgen

*) Diesen Feldzug erwähnt Jaffé (a. a. O.) nicht. L. Giesebrecht hat in dieser Beziehung sicherlich das Richtige. Vgl. dessen wend. Gesch. II. Bd. S. 299.

und Tempel des widersetzlichen Volkes zerstörte (vielleicht namentlich die Stadt Redra und den dortigen Tempel des Radigast). Aus der Schilderung der zweiten Missionsreise Otto's zu schließen, muß sich Lothar selbst mit den Pommern und ihrem Herzoge bei der Gelegenheit in Verbindung gesetzt haben, um gemeinschaftlich die heidnischen Luitizier zu bekämpfen und auch jene vielleicht vom polnischen Joche bei günstiger Gelegenheit frei zu machen, wie sie oben (S. 296 ff.) dargestellt worden. Sonst aber ward nichts erreicht; im Gegentheil die Gemüther der Wenden wurden den Deutschen und der christlichen Kirche nur noch mehr entfremdet. Doch ward oder blieb Witikind Vasall des Königs, der ihn auch nach Merseburg entbot, wo er sich verbürgte, dem Bischof Otto von Bamberg sicheres Geleite durch sein Gebiet zu gewähren (1127 zu Anfange Aprils)*).

Die bisherigen Verhältnisse in der Brandenburg und in den zu ihr gehörigen Landen blieben bis zum Jahre 1127, wo Meinfried getödtet wurde; man erfährt nicht aus den Quellen, von wem und aus welcher Ursache. Obwohl es in den Quellen heißt, daß er nur eine Witwe (Cythava) und zwei Brüder — darunter eben den christlichstgesinnten Siegfried — hinterlassen: so muß ihm doch eine gewisser Pribislav gefolgt sein, dessen Gemahlin Petrussa geheißen hat, eine norwegische Prinzessin von Geburt, im Herzen eine Anhängerin des christlichen Glaubens, aber auch so wie ihr Gemahl durch die Aufsässigkeit ihres Volkes gezwungen, den Glauben zu verschweigen und sich äußerlich zum Heidenthum zu bekennen. Dem Pribislav gehörte die Zauche und das Havelland als angeerbtes Eigenthum. Er war mithin der Nachbar des Markgrafen Albrecht, der die Lausitz, d. h. alles Land südlich und südöstlich von der Brandenburg und der Zauche zwischen Elbe und Oder, seit 1123 besaß, nehmlich als Lehnsmann des deutschen Königs. Als einen solchen betrachtete sich wohl auch Pribislav, wie Witikind in Havelberg. Dagegen scheint das Verhältniß beider slavischen Fürsten zu ihren betreffenden Markgrafen, zum Markgrafen der Nordmark und der Lausitz,

*) Jaffé S. 57, wofern solches nicht im Jahre darauf eben in Merseburg geschehen ist. Vgl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 308.

ein sehr zartes, wohl das einer kaum fühlbaren Abhängigkeit gewesen zu sein. Gewiß betrachteten sie sich vielmehr als selbigen gleichstehend.

Unter solchen Umständen trat Bischof Otto seine zweite Bekehrungsreise nach Pommern an. Der Aufbruch geschah den 19. April 1127*). Der Weg ging dies Mal über das von Otto gestiftete Kloster Reginsdorf (an der Unstrut, südlich von Querfurt) auf Halle, wo sich der Bischof mit allerhand goldenen und silbernen Geräthschaften und köstlichen Zeugen und Tüchern versah. Hier schiffte er sich und alle seine Begleiter, Lebensmittel, Vorräthe rc. ein, und segelte damit die Saale und die Elbe hinunter bis Magdeburg. Daselbst ward er vom Erzbischof Norbert ehrenvoll aufgenommen und gebeten, eine Zeit lang zu verweilen — aus Neid, meinten die Bamberger, weil Norbert, so nahe dem heidnischen Lande, noch nichts zu dessen Bekehrung gethan und ausgerichtet hatte. Otto wollte indessen von keinem Verzuge wissen. Schon am folgenden Tage eilte er weiter, abermals zu Wasser, die Elbe hinunter bis zur Mündung der Havel in dieselbe, nach Havelberg. Hier gelangte er im Monat Mai an. Er traf die Stadt gerade im festlichen Gewande, umstellt ringsum mit Fahnen, und die Ein- und Umwohner beschäftigt mit der Feier des Festes ihres Götzen Gerovit, und wurde dadurch so erregt und misgestimmt, daß er den Ort gar nicht betreten wollte. Der Fürst Witikind wurde vor das Thor entboten und über die Zulassung solches Götzendienstes streng getadelt. Er entschuldigte sich aber damit, das Volk sei gegen den Erzbischof in Magdeburg dermaaßen aufsäßig, daß es in keiner Weise sich bewegen ließe, von ihm die Bekehrung anzunehmen; lieber wolle es das Leben verlieren, als sich dem hingeben. „Otto möge nur," fügte Witikind hinzu, „den Havelbergern selbst ihr Unrecht vorhalten; Ermahnungen aus seinem Munde würden viel mehr fruchten als Befehle Norbert's." So aufreizend, so erbitternd hatte dessen heftiges Auftreten in seinem Sprengel unter den Wenden gewirkt. Und Otto willfahrte, rief die Menge vor die Stadt, predigte

*) Daß dieses Jahr das allein richtige sei für die zweite Missionsreise Otto's, hat Jaffé gezeigt a. a. O. S. 269 Anm.

und erwirkte ohne Mühe die Abstellung des Festes. Von einem andern Erzbischofe, versicherten die Havelberger, würden sie auch bereitwillig die Taufe annehmen. Also auf unkluge, übereilte Weise war Norbert verfahren. Jetzt zog der Bischof in Havelberg ein, versorgte sich mit Vorspann und Wagen (30 oder 50) — denn die Reise sollte nun zu Lande weiter gehen — und beschenkte den Witikind, der ihm hierzu behilflich war, mit vielem Golde, und seine Gemahlin erhielt ein kostbares Psalmbuch. Indessen zur Gewährung des sichern weitern Geleites wollte sich der wendische Fürst nicht verstehen: er meinte, die Reise ginge durch das Land seiner Feinde; die militärische Begleitung, die er dem Bischofe mitgeben möchte, würde gefangen genommen und getödtet werden. So traten denn die christlichen Glaubensboten die Fahrt allein, unter dem Vertrauen auf die göttliche Obhut, an, durch ein Land, das damals noch völlig einer großen Oede glich. Fünf Tage lang fuhren sie durch einen einzigen großen Wald. Dann kamen sie an einen lang ausgedehnten See (den Müritzsee). Die Gegend war bewohnt von den Morizern oder Müritzern. Auch diese Nation erklärte sich bereit gegen Otto, von ihm die Taufe anzunehmen. Als er sie aber deshalb an ihren Erzbischof verwies, hörte er dieselbe ablehnende Antwort, wie von den Havelbergern. Also auch hierher war der Ruf von der abschreckenden Strenge des Norbert gedrungen. Das Volk zu beschwichtigen, gab Otto ihm das Versprechen, wieder durch die Gegend zurückzukommen, wenn er sein Werk bei den Pommern vollbracht hätte, und ihnen die Taufe zu geben, wofern es der Papst und der Erzbischof in Magdeburg gestatteten. Damit schied er von den Müritzern und gelangte nach Demmin. Hier war Alles in kriegerischer Aufregung und gerüstet zum Streite. Von der einen Seite erwartete man einen Angriff der Luitizier, welche sich an den Demminern rächen wollten für die neuliche Einäscherung ihrer Feste durch den König Lothar, wobei die letztern also oder die Pommern überhaupt wohl geholfen hatten; von der andern den Anzug ihres Herzogs Wratislav, dessen Schutz und Beistand sie angesprochen. Als daher der lange Wagenzug des bamberger Bischofs in der Nähe der Stadt

sichtbar wurde, gerieth daselbst Alles in Bewegung; denn man meinte, die Feinde wären im Anzuge. Aber als man die friedliche Kreuzesfahne inmitten desselben wehen sah und erkannte, daß die Schaar der Herankommenden ohne Waffen war, da ward man beruhigt. Ueberdem fand es sich, daß Otto dem derzeitigen pommerschen Burggrafen in Demmin von seiner frühern Reise her bekannt war. Als daher die Einwohner bestimmt erfuhren, wer da ankomme und zu welchem Zwecke, ging man ihm entgegen und bat ihn, in die Stadt einzutreten. Allein das wollte weder der Burggraf noch der Bischof selbst. Dieser trug Bedenken, den Fuß in eine noch heidnische Stadt zu setzen; jener erwartete den Herzog und dessen Kriegsvolk. Die Ankömmlinge blieben also vor der Stadt: dort schlugen sie ihre Zelte auf, und dahin entbot Otto sogleich die Häupter der Stadt und forderte sie auf zur Annahme des Christenthumes und der Taufe. Hierzu waren aber die Gemüther nicht sofort gestimmt unter dem Geräusche der Waffen. Herzog Wratislav rückte mit seinen Schaaren in der nächsten Nacht ein und war ungemein erfreut, als er von der Ankunft des Bischofs hörte. Ehe er jedoch mit demselben verhandelte, eilte er am andern Tage mit seiner ganzen Kriegsmacht ins nahe feindliche Land, raubte, plünderte, sengte und brennte dort, und kehrte am Abend mit Beute beladen und siegreich nach Demmin zurück. Nun erst geschah die Zusammenkunft, freundlich und ehrend, wie das erste Mal. Darauf zog man die Peene hinab nach der Insel Usedom, die zum Mittelpunkt des diesmaligen Bekehrungswerkes erkoren wurde. Hier predigte Otto zuerst und mit bestem Erfolge; dann ging es nach Wolgast und nach Gützkow. Während der Bischof daselbst verweilte, trafen bei ihm Abgeordnete von Albrecht dem Bären ein, dem Markgrafen von der Lausitz: sie sollten sich genau nach ihm und seinem Befinden erkundigen; denn Albrecht, mit dem Bischofe sehr genau befreundet und vielleicht auch vom Könige der Deutschen noch speciell beauftragt, der ebenfalls Otto sehr schätzte, wollte ihm nöthigenfalls gegen die Wildheit der Luitizier Beistand leisten. Ein bemerkenswerthes Factum, daß der damalige Markgraf der Lausitz sich erbot oder ver-

pflichtet ward, nach jenen Gegenden hin zu operiren, wohin noch kein deutscher Fürst gedrungen war. Und der luitizische Markgraf sollte bis dahin seine Macht üben, nicht der Markgraf der Nordmark! Otto behielt die Gesandten bei sich: sie sollten sich selbst durch den Augenschein überzeugen, wie es ihm erginge, wie er wirkte. So begleiteten sie ihn von Gützkow nach Demmin und von da nach Usedom.

Hier erhielt der Bischof wieder Gelegenheit, den Pommern einen andern großen Dienst zu erweisen, sie vor einem gefährlichen Kriege und dessen nachtheiligen Folgen zu bewahren. Der Polenherzog Boleslav hatte von der Widersetzlichkeit der Pommern und ihrer theilweisen Rückkehr zum Heidenthume gehört und wollte solches nicht ungeahndet lassen. Mit einem ansehnlichen Kriegsheere aus seinem Lande aufgebrochen, war er bereits in Pommern eingerückt. Alles gerieth in Schrecken. In dieser Noth wandten sich die Pommern durch Abgeordnete an Otto und baten ihn um Rath, und er war sofort bereit, sich in das herzogliche Lager zu begeben und eine Aussöhnung zu vermitteln. Auf der Stelle machte er sich auch auf. Hart waren zwar die Beschuldigungen und Anforderungen Boleslav's III.: die Pommern hätten die Bedingungen des letzten Friedens gebrochen; sie hätten dem Heidenthum wieder Raum gestattet, die kirchlichen Anordnungen verletzt. Dafür verlange er Genugthuung. Der Fürst der Pommern solle in Person vor ihm erscheinen und um Vergebung wegen des Vorgefallenen bitten. Das geschah denn auch, und da Otto an Wratislav Treue und Anhänglichkeit gegen das Christenthum rühmen konnte, so ward derselbe ehrenvoll und gnädig aufgenommen; die Versöhnung kam zu Stande, und Boleslav kehrte zufriedengestellt in sein Land zurück, und Otto nach Usedom. Jetzt erst, nachdem alle Gefahr beseitigt, entließ der letztere die Gesandten des Markgrafen Albrecht mit gebührendem Danke gegen ihren Herrn und mit dem Auftrage, daheim zu berichten, was sie gesehen und gehört.

Otto setzte darauf sein Bekehrungswerk thätig fort und mit Erfolg, zuerst in Stettin, dann in Julin und Kamin. Schon dachte er auch zu den verstockten Heiden auf der Insel Rügen

zu gehen und ihnen das Evangelium zu bringen, da traf eine Weisung vom Könige Lothar ein, der ihn dringend aufforderte heimzukehren. Er besuchte daher, soweit es möglich war, noch ein Mal die von ihm gestifteten gläubigen Gemeinden. Darauf begab er sich auf die Rückreise, und zwar machte er sie dieses Mal wieder durch Polen, verweilte acht Tage lang beim Herzog Boleslav in Gnesen und war am 20. December wieder in Bamberg. Verständiger und wohlwollender und darum erfolgreicher hat kein deutscher römisch-katholischer Heidenbote unter den Slaven gewirkt: gerade die wildesten, die widerstrebensten Völker hat er bekehrt und aus ungebändigten Wölfen zu Lämmern umgewandelt. So weit geschichtliche Kunde reicht, hat sich daher hier in Pommern die deutsche und slavische Nationalität am edelsten verschwistert, ohne Streit und Krieg einander zugewandt. Auch aus der Ferne wirkte Otto noch segensreich und wohlthätig für seine Bekehrten. Nur die Begründung eines besonderen Bisthumes daselbst hat ihm bei seinen Lebzeiten nicht gelingen wollen. (Er ist nachmals erst im Jahre 1139 gestorben.)

In dieser Zeit fing sich an der Charakter des weiterhin unsre Augen besonders auf sich ziehenden Markgrafen Albrecht von Anhalt oder Ballenstädt oder Ascanien, des derzeitigen Inhabers der lausitzer Mark, als eines thätigen, streitsüchtigen, unruhigen, immer höher strebenden Geistes herauszustellen. Mit seinem Nachbar und früheren Förderer, dem Markgrafen Konrad von Meißen, war er in heftige Zwietracht gerathen, man erfährt nicht, aus welchen Ursachen. Sie ging so weit, daß, als ein Verwandter des erstern zum Propste des Klosters auf dem Petersberge 1128 erwählt wurde, dies den Argwohn und die Besorgniß bei letzterm erweckte, derselbe möchte ihm oder den Seinigen irgend wie unbequem werden. Sodann hatte Markgraf Heinrich II. von der Nordmark, aus dem Hause Stade, den König Lothar auf seinem Feldzuge gegen die Hohenstaufen nach dem südlichen Deutschlande begleitet, war aber auf dem Rückwege den 4. December 1128 gestorben, und sein Vetter, Graf Udo von Frankenleben oder Freckleben, ein Sohn des vor-

maligen Markgrafen Rudolph, hatte die erledigte Mark vom Könige überkommen. Darüber wahrscheinlich sich zurückgesetzt fühlend, weil er vielleicht glaubte auf das Markgrafenthum gerechtere Ansprüche zu haben*), überfiel Albrecht (1129) bei nächtlicher Weile die jenem gehörende Burg Hildagesburg (an der Ohre bei Wolmirstädt) und verbrannte sie; imgleichen griff er den Thurm Gundersleben (oder Tundersleben?) an. Hier ward er aber von den Freunden des Königs zurückgeschlagen und fortgetrieben. Dadurch ließ er sich aber nicht abschrecken, die Fehde fortzusetzen. Im Jahre darauf, am 15. März, kam es unweit Aschersleben wieder zu einem Handgemenge zwischen Udo und den Dienstmannen Albrecht's, wobei der erstere fiel. Aber mit der Nordmark ward auch jetzt der Askanier nicht belehnt, sondern „die Sachsen-Blume", Konrad von Plötzkau, der Sohn Helprich's und Mutterbrudersſohn Heinrich's II. Solcher Landfriedensbruch mochte und konnte wohl den Unwillen und die Ungnade des Königs Lothar in dem Grade erregen**), daß er auf einem Hoftage zu Lüttich im März des darauf folgenden (1131sten) Jahres die Rechtmäßigkeit des Besitzes der (Nieder-) Lausitz untersuchte oder untersuchen ließ, Albrechten nach Gesetzeskraft der lausitzer Mark für verlustig erklärte und selbige von Neuem dem Grafen Heinrich, dem Sohne Wigbert's von Groitsch, verlieh, der sie schon ein Mal besessen und zur Zeit noch Bautzen inne hatte. Dadurch ward dem emporstrebenden, thatkräftigen Fürsten kein angenehmes Ziel gesetzt. Indessen muß er sich doch in Kurzem wieder mit dem Könige versöhnt haben, und bald fand er wieder Gelegenheit, sich bei demselben durch treue Kriegsdienste beliebt zu machen. Lothar unternahm in der Mitte des Jahres 1132 einen Römerzug: auf demselben begleiteten ihn unter Andern auch Albrecht und — jener Konrad von Plötzkau. Um Weihnachten herum stand das Heer der Deutschen in Monza, und als es von da aus- und weiter vorrückte, wurde Markgraf Konrad tödtlich von einem Pfeile getroffen, starb unvermählt und — ohne Erben. Albrecht aber bewies seinem Herrn auf dem

*) Der Grund ist nicht klar. Vgl. Jaffé S. 79 f.
**) Vgl. Jaffé S. 100 f.

ganzen Zuge eifrig folgsamen Herrendienst und gewann dadurch völlig die Gnade desselben wieder. Als Lothar nun nach Deutschland zurückgekehrt war, belehnte er ihn im Laufe des Jahres 1133*) für seine treuen Dienste und zum Ersatz für die verlorne Lausitz mit der Grafschaft über die Nordmark. So erhielt der rüstige und thatendurstige Mann einen neuen nnd seiner Tapferkeit und Thätigkeit würdigen Wirkungskreis, den er, wie wir später sehen werden, auch würdig ausgefüllt hat. Aber schon in dieser Periode noch fing er an sich zu regen und seine Mark auf dem rechten Elbufer zu erweitern. Als Heinrich von Groitsch, Markgraf der Niederlausitz, am 31. December im Jahre 1135 (auf dem Wege nach Speier, wohin die deutschen Fürsten zu einer Römerfahrt entboten waren) starb, und mit der erledigten Mark Konrad von Meißen belehnt wurde, so daß derselbe nun zwei Marken besaß, ward gewiß derjenige Theil des betreffenden Landes, der zum Sprengel des brandenburger Bisthumes bestimmt war oder jetzt wieder näher bestimmt wurde, von der neuen Mark Konrad's losgetrennt und dem Albrecht zuertheilt: also das Anhaltinische auf dem rechten Ufer der Elbe mindestens, wenn nicht auch ein großer Theil auf dem linken, soweit es nicht schon zur ballenstädter Grafschaft gehörte, ferner ein großer Theil des nachmaligen sächsischen Kurkreises und die Gegenden bis zur Oder hin, soweit sie später der Kurmark Brandenburg angehörten. Er ward somit der unmittelbare Nachbar des Herrn der Brandenburg, Pribislav's, und es ist wahrscheinlich, daß er zugleich vom Kaiser die Anwartschaft auf dessen Länder erhielt, insofern dieser Slavenfürst auch

*) Eine zu Aachen für Antwerpen ausgestellte Urkunde Lothar's vom 1. Januar 1134 nennt ihn bereits den Markgrafen (marchionem). Vgl. L. Giesebrecht II. S. 346. Sonst wird gewöhnlich (so noch von v. Raumer in seinen Regesten, von Jaffé u. A.) die Reichsversammlung zu Halberstadt (15. April 1134) als der Belehnungstermin angenommen. Gewiß mit Unrecht; denn auch das Chronicon montis sereni (pag. 12. ed. Eckstein) führt das Factum (Adelbertus comes successit Conrado marchioni) noch vor der Nachricht von der Feier des Osterfestes zu Halberstadt an und beginnt damit die Facta des Jahres 1134. Wir können also mit Sicherheit annehmen, daß Albrecht seinen Posten mit dem Neujahre 1134 angetreten hat, damit aber im Verlauf des Jahres vorher, wohl gegen das Ende desselben, belehnt worden sei.

ein Lehnsmann vom Oberhaupte des deutschen Reiches sein mochte und zu gleicher Zeit — kinderlos war. Sicherlich war es vom Kaiser, wie von Albrecht selbst, darauf abgesehen, dem letztern ein Aequivalent für die ehemalige lausitzer Markgrafschaft zu gewähren und ihm außer der Nordmark noch eine Mark zu verschaffen, so daß er dem Markgrafen Konrad von Meißen in nichts nachstände. Einem so kriegerisch tapfern Herrn, wie Markgraf Albrecht war, benachbart und dessen Schutzes gewiß, konnte Pribislav es wagen, da ohnehin seine Unterthanen gemischt waren aus Slaven und Sachsen, zum Christenthume überzutreten, obwohl noch die größere Menge seines Volkes dem Heidenthume huldigte. Er nahm in der Taufe den Namen Heinrich an, und Albrecht selbst war Taufzeuge. Der bisherige Tempel des Triglaff auf dem harlunger Berge ward in eine Kirche, die Marienkirche, umgewandelt, das Bildniß des Götzen aber nicht zerstört, sondern nur von seinem bisherigen Platze und aus den Augen der Slaven entfernt, um die Christianisirung des Volkes so unvermerkt und leise als möglich zu machen. Nun ward auch ein christlicher Prediger oder Erzpriester in der Person eines gewissen Odalrich angestellt*). Mittler Weile war — so steht wenigstens zu vermuthen, da das Geburtsjahr des markgräflichen Prinzen nirgends angegeben ist, man setzt es gewöhnlich, aber gewiß fälschlicher Weise, ins Jahr 1127 — dem Markgrafen Albrecht ein Sohn geboren worden, der älteste seiner Kinder, der nachmalige Markgraf Otto I., und zum Pathen bei der Taufe wählte er den Fürsten Pribislav oder Heinrich von der Brandenburg. Und dieser meinte solche Ehre nicht besser zu vergelten, als wenn er dem Neugebornen einen Theil seiner Ländereien zum Pathengeschenk verlieh, nehmlich die sogenannte Zauche, welche nördlich von der Havel, westlich von dem Gau Moraziani, südwestlich vom zerbster Gau, südlich von der Grafschaft Belzig u. s. w. begrenzt wurde. Zugleich ward wohl dem Albrecht selbst der einstmalige Besitz der Burg Brandenburg und des Landes umher in sichere Aussicht gestellt, so daß er, wie urkundlich

*) Vgl. von Raumer's Reg. No. 892.

nachgewiesen werden kann*), von da an sich Markgraf von Brandenburg nennen konnte.

In dieser Zeit muß auch Witikind in Havelberg mit Tode abgegangen sein, Albrecht die Stadt besetzt und eine christliche Kirche wieder daselbst erbaut haben. Sicher war der letztere nehmlich auch mit diesem Slavenlande, mit der Priegnitz, vom Kaiser schon vorher belehnt gewesen, und in Folge dessen nahm Albrecht es nun im Besitz. Die Söhne Witikind's indessen wollten ihr väterliches Erbe nicht so gutwillig hergeben: sie beschlossen Gewalt zu brauchen. Unterstützt wurden sie wohl von den Wenden, die weiter östlich wohnten, namentlich von den Pommern, bei denen mittler Weile der Herzog Wratislav den Tod gefunden (vor 1135) und ihm sein Bruder Ratibor gefolgt war, ein kriegslustiger, unruhiger Kopf. Sie drangen mit Heeresmacht ein ins Land, bemächtigten sich der Feste Havelberg und zerstörten die Kirche. Darauf gingen sie selbst über die Elbe und machten einen Einfall in Sachsen. Da führte aber Albrecht ein Heer gegen sie heran, rückte nun gegenseitig in ihre Gegenden und verwüstete sie. Bei der Gelegenheit ging gewiß auch Havelberg wieder über. Aber wahrscheinlich drang Albrecht damals schon bis zur Tollense, dann hinunter zur Peene und bis zu deren Mündung, so daß er nicht nur in den Besitz der ganzen Priegnitz kam, sondern auch mehrerer Landschaften, die bis daher zum Herzogthume Pommern gehört hatten und nun in die Grenzen der Nordmark mit eingeschlossen wurden. Dies geht hervor aus einer Urkunde**), nach welcher Kaiser Lothar im Jahre 1136 am 16. August von Würzburg aus auf persönliches Ansuchen des Bischofs Otto von Bamberg verordnete, daß dem letztern zur Belohnung für seine Bemühungen, in Pommern das Christenthum zu verbreiten, von da ab an dessen Bisthum die Steuer der slavischen Landschaften Groswin, Rochow, Lassan, Meseritz, Ziethen und Tribsees, und zwar, wie es dort ausdrücklich heißt, mit Zustimmung und

*) Aus einer Urkunde vom 15. Mai d. J. 1136 in von Raumer's Reg. No. 899.

**) Sie befindet sich im königlich bairischen Reichsarchive zu München. Neuerdings abgedruckt im Cod. diplom. Pomer. I. pag. 32.

Genehmigung des Markgrafen Albrecht, indem die Grenze seiner Mark die genannten Landschaften einschlösse*), gezahlt werden, auch die Kirchen, die er dort gebaut und mit den nöthigen Geräthen versehen, ihm und seiner Kathedrale gehören sollten. Freilich wie lange und in wie weit Albrecht daselbst wirklich eine Gewalt ausgeübt habe, wird doch immer zweifelhaft bleiben**). Wir sehen daraus: der Ascanier war auf gutem Wege, sich und seinem Hause eine ansehnliche Markgrafschaft zu erwerben. Es fehlte nur noch, die Gegenden an der Havel und am untern Laufe der Spree bis zur Oder hinüber zu gewinnen. Aber auch die Luitizier waren noch nicht gehörig unterworfen. Vor der Hand indessen vermochte Albrecht nichts weiter auszurichten, insbesondere da er in der Mitte des Jahres (im August) vom Kaiser zu einem neuen Kriegszug nach Italien entboten wurde, dem er auch beiwohnte. Allein von hier im nächstfolgenden Jahre zurückgekehrt, unternahm er einen abermaligen Feldzug gegen die Söhne Witikind's, die wahrscheinlich die Abwesenheit Albrecht's benutzt und von neuem rebellirt hatten. Sie wurden indessen abermals vertrieben und entwichen nun vermuthlich in jene Grenzgegenden, wo man noch späterhin Spuren dieser fürstlichen Familie antrifft***).

Trugen somit hier die deutschen Waffen den Sieg davon über die aufrührerischen Wenden, wurden nach dieser Seite hin die Grenzen des Reiches erweitert dadurch, daß Lothar den tüchtigen, thatkräftigen Albrecht hierher postirt hatte, und vermehrte der Kaiser dergestalt die Hoheit seiner Macht und seine Ehre: so geschah dies noch mehr dadurch, daß sich um dieselbe Zeit auch der Polenfürst veranlaßt oder gar gezwungen sah, von neuem die kaiserliche Oberherrlichkeit anzuerkennen. Nehmlich nach dem Tode Stephan's I., Königs in Ungarn, (1131) hatte der Streit um die Thronfolge daselbst das Land und fast alle Nachbarländer in kriegerische Bewegung gesetzt:

*) Adnitente et concedente de jure suo fideli nostro marchione Adelberto, cujus marchiae terminus praedictas includit provincias.

**) Vgl. die Bemerkung zu der angef. Urk. im Cod. diplom. Pomer. pag. 34.

***) Vgl. Riedel's Cod. diplom. Brandeb. I. 2 B. S. 359 f.

die Ungarn selbst, die Böhmen und Mähren, die Polen, die Russen, alle standen einander feindlich gegenüber und bekriegten sich mehrere Jahre hindurch mit abwechselndem Glücke. Die endliche Folge davon war: man wurde des Streites überdrüssig und wandte sich an Lothar und bat um seine richterliche Entscheidung, zuerst der ungarische König Bela II. zu Anfange des Jahres 1134. Der Kaiser empfing die Gesandten sehr freundlich und ehrenvoll, als er sich eben im Sächsischen aufhielt, und vergalt die reichen Geschenke, welche sie brachten, mit andern kostbaren Gaben. Den Klagen aber gegen den Polenfürsten lieh er um so willigeres Ohr, als sie vom Herzoge in Böhmen, Sobieslav, kräftig unterstützt wurden. In Folge dessen lud er den Boleslav fürs nächste Jahr auf eine Reichsversammlung vor sich. Im Jahre 1135 feierte er das Pfingstfest (den 26. Mai) in Magdeburg: hierher ward der Polenfürst gefordert, und gealtert wie er war, in allen seinen letzten Unternehmungen vom Glücke verlassen, mit Ungarn, Böhmen, den benachbarten russischen Fürsten im Kriege — denn auch die letztern scheinen das Unglück Boleslav's in Ungarn und Schlesien, zu neuen Einfällen in dessen Land benutzt zu haben — mochte er sich einem weitern Kampfe und einem neuen Kriege gegen die Deutschen, mit welchem Lothar vielleicht drohte, nicht gewachsen oder nicht geneigt fühlen, mochte auch wohl seine vormaligen Eroberungen in Pommern gegen das Umsichgreifen der deutschen und der dänischen Waffen nicht bloß stellen wollen; genug! er, der einstmals siegreich die Angriffe Heinrich's V. abgewehrt und sich seinen Lehnspflichten gegen das deutsche Reich entzogen hatte, er erschien zwar nicht persönlich, sandte aber doch Abgeordnete. Hiermit war indessen der Kaiser nicht zufrieden, sondern drang auf ein persönliches Sich-Stellen. Und Boleslav sah sich wirklich gezwungen, den 15. August in Person vor Lothar in Merseburg zu erscheinen, wohin gleichzeitig auch der böhmische Herzog Sobieslav und Abgeordnete vom Könige von Ungarn eintrafen. Hier brachte der Kaiser eine Ausgleichung zu Stande. Boleslav aber mußte demselben den Eid auf Mannenpflicht leisten für Pommern und Rügen, das Lothar als eine Eroberung von ihm (vgl. oben S. 308) sich

und dem deutschen Reiche vindicirte, und dafür*) zugleich einen rückständigen zwölfjährigen Tribut zahlen. Vielleicht that er solches auch zum eignen Vortheil, um sich gegen die Angriffe der dem deutschen Reiche ebenfalls zu der Zeit unterworfenen Dänen zu sichern. Außerdem verstand er sich dazu als neuer Vasall des Kaisers, demselben nach gewohnter Sitte auf feierlichem Kirchgange am Feste der Himmelfahrt Mariä (15. August) das Schwert vorzutragen (1135). Bei der Gelegenheit dieses seines Aufenthaltes in Sachsen besuchte er das Grab des kurz vorher (1131 oder 1132) kanonisirten heiligen Gotthard's in Hildesheim, zum Gegenspiel Otto's III., der einst nach Gnesen gewallfahrt.

Wie im Politischen auf solche Weise vom deutschen Reiche, so machte Boleslav sich und sein Land damals auch im Kirchlichen noch abhängiger denn zuvor von Rom und der römischen Curie, indem er seinem Lande eine bestimmt begrenzte Eintheilung in Bisthümer verlieh, wobei er aber doch wieder die äußere Abhängigkeit von dem magdeburger Erzbischofe abwarf, freilich noch vor jenem Jahre, wo er sich vor dem Kaiser demüthigte. Nehmlich er und Herzog Wratislav errichteten nicht nur ein Bisthum in Pommern rechts der Oder und verliehen es an Adalbert, den treuen Freund und Begleiter Otto's von Bamberg; auch westlich von dem Strome entstand nicht so gar lange nach Otto's zweiter Missionsreise, vermuthlich gleichfalls durch gemeinsame Stiftung beider Fürsten, das Bisthum Stettin. Und weiter hinauf, an der Mitteloder, gründete er das Bisthum Lebus. Die erste, beiläufige Erwähnung desselben ist vom 16. März 1133**). So wurden drei neue Bisthümer gebildet östlich und nordöstlich von Magdeburg, aber dem magdeburger Erzstifte nicht untergeordnet, wie es doch das ursprüngliche Privilegium desselben erheischt hätte. Solchem Schmälern seiner Metropolitanrechte suchte nun Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, ent-

*) Das Richtige hat hier unstreitig L. Giesebrecht gesehen (a. a. O. S. 357, Note 3) Aber auch hinsichtlich Rügens? Ueber Rußland konnte doch Boleslav III. vom deutschen Kaiser keine Belehnung empfangen!?

**) Vgl. L. Giesebrecht S. 345, oder Wohlbrück's Gesch. des Bisth. Lebus, I. B. S. 52.

gegen zu wirken. Er beschwerte sich deßhalb beim Papste, und Innocenz II. citirte wiederholt durch Gesandte wie durch Bullen die Bischöfe von Stettin, Lebus, Pommern, Posen, Gnesen, Krakau, Breslau, Kruschwitz, Masovien (Plock) und Wladislav vor sich, um Aufklärung ihm über die Sache zu geben; allein sie erschienen nicht, gaben auch keinen brieflichen Bescheid. Da traf es sich, daß Norbert im Jahre 1132 das Oberhaupt des deutschen Reiches auf seinem Zuge nach Italien begleitete. Bei der Gelegenheit trug der Erzbischof seine Angelegenheit dem Papste mündlich vor, und erwirkte von ihm an demselben Tage, wo Lothar zum Kaiser gekrönt wurde (den 4. Juni 1133), eine Bulle, kraft welcher dem magdeburger Erzstifte nicht bloß alle Bisthümer jenseit der Saale und Elbe, sondern auch jenseit der Oder unterworfen sein sollten. Nun kehrte zwar Norbert noch in demselben Sommer aus Italien zurück, wurde aber längere Zeit am Hofe mit andern Dingen beschäftigt, so daß er sich nicht um die Sache bekümmern konnte, und starb das Jahr darauf (am 6. Juni 1134), so daß die ganze Angelegenheit wieder ins Stocken gerieth und nachmals nie in Ausführung gekommen ist.

Mit den Verhältnissen der Slaven an der Niederelbe und an der Ostseeküste ereigneten sich während der Regierung Lothar's folgende Veränderungen: das Herzogthum Sachsen wurde während der ganzen Zeit nicht wieder verliehen; erst auf dem Sterbebette belehnte der Kaiser mit demselben seinen Schwiegersohn, den Herzog Heinrich von Baiern*). Man kann hiernach schon von vorn herein abnehmen, daß von Seiten Lothar's bei seinen vielen anderweitigen Reichsgeschäften auf diesen Punkt nicht gerade viele Aufmerksamkeit wird gewendet worden sein. Wir haben daher in solcher Beziehung nur Weniges zu berichten. Kaum war der Obotritenfürst Heinrich, der sich (vgl. oben S. 288) doch bereits ein so schönes slavisches Reich gegründet hatte, gestorben (den 22. März 1127)**), und kaum hatten seine Söhne Zwentopolch und Kanut die Herrschaft in Besitz genommen, als auch wieder der alte böse

*) Dieß thut überzeugend dar Jaffé a. a. O. S. 224 und Beilage II. S. 230 f.

**) S. Jaffé S. 107, nebst Beilage III. S. 232 ff.

slavische Geist der Zwietracht über sie kam, und der erstere allein regieren wollte. Die zur Entscheidung herbeigerufenen Holsteiner vermittelten zwar den Frieden, indem sie eine Theilung des Reiches bewirkten. Aber dieß hinderte nicht, daß nicht Kanut bald darauf ermordet wurde. Nun nahm der ältere Sohn das Ganze in Besitz. Während des Bruderkrieges hatten aber die ausheimischen Lande, welche Heinrich einst mit Gewalt der Waffen sich unterworfen und zinspflichtig gemacht hatte, diese Pflicht wieder abgethan, da sie ihnen bei der Zwietracht der Herrscher keinen Schutz gegen auswärtige Feinde gewährte. Es waren dieß die Pommern und Rugianer. Doch unterjochte Swentopolch mit Hilfe des Grafen Adolf I. von Holstein — er war eigentlicher Fürst der Wagrier — die Obotriten und Kissiner. Lange dauerte indessen auch dessen Glück und Leben nicht: er fiel durch die Hand eines Holsteiners, Namens Daso, und eben so erging es seinem Sohne Zwinike: auch der fiel kurz darnach durch Mörderhand, und mit ihm erlosch das Geschlecht des Wendenkönigs Heinrich in gerader Linie.

Das erledigte Reich ward vom derzeitigen Herzoge in Schleswig, der auch den Namen Kanut führte, beansprucht. Er ging im Jahre 1128 zum deutschen Könige, brachte reiche Geschenke, zahlte eine bedeutende Geldsumme und — ward dafür mit der ganzen Herrschaft belehnt, mit welcher Heinrich bewidmet gewesen. Ja! Lothar setzte ihm die Krone auf und erhob ihn zum Könige der Obotriten. Und Kanut führte ein kräftiges Regiment. Er suchte mit Gewalt sich und seine Herrschaft im Lande der Wagrier zu befestigen, zog öfters mit holsteinischen Schaaren durch das Wendenland und warf alle Ungehorsamen und Widersetzlichen zu Boden. Den Neffen Heinrich's, Pribislav, und einen vornehmen Obotriten, Namens Niklot, die seiner Macht trotzen wollten, nahm er gefangen, führte sie nach Schleswig und hielt sie so lange in strengem Gewahrsam, bis sie durch Zahlung einer Summe Geldes und durch Stellung von Geiseln Gehorsam verbürgten. Allein durch solche energische Maaßregeln erregte Kanut die Eifersucht des dänischen Kronprinzen Magnus, und dieser glaubte sich und die Thronfolge nur dann gesichert, wenn jener nicht

mehr wäre, und so ließ er ihn am 6. Januar 1131 meuchlings umbringen. Alsbald erhoben sich jene beiden Obotriten Pribislav und Niklot, theilten sich in das Land, so daß der erstere über die Wagrier und Polaber, der letztere über die Obotriten die Herrschaft empfing, und sagten sich los von der deutschen Oberherrlichkeit. Selbst gegen die Kirche ward man auffäßig: jede Spur des Christenthumes wurde vertilgt, der alte heidnische Götzendienst wieder von neuem eingeführt. Alle diese Ereignisse, ingleichen Zwistigkeiten und innere Kriege im nahen Dänenlande, bestimmten den König Lothar zu einem Kriegszuge in die Gegenden der Niederelbe. Nachdem er die Dänen bezwungen und den König daselbst genöthigt hatte, ihm eine Summe Geldes zu zahlen und als Oberherrn zu huldigen, wandte er sich gegen die Wenden und zwang sie zur Unterwerfung. Allein den Pribislav und Niklot ließ er doch als Fürsten neben einander bestehen, und gegen den heidnischen Götzendienst scheint er gar nichts gethan zu haben. Auf diesen letztern Punkt ward er erst aufmerksam gemacht im Jahre 1133, als er sich in Bardewik aufhielt, und zwar durch jenen Vicelin, von welchem bereits oben die Rede gewesen ist (S. 288), welcher schon immer sich mit einem Missionswerke herumgetragen hatte, allein bis daher durch die Unruhen und Kriege im Wendenlande abgehalten worden war. Jetzt glaubte derselbe den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben, um auch die weltliche Macht für die Sache in Anspruch zu nehmen. Er begab sich also nach Bardewik zum Kaiser und forderte diesen auf, ihm seinen kräftigen Arm zu leihen zur festen Begründung der christlichen Kirche unter den noch immer dem Heidenthume ergebenen Wenden. Lothar ging darauf ein, legte im Wendenlande eine Zwingburg an (Siegeberg) auf dem Aalberge, gründete am Fuße desselben ein Kloster, stellte es unter den Schutz des Burgherrn und verpflichtete sechs wendische Städte, selbiges zu unterhalten. Das Kloster, so wie die Kirche zu Lübeck untergab er der Leitung Vicelin's; ihn selbst empfahl er auf das nachdrücklichste dem Schutze Pribislav's, dem er auch die kräftigste Förderung des Christenthumes in seinen Landen zur Pflicht machte. Und Pribislav und Niklot haben sich als gehorsame

Vasallen erwiesen. Im Jahre 1135 erschienen von ihnen Gesandte beim Kaiser auf dem Reichstage in Magdeburg, vielleicht um sich und ihr Land zu sichern gegen die drohende Stellung, welche der neue Dänenkönig Erich durch einen Angriff auf Rügen genommen hatte. Von Seiten des hamburger Erzbischofs erfuhr jene Missionsthätigkeit allen Vorschub. Im Jahre 1136 erließ derselbe eine Urkunde, kraft deren er dem Vicelin und allen seinen Genossen das Bekehrungsgeschäft im Wendenlande, so weit es zum Sprengel des hamburger Erzstiftes gehörte, gestattete, ihnen ihr Neumünster sammt Grundeigenthum und Zehnten bestätigte und außerdem noch ausdrücklich festsetzte, daß die dortige Congregation fortan unmittelbar unter ihm und seinen Nachfolgern stehen solle. Vicelin that, was er vermochte, und wie wir sehen werden, nicht ohne Erfolg. Ihm und seinem Bekehrungsgeschäfte kam es unter Anderm zu Statten, daß die Dänen öfters von der See her die heidnischen Wenden angriffen und dabei auch den christlich-kirchlichen Propagandismus übten. Das war namentlich der Fall mit der Insel Rügen, die sie einnahmen und deren Bewohner sie von neuem zwangen zur Annahme des Christenthumes (1136).

Hiermit endigt der Verlauf der Begebenheiten in Bezug auf die slavisch-deutschen Verhältnisse während der Regierung Lothar's. Man wird ohne weitere Erörterung erkennen, daß bereits in diesem Zeitraume ein allgemeiner Aufschwung des Deutschthums über das Slaventhum erfolgt ist, eine nahe Vorbereitung zum Umschwung der Dinge in der folgenden Periode. Und gewiß war solches zum großen Theil das Werk oder wenigstens die Folge der rüstigen Thätigkeit und Energie des Kaisers, vermöge welcher er in alle Zustände des Reiches Regsamkeit und Rüstigkeit zu bringen wußte.

## XI. Konrad III., der Hohenstaufe. Von 1137—1152.

Mit dem Tode Lothar's fing der Glanz der deutschen Herrlichkeit, welchen derselbe in so schönem Grade wieder gesteigert hatte, daß er, wenn er länger gelebt, ihn zu seiner frühern Helle zurückgeführt hätte, doch wieder an zu erbleichen auch in Bezug auf die Verhältnisse mit den Slaven, inso-

weit wenigstens noch das Oberhaupt des Reiches jetzt in Betracht kam, theils wegen der minder hervortretenden, weniger energischen, schwächern und mattern Persönlichkeit Konrad's, theils wegen des gräßlichen Zwiespaltes, in welchen bei und nach der Königswahl die deutschen Fürsten zerfielen, und welchen jener nicht zu beschwichtigen vermochte oder auch nur versuchte. Deutschland ward der Schauplatz jener langjährigen Spaltung, die man unter dem Namen des Kampfes der Waiblinger und der Welfen kennt, die an dem Marke des Volkes zehrten und dem Lande tiefe Wunden geschlagen haben. Natürlich haben sie auch auf die Verhältnisse mit dem Slavenlande nachtheilig eingewirkt, schon um deßwillen, als mehrere der Grenzfürsten darein persönlich verwickelt waren, als sich der Streit zu einer Fehde um das sächsische Herzogthum gestaltete.

Es hatte nehmlich, wie bekannt, Lothar seine einzige Tochter Gertrud mit dem derzeitigen Herzoge von Baiern, Heinrich, einem Enkel des letzten Billungers, vermählt und denselben, noch auf dem Sterbebette, mit dem seit seiner Thronbesteigung erledigten Herzogthume Sachsen belehnt. Hierdurch fühlte sich Albrecht der Bär in seinen Rechten gekränkt; denn er glaubte und hatte auch Ursache zu glauben — er war verwandt mit dem billungischen Geschlechte — das Herzogthum für sich beanspruchen zu können. Als daher die verwitwete Kaiserin Richenza gleich nach Bestattung ihres Gemahles ihrem Schwiegersohne auch die Kaiserkrone verschaffen wollte und zu dem Ende, gegenüber der hohenstaufischen Partei, die sächsischen Fürsten auf den 2. Februar 1138 nach Quedlinburg berief, damit sie ihren Herzog zum Könige küren sollten, so widersetzte sich dem der Markgraf Albrecht mit Gewalt der Waffen: er hintertrieb die Versammlung, indem er alle nach Quedlinburg geschafften Vorräthe wegnahm, die Kaiserin selbst nicht in die Stadt hineinließ, ihr auch durch Raub und Brand sonst Abbruch that. Ob Albrecht mit dem Hohenstaufen im Einverständnisse handelte? Wohl sollte man es glauben. Denn kaum war Konrad zum Könige gewählt (am 22. Februar) und gekrönt (am 6. März), so wurde dem Herzog Heinrich aufgegeben (zu Regensburg den 29. Juni),

einem Theile seiner Länder zu entsagen; denn es sei ungesetzlich, daß ein deutscher Fürst zwei Herzogthümer besitze. Und sofort trat Albrecht mit seinen Ansprüchen auf Sachsen hervor, und der König belehnte ihn mit demselben, aber nicht ohne heftigen Widerspruch mehrerer andrer Fürsten. Auf Antrieb der Kaiserin Richenza verbanden sich zu gemeinsamer Fehde gegen den Markgrafen Markgraf Konrad von Meißen, Pfalzgraf Friedrich u. s. w. Auf Seiten Albrecht's standen dessen Mutter, die angesehene Gräfin Eilike, und Graf Bernhard von Plötzke. Und nun ging es an ein gegenseitiges Bekämpfen durch Zerstörung und Verwüstung von Gegenden, Städten und Burgen. Der Schauplatz waren das Herzogthum Sachsen, selbst Holstein, Nordalbingien, dann die Gegenden am Harz, Berenburg u. s. w. Aber Herzog Heinrich blieb nicht unthätig: bald war sogar die Uebermacht auf seiner Seite. Albrecht mußte nicht nur seine Eroberungen im Herzogthume Sachsen aufgeben; er wurde in seinen eigenen Erblanden angegriffen. Er mußte zum Könige flüchten und bat um dessen Unterstützung, und im August desselben Jahres rückte Konrad mit einem Heere gegen Sachsen vor. Die beiden Gegner stießen auf einander in Thüringen; doch kam es zu keiner Schlacht: die Bischöfe vermittelten einen Waffenstillstand. Auf einem nächst zu haltenden Reichstage (zu Quedlinburg) sollte der Streit geschlichtet werden. Da starb unerwartet Heinrich der Stolze (20. October), und nun erneuerte Albrecht seine Ansprüche und hielt sich schon des Besitzes des Herzogthumes für gewiß, wollte sich schon im neuen Lande als förmlichen Herrn geriren. Da traten die sächsischen Fürsten auf und wollten durchaus ihres Herzogs minderjährigem Sohne, auch Heinrich genannt, Land und Würde des Vaters erhalten: der zehnjährige Prinz war von dem Sterbenden ihrer Obhut empfohlen worden. Sie griffen den Markgrafen Albrecht an: nur durch ein Wunder ward er gerettet; darauf zogen sie gegen seine Erbländer am Harze und verwüsteten diese (1140). Erst nach zwei Jahren, auf dem Reichstage in Frankfurt a. M. (den 10. Mai 1142) kam die Sache zu einer friedlichen Erledigung: Markgraf Albrecht gab, durch den Erzbischof Marculf von Mainz überredet, seine Ansprüche

auf Sachsen auf, und das Herzogthum verblieb Heinrich dem Löwen, wofür dieser nun auf das bairische Herzogthum verzichtete. Albrecht dem Bär ward dafür die Bestätigung seiner brandenburgischen Markgrafschaft. Diese hatte sich mittler Weile durch Erbschaft vergrößert. Im Jahre 1141 starb nehmlich der bisherige Inhaber der Brandenburg und des Havellandes, Pribislav, der bei seinen Lebzeiten mit Albrecht einen Erbvertrag geschlossen und seine Besitzungen demselben nach seinem Tode vermacht hatte. In Folge dessen hatte der Markgraf die Burg und die dazu gehörigen Ländereien in Besitz genommen. Dieß gab zugleich Veranlassung bei der Beilegung jenes Streites, Albrecht für den großen Verlust in etwas zu entschädigen behufs seiner Ehre und seiner Stellung im Reiche. Um ihn völlig dem Herzoge von Sachsen gleich zu setzen, ward aus seinen schon ziemlich weitläufigen Besitzthümern, mit der Aussicht auf deren Erweiterung nach Osten hin auf Kosten der Slaven, ein neues, unmittelbar vom Kaiser abhängiges und zum deutschen Reiche als nothwendig integrirender Theil gehörendes Erzfürstenthum gebildet, das dem Herzogthume Sachsen und den übrigen von Alters her bestehenden höchsten Fürstenthümern in Deutschland an Rang, Ansehen und Gerechtsamen völlig ähnlich sein sollte, und zwar unter dem Namen der Mark Brandenburg. Zuverlässig erhielt damit Albrecht zugleich als ein für ewige Zeiten an das Erzfürstenthum gebundenes Ehrenamt die Würde eines Erzkämmerers, da die übrigen Erzfürsten ja jeder ein ähnliches Amt besaßen. Endlich mochte ihm die Versicherung der Erbfolge des Ganzen auf seinen ältesten Sohn werden; ja! man verlieh wohl jetzt schon demselben das neue Fürstenthum, damit dem Vater jegliche Besorgniß genommen werde, man möchte es nach seinem Tode wieder dem Sohne entziehen: woraus sich erklären ließe, warum sich Otto I. urkundlich bereits 1144 Markgraf von Brandenburg nennt. Das neue Erzfürstenthum ward nach einer einzelnen Feste, nicht, wie sonst gewöhnlich, nach einer Völkerschaft oder nach einem Lande benannt, theils weil es hier an einem solchen Anlaß mangelte, theils weil die Burg Brandenburg schon lange in dieser Gegend berühmt geworden und bekannt war. Und Albrecht's kriege-

rischem Muthe und seinen Nachfolgern bot es einen weiten Spielraum dar zur Erweiterung und Vergrößerung des Landes. Seine Rechte waren von Anfang an ziemlich unumschränkt, in solcher Beziehung daher die Errichtung der Markgrafschaft Brandenburg von besonderer Beachtung für die innere politische Geschichte unsers Vaterlandes.

Die Wenden an der Ostsee blieben während jenes argen Zwistes ihrer Oberherren nicht unthätig: sie benutzten ihn zum abermaligen Versuche, das Joch der Zwingherrschaft der Deutschen abzuschütteln. Der Obotritenfürst Pribislav überfiel im Sommer 1138 die Vorstadt von Siegeberg und zerstörte sie und behandelte die deutschen Bewohner mit entsetzlicher Grausamkeit. Indessen während er hier so arg wirthschaftete, kam unvermerkt sein Erbfeind Race, aus der Familie des vormaligen wendischen Herrschers Cruco, mit einer Anzahl Schiffen die Trave herauf, nahm die Feste Lübeck ein und verwüstete sie und die Umgegend und zog dann wieder ab. Die Wagrier aber machten häufige Raubzüge nach Holstein. Da brachte Heinrich von Badwide, der damals das Grafenamt in dieser Gegend verwaltet, schnell einen Heerhaufen zusammen, fiel in das Land der Wenden ein, und besiegte den überraschten Feind in einem großen Treffen. Die ganze Gegend von der Swale bis an die Trave und an das baltische Meer wurde auf dieser einen Heerfahrt durchstreift, geplündert und durch Feuer verwüstet. Im Sommer darauf (1139) setzten die Holsteiner auf eigne Hand den Krieg fort, da ihr Graf eben in Fehde lag, zogen vor Plön, die stärkste Festung der Wagrier, eroberten und zerstörten sie, tödteten die wendischen Bewohner und verödeten das Land durch häufige Plünderungen, „voll Freude, daß sie einmal frei und ungehindert an dem verhaßten Volke Rache üben konnten, dessen die Fürsten sonst schonten, um höhern Tribut zu erlangen"*): eine wahre Bemerkung, die uns erklärt, warum der Kampf zwischen den Deutschen und Slaven sich so lange hingezogen hat, und die durch die Darstellung der folgenden Periode sattsam wird gerechtfertigt werden.

*) L. Giesebrecht a. a. O. III. B. S. 10.

Als der Streit um das Herzogthum Sachsen zwischen den betreffenden Parteien ein Ende hatte, ward auch diese Gegend beruhigt. Der Graf Adolf erhielt Wagrien, und Heinrich von Badwide als Ersatz dafür Ratzeburg und das Land der Polaber. Der bisherige Fürst beider Länder, Pribislav, ward bei Seite geschoben und lebte fortan als unterthäniger Grundeigenthümer in der Nähe von Aldenburg. Niklot blieb Fürst der Obotriten. Da nun Wagrien durch die immerwährenden Aufstände, Kriege und Verheerungen, namentlich durch die grausamen in der letzten Zeit, so ganz verödet war, kam der Graf Adolf auf den klugen und glücklichen Gedanken, das Land mit deutschen Colonisten zu besetzen. Zugleich die einzig richtige Weise, die nichtdeutschen Länder durch und durch zu civilisiren, zu germanisiren, zu beruhigen und auf immer mit dem deutschen Reiche zu verketten, eine Weise, die die deutschen Grenzfürsten und Kaiser schon längst hätten einschlagen sollen, und die seitdem von den meisten Regierungen mit Vortheil eingeschlagen worden ist. „Der Graf berief durch eigens zu dem Zwecke ausgesandte Boten Ansiedler aus Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland. Auch die zunächst wohnenden Holsteiner und Stormarer wurden eingeladen, sich niederzulassen in den besten Gegenden des Landes, das sie ja selbst erobert hatten. Jetzt ward auch namentlich die Stadt Lübeck wieder aufgebaut, unfern der Stelle, wo die ältere von Race zerstörte gestanden hatte. Die neuen Ansiedler waren aber vor den Anfällen der Obotriten zu sichern. Zu dem Ende schickte der Graf Abgeordnete an den Fürsten Niklot. Er und die Angesehenen seiner Nation ließen sich durch Geschenke gewinnen und schlossen ein Freundschaftsbündniß mit dem Grafen, und sie wahrten dasselbe und verhielten sich willfährig gegen den neuen Bundesgenossen und friedfertig gegen seine Unterthanen. Da konnte nun auch das Christenthum wieder Wurzel fassen und die bisherigen kirchlichen Institute festen Boden gewinnen. Erzbischof Adalbert von Hamburg erneuerte und vermehrte bald nachher (1139 und 1141) seine frühern Schenkungen, erhob den Vicelin zum Propste von Neumünster, mit der Gerechtsame, in dem ganzen erzbischöflichen

Sprengel zu taufen, zu predigen u. s. w., und Graf Adolf half mit seinem weltlichen Arme, wo er wußte und konnte. Weiter indessen als Wagrien reichte die Missionsthätigkeit nicht, deren Heerd Neumünster war, an deren Spitze Vicelin stand.

Mit dem Bisthume Havelberg blieb es in diesem Zeitraume noch immer so ziemlich beim Alten. Der Inhaber desselben, Anselm, ward durch Hof- und Reichsgeschäfte, zu welchen er durch den König vielfältig gebraucht wurde, abgehalten, viel für seinen Sprengel zu thun: er war die meiste Zeit hindurch abwesend. Nur allein für die Gründung des Klosters Jericho (seit 1144) finden wir ihn urkundlich eifrig bemüht. Mit Stiftung eines Klosters, des leizkauer Klosters, begann nicht minder der brandenburger Bischof, Namens Wiger, seine Amtsthätigkeit in seinem Sprengel zu dieser Zeit. Für jetzt wagte er noch nicht sich selbst weiter vor: er ernannte vorerst für das Havelland einen Abt, der seine Stelle dort einstweilen vertrat. Die lausitzer und die meißner Markgrafschaft blieb in ihrem bisherigen Zustande unter Konrad von Wettin und mag sich die letztere wohl schon bedeutend germanisirt haben. An Ausdehnung gewann sie in Folge eines wiederholten Bürgerkrieges in Böhmen. Hier kam nach dem Tode Sobieslav's I. (im Jahre 1140 den 14. Februar) gegen dessen letzten Willen durch die Wahl der Häupter des Volks Wladislav II. zur Regierung. Allein bald stand dieser einer gewissen Partei nicht mehr an: man empörte sich gegen ihn zu Gunsten eines andern Gliedes der Premysliden, und jener ward in einer Schlacht geschlagen (1142). Er flüchtete zum Könige der Deutschen und bat um dessen Hilfe. Sie wurde ihm gewährt. Konrad führte seinen Vasallen nach Prag zurück und setzte ihn wieder in seine herzogliche Würde ein. Dafür nun trat, wie aus Gründen vermuthet wird, der böhmische Herzog die Milzienerlandschaften Budissin und Nisani, (die bis daher ihm gehört hatten, vgl. oben S. 302) an den König der Deutschen ab, sei es nun statt einer vorher versprochenen Geldentschädigung für die Heerfahrt, sei es mit ihr. Konrad aber muß sie — entweder auf Lebenszeit oder auf bestimmte Jahre — dem Markgrafen Konrad überlassen

haben; denn dieser befindet sich, urkundlichen Nachrichten zufolge, zwei Jahre später in dem Besitze derselben.

Das Abhängigkeitsverhältniß Polens zum deutschen Reiche blieb unter Konrad III. fortbestehen, aber mehr durch die Schuld der Polen, denn durch die Macht und die Glorie des Königs der Deutschen. Denn kaum noch hatte Boleslav III. die Augen zugethan (den 28. October 1139), als unter seinen vier Söhnen, unter die das Reich getheilt worden war, auch sofort die ärgerlichsten Zwistigkeiten ausbrachen, welche nicht bloß die innere Kraft des Volkes lähmten, sondern auch Veranlassung gaben zum Eingreifen des Oberhauptes der Deutschen. Herzog Wladislav II., der älteste jener Brüder, zeigte sich gegen die übrigen als Senior herrschsüchtig; das wollten die übrigen nicht leiden, standen gegen ihn auf und besiegten ihn. Er begab sich an den Hof Konrad's, mit dem er durch seine Gemahlin nahe verwandt war, und ließ sich allein mit dem Herzogthume Polen belehnen. Darauf machte er einen Feldzug gegen seine Brüder, der aber endlich doch auch wieder unglücklich ablief: er sah sich von neuem gezwungen, nach Deutschland zu fliehen. Da nahm sich denn Konrad III. seines Schwagers ernstlicher an: Vorstellungen aber hatten keinen Erfolg. Selbst der damalige Papst (Eugen III.), der durch einen abgeordneten Cardinal den Frieden unter den zwieträchtigen Brüdern vermitteln sollte, richtete nichts aus. Da wurde von ihm, dem Papste, ganz Polen mit dem Bannfluche belastet und König Konrad geheißen, die Strafe zu vollziehen. Im August des Jahres 1146 machte sich das Oberhaupt des deutschen Reiches auf mit einem Heere der Oder zu. Aber die klugen Feinde machten wieder Gebrauch von dem alten Manoeuvre des Guerrillakrieges, wichen jedem Treffen aus; dagegen schnitten sie den Deutschen überall die Zufuhr ab und beobachteten und beunruhigten sie unausgesetzt. Das deutsche Heer gerieth dadurch in große Noth. Da vermittelten die Markgrafen Albrecht und Konrad, die sich persönlich bei dem Zuge befanden, einen Vergleich: dem zufolge erschienen die feindlichen Brüder persönlich im Lager des Kaisers, versprachen ihm neben bedeutenden Summen auch, auf dem nächsten Reichstage sich zu stellen und sich dann

seinem Ausspruche zu fügen. Wladislav blieb in der Verbannung; die übrigen polnischen Fürsten nahmen ihre (getheilten) Länder vom Könige zu Lehen*).

## Schluß der dritten Periode.

Jetzt hatte der Weltkampf der beiden großen Nationen seit seinem ersten Beginnen sechshundert Jahre gewährt: seit Karl's des Großen erstem Uebergange über die Elbe waren etwa drei und ein halbes Jahrhundert, seit Heinrich's I. glorreichem Feldzuge zwei Jahrhunderte verflossen, und — noch immer war im Ganzen wenig Terrain von den Deutschen gewonnen, mindestens viel zu wenig gegen die Zahl von Schlachtopfern, die dabei gefallen, gegen das viele Blut, das dabei geflossen, gegen den großen Zeitraum, den der Kampf gedauert, gegen die ungeheuern Anstrengungen, die dabei gemacht worden. Noch immer waren die Slaven in dem größten Theile der ihnen heimischen Länder nicht völlig besiegt und überwunden. Es hätte nur eines sie vereinigenden Gemeingeistes, eines einzigen großen Charakters unter ihnen, der ihre Kraft gesammelt und nach Einem Brennpunkte hin geleitet und zusammengehalten hätte, bedurft, und das Germanenthum hätte wieder weichen müssen aus allen den Grenzgegenden, wo es sich bereits eingenistet. Tapferkeit, Ausdauer, Energie, Hartnäckigkeit des Willens hatten sie genug. Aber ihr zersplittertes Wesen war dem entgegen: ein wahrhaft grausiger Fluch ewiges Zwiespaltes und ewiger Unruhen unter sich und im eigenen Lande hat von jeher auf ihnen gelastet. Dieser Umstand kam den Deutschen zu Statten; sonst wären dieselben, bei ihren auch so häufigen gegenseitigen Befehdungen und ihren sonstigen vielen politischen Mißgriffen, nicht die Sieger, die Herren, die Eroberer geworden. Daß der Kampf aber bis daher sich so weit in die Länge gezogen hat, meist ohne wesentliche Früchte, davon trägt die Schuld die Gewohnheit der meisten deutschen Könige und Kaiser, daß sie trotz ihrer

*) Die Nachrichten bei den ältern Historikern und die Darstellungen der neuern lassen sich hier schwer mit einander vereinigen. Vgl. z. B. L. Giesebrecht's — dem wir hauptsächlich hier gefolgt sind — wendische Geschichte III. S. 18 mit Röpell S. 352 ff.

beschränkten militärischen Einsicht sich doch immer persönlich an die Spitze stellten, wenn es einen Zug gegen die Slaven galt, und sich durch bloße Versprechungen, Geschenke, Ehrenbezeigungen beschwichtigen ließen, zufrieden waren mit Tributen und Dienstmannschaft, statt die Sache kräftiger anzufassen, Burgen zu erbauen, Städte anzulegen, hinreichend deutsche Colonien zu gründen, tüchtige Grenzfürsten anzustellen und solchen den nöthigen Spielraum zu Ergreifung selbsteigener passender Maaßregeln zu gewähren.

Das ward mit dem Jahre 1147 anders, und somit beginnen wir mit demselben eine neue, die vierte Periode.

---

# D. Periode.

## Von dem Kreuzzuge gegen die Wenden im Jahre 1147 bis zum Verlaufe des Weltkampfes in den verschiedenen slavisch-deutschen Ländern zu verschiedenen Zeiten.

### Ausgang des großen Drama's.

Völliger Umschwung der Verhältnisse: die Heereszüge der Deutschen in die Slavenländer erfolgreicher denn je, weil ihre Willenskraft und ihr Muth durch religiösen Fanatismus ungewöhnlich gesteigert ist, weil durch das Zurücktreten des Oberhauptes ihres Reiches die Bevormundung der Grenzfürsten fast ganz aufhört, weil sie durch kräftige, aufstrebende Männer geleitet werden, und weil sie an Tapferkeit, militärischer Fertigkeit, Cultur, geistiger und körperlicher Regsamkeit die Slaven weit übertreffen. Mit dem Zeichen des Kreuzes auf der Schulter und mit dem Schwerte in der Rechten setzen sie sich gewaltsam in den Besitz der slavischen Vorländer zwischen der niedern und mittlern Elbe und Oder, überschreiten bald auch die letztere, weiterhin selbst die Weichsel, die Düna u. s. w. All diese Gegenden werden colonisirt, christianisirt, germanisirt. Nicht minder bringt vor die Colonisation und Germanisirung mancher slavischen Vorländer auf friedlichem Wege, in Folge der höhern Civilisation und Cultur der Deutschen. Mekelnburg, Pommern, obwohl unter heimischen Fürsten, kann sich des Germanenthumes nicht erwehren und geht in den Verband des deutschen Reiches über. Selbst Schlesien befindet sich, obschon ebenfalls unter einheimischen Fürsten, am Ende des 13ten Jahrhunderts bereits entschieden im Uebergange zu deutschem Leben und fängt an, Böhmen und Mähren zu isoliren. Ja! bis nach dem seine Nationalität doch sonst so festhaltenden Polen und Rußland bringen die Elemente deutscher Civilisation und zersetzen die dortigen Zustände in mehrfacher Hinsicht. Indessen wissen die beiden letzten Mächte, Polen bis zu seinem Untergange, Rußland noch fortwährend jetzt, die slavische Nationalität aufrecht zu erhalten. Allein die Folgen dieses Fortschreitens des Germanismus sind ungeheuer, sind — welthistorisch. Den Mittelpunkt dieses regen Lebens im Norden bildet anfänglich das ascanische Haus in der Mark Brandenburg, später ebendaselbst das hohenzollersche. Das deutsche Reich dagegen verliert allmählich immer mehr seine ursprüngliche Bedeutung.

Hiernach vermögen wir die betreffenden Facta nicht mehr nach der Folge der deutschen Könige und römischen Kaiser zu gruppiren: wir sind genöthigt, sie nach der Lage der Länder zu ordnen: Mekelnburg, Pommern, die Mark Brandenburg, das Kurfürstenthum Sachsen-

Wittenberg, die Landschaft Jüterbog-Dahme, die niederlausitzer Mark, die meißner Mark, Böhmen und Mähren, Schlesien, Polen, Preußen, Lief-, Kur- und Esthland. Wir verfolgen in diesen einzelnen Landschaften den Kampf, bis er sich je nach den verschiedenen Ländern verschieden und zu verschiedenen Zeiten in die ruhige Fläche solcher Verhältnisse verläuft, wie sie noch in der Gegenwart andauern, wobei wir die Ereignisse der neuern Zeit nur kurz andeuten werden, weil wir bei unsern Lesern die Kenntniß derselben voraussetzen, da sie ja so vielfach und so ausführlich in neuester Zeit erörtert worden oder in unsern Tagen erst geschehen sind, und wir uns nicht gesonnen fühlen, unser Werk in eine überflüssige Breite versiegen zu lassen.

Endlich sollte es ein Ernst werden von Seiten der Deutschen mit Beruhigung und Erweiterung der nordöstlichen Grenze ihres Landes und mit der Niederkämpfung und Bewältigung der bis daher so tapfern, so widerspänstigen Slaven. Mit der Kriegskunst und Tapferkeit der erstern gattete sich religiöse, bis zum Fanatismus gesteigerte Begeisterung. Diese ward das treibende Element und brachte mit einem Male Erfolge hervor, welche man viele Jahrhunderte lang vorher nicht hatte in Ausführung stellen können, ja! welche man sicherlich bei der erneuten Aufnahme des Kampfes kaum mag geahnet haben.

Es war im Jahre 1145, als hier nach dem Abendlande laut der Hilfeschrei ertönte aus dem Morgenlande her: die Türken machten wieder bedrohliche Fortschritte in Eroberung der von den Christen ihnen erst abgekämpften Städte und Länder; bereits wäre Edessa in Mesopotamien ihnen zum Opfer gefallen. Da erließ der damalige Papst, Eugenius III., einen Aufruf im Occident zu einem neuen allgemeinen Kreuzzuge nach dem Gelobten Lande, und der zur Zeit hochberühmte und für die heilige Sache schwärmende Mönch und Abt zu Clairvaux in Frankreich, der heilige Bernhard, unterstützte das schriftliche Aufgebot des Papstes durch hinreißende mündliche Beredtsamkeit, auch in Deutschland, auch namentlich auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt a. M. den 2. Februar 1147, und die dort vereinigten Fürsten, Konrad III. an der Spitze, werden für die Sache gewonnen und sagen ihre Theilnahme an der Kreuzfahrt nach Palästina zu. Nur die sächsischen Großen thaten Einspruch: sie meinten, sie hätten der abgöttischen Ungläubigen genug in ihrer nächsten Nähe; erst

seien diese niederzukämpfen, ehe man zu denken habe an die außerhalb Europas. Der Gottesmann fand es befremdend, daß solches nicht schon längst geschehen, und konnte nicht strafende Worte darob bergen. Auf den Rath des Königs indessen und der versammelten Fürsten und Prälaten suchte er dahin zu wirken, daß sich die Macht der christlichen Deutschen auch wider die slavischen Völker erhöbe, um selbige entweder gänzlich zu vernichten oder zu bekehren. Eine Aufforderung, freilich eines unmenschlichen Zeloten würdiger denn eines christlichen Geistlichen, die aber im vorliegenden Falle ersprießlich war, schnell und kräftig zum Ziele führte. Er verhieß den Theilnehmern, um ihren Eifer zu entzünden, denselben Ablaß, welchen die Kirche denen zugesprochen, welche nach Jerusalem wallten. Auf diese Weisung nahmen schon Viele zu Frankfurt selbst, das wendische Kreuz, das sich auch seiner äußern Form nach von dem andern unterschied. Andere, die vorläufig noch nicht ganz fest ihre Theilnahme am Hauptzuge zugesagt hatten und die wahrscheinlich jenen Grenzgegenden angehörten, wurden von Bernhard vermocht, nun an der Heerfahrt wider die Slaven Theil zu nehmen. Als solcher Plan dem Papste gemeldet wurde, erklärte er in einem besondern Erlasse an alle Gläubige, wie es ihm eine göttliche Fügung däuche, daß eine so große Anzahl Christen aus so verschiedenen Theilen der Welt sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen rüste: nach dem Morgenlande, nach Spanien, und nun werde von Etlichen gar auch ein Zug gegen die Wenden und gegen die übrigen im Norden von Europa seßhaften Heiden vorbereitet. Solchen Frommen gewähre auch er gleichen Sündenerlaß wie denen, die nach Jerusalem wallfahreten. Zugleich verbot er bei Strafe des kirchlichen Bannes — und hier traf er jenen wunden Fleck, um dessentwillen die deutschen Waffen bisher so oft schon so erfolglos geblieben waren — daß Niemand Geld oder Geldeswerth von den Heiden annähme, die er dem christlichen Glauben zuführen könnte, und ihnen dafür gestattete, in ihrem Unglauben zu verharren. Ein ähnliches Schreiben erließ Bernhard von Clairvaux: auch er untersagte jedes etwanige Bündniß mit den heidnischen Wenden für Geld oder jährlichen Tribut, bevor nicht entweder der

Götzendienst oder die Nation selbst vertilgt wäre. Hierauf zu halten ward den Bischöfen und Erzbischöfen, welche dem Zuge beiwohnen würden, insbesondere zur Pflicht gemacht. Wir erwähnen solches, um zu zeigen, worin die nachmaligen Grausamkeiten der Deutschen ihren Grund gehabt. Zum Tage der Versammlung ward der 29. Juni festgesetzt. Anführer des Heeres aber konnte nicht, wie bisher gemeiniglich, der König selbst sein — der hatte sich ja zur Kreuzfahrt nach Palästina verpflichtet — sondern seine Grenzfürsten im Norden des Reiches: ein Umstand, der nicht bloß für den jetzigen Feldzug von wichtigem Einflusse, sondern auch zum Beispiele wurde für alle künftige Zeiten. So hörte denn die für das Waffenglück der Deutschen in den Kriegen mit den Slaven so oft so lähmend gewesene Bevormundung der Fürsten von Seiten des Oberhauptes des deutschen Reiches auf, und selbige erhielten freiere Hand und dadurch mehr Selbstvertrauen, mehr Muth, größeres Interesse an der Sache. Sie fingen an die Feldzüge, die Eroberungen zu eignem Besten zu thun, mithin um so kräftiger, um so kühner, um so erfolgreicher. Solch Privatinteresse mußte das allgemeine Reichsinteresse lockern und jene Fürsten immer selbständiger machen, um so mehr, als die deutschen Kaiser allmählich immer mehr sich dem Süden zuwandten und den Norden ganz aus ihren Augen verloren. Gewisser Maaßen stand der Papst der Leitung des Ganzen vor: unter seinen Auspicien wurden zumeist jene Unternehmungen gethan; aber obwohl die kirchliche Gewalt sich öfters hier hat wollen überwiegend geltend machen gegen die weltliche Macht, so ist es ihr doch nur unvollkommen gelungen. Ja! mit der Zeit hat sie ihre Autorität fast gänzlich eingebüßt. So trifft denn hier ein, was Lappenberg (in Bezug auf die Hansestädte) irgendwo äußert: „es ist vor Allem der Mangel an Einheit der Nation [und des Reiches] gewesen, welcher die Fürsten des nördlichen Deutschlands groß gemacht hat". Was bisher die Schwäche oder die erbärmliche Politik des Reichsoberhauptes nicht hatte bewerkstelligen können oder mögen, das vermochten jetzt einzelne Glieder desselben Reiches durch Tapferkeit, Umsicht und Thatkraft. Die für die Einheit Deutschlands so nachtheilige Theilnahmlosigkeit der Kaiser an den

Angelegenheiten im Norden ward ein Gewinn für die Nation im Kampfe mit den Slaven.

### 1. Mekelnburg und Pommern, germanisirt und christianisirt.

Zunächst war es auf die Bekämpfung der beiden durch ihre starre Anhänglichkeit am Heidenthume berüchtigten Völkerstämme der Obotriten und Luitizier abgesehen. Gegen diese wird gerüstet. Aber solche große Rüstungen konnten nicht verschwiegen bleiben: es verlautete bald von ihnen im Wendenlande. Und als Niklot, der damalige Obotritenfürst, davon hört, und daß es darauf abgesehen sei, ihn und sein Volk zu vernichten, sammelt er alle seine Krieger und baut eine Feste am nordöstlichen Ende des Schweriner Sees, Namens Dobin: sie sollte in den Zeiten der Noth seinem Volke als Zufluchtsort dienen. Zugleich schickte er Abgeordnete an den Grafen Adolf in Holstein, ließ ihn an das Bündniß erinnern, das sie früher mit einander geschlossen, und um eine Unterredung bitten. Der Graf lehnte solche indessen ab aus Besorgniß, er möchte dadurch den Zorn der übrigen deutschen Fürsten auf sich laden. Niklot nimmt also das Bündniß für aufgelöst und trachtet danach, ehe das deutsche Heer heranrücke, die (ja deutsch gewordene) Provinz Wagrien zuvor eben so zu behandeln, wie die Kreuzfahrer vorhatten in seinem Lande zu verfahren. Er machte seinen Angriff, wo man im Wagrischen solchen am Wenigsten erwartete: er schiffte mit seinen Truppen über die See nach der Mündung der Trave, dann den Strom hinauf bis Lübeck, griff die Stadt an und bestürmte sie (den 26. Juni u. ff.). Inzwischen durchzogen zwei Reitergeschwader von ihm ganz Wagrien, verheerten und verwüsteten Alles mit Feuer und Schwert und durch Plünderung, und mordeten, wen sie fanden. Ihre Wuth mußten besonders die fremden Ansiedler erfahren: nur in den wenigen festen Plätzen, wohin sie sich retteten und gegen den ungestümen Feind tapfer vertheidigten, blieben sie zum Mindesten am Leben; alles Uebrige ging ihnen verloren.

Um die bestimmte Zeit, gegen den 29. Juni, kam das Heer der wendischen Kreuzfahrer in Sachsen zusammen, und

als die Nachricht sie hier ereilte, die Wenden hätten bereits den Kampf begonnen, schritt man um so rascher zum Werke. Die ganze Streitmacht theilte sich nach den beiden Volksstämmen, gegen welche sie gerichtet war, in zwei Heereshaufen: der erstere, der bestimmt war gegen die Obotriten zu ziehen, sammelte sich an der Unterelbe und überschritt diese wahrscheinlich bei Artlenburg. An seiner Spitze standen zunächst der junge Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, dann dessen Schwiegervater, Herzog Konrad von Zähringen, und ein Fürst Hartwig; endlich von vornehmen Geistlichen der Erzbischof von Hamburg, Adalbero, und Bischof Thietmar von Verden. Die Zahl der Streiter wird, wahrscheinlich jedoch übertrieben, auf 40,000 angegeben. Ihnen zur Hilfe operirte von der See her die Flotte der Dänen. Man zog vor die Festung Dobin: sie ward gemeinschaftlich von den Deutschen und Dänen belagert. Die letztere betrieben aber die Sache höchst saumselig, und als die Ranen oder Bewohner der Insel Rügen ihrer Flotte Schaden zufügten, zogen sie nach Hause, unbekümmert um so manchen ihrer gefangenen Landsleute in Dobin, um ihr Blut daheim in Bürgerkriegen zu verspritzen. Bald fingen auch die Deutschen an des Kampfes überdrüssig und darum lässig zu werden. Die Dienstleute des Herzogs von Sachsen äußerten geradezu ihre Unzufriedenheit mit dem ganzen Feldzuge: es sei widersinnig, das eigne Land, die eignen zinspflichtigen Unterthanen zu Grunde zu richten; Niemand leide größern Abbruch als der Herzog selbst. Solcher Ansicht mag vor Andern der Graf Adolf gewesen sein, der nur ungern sein Bündniß mit Niklot aufgelöst und dadurch seinen unmittelbaren Unterthanen ein so großes Blutvergießen und so großen Nachtheil bereitet hatte. Der Einzige war oder blieb er indessen bald nicht mehr: dieselbe Ansicht, dieselbe Stimmung verbreitete sich. Bald machten, wenn es zum Angriff gehen sollte, die Kreuzfahrer allerlei Ausflüchte. Kam es zum wirklichen Gefechte, und wurden die Wenden besiegt, so verfolgte man nicht die Flüchtigen, nicht den Sieg: es stellte sich klar heraus, man wollte die Feste gar nicht erobern. Endlich da der Ueberdruß allgemein wurde, kam es zu einer Uebereinkunft mit den Feinden, der

zufolge diese den Christenglauben annehmen und die gefangenen Dänen frei geben sollten. Der erste Punkt ward, wenigstens äußerlich, in Ausführung gebracht (an vielen Heiden die Taufe vollzogen), der andere nur zum Theil. Die Sachsen zeigten sich schlaff und zu nachsichtig. Deßhalb sollen Lästerzungen geäußert haben, die deutschen Kreuzfahrer im Wendenlande hätten, da der Krieg angegangen, Geld genommen, hätten die Dänen verkauft, sich den Gefechten entzogen; darüber wären viele tausend Dänen durch das Schwert der Heiden gefallen. „Mit mehr Recht wurde geäußert, der große Kreuzzug gegen die Obotriten hätte nur sehr mäßigen Gewinn gebracht"*); denn so war es wirklich.

In Magdeburg hatten sich die Kreuzfahrer vereinigt, welche gegen die Luitizier ziehen wollten. Dort setzten diese auch über die Elbe. Ihre Stärke wird, allem Anscheine nach wohl auch übertrieben, auf 60,000 Mann angegeben. Ihre Anführer waren: von weltlichen Fürsten die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Konrad von Meißen, sodann die Pfalzgrafen Friedrich und Hermann und endlich die mährischen Herzöge Otto III., Swatopulk (von Olmütz) und Wratislav (von Brünn), während der Herzog von Böhmen, Wladislav II., selbst an dem großen Kreuzzuge Konrad's nach dem Morgenlande Theil nahm. Ein Bruder des damaligen Polenherzogs, sei es nun Mesco oder Heinrich, schloß sich ihnen ebenfalls an, angeblich mit 20,000 polnischen Kriegern, um als Slave gegen Slaven zu kämpfen und die letzte Vormauer Polens gegen Deutschland hin niederstürzen zu helfen. Von geistlichen Herren zogen mit, außer dem havelberger Bischofe Anselm, dem die priesterliche Obhut über das gesammte Heer übertragen war, der Erzbischof Friedrich von Magdeburg, die Bischöfe Rudolf von Halberstadt, Reinhold von Merseburg, Wiger von Brandenburg, Heinrich Zdick von Olmütz, und Wibold, Abt von Stablo und Corvey. Alles auf dem Zuge verwüstend, drang das Heer vorwärts. Städte, Dörfer und Tempel, auf die man stieß, wurden niedergebrannt. So erging es z. B. der Stadt Malchow. Dort theilte sich das Heer: ein

*) S. L. Giesebrecht a. a. O. S. 32.

Theil rückte gegen Demmin, ein andrer, namentlich die Bischöfe (mit Ausnahme des Abtes von Corvey) berannte Stettin in Pommern. Die Belagerung jener Feste endete wie die von Dobin: Markgraf Albrecht und seine Dienstleute fanden es ebenfalls widersinnig, ihr eigenes Gebiet und ihre eigenen Untergebenen zu Grunde zu richten. Die Burg wurde nicht eingenommen. Das deutsche Heer kehrte nach einem dreimonatlichen Feldzuge wieder heim. Nicht anders ging es mit der Heeresabtheilung vor Stettin. Diese Stadt wurde auch belagert. Die Pommern aber errichteten Kreuze auf ihren Wällen, zum Zeichen, daß sie Christen wären; ihr Bischof Adalbert (vgl. oben S. 322) ging mit einer Gesandtschaft ins Lager der Deutschen und legte dort dem Heerführer verwundert die Frage vor, was sie denn eigentlich wollten? Warum man wider die Pommern ausgezogen? Sie wären ja bereits Christen. Nicht mit Unrecht fügte er hinzu: wenn man es darauf abgesehen, das Christenthum unter ihnen zu befestigen, so hätte das durch die Predigt der Bischöfe, nicht durch die Gewalt der Waffen geschehen mögen. Die vernünftigen und besänftigenden Vorstellungen fanden leichten Eingang: es begannen die sächsischen Prälaten mit dem pommerschen Herzoge Ratibor und Bischof Adalbert zu unterhandeln; der Kampf ward beigelegt, wenn auch mit einiger Schwierigkeit, und die Kreuzfahrer zogen nach Hause, nicht ohne mancherlei Verluste erlitten zu haben.

So war denn der Feldzug seinem eigentlichen Zwecke nach zwar verfehlt; denn das Heidenthum in den slavischen Ländern ward nicht gänzlich vertilgt, und deßhalb auch nicht sofort eine gänzliche Unterwerfung, und Sicherheit des Wohnens daselbst herbeigeführt. Indessen ist der moralische Eindruck und Einfluß so groß gewesen, daß von nun ab eine solche doch nun für möglich erachtet ward. Es geschahen überall in den bisher noch gefürchteten Gegenden kirchliche Institutionen mancherlei Art: Kirchen wurden gebaut, Klöster angelegt, Prediger und Priester angestellt, Domstifter gegründet und so ein kirchliches Regiment etablirt, und die Wilden gezähmt und entwildert. Nun konnte auch die politische Gewalt mehr Kraft entwickeln und sich fester setzen. Das Christen-

thum hat ja das Eigenthümliche, daß es die Gemüther sanfter und für duldenden Gehorsam empfänglicher macht, und der Katholicismus, seiner positiven Natur nach, daß er die Geister bändigt und dem Streng-Gesetzlichen zuführt. Jener Kreuzzug hatte den Wenden unbezweifelt die Ueberzeugung aufgedrungen, daß, um der ewigen Kriege und Befehdungen von Seiten der Deutschen los zu werden, ja! um ihre fernere Existenz sich zu erhalten und zu sichern, es ersprießlich, es nothwendig wäre, sich den Anforderungen der Deutschen, der Christen zu fügen, und nicht mehr bloßen Tribut zu zahlen und im Fall eines Krieges Contingente zu stellen, sondern auch das Christenthum in der Gestalt des Katholicismus, wie es ihnen zur damaligen Zeit entgegentrat, „anzunehmen, um so mehr, als ihre benachbarten und um sie her wohnenden Stammgenossen: die Böhmen, Mähren, Polen, Pommern, es bereits angenommen hatten und, von diesem ihrem Standpunkte aus, gemäß dem christlich-kirchlichen Propagandismus, auf sie ebenfalls mit Gewalt der Waffen zelotisch eindrangen Sie waren auf solche Weise ringsum wie umgarnt von christlichen Völkern und Staaten, und gepreßt von allen Seiten, wie sie wurden, mußten sie Nachgiebigkeit für das einzige Mittel der Selbsterhaltung nehmen.

Mit den drei erwähnten Kreuzzügen war, der Zeit wie der Veranlassung und dem Ziele nach, der Zug verbunden, welchen der Polenherzog Boleslav IV. in demselben Jahre gegen die heidnischen Preußen unternahm, um auch sie zur Annahme der christlichen Lehre nach den Lehrsätzen der römisch-katholischen Kirche zu nöthigen, vielleicht in Folge der wenige Jahre vorher (1141) vergeblich versuchten Bekehrung dieses Volkes durch den olmützer Bischof Heinrich Zdik*). Ja schlossen sich doch selbst die griechisch-katholischen Russen als Bundesgenossen an. Der Erfolg des Krieges war zwar, wie im Wendenlande, nichts mehr als Verwüstung des Landes durch Feuer und Schwert; allein es war doch immer auch hier ein vorbereitender Anfang zur Bewältigung, Christianisirung und Katholisirung des Volkes, welcher dann späterhin zur Germanisirung des Landes geführt hat.

*) Vgl. Röpell a. a. O. S. 354 mit Not. 11.

Eine zweite, eine unmittelbare Folge jenes wendischen Kreuzzuges war die nähere Bekanntschaft und Verbindung, in welche die deutschen Grenzfürsten seitdem mit den Fürsten der fern wohnenden Pommern und Polen eintraten, wodurch die dazwischen liegenden Länder nothwendig auch in den Kreis der christlich-germanischen Civilisation gezogen wurden. Der Besitz derselben für Reich und Kirche wurde nach und nach gesicherter und, wo selbiger noch nicht bestand, veranlaßt. Die deßfallsigen Gegenden wurden gangbarer, bekannter, weil hineingezogen nunmehr in das Licht der Geographie und in den Kreis der Politik und des christlich-katholischen Cultus. Ein solches Resultat je eher je lieber herbeizuführen, vermochte sicherlich den Erzbischof Friedrich von Magdeburg und einige sächsische Fürsten, am 6. Januar 1148 in Kruschwitz mit den damaligen polnischen Herzögen Boleslav und Meseo eine Zusammenkunft zu halten. Sie schlossen zusammen ein Freundschaftsbündniß, und Markgraf Albrecht verlobte (und vermählte?) bei dieser Gelegenheit seinen Sohn Otto I. mit einer Schwester der Herzöge, Namens Judith, deren Schwester Dobragana (Lukardis) auch etwa um dieselbe Zeit Thiedrich, der Sohn des Markgrafen Konrad von Meißen, heirathete. Dergleichen gegenseitige eheliche Verbindungen zwischen den verschiedenen beiderseitigen Fürstenhäusern Slaviens und Deutschlands trugen jetzt gleichfalls nicht wenig, mindestens mehr als man gemeinlich denkt, dazu bei, den Germanismus und Katholicismus weiter zu verbreiten oder fester zu begründen. Im Sommer darauf, in demselben Jahre, hatte Ratibor von Pommern eine Unterredung mit den sächsischen Fürsten in Havelberg, wo derselbe von dem katholischen Glauben, den er vormals durch Otto von Bamberg empfangen, ein offenes Bekenntniß that und eidlich gelobte, mit aller Anstrengung beständig der Ausbreitung und Beschützung der christlichen Kirche obzuliegen. Die älteste Urkunde, welche des Christenthumes in Pomerellen gedenkt, sei es nun, daß es zur Zeit ihrer Abfassung schon christliche Gemeinden daselbst gab, oder daß man damals wenigstens erwartete, es werde deren dort bald geben, ist vom Jahre 1148. Die Kirche der danziger Landschaft und des ganzen östlichen Pommerns blieb seitdem

Jahrhunderte lang bei dem Sprengel des Bischofs von Cujavien.

So vereinigte sich denn Alles, fürs Erste die Gegenden zwischen Elbe und Oder der deutschen Herrschaft und der römisch-katholischen Kirche zuzuführen. Behufs der speciellen Darstellung dieser veränderten Verhältnisse fangen wir bei der untern Elbe an. Hier knüpfte, unmittelbar nach jenem Kreuzzuge, der Graf von Holstein und Wagrien das alte Bündniß mit dem Obotritenfürsten Niklot wieder an, schloß mit ihm Frieden. Indessen das frühere Vertrauen kehrte erst allmählich wieder, und die deutschen Ansiedler befanden sich längere Zeit hindurch, in Folge jenes verheerenden Einfalles der Obotriten vor dem Kreuzzuge, in drückendem Mangel und Elend. Es bedurfte von Seiten des Grafen einer wiederholten ermuthigenden und tröstenden Ansprache, den Unfällen nicht zu sehr nachzugeben, eingedenk zu sein der Pflicht, daß Leuten in den Grenzmarken obliege und nothwendig wäre, Ausdauer zu beweisen. Unter solchen Umständen war es denn doppelt traurig, daß der damalige dänische Bürgerkrieg auch nach Wagrien und Holstein herüberspielte. Indessen Adolf hatte Glück, war siegreich und sonst thätig und wachsam, und so sicherte er das Land, brachte es sogar bald in Aufnahme. Mit dem Dänenkönige Sveinn glich er sich aus.

Mittlerweile war Erzbischof Adalbero von Hamburg gestorben. Sein Nachfolger Hartwig, Graf von Stade (seit 1149), war bemüht, die schon früher von seinem Vorgänger bezweckten Bisthümer im Wendenlande zu verwirklichen. Er ernannte also jenen eifrigen Heidenbekehrer Vicelin zum Bischofe in Aldenburg; zu gleicher Zeit bestellte er einen gewissen Emmehard zum Bischofe von Mekelnburg, weihte beide (den 11. October 1149) und sandte sie zu den Heiden. Indessen gerieth er hierüber, weil er nicht die weltliche Bestätigung durch den Grafen Adolf und den Sachsenherzog Heinrich dazu nachgesucht hatte, mit diesen in Streit. Vicelin kam dadurch in eine gar mißliche Stellung. Mit dem Grafen hatte er früher in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse gestanden; jetzt enthielt ihm dieser alle Zehnten aus seinem Sprengel

vor. Da wandte sich Vicelin an den Herzog; allein auch dieser wollte ihm nur unter der Bedingung wieder zu Gnaden annehmen, wofern er die bischöfliche Investitur aus des Herzogs Händen empfinge. Hierauf aber wollte er sich nicht einlassen, ging in das Wendenland zurück und baute daselbst hin und wieder Kirchen. Endlich trieb ihn die Noth, weil ihm der Graf noch andauernd die Zehnten verweigerte, und ihm somit alle äußere Mittel fehlten, seiner Wirksamkeit unter den Heiden Nachdruck zu geben, auf der andern Seite die gewissenhafte Verwaltung seines Amtes ihm sehr am Herzen lag, noch ein Mal zum Herzoge, der sich damals gerade in Lüneburg aufhielt, beschäftigt mit Rüstungen zum Kriege gegen den Herzog von Baiern. Allein die Antwort desselben lautete wie zuvor: wofern sich der Bischof von ihm wolle investiren lassen, dann, aber auch nur dann solle ihm Gewährung werden dessen, um was er bäte. Da entschloß sich denn Vicelin zu dem Verlangten, und dafür trat der Herzog ihm sofort das **Dorf Buzo** ab mit dem dazu gehörigen Dulzanize, und **Graf Adolf** gab auch seine Zustimmung und überließ ihm vorläufig wenigstens die Hälfte des Zehnten. Vollständig sollte die Angelegenheit ihre Endschaft erreichen, wenn der Herzog von seiner Heerfahrt zurückgekehrt. „Es war abermals ein Schritt vorwärts gethan in der Gestaltung des wendischen Kirchenwesens" und damit in der Germanisirung und Civilisirung des Landes. Aber eine so baldige Erledigung fand die Sache darum doch nicht, wegen der vielen weltlichen Händel und Fehden, die bald darauf wieder im Schwange gingen. Niklot zwar entzog sich der deutschen Herrschaft nicht und seiner Zinspflicht: er mochte die mächtigen Arme des sächsischen Herzogs scheuen, der sogleich mit seiner Heeresmacht bereit war, wo die Wenden gegen ihn aufstützig wurden. Heinrich verlangte aber nur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit und richtige Abtragung des Tributes; um die Kirche scheint er sich nicht eben sehr gekümmert zu haben. Den Vikingerfahrten der Wenden, vornehmlich nach Dänemark, wehrte er auch nicht: weßhalb diese von solcher Freiheit vielfältig Gebrauch machten, dermaaßen, daß der Dänenkönig einst an Konrad III. das dringende Gesuch ergehen ließ, die ihm

untergebenen deutschen Fürsten zur Ueberwältigung der Slaven aufzufordern. Aber die Bitte blieb unerfüllt; denn leider geriethen die deutschen Grenzfürsten wieder unter sich in Fehde und zogen auch die Wenden mit hinein. Nehmlich der unruhige Kopf, Heinrich der Löwe, trat jetzt mit der Forderung an seinen Stiefvater, den Herzog von Baiern, hervor, ihm dieses sein Herzogthum, das er als Unmündiger nur auf Zureden seiner Mutter abgetreten hätte, herauszugeben, und da solches ihm abgeschlagen wurde, sammelte er eine Armee, um es mit Gewalt zu nehmen. Er rückte nach Schwaben: von da aus begann er den Krieg gegen den Baiernherzog. Der König berief darob einen Reichstag nach Würzburg (im September 1151); Heinrich blieb aus. Da ward von neuem der Grundsatz für das deutsche Staatsrecht geltend gemacht: „es gehe nicht an, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze", und es entbrannte zum andern Male der Kampf der Welfen und Waiblinger, und Markgraf Albrecht von Brandenburg, vermöge seiner Rüstigkeit und Begier nach Vermehrung seiner Besitzthümer und seiner Macht, säumte nicht, die Gelegenheit zu benutzen und an dem Kampfe Theil zu nehmen. Er und mehrere andere Fürsten luden den König Konrad ein, baldmöglichst nach Sachsen zu kommen und des Herzogs Freunde niederzuhalten, während dieser selbst abwesend wäre.

Noch ehe das geschah, und während Heinrich der Löwe noch außerhalb seines Herzogthums war, kam Fürst Niklot aus seinem Obotritenreiche nach Lüneburg an den herzoglichen Hof und führte darüber Klage, daß die ihm sonst untergeben gewesenen Völkerschaften der Kissiner und Circipaner aufsäßig geworden wären und sich weigerten, ihm den festgesetzten Tribut zu zahlen. In solche Worte scheint man indessen Mißtrauen gesetzt zu haben; denn man hielt den Obotriten zurück in Gewahrsam, und weder Bitten noch Geld vermochten ihm seine Befreiung zu erwirken. Da griffen die Söhne des Fürsten zu den Waffen, schlossen sich vermuthlich den aufrührerischen Kissinern und Circipanern an, sengten und zerstörten im Lande. Das half: Niklot wurde freigelassen, und Graf Adolf erhielt den Befehl, ihm mit seinen Holsteinern und Stormarn zur Hilfe zu sein gegen die Empörer. Niklot sammelte ein Heer

aus seinen Obotriten; Adolf zog mit mehr als 2000 Kriegern ins Feld. Vereint rückten beide in das Land der Kissiner und Circipaner und verwüsteten, wohin sie kamen, mit Feuer und Schwert, zerstörten auch einen hochberühmten Tempel (in Riedegast?) mit seinen Götzenbildern und allem sonstigem Götzendienst. Solchem Angriffe Widerstand zu leisten, fanden die Empörer für unmöglich: sie baten also um Frieden und erlangten ihn für schweres Geld; den rückständigen Zins mußten sie auch nachentrichten. Dieser Feldzug hatte nicht bloß den günstigsten Einfluß auf das Vernehmen Adolf's und des Obotritenfürsten, sondern auch auf die festere Gestaltung der politischen und kirchlichen Verhältnisse im Lande. Niklot erwies sich dem deutschen Fürsten seitdem äußerst dankbar, begleitete ihn auf der Heimkehr bis an die Grenze seines Gebietes, und sorgte mit größter Aufmerksamkeit für dessen Heer. Nach diesem hielten beide Fürsten öftere Zusammenkünfte in Lübeck oder an der Mündung der Trave, und besprachen sich über das Beste ihrer Länder. Wagrien stand in Frieden; der Markt in Lübeck belebte sich täglich mehr. Auch das Missionswerk hatte guten Fortgang.

König Konrad war mittler Weile der Aufforderung Albrecht's gefolgt und nach Sachsen vor Braunschweig gerückt, um dasselbe zu belagern. Da erscheint unvermerkt und urplötzlich Heinrich in der berannten Stadt: seine Anhänger fassen neuen Muth, und der König hält es für gerathen, nicht weiter vorzugehen sondern vielmehr umzukehren. Der ganze Plan des Feldzuges ward vereitelt. Indessen blieb Albrecht nebst seinen Bundesgenossen unter den Waffen, etwa 1500 Mann stark, denen aber Heinrich 5000 entgegenstellte, so daß alle Versuche, ihm Sachsen zu entreißen, vergeblich waren. Freilich gelang es ihm auf der andern Seite auch nicht, Baiern sich zu erobern. Da wurde unerwartet Graf Hermann von Winzenburg (am 29. Januar 1152) mit seiner Gemahlin Luitgard meuchlings ermordet. Hatten Albrecht und Heinrich sich schon früher einander feindselig entgegen gestanden, so steigerte dieser Todesfall ihre gegenseitige Erbitterung: beide machten Ansprüche an das reiche Erbe des Getödteten. Nun wäre es um so mehr an der Zeit gewesen,

daß Konrad III. als Oberhaupt des Reiches die streitenden Parteien versöhnte, ihre Zwistigkeiten beilegte. Allein er starb schon den 15. Februar 1152, nicht ohne den, und zwar gerechten, Tadel, daß seine Wirksamkeit im Wendenlande schwach und ohnmächtig, immer nur verwirrend, nie ernstlich fördernd gewesen sei.

Ihm folgte bekanntlich sein Neffe Friedrich I., zwar ein tapferer, muthiger, thatkräftiger Fürst, aber zu sehr anderweitig innerhalb und außerhalb seines Reiches beschäftigt, als daß er sich hätte um die slavischen Angelegenheiten unmittelbar bekümmern können. Er überließ also selbige vornehmlich seinen Grenzgrafen und seinem Sachsenherzoge. Dieser (Heinrich der Löwe) tritt daher hier immer mehr in den Vordergrund, wo es sich um die Länder handelt, die ihm als Sachsenherzoge untergeben waren. Leider hielten ihn nur auch jetzt wieder die Fehden mit Albrecht dem Bär und später mit dem Kaiser selbst ab, recht energisch gegen die Wenden zu verfahren, weshalb er in dieser Beziehung, trotz seiner langen Herrschaft (bis 1195) und trotz seiner Tapferkeit und militärischen Tüchtigkeit, nicht das geleistet, was er hätte leisten können. Friedrich I. gab sich zwar Mühe, jene Händel mit Albrecht zu schlichten: zuerst in Worms (1153), dann in Merseburg. Aber die beiden Fürsten waren mittler Weile zu übermüthig, zu einem so hohen Bewußtsein von selbstständiger Kraft gekommen, daß sie wenig auf die Worte des erst kürzlich auf den Thron erhobenen Königs achteten. Die Fehde hatte also nach wie vor ihren Fortgang: man verwüstete sich gegenseitig seine Dörfer und Schlösser. Erst auf einer nochmaligen Reichsversammlung in Würzburg, im October desselben Jahres, kam ein Vergleich zu Stande. Nun war noch die streitige Frage zu lösen über das Herzogthum Baiern, ob es Heinrich dem Löwen oder dem Markgrafen von Oestreich gehören sollte. Beide Fürsten wurden auf den Reichstag nach Würzburg eingeladen. Wer nicht erschien, war der Markgraf von Oestreich, auch nicht auf die noch drei Mal wiederholte Aufforderung. Da sprach ihm ein Fürstengericht in Goslar das Herzogthum ab und erkannte es dem Sachsenherzoge zu (1154). Um die Zeit gab der König dem-

selben auf, zu weiterer Verbreitung des Christenthums im Lande nördlich der Elbe Bisthümer und Kirchen einzurichten, gab ihm Vollmacht, sie vom Reichsgut nach seinem Ermessen auszustatten, und überließ ihm und seinen Nachfolgern die Investitur der drei Bisthümer Aldenburg, Mekelnburg und Ratzeburg. Die Bischöfe sollten dem gemäß die Regalien aus des Herzogs Hand empfangen, als wäre es die des Königs. Würde Heinrich etwa außer diesen dreien noch andre Bisthümer in der Gegend gründen, so sollte er darin gleiches Recht üben. Friedrich gab damit viele Gewalt aus seinen Händen, so daß der Herzog beinahe unumschränkter Herr im Wendenlande wurde. Kraft dieser Vollmacht stiftete Heinrich zuerst zu den beiden bereits vorhandenen Bisthümern von Aldenburg und Mekelnburg das ratzeburgische (1154) und ernannte selbst den ersten Bischof; der Graf aber des dortigen Polaberlandes, Heinrich von Badwide, wies dem neuen Bischofe eine Insel in dem See neben der Burg an zur Anlage seines bischöflichen Sitzes und bewidmete das Bisthum mit der Hälfte des Zehnten aus seiner ganzen Grafschaft und mit den nöthigen Ländereien (300 Hufen). Und der Graf von Holstein folgte diesem Beispiele und schenkte dem Bisthume Aldenburg eben so viel Land. Heinrich indessen, sparsam und zögernd mit Verleihungen, und Verkürzung seiner Einkünfte aus dem Slavenlande besorgend, gab hierzu nicht sofort seine Zustimmung, sondern erst zu Anfange des Jahres 1157, und zwar bei der neuen Wahl eines Bischofs, Gerold, der sich in seinem Sprengel besonders der Verbreitung des Christenthumes und der Festigung der katholischen Kirche befleißigte, wiewohl ihm hierbei noch immer die feindselige Stimmung der Wenden entgegen war, in Folge der Bedrückungen, welche dieselben vom Sachsenherzoge erfuhren, der den Tribut, freilich zur Strafe für ihre Nichtswürdigkeit und Bosheit, zu einer vorher nicht gekannten Höhe gesteigert hatte. Gerold baute eine Menge Kirchen, stattete sie mit den nöthigen Geräthen aus, schickte Missionäre aus nach andern Gegenden, wo er nicht selbst hinwirken konnte, stellte Geistliche bei den neu gegründeten Gemeinden an, zerstörte selbst den Götzendienst, wo er ihn fand, predigte

und taufte unverzagt. Und Graf Adolf stand ihm mit seiner weltlichen Macht bei, strafte die Widerspänstigen und die sich an die Christen vergingen, baute die Burg Plön wieder auf und gründete dabei Stadt und Markt. So unterstützten sich die weltlichen und kirchlichen Obern im Lande gegenseitig, und ihr Werk gedieh zusehends. Die Slaven in den wagrischen Ortschaften zogen sich zurück, Sachsen siedelten sich statt ihrer an, und die Wenden nahmen allmählich ab. Wie in Wagrien erging es im Polaberlande: Graf Heinrich von Ratzeburg und Bischof Evermod sorgten auch hier für die Vermehrung der Kirchen, und im Jahre 1158 Heinrich selbst für die Feststellung jener Besitzthümer und namentlich auch der Gerechtsame des Bisthums Ratzeburg, gegen dessen Begrenzung von verschiedenen Seiten her Einwendungen gemacht worden, und dessen Dotirung im Speciellen noch nicht genau erfolgt war: beiden Mängeln suchte der Herzog abzuhelfen*).

Um dieselbe Zeit ließ auch der Papst sich die Bekehrung des fernern Wendenlandes angelegen sein durch die Begründung eines neuen Bisthums daselbst. Berno, ein Cistercienser Mönch aus Amelungsborn unweit der Weser, voll heiligen Eifers für die Ausbreitung der christlichen Kirche, hatte sich mit einem desfallsigen Gesuche an den damaligen Papst Hadrian IV. gewandt und war bereits in Aussicht eines glücklichen Erfolges von demselben zum Bischof (in partibus infidelium) in Schwerin ernannt worden. Als solcher kam er nun, mit Vollmacht und mit dem Segen des heiligen Vaters versehen, nach Sachsen zum Herzoge (1157 oder 58), wurde von demselben mit Achtung aufgenommen und ging voll heiliges Muthes und wahrscheinlich auch unter herzoglichem Schutze in das heidnische luitizische Land jenseit der Elbe, um sich das ihm verheißene Bisthum zu verdienen. Es ward ihm solches aber nicht leicht, sondern erst durch Waffengewalt von Seiten des sächsischen Herzogs zu Theil.

Nehmlich des weltlichen Zustandes im Wendenlande nahm sich Heinrich der Löwe zu jener Zeit recht ernstlich und

*) Vgl. L. Giesebrecht III. Bd. S. 83 und 88.

voller Klugheit und Einsicht an. Die Stadt Lübeck hatte damals (1157) das Unglück, durch eine Feuersbrunst verheert zu werden. Da ließ er sie wieder aufbauen und bewidmete sie mit mancherlei Gerechtigkeiten. Zugleich sandte er Boten in die nordischen Städte umher nach Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, und verhieß Jedem freien Handelsverkehr in der neuen Stadt. Seitdem blühte selbige auf: es mehrte sich die Zahl ihrer Bewohner zusehends. Nun wandte er auch seine Sorge der Sicherheit ihres Handels auf dem Meere zu und schloß mit dem Könige von Dänemark ein Bündniß zur Unterdrückung der Seeräuberei auf dem baltischen Meere, wo insbesondere die Wenden noch immer viele Vikingerfahrten unternahmen. Als weiter Herzog Heinrich in der Zeit (1159) von Kaiser Friedrich I. zu einer Römerfahrt entboten wurde, war er zuvor darauf bedacht, jedem Anlasse zu Händeln in seinem Lande zu begegnen. Er hielt zu dem Ende mit dem Dänenkönige Waldemar eine Zusammenkunft. Da ward er von demselben angesprochen, ihm vor den räuberischen Wenden Ruhe zu verschaffen gegen Erlegung einer bedeutenden Geldsumme. Heinrich rückte also in das Land der Slaven und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Dann forderte er vor sich den Niklot und die andern Häuptlinge, und gab ihnen auf unter eidlicher Verpflichtung, Ruhe zu halten mit den Dänen und Sachsen bis zu seiner Wiederkehr. In Italien aber ließ er sich, nicht lange nach seiner Ankunft daselbst (1159 den 1. December), um nach seiner Heimkehr das Kirchenwesen in seinen wendischen Landen ungehindert fester begründen zu können, vom Kaiser die frühere Vollmacht erneuern, Bischöfe einsetzen und investiren zu dürfen, in Folge dessen der Erzbischof von Hamburg (Hartwig) sich, um seine desfallsigen Rechtsame zu wahren, die Metropolitanrechte seiner Kirche über die drei wendischen Bisthümer Aldenburg, Mekelnburg und Ratzeburg durch den Papst (Victor) eigens bestätigen ließ (1160).

Inzwischen hatten die Wenden dennoch, gegen ihre eidliche Versicherung, mit den Dänen gar manchen Strauß. Als daher der Herzog Heinrich nach Sachsen zurückgekehrt war und alsbald mit dem Dänenkönige eine Zusammenkunft hielt, be-

schwerte sich dieser über den Schaden, der ihm durch jene zugefügt worden, und weil er sich nicht für mächtig genug hielt, allein die Bezwingung des hartnäckigen und nicht zu bändigenden Volkes durchzusetzen, so ersuchte er Heinrich den Löwen ihm beizustehen und bot ihm Geld und stellte ihm die Aussicht auf Ländererwerb. Der Sachsenherzog versprach Hilfe. Zunächst berief er alle Bewohner seiner Mark zu einem Landtage nach Berenvorde, Deutsche sowohl als Wenden. Die letztern aber, sich ihrer Schuld bewußt, wagten nicht zu erscheinen. Heinrich erklärte sie also in die Acht und befahl seinen Kriegsmannen, sich zur Erntezeit für die Heerfahrt bereit zu halten (1160). Der Feldzug war entscheidend. Der Herzog drang, in Verbindung mit dem lausitzer Markgrafen Dietrich, mit starker Kriegsmacht in das Land der Wenden ein, verwüstete es mit Feuer und Schwert. Fürst Niklot that zwar auch dasselbe; um den Feinden jeden möglichen Vorschub im Lande abzuschneiden, steckte er seine Burgen Ilow, Mekelnburg, Schwerin und Dobin in Brand, damit sie nicht in die feindlichen Hände fielen, und beschränkte sich auf die Vertheidigung der einzigen Feste Wurle, am Warnowflusse, nahe dem Lande Kizine belegen. Von da aus machte er Streifzüge und Ueberfälle und that dem deutschen Heere manchen Schaden. Auf einem solchen Zuge kam er aber einstens um. Da steckten seine Söhne Pribislav und Wertislav auch die Burg Wurle an, und verbargen sich dann in die Wälder; aber ihre Dienstleute entsandten sie auf die See, wo sie nebst den Ranen und Pommern dem Dänenkönige, der hier mit seiner Flotte operirte, manchen Verlust beibrachten, bis derselbe die erstern zur Unterwerfung und zur Stellung von Geiseln zwang. Heinrich aber zog, als so die Söhne Niklot's den Kampf aufgegeben hatten, verheerend durch ihr Land, fing darauf demnächst an, Schwerin wieder aufzubauen und zu befestigen, über das Gebiet nach Herrenrecht zu schalten: er vergab es an seine Ritter. Kusein erhielt der braunschweiger Vogt Ludolf, Malchow ein anderer Ludolf, von Peine, Mekelnburg Heinrich von Seaten. Die obotritischen Fürsten wurden bald nachher auch wieder zu Gnaden angenommen und von neuem mit Wurle nebst dem Lande der Kissiner

und Circipaner, so weit es ihr Vater inne gehabt, belehnt. In dem ersten der beiden Gebiete waltete seitdem Wertislav. Sein Sitz war die wieder aufgebaute Burg Wurle. Mithin erstreckte wohl Pribislav's Gewalt sich über die Circipaner, und seine Feste war vermuthlich Wolgast, die zwar von den Landen der Pommerfürsten Bogislav und Kasimir umgeben, doch nicht diesen unterworfen war, sondern ihr eigenes Gebiet hatte. Zum herzoglichen Statthalter der ganzen Landschaft wurde Gunzelin von Hagen ausersehen, der die Festen Schwerin und Ilow (Ilenburg) als Lehen empfangen, und dem Heinrich die deutsche Besatzung der Burg von Schwerin untergeben hatte. Er war ein tapferer, dem Herzoge persönlich befreundeter Edler.

Nächst dem weltlichen Regimente ordnete Heinrich durchgreifend auch das kirchliche. Berno (vergl. oben S. 352) hatte sich inzwischen als Bekehrer der Heiden im Lande bewährt, hatte gepredigt, getauft, Götzenbilder vernichtet, Kirchen gegründet. Zuletzt war er unter vielen Trübsalen nach Demmin in Pommern gelangt. Hier fand er die Fürsten Bogislav, Kasimir und den Obotriten Pribislav bei einander. Sie nahmen ihn gastlich auf. Von Schwerin nehmlich zog er aus, etwa in den Jahren 1167 und 68, östlich nach Demmin, in den Ländern der Obotriten und Luitizier predigend. Gelegenheit zu taufen fand er hier unstreitig noch genug, da Bischof Otto von Bamberg in diesem westlichsten Theile von Pommern nicht gewirkt hatte. Daher wählten der Obotritenfürst Pribislav und die pommerschen Fürsten Bogislav und Kasimir den Berno zum Bischof der Neubekehrten und ernannten ihn, in Folge seiner Bemühungen und Verdienste um Verbreitung des Christenthumes in jenen Gegenden, zum ersten Bischofe in Schwerin. Der Herzog gab dazu seine Einwilligung, machte den Prälaten im genannten Orte selbst ansässig und nahm ihm vermuthlich die Huldigung so ab, wie die Bischöfe solche dem Kaiser pflegten zu leisten: ein Beweis, wie der Fürst bereits in den slavischen Landen an Machtvollkommenheit gewonnen hatte. Auch die drei andern Bischöfe im Wendenlande ließ er zu gleichem Zwecke vorladen. Obwohl ihnen das etwas hart ankam, fügten sie sich doch.

Dafür ertheilte ihnen der Herzog die gehörigen Schutzbriefe über ihre Besitzthümer und Rechtsame. Die vier Bisthümer wurden oder waren dem hamburger Erzbisthume untergeordnet. Die Stadt Lübeck aber hatte mittler Weile eine solche Zunahme gewonnen, war so volkreich und fest geworden, daß der Bischof Gerold sie zu seinem Sitze geeigneter fand als sein bisheriges Aldenburg. Er beantragte also die Verlegung desselben und seines Stiftes, und Heinrich hatte nichts dagegen. Es ward die Sache ins Werk gesetzt (um 1160). Die Einweihung des neuen Domes geschah aber erst (vermuthlich im Juli) 1163.

Hand in Hand mit dieser weltlichen und kirchlichen Constituirung ging die Germanisirung des Landes durch Uebersiedlung deutscher Ritter und Knappen und deutscher Priester, ingleichen deutscher Bauern. Vornehmlich war es Heinrich von Scaten, „der eine Menge flandrischer Colonisten ins Land zog. Indessen füllten sich auch die übrigen obotritischen Festen in den nächsten Friedensjahren mit deutschen Ankömmlingen. Im Polaberlande geschah dasselbe. Hierher berief Graf Heinrich von Ratzeburg Colonisten aus Westfalen und wies ihnen Grundstücke an. So strömten nun dem ganzen westlichen Slavenlande Deutsche zu, um die weite Ebene zu bebauen, die fruchtbar, zum Getreidebau geeignet, reich an üppigen Viehweiden, mit Fischen, Wild und allerlei Gütern überflüssig versehen war."

Indessen war damit doch noch nicht allen fernern Unruhen und Aufständen im Lande vorgebeugt. Das slavische Volk war zu aufstützig, zu gehässig gegen Alles, was deutsch und christlich hieß, jetzt nun auch schwürig und mißgünstig gegen die neuen Einwanderer und Ansiedler; überdem schienen ihm die weltlichen und kirchlichen Abgaben, die man ihm auferlegt, zu lästig und drückend. Mehr als ein Mal noch lehnten sich die Besiegten auf. Freilich gaben ihre Bedränger auch wiederholentlich dazu Anlaß durch ihre ewig unter ihnen wiederkehrenden Zwiste. Kaum war also ein Jahr verflossen nach jenem großen Siege Heinrich's, so eröffneten Niklot's Söhne den Kampf mit Dänemark aufs Neue und suchten dieses Land heim durch seeräuberische Angriffe, wahrscheinlich

von Wolgast her, und schleppten eine Menge Gefangener mit sich fort. Die Unbill zu rächen, segelte König Waldemar in der ersten Hälfte des Jahres 1162 nach der wendischen Küste und griff die Stadt Wolgast an. Die Bewohner derselben riefen ihren Schutzherrn, den Pommernherzog Bogislav, zu Hilfe. Der kam auch, aber als Vermittler des Friedens, den sie unter der Bedingung erlangten, daß sie sich dem Könige unterwarfen und Geiseln für ihre Zusage stellten. Diese Unterwerfung hatte den bemerkenswerthen Verfolg, daß, als in demselben Jahre König Waldemar der Aufforderung des Kaisers Friedrich, auf einem Concilium in St. Jean de Laune im Bisthum Besançon zu erscheinen, Genüge leistete, derselbe bei der Gelegenheit dem Oberhaupte des deutschen Reiches für sein Königreich die Huldigung leistete, wofür ihm die Zusage ward, daß der Kaiser ihm zur Unterwerfung von ganz Pommern — das früher der Polenherzog vom deutschen Reiche zu Lehen gehabt (vgl. oben S. 321), aber gegenwärtig (seit 1157) durch Vernachlässigung seiner Lehnspflicht (s. nachher) verwirkt hatte — behilflich sein wollte. Und auf Friedrich's Geheiß bekräftigten diese Zusage durch einen Eidschwur die anwesenden Reichsfürsten. Der Kaiser fügte hinzu: würden die Fürsten solches nicht durchzusetzen im Stande sein, so würde er es selbst thun, sobald er aus Italien zurückgekehrt. Hiermit war König Waldemar neben dem Sachsenherzoge als Gebieter im Wendenlande anerkannt. Das Lehn war nur noch nicht erobert: Polen hatte seinem Anspruche darauf noch nicht entsagt, und die Grenze gegen das sächsische Wendenland war nicht bestimmt gezogen: Anlässe genug zu künftiger vielfacher Uneinigkeit und Fehde*). Schlimmer aber als alles dies war doch der fortdauernde Ungehorsam, der ewige Hang zu Empörungen bei den Wenden. Es fehlte sogar nicht an gegenseitigen Reibungen zwischen den beiden Nationen, an aufreizenden Spottreden und Anderm der Art. Auch konnten die Söhne Niklot's gar nicht den Verlust des ihnen abgenommenen väterlichen Gebietes verschmerzen. Bald schmiedeten sie daher heimliche Umtriebe gegen den Herzog. Davon

*) L. Giesebrecht a. a. O. S. 13 ff.

hört indessen Graf Gunzelin, der Statthalter im Obotritenlande, und setzt seinen Herrn in Kenntniß. Ungesäumt rückt dieser zu Anfang des Jahres 1163, noch zur Winterzeit, mit einem starken Heere über die Elbe auf die Feste Wurle los. Dorthin war Gunzelin vorausgeeilt, um dieselbe einzuschließen, noch ehe die wendische Besatzung entkäme. Der Herzog folgte. Die Burg ward belagert; in ihr befanden sich Wertislav und viele seiner Edeln, auch Viele niedern Standes. Pribislav dagegen war mit einer Schaar Cavalerie waldeinwärts gezogen, um aus dem Hinterhalte zu operiren und die Belagerer durch Ueberfälle zu beunruhigen, ihnen möglichsten Abbruch zu thun. Und das gelang ihm allerdings theilweise. Allein die Belagerten sahen sich doch bald genöthigt, den Herzog um Gnade anzuflehen: es wurde ihnen das Leben zwar gelassen, Wertislav aber und seine Edeln in strengen Gewahrsam, sogar in Ketten nach Braunschweig gebracht und als Gefangene an verschiedene Hüter vertheilt. Auch Pribislav begann zu unterhandeln; indessen zu einem wirklichen Abschluß des Friedens kam es mit ihm nicht. Der Herzog konnte das ruhig ansehen: er befand sich im Besitze der Festen des Landes und hatte den Lubemar, den Bruder Niklot's, einen bereits bejahrten Mann, zum abhängigen Fürsten des Landes eingesetzt. Pribislav hoffte noch immer auf einen günstigen Erfolg seiner Unterhandlungen. Diese Verhältnisse dauerten bis zum Beginn des Jahres 1164.

Inmitten war Herzog Heinrich bedacht, seine Verhältnisse mit den weiterhin wohnenden Wenden, den Wolgastern (Pommern) und Rugiern (Ranen), da sie ihm doch früherhin unterthänig gewesen waren, den Dänen gegenüber, die jene beiden Länder neuerdings sich tributär gemacht hatten, zu ordnen und festzustellen. Er ließ daher an der Küste der Insel Rügen plündern. Die Folge davon war, daß, als er sich (vermuthlich im Juli) 1163 zu Lübeck befand, um der Einweihung der neuen bischöflichen Kathedrale und des Chorherrenstiftes beizuwohnen, Abgeordnete der Ranen vor ihm erschienen, ihn um Frieden baten, ihm huldigten und Geiseln stellten zur Verbürgung ihrer Versprechungen. Damit war der Zweck jenes Verheerungszuges erreicht. Herzog Heinrich

reiste darauf auf längere Zeit nach Baiern ab. Während dessen gelangte die Kunde von dem, was zwischen den Ranen und ihm verhandelt war, zu den Ohren des Dänenkönigs Waldemar, und sofort sammelte dieser eine Flotte, um die ihm untreu Gewordenen zu züchtigen. Als die Ranen von diesen Kriegsrüstungen hörten, oder bereits wohl auch von dänischer Seite mit verheerenden Streifzügen heimgesucht wurden, schickten sie eiligst Gesandte nach Dänemark, mit der erneuten Erklärung ihrer Unterwürfigkeit. Dagegen nun fertigte der Sachsenherzog zu Anfang des nächsten Jahres (1164), nachdem er wieder in die nördlichen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes zurückgekehrt war, sofort Abgeordnete nach Dänemark ab mit bitterer Beschwerde, daß König Waldemar von den Wolgastern Geiseln sich habe stellen lassen und die Ranen mit einer Heerfahrt überzogen, da doch beide seine, des Herzogs, Untergebene wären. Er verlange dafür Genugthuung; für den Weigerungsfall drohe er mit Rache und Krieg.

Noch waren die Boten auf dem Wege, da brach urplötzlich wieder unter den Wenden ein Aufstand aus. Wertislav hatte heimlich aus seiner Gefangenschaft mit seinem Bruder conspirirt und ihn aufgereizt, die Waffen zu ergreifen zur Befreiung ihres Vaterlandes von der verhaßten Herrschaft der Deutschen, die sich nun immer weiter daselbst auf Kosten der eingebornen Besitzer ausbreiteten. In aller Stille sammelte er ein Heer und rückte damit unerwartet (den 16. Februar 1164) vor die Feste Mekelnburg, nahm sie mit Sturm, erschlug alle männlichen Bewohner; Weiber und Kinder dagegen wurden als Gefangene abgeführt, die Stadt in Brand gesteckt. Dann ging es vor die Feste Ilow. Diese zu gewinnen, gelang ihm nicht, und das obotritische Heer ging darauf auseinander. Kurz nachher brachte aber Pribislav doch wieder eine Anzahl Wenden zusammen, rückte damit vor Malchow und gewann es durch Uebergabe. So waren schon wieder zwei obotritische Festen den Sachsen abgenommen, und die Macht der Wenden wuchs im Lande von neuem empor. Sonderbarer Weise aber — wahrscheinlich um sich und sein Besitzthum zu retten — ließ sich Pribislav kurz nach der Einnahme von Malchow nebst seiner

Gemahlin vom schweriner Bischof zu Doberan taufen, zerstörte sodann den Götzendienst am genannten Orte, begann dafür den Bau einer christlichen Kirche, bestätigte auch die durch den Sachsenherzog bewilligte Begabung des Bisthumes und setzte sich in nähere Verbindung mit den benachbarten pommerschen Fürsten Bogislav und Kasimir. Diese fanden sich auch nicht abgeneigt, ihm Beistand zu leisten: ihre Pommern stießen zu den Obotriten. Das gesammte Heer lagerte sich bei Demmin.

Unterdessen hatte Herzog Heinrich von den Unruhen im Wendenlande gehört. Eilends gab er Ordre zur Verstärkung der Besatzung in Schwerin und gab dem Grafen Adolf und dessen Holsteinern auf, sofort zum Schutze von Ilow vorzurücken. Außerdem warb er um die Hilfe Dänemarks. Jenen Boten sandte er bald andre mit entgegengesetzten, friedlichen Aufträgen nach, bat um Ausgleichung der obwaltenden Mißhelligkeiten und forderte auf zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen die Wenden. Waldemar zeigte sich bereit, um so mehr, als auch die Wolgaster ihm den Frieden gebrochen hatten. Ueberdem wurden nicht minder der Markgraf Albrecht und alle Helden im Sachsenlande zur Theilnahme entboten. Was indessen jener gethan und ausgeführt hat, wird uns nicht berichtet. Heinrich aber zog über die Elbe ins Land der Obotriten gen Malchow. Da stieß Graf Adolf mit seinen Nordalbingern zu ihm. Vor der Feste angekommen, ließ er den als Gefangenen mitgeführten Wertislav aufknüpfen, und beorderte dann den Grafen Adolf, mit seinen Truppen voraus zu gehen bis Verchen am kummerower See. Hier kam es zwischen diesem und den Wenden zur Schlacht, wo die letztern, aber mit Mühe, geschlagen wurden. Heinrich selbst kam zu spät, erst nach dem Treffen, an und rückte darauf nach Gutzkow, wo er mit dem Dänenkönige eine Zusammenkunft hielt, der mit seiner Flotte bereits die Peene heraufgefahren war. Alle Städte und Festen fanden sie auf dem Zuge von den Einwohnern verlassen. Sie erneuten ihren Bundesvertrag. Bald darauf aber zog Heinrich wieder mit seinem Heere ab, zurück nach Braunschweig, angeblich weil dort eine zahlreiche Gesandtschaft des griechischen Kaisers an-

gekommen wäre, die mit ihm zu verhandeln hätte. Nach Kurzem fanden sich dessenungeachtet beim Dänenkönige Gesandte vom Feinde ein und der Pommernherzog selbst. Es ward nach längerm Verhandeln der Friede vermittelt. Der Sachsenherzog verblieb im Besitze der Festen des Landes; Pribislav ging all seines Erbes verlustig. Er fand eine Zuflucht in Pommern. Das Wolgaster Land dagegen sollte in drei Theile getheilt werden, unter Tetislav, Kasimir und Prißlav, als den Sohn Niklot's und Schwager Waldemar's. „Nach diesem Kriege," so berichtet Helmold, der bekannte Historiker, „lagen das Obotritenland und die angrenzenden Gegenden da wie eine Wüste. Waren noch etliche der alten Bewohner zurückgeblieben, so mußten sie nun, durch Hunger fortgejagt, aus der Heimath weichen; denn die Felder waren verödet: es fehlte an Brodkorn. Schaarenweise flüchteten solche Wenden nach Dänemark oder zu den Pommern. Aber sie fanden jenseit des Meeres kein Mitleid, nicht einmal bei ihren Stammgenossen: ohne Erbarmen wurden die fremden Gäste an andere slavische Völker, an Polen, Sorben und Böhmen verkauft." So grausam also waren die eigenen Stammgenossen gegen die Stammgenossen! Aber so, in Folge dieser fast gänzlichen Ausrottung der Slaven, ward in jenen Landen die Germanisirung und Christianisirung des Ganzen nun möglich.

Die nächstfolgenden Jahre brachten Pommern und die Insel Rügen unter die wirkliche Botmäßigkeit des Herzogs Heinrich und dadurch in noch näheres Unterthänigkeitsverhältniß zum deutschen Reich und zum Oberhaupte desselben. Den Anlaß hierzu und eben diesen Erfolg führten die andauernden Zwistigkeiten der Pommern mit den Dänen herbei. Kaum war nehmlich der König Waldemar nach jenem Friedensschlusse wieder abgezogen, als Kasimir's Burggrafen durch unaufhörliche Räubereien Tetislav's (ranische) Besatzung in Wolgast nöthigten, die Stadt zu räumen. Die Ranen mochten nun wohl glauben, ihre Gegner seien von den Dänen aufgewiegelt; daher sie sich sofort gegen die letztern als feindlich erwiesen. In Dänemark wollte man hinwiederum wissen, daß hinter dem Allem die Politik Heinrich's stecke und operire.

Der Dänenkönig machte noch in demselben Jahre einen Heereszug nach der Insel Rügen (1164) und wiederholte ihn im Jahre darauf (1165) zwei Mal. Es wurde das Land geplündert, und überall, wohin man kam, gesengt und gebrannt. Und da die Ranen von dem Sachsenherzoge keine Hilfe absahen, so entschlossen sie sich endlich, sich dem dänischen Könige abermals zu unterwerfen: sie stellten ihm Geiseln, zahlten Geld, und so wurde ihnen der Friede gewährt.

Während dieser Unruhen hatten die pommerschen Herzöge die Stadt Demmin wieder aufgebaut, und ihr Schützling Pribislav machte von dort aus häufige Raubzüge ins schweriner und ratzeburger Land: er schleppte Menschen und Vieh fort. Da legten Gunzelin und Bernhard, des Grafen von Badwide Sohn, Hinterhalte und fanden so mehrmals Gelegenheit, die Feinde zu bekämpfen und zu besiegen. Die Verluste, die Pribislav dadurch erlitt, überzeugten ihn endlich, daß er nichts Ernstliches erreichen könnte. Nun drangen aber die Sachsen auch verwüstend in Pommern ein (1165). Da sahen sich denn Kasimir und Bogislav gemüßigt, dem Obotriten alle fernere Feindseligkeiten gegen die Lehnsleute des sächsischen Herzogs zu untersagen, damit sie sich nicht dessen Feindschaft zuzögen, und das um so mehr, als ihnen bereits von dänischer Seite der Krieg drohte: hatten sie ja doch den vorjährigen Vertrag zwiefach gebrochen, hatten die Ranen aus Wolgast vertrieben und den Seeräubern die Peenemündung geöffnet. Bald beunruhigten daher diese wieder die dänischen Küsten. Da veranstaltete König Waldemar im Frühjahre 1166 einen Kriegszug gegen die Wenden, der aber ungünstig ablief; beim Eintritt des Sommers indessen einen abermaligen, nun gegen Wolgast selbst. Er segelte nach Ostrozno an der Mündung der Peene, schlug die feindliche Macht, kehrte aber doch alsbald wieder nach Hause zurück, wohin ihn dringende Verhältnisse riefen. Indessen durch solche Angriffe in Furcht gesetzt und andrerseits von seinem Oberlehnsherrn, dem damaligen Polenfürsten, preis gegeben, fand sich Herzog Bogislav von Pommern veranlaßt, um künftig ähnlichen Befehdungen zu entgehen, sich dem Herzoge Heinrich in die Arme zu werfen, diesen und den deutschen Kaiser als Ober-

lehnsherrn anzuerkennen: ein zweiter äußerst merkwürdiger, für alle folgende Zeiten sehr folgenreicher Act dieser Art (vgl. oben S. 347). Das führte nun zwar wieder zu einem gespannten Verhältnisse zwischen dem Dänenkönige und dem Sachsenherzoge; solches dauerte aber nur momentan. Denn als sich bald darauf die Pommern, aufgereizt durch einen angesehenen Dänen, gegen die Deutschen erhoben, die Oerter überfielen, welche diese im Wendenlande besetzt hatten, Ilow eroberten und von der Einnahme der übrigen Burgen nur durch die Tapferkeit ihrer Vertheidiger abgehalten wurden, näherte sich Heinrich wieder dem Dänenkönige, weil er wohl einsah, daß er ohne dänische Hilfe die Slaven nicht bändigen könnte, hielt eine persönliche Zusammenkunft mit ihm ab und vereinigte sich wiederholt mit ihm zu gemeinschaftlichen Operationen gegen die Slaven, unter der Bedingung, daß man die Tribute der bezwungenen Nationen bundesmäßig theilen wollte. Den Seeräubereien der Wagrier sollte von Seiten des Sachsenherzogs gesteuert werden. Dafür zahlte der König demselben eine namhafte Summe. Solcher Uebereinkunft gemäß rückte Heinrich nach Demmin vor, der König schiffte nach Wolgast hin, durchzog mit gewaffneter Hand plündernd und verheerend das flache Land, verbrannte mehrere Ortschaften, unter andern das erst wieder aufgebaute Usedom. Diesen Plackereien von zwei Seiten her Widerstand zu leisten, erkannten die Pommern für eine Unmöglichkeit und erkauften sich den Frieden durch Geld und Geiseln.

Aber derselbe währte doch wieder nicht lange. Veranlassung gab einmal der Krieg Waldemar's mit Norwegen in der ersten Hälfte des Jahres 1167, und sodann die langwierige Fehde des Herzogs Heinrich des Löwen mit den sächsischen Fürsten und Prälaten (1165—1169). Die letztere interessirt uns hier nur insofern, weil vor derselben Heinrich, um sich den Rücken zu sichern, unter Anderm den Obotriten Pribislav wieder zu Gnaden annahm und ihm, mit Ausnahme von Schwerin und was dazu gehörte, das ganze Obotritenland wieder herausgab, so wie es sein Vater besessen hatte. Gunzelin von Hagen aber ward ernannt zum

Grafen von Schwerin (1167). Pribislav hat seit der Zeit die Treue nie wieder gebrochen. Aber während Waldemar mit Norwegen zu thun hatte, fielen von ihm die Ranen auf Rügen wieder ab. Das hat die Folge gehabt, daß die Insel nicht nur politisch auf einige Zeit den Dänen, sondern kirchlich nun auch vollkommen der römisch-katholischen Kirche anheim fiel. König Waldemar nehmlich beschloß, sobald es die Jahreszeit erlaubte, im Jahre darauf (1168) das Volk mit Krieg zu überziehen und zur Botmäßigkeit zurückzuführen. Mittler Weile hatte Bischof Berno wahrscheinlich von diesem bevorstehenden Feldzuge Kunde bekommen, und weil er wußte, daß die Ranen noch tief im Heidenthume sich befanden, und sie bekehrt zu sehen wünschte: so war er, um die Insel seinem Sprengel zuzuwenden im Jahre 1167 nach Lüneburg zum Herzoge von Sachsen gegangen und hatte wahrscheinlich mit demselben das Nöthige verabredet. In Folge dessen erließ Heinrich zuverlässig das Gebot an die ihm unterworfenen Wenden, sie sollten dem Dänenkönige Hilfe leisten, wohin er auch ginge, fremde Nationen zu unterjochen. Und Berno wandte sich an seine Neubekehrten im Slavenlande und suchte sie ebenfalls für die heilige Sache zu gewinnen, sie zur gewaltsamen Bekehrung ihrer Stammgenossen zu veranlassen. Er forderte die Fürsten und alles Volk auf, mitzuwirken, die götzendienerischen Ranen zum christlichen Glauben zu bringen. Und er fand Gehör: die pommerschen Herzöge Bogislav und Kasimir riefen alle ihre dienstbare Mannschaft zusammen, eben so der Obotritenfürst Pribislav, und alle Drei zogen mit ihren Schaaren dem Dänenkönige zu, als Fahnenträger vor ihnen her der Bischof Berno. Es war wie ein heiliger Krieg, wie ein Kreuzzug. Den König von Dänemark aber begleiteten der Erzbischof Eskill von Lund, der Bischof Absalon von Roskild, der aarhuser Bischof Sveine und eine ziemliche Anzahl von Priestern ihres Klerus. Weltlich und geistlich ward den Rugiern furchtbar zugesetzt, so daß sie sich endlich, trotz alles anfänglichen Widerstrebens, doch genöthigt sahen, der Gewalt zu weichen, sich den Dänen zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen. Die Götzenbilder des Swatovit, Rugiävit, Porenuz,

und Porevit*) wurden zerstört, zwölf Kirchen im Lande gebaut und das Volk getauft. Nur der Fürst Jarimar blieb noch unbekehrt, und der Götzendienst des Triglav entging für dies Mal ebenfalls der Aufmerksamkeit der Geistlichkeit, weil die Dänen alsbald wieder an den Pommern Feinde bekamen.

Nehmlich die pommerschen Herzöge hatten erwartet, daß Fürst Tetislav auf Rügen seiner Herrschaft beraubt und ihnen die Insel Rügen als Lohn für ihre Dienste würde überlassen werden. Sie fanden sich getäuscht. Daher trennten sie sich, noch ehe die Insel völlig unterjocht und vom Dänenkönig christianisirt worden, und zogen heim mit ihren Truppen. Herzog Heinrich aber stellte an denselben, sobald er wieder in Sachsen mit seinen Gegnern sich ausgeglichen hatte, das Verlangen, laut des letzten Bundesvertrages mit Dänemark Antheil zu haben an den Geiseln, welche die Ranen gestellt, und an den Tribut, den sie zu entrichten hätten. Dessen weigerte sich der König. Da berief Heinrich der Löwe seine Lehnsleute unter den Wagriern und Obotriten, und gab ihnen auf, Rache zu nehmen an den Dänen. Gleiche Mahnung erging an die Fürsten der Pommern, die, als geschworne Feinde derselben, einer solchen kaum bedurften. Und alsbald ergossen sich Schaaren von Seeräubern über alle dänische Meere. Die Dänen bewiesen sich freilich auch nicht saumselig: sie bewachten ihre Küsten und kreuzten an dem Gestade von Rügen und um die Buchten der Luitizier. Allein verhindern konnten sie doch nicht, daß nicht große Beute und eine Menge Gefangener von ihren Küsten fortgeschleppt wurde. In der Stadt Mekelnburg z. B. wurden einstens an einem Markttage 700 als Sklaven feil geboten.

Das Hauptziel der Dänen war Pommern: dahin zog im Jahre 1169 der König in eigner Person mit einer Flotte, an die sich die Ranen unterwegs anschlossen. Und er setzte den dortigen Herzögen so zu, daß sie froh waren, als er wieder heimschiffte, und ihn ungehindert ziehen ließen. Die

*) Angeblich soll hier doch auch die heilige Stätte der germanischen Hertha gewesen sein. Allein die Verlegung dieses Cultes nach jener Insel ist in neuester Zeit mehr als zweifelhaft gemacht worden. Mindestens haben ihn die Slaven nicht fortgeführt, wofern die alten Deutschen ihn daselbst sollten gepflegt haben.

nächste Folge dieses Feldzuges aber war, daß Bogislav und Kasimir, aus Furcht vor ähnlichen Unbilden von dänischer Seite, wieder dem Sachsenherzoge ihre Unterwerfung erklärten. Solches gab dem Bischofe von Schwerin Berno, dem Vertrauten Kasimir's, Veranlassung, seinen Absichten und Ansprüchen auf Rügen Nachdruck zu geben. Hatte Absalon in Roskild bisher, seitdem sein König die Insel als integrirenden Theil seines Reiches betrachtete, unumwunden die Absicht an den Tag gelegt, Rügen in den Sprengel seiner Diöcese zu ziehen, dergestalt, daß er auf Waldemar's Empfehlungen den Papst Alexander bestimmte, durch eine ausdrückliche Bulle die Insel dem roskilder Bisthum zuzuweisen: so fing jetzt Berno an, nachdem der Sachsenherzog auch wieder Rügen für sein weltliches Herzogthum forderte, die Insel für seinen Sprengel zu beanspruchen. In diesem seinem Interesse, mit welchem er auch das seiner Gönner, der wendischen Fürsten, verband, denen die Herrschaft der Dänen sehr lästig fiel, begab er sich nach Frankfurt am Main, wo Kaiser Friedrich, der Gegner des Papstes Alexander, damals Hof hielt, trug ihm vor, was er Alles für die Bekehrung der Wenden gethan und ausgerichtet, und wirkte sich dafür zum Lohn, unter dem 2. Januar 1170, einen kaiserlichen Gnadenbrief aus, der die Grenzen seines Bisthumes genauer bestimmte und in dieselben auch die Insel Rügen begriff, als belegen im Gebiete des Herzoges von Sachsen. Zugleich nahm der Kaiser die Herren innerhalb der Diöcese mit allem Volk in seine Gnade und in seinen Schutz, und verlieh ihnen die Ehre von Fürsten seines Reiches. „Damit waren sie freilich noch nicht Reichsfürsten oder reichsunmittelbare Edle: sie blieben vielmehr dem Sachsenherzog unterthan, aber als Vasallen des Kaisers mit Lehnpflicht und Lehnrecht nach deutschem Brauch, nicht als unterjochte Ausländer, mit denen der Sieger und der Oberherr nach Belieben verfahren, die er mit willkührlichem Tribute belasten oder wohl gar verjagen konnte, wann es ihm gefiel." Solchergestalt gesichert in ihrem Erbe und Eigen, verpflichtete er sie aber auch zugleich, desto williger Kirchen und Klöster zu bauen, ihre Zehnten nach christlicher Sitte zu entrichten, dem Raube und der

Plünderung zu wehren, Friede mit den Christen zu halten und sich Alles angelegen sein zu lassen, was zur Verbreitung des wahren Gottesdienstes gereichte.

Aber der Dänenkönig, obwohl in ähnlichem Vasallenverhältnisse zum Oberhaupte des deutschen Reiches, achtete des kaiserlichen Erlasses nicht und zog im Sommer des Jahres 1170 abermals gegen die Pommern und bekriegte dann die Wagrier und Circipaner, weil sie die Küsten seines Reiches geplündert. Herzog Heinrich war gerade in Baiern, als der Angriff auf die nördlichen Provinzen seines Gebietes geschah. Die Grafen in den nordalbingischen Landen brachten ein Heer auf und zogen den Dänen entgegen. Es brach aber Zwiespalt unter ihnen aus über die zu machenden Operationen, und es ward mit den Feinden ein Waffenstillstand geschlossen bis zur Rückkehr des Herzogs nach Sachsen. Als der Fürst nun im Sommer des Jahres 1171 kam, hielt er mit dem Dänenkönige eine persönliche Zusammenkunft, und obwohl Heinrich's Benehmen hier ziemlich stolz und streng war, wurde dennoch bei der großen Nachgiebigkeit Waldemar's ein Friede vermittelt (den 24. Juni), dem zufolge der Sachsenherzog die beanspruchte Hälfte der ranischen Geiseln und des Tributes und ferner gleichen Antheil an den erbeuteten Schätzen jener rügischen Götzentempel, von welchen oben (S. 364) die Rede gewesen, erhielt. Dagegen untersagte er den Wenden, die unter seiner Herrschaft standen, von neuem jegliche fernere Raubzüge gegen die Dänen und erneuerte in jeder Beziehung das freundschaftliche Verhältniß mit dem Könige. Indessen hatten sich die Wenden doch so sehr dem Vikingergewerbe hingegeben, daß es schwer war, sie davon zu entwöhnen: nur die bitterste Strenge gegen die Räuber vermochte ihren Zügen Einhalt zu thun. Und so war es auch auf dem Festlande. Hier konnten es die Wenden noch immer nicht verschmerzen, daß ihnen die Deutschen den Besitz ihres Landes genommen, sich da eingenistelt hatten und selbst ihre Nationalität gänzlich zu vernichten drohten. Daher beunruhigten sich namentlich die um Schwerin herum seßhaften Deutschen durch räuberische An- und Ueberfälle. Gunzelin befahl deßhalb seinen Leuten, jeden Slaven, der ihnen verdächtig

schiene, zu ergreifen und aufzuknüpfen. Durch solche strenge Maaßregeln ward der Unsicherheit der Habe und des Lebens gewehrt. Nun siedelten sich ungehindert auch Sachsen an in dem ganzen ehemaligen weitgedehnten slavischen Lande von der Eider bis nach Schwerin, von der Elbe bis zur Ostsee, und was einst und jüngst noch unsicher und fast gänzlich wüste gewesen, ward ganz wie zu einer einzigen sächsischen Colonie. Städte und Oerter entstanden. Es vervielfältigten sich die Kirchen und die Zahl der Diener Christi. Auch Pribislav entäußerte sich seiner ewigen Widersetzlichkeit und Empörungssucht gegen die deutsche Oberherrlichkeit: er sah ein, es fromme nicht, wider den Stachel zu löken. Er saß ruhig, sich begnügend mit dem ihm belassenen Landestheile, und baute die Städte Mekelnburg, Ilow und Rostock wieder auf und bevölkerte sie mit seinen Slaven. Und als sein Obfürst Heinrich nach Beilegung der sächsischen Fehden im Jahre 1172 eine Wallfahrt nach Palästina unternahm, konnte ihn der Obotritenfürst begleiten, so ruhig war es in seinem Lande, und ein Jahr lang fern bleiben.

Diese allgemeine Bemerkung hinsichtlich der Pacification jener Länder — sie ist die Helmold's, jenes bekannten gleichzeitigen Geschichtsschreibers — gilt indessen doch nur von den westlichen Ländern der Slaven, nicht so von den weiter hinwohnenden Pommern, die keine Ruhe zuvörderst vor den Dänen hatten. Diese griffen das Land an im Jahre 1172; darauf wollten sie solches wieder im Jahre nachher (1173) thun. Da wandten sich indessen die Fürsten an ihren Nachbar, den Obotritenfürsten Pribislav, der kurz vorher aus Palästina zurückgekehrt war, und baten ihn um Vermittelung des Friedens, der auch, auf zwei Jahre wenigstens, zu Stande kam. Die Slaven zahlten eine Summe Geldes. Während solcher Frist scheint sich Herzog Bogislav wieder näher an Polen angeschlossen zu haben, vornehmlich wohl darum, weil er in der Zeit nicht auf des Sachsenherzogs Hilfe rechnen konnte, indem dieser damals seine Fehde mit dem Kaiser focht. Indessen ein festes Zusammenhalten des stammgenössischen Fürsten gegen auswärtige Feinde erfolgte auch dieses Mal nicht; denn weder Mesco noch Boleslav (IV.), die damaligen polnischen

Fürsten wagten sich, als nach Verlauf der zwei Friedensjahre die Dänen von neuem Niederpommern angriffen (1176). König Waldemar hatte aber damals so wenig Glück, daß er an den Sachsenherzog schickte und von demselben, gemäß dem frühern Bündnisse, ernstliche Unterstützung und Theilnahme an dem Kriege gegen die Pommern begehrte. Und derselbe rückte mit einem zahlreichen Heere ins Feld bis vor Demmin und begann die Belagerung dieses Platzes (1177). Allein selbige zog sich über die Maaßen in die Länge, so daß endlich Heinrich, da er durch die Verhältnisse seines Landes nach der Heimath gerufen wurde, froh war, als ihm Geiseln gestellt wurden, zum Zeugniß fortdauernder Abhängigkeit und Entrichtung des Tributes, und er, wenn auch wie unverrichteter Sache, nach Hause zurückkehren konnte. Jedenfalls kam es zu einem Vertrage zwischen Heinrich und dem Fürsten Kasimir von Pommern, in Folge dessen sich der letztere nach wie vor als des erstern treuester Vasall betrachtet und bewiesen hat, während der Friede mit den Dänen erst im folgenden Jahre (1178) zu Stande gebracht wurde, nachdem dieselben von neuem mit einem Einfall gedroht. Als nehmlich Heinrich bei seinem großen Kampfe mit dem Kaiser unter Andern auch mit dem Markgrafen der Lausitz, Dietrich, in Fehde verwickelt wurde, regte er die Wenden, d. h. vermuthlich vor Allen die Unterthanen jenes ihm getreuen Herzogs Kasimir, auf, einen Einfall in dessen Markgrafschaft zu machen. Und sie kamen und drangen verwüstend bis nach Lübben (Guben?) vor und schlugen die sich ihnen entgegenstellenden Deutschen; was nachmals Anlaß geworden, daß Markgraf Dietrich den Herzog wiederholt beim Kaiser auf Hochverrath anklagte. Das Stück erneuerte sich, als Heinrich 1180 wirklich wegen des Hochverrathes, aus andern Gründen, vom Kaiser verurtheilt worden war und sich rächen wollte. Da bot er abermals die Luitizier und Pommern auf. Sie drangen wieder in die Lausitz ein, kamen bis in die Provinz Jüterbogk, verheerten das Land, namentlich die Abtei Zinna, erschlugen den Abt und kehrten mit Beute und mit Gefangenen nach Hause zurück, so daß in Folge dessen der Herzog Kasimir auf der linken Seite der Elbe berüchtigter Weise als einer galt, der

lange das Räuberhandwerk gegen die Christen ausgeübt. Das indessen waren noch nicht die einzigen Momente, wo die Slaven in die Händel Heinrich's verwickelt wurden. Jene Aufhetzungen von Seiten Heinrich's wurden noch anderweitig für die Ruhe der Slavenländer von sehr nachtheiligem Einfluß. In der schweriner bischöflichen Diöces erhob sich während dessen ein Theil der Obotriten, sagte sich vom Christenthume los und begann offenbaren Krieg gegen die Kirche (am 10. November 1179). Die Geistlichen wurden überfallen, 78 von ihnen erschlagen, das Kloster Doberan geplündert. Fürst Niklot, Wertislav's Sohn, der Nachfolger des unlängst vorher (am 30. December 1178) bei einem Turnier des Herzogs Heinrich in Lüneburg getödeten Pribislav, sammelte zwar augenblicklich seine Mannen zur Heerfahrt gegen die Aufrührer. Allein die Empörung griff weiter um sich: es erhoben sich auch die Luitizier und Circipaner. Die frühere Freiheit sollte wieder her- und Fürsten- und Kirchengewalt zu gleicher Zeit abgestellt werden. Die Zahl der Empörten war groß. Dennoch wagte Niklot den Kampf wider sie. Allein die Circipaner siegten. Der Fürst mußte flüchten; sein Heer ward niedergehauen. Er ging nach Rostock (am 11. December 1179). Doberan ward nun völlig zerstört. Im nächsten Frühjahre (1180) zogen eben solche Schaaren dieses aufgeregten, wilden Volkes auf Herzog Heinrich's Aufforderung in die Lausitz. Es war zu besorgen, daß der Abfall sich über das ganze Wenden- und Slavenland ausbreiten würde. Das geschah nun aber nicht, vornehmlich da der neue Polenfürst Kasimir sofort nach dem Antritt seiner Regierung ernstlich bedacht war, in seinem Reiche alle Mißbräuche der Kirche aufzuheben und das Kirchenregiment kräftig aufrecht zu erhalten. Zu dem Ende versammelten sich, in demselben Jahre wohl, oder spätestens 1181, in der polnischen Stadt Lencziez, in Gegenwart des Polenherzogs und vieler seiner Großen, berufen vom Erzbischofe zu Gnesen, Sbislav, und unter dessen Vorsitze, die Bischöfe der (damals noch ganz polnischen) Diöcesen Krakau, Breslau, Plock und Posen, desgleichen die der (ganz oder theilweise noch wendischen) von Lebus, Kamin und Cujavien zu einer großen General-

synode und beschlossen, daß, wer sich künftig gewisser Misbräuche in der Kirche und in Bezug auf dieselbe schuldig mache, mit dem Banne belegt werden sollte. Sie ließen sich solchen Beschluß vom damaligen Papste Alexander III. bestätigen. In Folge dessen ward im ganzen Lande eine strenge Ordnung begründet, durch die Androhung jener damals so mächtigen Strafe, und auch gehandhabt: was den Ausbruch von Empörungen hinderte. Ob und was Niklot von Rostock aus gethan, um den ausgebrochenen Sturm im eignen Lande zu beschwichtigen, ist unbekannt.

Der Pommernherzog Kasimir ward entweder durch den Tod*) oder durch gewisse unbekannte Gründe abgehalten, der Sache Heinrich's, dem er so lange gedient, ferner treu zu bleiben; Bogislav dagegen zog es vor, geradezu dem Kaiser sich hinzugeben. Er leistete diesem die Huldigung und den Tribut. Dafür ward ihm (oder beiden Brüdern) die Aussicht auf die Reichsfürstenwürde eröffnet. Und als nun der Krieg zwischen dem Kaiser und dem Sachsenherzoge sogar bis über die Elbe, bis nach Nordalbingien gespielt, Lübeck, die demselben getreu gebliebene Stadt, von Friedrich I. in eigner Person belagert wurde: da erschien im Lager vor ihm unter Andern auch der pommersche Fürst Bogislav (und Kasimir?), vielleicht auch Niklot, und jenem (oder jenen) wiederholte hier der Hohenstaufe, was er ihnen bereits 19 Jahre vorher hinsichtlich Pommerns zugesagt hatte, jedoch nur im Geheimen; denn es war nicht im Einklang mit dem, was er den pommerschen Fürsten neuerdings verheißen hatte. Einstweilen, so entschuldigte er sich, so lange Herzog Heinrich noch nicht bewältigt sei, müsse er suchen, die Wenden auf seiner Seite zu erhalten; späterhin werde er das Land dem Dänenkönige untergeben. Am Tage nach dieser Verabredung empfing denn Bogislav (und Kasimir) vor der festlichen Versammlung der Fürsten die Fahne mit dem Reichsadler aus der Hand des Kaisers, zum Zeichen, daß er ihn (oder sie) zum Herzoge Slaviens ernenne, was aber ausdrücklich auch noch mit Worten geschehen ist. Wieder ein Fortschritt zur weitern Verdeutschung der slavischen Lande.

*) Vgl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 263. Not. 3.

So ward denn also Pommern, d. h. Vorpommern, vor der Hand wenigstens die Herrscher, später das Reich derselben, mit dem deutschen Reiche verbunden, wenn auch fürs Erste nur äußerlich. Auf die Dauer waren darum diese Zustände noch nicht ganz fest begründet: sie haben noch eine geraume Zeit lang geschwankt, bis sich Land und Volk germanisirten.

Bekanntlich ergab sich Lübeck an Friedrich I.; seine Vorrechte wurden ihm vom Kaiser bestätigt. Herzog Heinrich ward auf drei Jahre nach England in die Verbannung geschickt (vom 25. Juli 1182 an), und sein Herzogthum Sachsen an Bernhard von Ascanien gegeben. Ihm blieb nichts als der freie Besitz seines Erbes Braunschweig und Lüneburg.

Unbezweifelt hat dieser Fürst während seiner Herrschaft, vermöge seiner Tapferkeit und seiner militärischen Tüchtigkeit, Großes geleistet auch in Bezug auf die slavischen Verhältnisse: er hat Mekelnburg, Pommern, die Insel Rügen auf die Dauer dem deutschen Reiche zugesellt, die slavischen Bewohner daselbst gebändigt und zum endlichen andauernden Gehorsam gegen die Deutschen und gegen die Kirche gebracht und so den langwierigen Mühen und Kämpfen derselben in jenen Gegenden ein Ziel gesetzt. Indessen hätte er solches in noch kürzerer Zeit bewerkstelligen können, wofern er gleich anfangs mit der ihm sonst eignen Energie und Raschheit verfahren wäre und nicht ewig sich in Fehden und Kriege verwickelt hätte. Der innere Zustand unseres deutschen Vaterlandes war in dieser Zeit traurig, war zerrissen und Parteiungen aller Art hingegeben, so daß es nur ein Wunder ist, daß noch so viel gegen die Slaven ausgerichtet worden. Nur durch die Zersplitterung dieser Nation, durch ihre Ungebundenheit und Ordnungslosigkeit, durch ihren Mangel an durchgreifenden staatlichen Einrichtungen, an strenger Gesetzlichkeit und Rechtlichkeit konnte es geschehen, daß, trotz jenes trostlosen Zustandes unsers Vaterlandes, sie doch nichts leisteten, nicht vermochten ihre politische und kirchliche Freiheit aufrecht zu erhalten, sondern sich dem doppelten fremden Joche schmiegen mußten. Das war das Beste, was Heinrich nur thun konnte, um den harten Nacken der Wenden zu beugen, daß er mitten in ihrem Lande eine Zwingburg (Schwerin) errichtete und dorthin einen Burg-

grafen setzte mit gehöriger Mannschaft, der die Aufsäßigen in Zaum hielt und sie bestrafte, wofern sie sich regten und sich ungehorsam zeigten. Im Allgemeinen hat er auch der Kirche sich angenommen und ihr und ihrem Klerus Sicherheit verschafft und die Möglichkeit gewährt, das Christenthum vollständig zu verbreiten. In jenen Ländern waren nun allerwege Bisthümer errichtet, selbige mithin förmlich und fest in den allgemeinen Verband der römisch-katholischen Kirche aufgenommen. Daher finden wir auch überall Chorherrenstifter: in Hamburg, Ratzeburg, Neumünster, Siegeberg, Lübeck, Grobe, Kamin und Kolberg. Mit dem eigentlichen Klerus wanderten auch Mönche ein, wurden Klöster gestiftet und durch diese ebenfalls das kirchliche Regiment und das Christenthum fester begründet und weiter verbreitet. Wir finden bereits in diesem Zeitraume Benedictiner in Ratzeburg, Cluniacenser in Stolpe an der Peene, Cistercienser in Kolbaz und Dargun, und die Klöster fangen, sogar urkundlich, auch hier an, als Anhaltepunkte für die Befestigung und Verbreitung der christlichen Religion*) betrachtet zu werden. Ein äußerliches Kirchenwesen war überall im Allgemeinen begründet; es bedurfte nur noch einer speciellern Verbreitung über die einzelnen kleinern Sprengel, um dem Christenthume einen vollständigen Sieg zu gewähren in den ehemals heidnischen Landen.

Mit der Vergebung des Herzogthumes Sachsen an Bernhard von Ascanien hört aber der Einfluß dieser mächtigen Würde auf die Slaven im Norden von Deutschland so gut wie auf. Bernhard war ein ruhiger, träger Fürst, der wenig Lust gezeigt, sein hohes Amt nach dem Maaße seiner Vorgänger zu behaupten oder gar zu vermehren. Er kümmerte sich daher wenig um die Slaven und die slavischen Länder, obwohl er dort noch am meisten eine verstärkte Gewalt sich hätte erringen können. Freilich war seine Herrschaft bei weitem nicht so ausgedehnt, als die Heinrich's des Löwen gewesen. Und dieser begann nach seiner Rückkehr aus England (1185) neue Fehden bis an seinen Tod (den 6. August 1195), in welche auch Bernhard vielfältig verwickelt ward, und welche

*) Vgl. Codex diplom. Pomer. I. B. S. 123.

alle seine Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Das Slavenland blieb also meistens sich selbst überlassen oder ward der Kampfplatz der Deutschen, Dänen und Slaven. Und die Kaiser? sie kümmerten sich um dieses entfernte Land fast gar nicht mehr: sie hatten mit den innern Zerwürfnissen ihres Reiches und mit Italien und der päpstlichen Gewalt so viel zu thun, daß ihnen der Norden anfing nach und nach beinahe ganz aus ihrem Gesichtskreise zu schwinden. So konnte es denn kommen, daß Waldemar II., König von Dänemark seit 1202, nachdem sein Bruder und Vorgänger, Kanut VI., in Verbindung mit den Slavenfürsten Borewin und Niklot Holstein angegriffen, Ratzeburg, Gadebusch, Hamburg und Lübeck erobert und den Grafen Adolf gefangen genommen hatte, sich zu Lübeck als König der Dänen und Slaven und als Herr von Nordalbingien begrüßen ließ. Und so sehr war das deutsche Reich durch den innern Krieg geschwächt, daß Dänemark, welches Kaiser Friedrich I. noch lehnbar gemacht, schon unter dessen Sohne Philipp es wagen durfte, einen Theil der deutschen Reichslande abzureißen; auch wurde der Verlust so wenig gefühlt, daß Otto IV. vielmehr Verstärkung seiner Partei damit erkaufte. Nur gut, daß bereits das Germanenthum in jenen Gegenden so überhand genommen hatte, daß es überwiegend war dem Slaventhume und sich fortwährend auch so erhielt und geltend machte, bis günstigere Zeiten erschienen, wo es recht hervortreten, zum unbedingten und alleinigen Walten gelangen konnte. Und diese ließen nicht eben lange auf sich warten. König Otto IV. hatte nehmlich doch wohl nicht, wie es scheint, so ganz unbedingt und für ewige Zeiten in die Abtretung Nordalbingiens und Slaviens gewilligt; denn der Dänenkönig Waldemar forderte später dieselbe von Friedrich II., als er dessen Partei unterstützen und verstärken sollte. Friedrich überlegte diese Sache zu Metz mit den ihm zugethanen Reichsständen, und diese waren allerdings schwach genug, die Anforderung zu genehmigen, da ihre Besitzungen dadurch ja nicht vermindert oder beschränkt wurden. Das Oberhaupt des Reiches ließ daher 1214 eine Urkunde ausfertigen, worin es dem Könige Waldemar, theils um ihm eine vollkommene Sicherheit seiner Grenzen zu ge-

währleisten, theils um ihn zu verpflichten, die Feinde des deutschen Reiches abzuhalten, alle Länder jenseit der Elbe und Elde, ingleichen alle wendischen Länder, die sein Vater und Bruder erobert hatten, auf ewige Zeiten abtrat. Und weil der dänische König eine solche feierliche Zusage noch nicht für verbindend genug ansah, so ließ er sie sich auch von den Päpsten Innocenz (1216) und Honorius (1217) bestätigen, indem ja die Kirche dabei sehr stark betheiligt war wegen der vielen Prälaten und geistlichen Güter im Lande. So verlor denn durch diese schlechte, leichtsinnige, unpolitische Veräußerung Deutschland wieder jene Gegenden und damit vier geistliche Reichsfürsten (die Bischöfe von Lübeck, Mekelnburg, Ratzeburg und Schwerin), sodann einen Herzog (von Pommern), zwei Fürsten (von Rügen und Mekelnburg), zwei Grafen (von Schwerin und Ratzeburg) und eine Reichsstadt (Lübeck), indessen doch nur auf kurze Zeit. Denn König Waldemar begann als Oberlehnsherr ziemlich willkührlich daselbst zu walten. Er beleidigte namentlich den Grafen Heinrich von Schwerin sehr arg, indem er die Hälfte des Besitzthumes desselben, während selbiger abwesend (auf einer Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande) war, durch seinen Statthalter besetzen ließ. Der Graf remonstrirte hiergegen, als er zurückgekehrt war, reiste in eigner Person nach Dänemark, stellte dem König das Ungerechte der Maaßregel vor, vermochte aber nicht eine Abänderung oder Aufhebung zu bewirken. Da sann er auf Rache. Er überfiel den König und dessen ältesten (vierzehnjährigen, aber bereits gekrönten) Sohn Waldemar III., während beide zur Jagdbelustigung einige der kleinen Inseln am östlichen Gestade von Dänemark besuchten und eben in einem Zelte auf dem kleinen Eilande Lyöe, südwestlich von Fünen, schliefen, bemächtigte sich ihrer (zwischen 6. und 7. Mai 1223), führte sie schnell fort nach der mekelnburger Küste und brachte sie von da, wahrscheinlich erst nach der Burg Lenzen, später nach der Burg Dannenberg, welche dem mit ihm befreundeten Grafen Heinrich von Dannenberg gehörte. Ein höchst erfolgreiches Wagstück. Beide fürstliche Herren mußten wohl oder übel, wollten sie die Freiheit und ihr Reich wieder erlangen, einen Vertrag eingehen (unterm 21. December 1225), dem gemäß

sie dem Grafen von Schwerin alles Land, was ihm entrissen worden war, ingleichen dem deutschen Reiche alles südlich von der Eider und Lebensaue, das Land des Fürsten Borewin und ganz Slavien (Pommern), Rügen allein ausgenommen, herausgeben und abtreten und außerdem den Grafen von Schwerin, Heinrich und Günzel, ein beträchtliches Lösegeld entrichten. Vergeblich mühte sich nachmals der Dänenkönig, die ihm und seiner Herrschaft so nachtheiligen Friedensbedingungen, auch mit Gewalt der Waffen, umzustoßen: er wurde bei Bornhövede 1227 von den vereinten Deutschen geschlagen und damit die dänische Macht gebrochen und auf immer über die Eider zurückgewiesen. Auch Waldemar's II. Nachfolger waren nicht vermögend, sich wieder in den Besitz des Verlornen zu setzen, obwohl sie noch lange Wappen und Titel davon geführt haben.

So herrschten denn seitdem über Wagrien die Grafen von Holstein, mit Ausnahme der freien Reichsstadt Lübeck; Polabingien war getheilt zwischen dem Herzog von Sachsen und den Grafen von Schwerin; das Land der Obotriten und Kissiner behielt seine alten heimischen Herren, die slavischen Fürsten von Mekelnburg und Werle oder Wenden. Und nun ging es ans Germanisiren der Landschaften. Was nicht schon vorher geworden, ward nun deutsch, besonders wo die deutschen Fürsten geboten. Aber auch die Fürsten aus dem eingebornen Geschlechte konnten sich selbst und ihre Länder dessen nicht lange entschlagen. Umgeben von Deutschen, dem Oberhaupte des deutschen Reiches und seinem dortigen Vasallen, dem Herzoge von Sachsen, unterworfen, bestürmt von allen Seiten durch die herandringende Cultur der Germanen, waren sie wohl gezwungen, sich und ihre Unterthanen, wenigstens allmählich — es gab noch um das Jahr 1285 wendisch Redende im Mekelnburgischen — zu germanisiren. Auch waren sie politisch klug genug, sich mit den benachbarten deutschen Fürstenhäusern zu verschwistern. Hatte doch schon Borewin die Tochter Heinrich's des Löwen, Mathilde, geheirathet. Derartiges geschah späterhin noch öfter, und so verwuchs das einheimische slavische Fürstengeschlecht mit Deutschland und eben so sein Land und seine Leute. Und gerade dieses Haus hat sich er-

halten, während die übrigen deutschen Regentenfamilien im Lande erloschen sind, hat die Länder der letztern zum großen Theile mit den seinigen vereinigt und blühet noch in zwei Linien.

Weiteres gehört nicht mehr unserer Darstellung an. In Mekelnburg verrann also der Weltkampf der Deutschen und Slaven, der kirchliche und politische, zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, während der sprachliche noch zu Ende des letztern nicht ganz geschlichtet gewesen ist.

Aehnlich war es in dem an Mekelnburg grenzenden Vorpommern, welches, ursprünglich das Land der Luitizier geheißen, von dem Herzoge des eigentlichen Pommerns jenseit der Oder, Suantibor, und von dessen Nachfolgern seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, theils auf Kosten der Luitizier theils auf Kosten des Fürsten von Rügen, der diesem Eilande gegenüber einen ziemlichen District davon inne hatte, erobert und mit ihrem Reiche vereinigt, nachmals aber bei der Theilung 1107 den beiden ältern Söhnen Suantibor's, Wratislav und Ratibor, unter dem Namen Slavien zu Theil geworden war, während sie und ihre Nachfolger sich gewöhnlich Herzöge von Slavien (duces Slaviae) oder der Pommer-Slaven (duces Pomeranorum Slavorum) nannten, selten und uneigentlich Herzöge von Pommern (duces Pomeraniae oder duces Pomeranorum): welche letztere Benennung später bald so das Uebergewicht bekommen, daß man diesen Landestheil vorzugsweise Pommern, den über der Oder Pomerellen geheißen hat. Die Herzöge nun dieses Pommerns, die unmittelbaren Nachfolger Suantibor's, breiteten ihre Eroberungen über das Ukerland, über das Land Barnim auf der linken, ingleichen auf Kosten Polens, seit dem ersten Einfalle der Mongolen in dieses Reich, über die Gegenden auf der rechten Seite der Oder bis zur Netze hin aus, in Folge dessen sie mit den polnischen Fürsten in einen hartnäckigen und langwierigen Kampf gerathen sind, von dem wir weiterhin noch mehr hören werden.

Wir haben oben gesehen (S. 371 ff.), wie diese Gegend von Deutschland aus christlich geworden, und wie

die Fürsten mit den Deutschen in nähere, freundliche wie feindliche, Berührung gekommen und endlich im Jahre 1181 vom Kaiser Friedrich I. zu Gliedern des deutschen Reiches oder zu unmittelbaren Reichsfürsten erhoben worden waren, wie sie darauf eine Zeit lang unter dänischer Oberlehnsherrschaft gestanden, mit dem Jahre 1227 aber das frühere Verhältniß zum deutschen Reiche wieder erlangt haben. Diese Lehnsverbindung war nun zwar, zum Wenigsten anfangs, ziemlich lose: die pommerschen Fürsten blieben eine geraume Zeit sich selbst überlassen, wenn sie von ihren Nachbarn, namentlich den Dänen, angegriffen wurden: sie mußten sich, so gut sie konnten, selbst und alleinig helfen. Aber sie bestand doch und bewirkte, daß der weltliche Kampf auch auf diesem Punkte zwischen Deutschen und Slaven aufhörte. Eben so war es mit dem kirchlichen: die Verhältnisse des Cultus waren geordnet, wenigstens im Allgemeinen; es durfte nur noch die letzte Hand angelegt werden, um das Christen- und römisch-katholische Kirchenthum durchgreifend im Lande zu verbreiten, und das geschah auch hier alsbald durch den Klerus und durch die Mönche. Bald wurde aber nicht minder das Germanenthum überhaupt herrschend. Vom Herzoge Barnim I. (gest. 1278) rühmt man es namentlich, daß er bedacht gewesen wäre, Ausländer, vornehmlich Deutsche, ins Land zu ziehen, durch sie neue Städte zu gründen oder unbedeutende Plätze zu Städten zu vergrößern; auch fuhr er fort Klöster zu stiften. Und die Geistlichen und Aebte ahmten dem Beispiele nach und holten ihrerseits ebenfalls deutsche Ansiedler auf ihre Besitzgüter herbei, da sie von deren treuer Anhänglichkeit, besserer Bewirthschaftung der Ländereien und Arbeitsamkeit reichlichere Einkünfte an Zehnten und andern Renten erwarten konnten. Finden wir doch öfter in Urkunden den pommerschen Klöstern von den Landesfürsten die ausdrückliche Freiheit ertheilt, ausländische Ansiedler auf ihre liegenden Gründe aufnehmen zu dürfen. Eben so waren die deutschen Soldaten und Ritter berühmt wegen ihrer militärischen Tüchtigkeit und Tapferkeit und dem fürstlichen Regimente gar willkommen. So ward denn seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Einwanderung von Deutschen aus dem geistlichen, Militär- und Bauern-

stande überaus häufig. Nach den Städten aber zogen Handwerker und wurden dort Bürger. Hier gründeten sie deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht. Ward doch Stettin bereits 1243 mit magdeburgischem Rechte bewidmet! So rasch schritt die Germanisirung und damit eine allgemeine Civilisation im Lande vorwärts. Sicherlich wird auch der nachbarliche Conflict mit den ihnen auf den Hals gerückten Ascaniern in der Mark hierzu das Seinige beigetragen haben.

Von solcher Verdeutschung fast aller Verhältnisse im Innern ist zuverlässig damals auch schon die Insel Rügen und ihr Gebiet auf dem Festlande, z. B. die Stadt Stralsund (angelegt 1209 und wahrscheinlich doch gleich von Hause aus mit deutschen Einwohnern besetzt) ergriffen, und selbige vollendet worden, seitdem das Eiland nach Aussterben seiner fürstlichen Familie (1325), an die pommerschen Herzöge fiel und 1348 von Kaiser Karl IV., nebst Stralsund und andern Städten, als Reichslehen verliehen ward.

Das eigentliche Pommern, jenseit des Oderstromes, auch Pomerellen oder Hinterpommern genannt, nehmen wir geeigneter erst später und gehen jetzt über zu dem südöstlichen Nachbarlande, zu

## 2. Der Mark Brandenburg.

Wir verließen solche oben (S. 329 ff.) als kurz vorher (1141*) durch Eroberung und durch Erbschaft dem Markgrafen Albrecht dem Bären aus ascanischem Geschlechte zu Theil geworden. Um das Jahr 1151 — damals nehmlich gewährte Albrecht urkundlich bei Gelegenheit der Gründung Stendals, um selbige Stadt desto schneller emporzubringen, unter Anderm auch den Einwohnern in den Städten Brandenburg und Havelberg, wofern sie die Märkte in der neuen Stadt besuchen würden, Freiheit vom Zolle daselbst**) — waltete er wenigstens be-

*) Manche Historiker (vgl. v. Raumer's Regesta, No. 1001), neuerdings auch L. Giesebrecht (Wendische Gesch. III. B. S. 52), setzen freilich die Erwerbung der Burg Brandenburg und damit den eigentlichen Erwerb der Markgrafschaft erst ins Jahr 1151. Wir wagen nicht zu entscheiden, da beide Meinungen etwas für sich haben.

**) S. von Raumer a. a. O. No. 1171.

reits als vollkommener Herr und Gebieter in dem Lande, wo er nun auch den heidnischen Götzencultus abschaffte und die Anhänger desselben vertrieb. Indessen völlig sicher war ihm dessenungeachtet noch nicht der Besitz. Der letzte verstorbene Fürst von Brandenburg, Pribislav oder Heinrich, hatte einen Schwestersohn hinterlassen: derselbe war auch Fürst und residirte in der Nachbarschaft, im Lande jenseit der Spree, in Köpenik. Sein Name war Jaczo. Derselbe war wahrscheinlich polnischen Geschlechtes und noch Heide. Als er von dem Tode seines Oheims gehört und auch von der Besitzergreifung des Gebietes desselben vernommen hatte, sann er darauf, sich des nach seiner Meinung ihm gebührenden Erbtheiles mit Gewalt zu bemächtigen, da es ihm so vorweg genommen. Einen offenen, einen förmlichen Kriegskampf zu wagen, konnte ihm aber bei der überwiegenden Macht und kriegerischen Tüchtigkeit des Gegners nicht einfallen. Er paßte also eine Zeit ab, wo Albrecht gerade fern war von seinen Landen (1156) — er begleitete den Kaiser Friedrich I. auf dessen Feldzuge nach Polen — und sich nichts weniger denn eines solchen Angriffes gewärtigte. Er hatte etwas unvorsichtig jene Hauptburg seines Landes gleicher Weise den kriegerischen Slaven wie den Sachsen zur Bewachung anvertraut. Jaczo sammelt also ein starkes Heer, rückt damit vor die Brandenburg und verlockt durch Lohn die Besatzung — wahrscheinlich doch nur die slavischen Hüter — der Burg zum Verrath und zur Uebergabe des Platzes. Von dem sichern Schlupfwinkel aus thun die Heiden den Christen empfindlichen Schaden. In Folge dieser gewaltsamen, dem Erbrechte nach freilich gerechter Besitznahme seiner Burg läßt sich Albrecht zu größerer Sicherheit der Sache die brandenburgische Erbschaft durch den Kaiser von neuem bestätigen, der übrigens um die ganze Angelegenheit sich nicht gekümmert zu haben scheint, sondern sie dem Markgrafen und dessen sächsischen Genossen überließ, so daß dieser durchaus selbstständig dabei verfahren konnte. Dann war Albrecht schnell bei der Hand, rüstete ein Heer, bot zugleich seine nächsten Nachbarn, den kriegerischen Erzbischof von Magdeburg und andere Edle von jenseit der Elbe her, auf und zog mit ihnen vor die Bran-

denburg. Er griff sie, die Insel der Havel, von drei Seiten zu gleicher Zeit mit Kähnen an, erlitt zwar dabei manchen herben Verlust — z. B. fiel ein Graf Werner von Veltheim bei dem Sturme — eroberte sie aber doch endlich wieder (am 11. Juni 1157). Aber Jaczo soll entkommen, auf der Flucht bei Spandau noch ein Mal geschlagen worden und, in Folge seines glücklichen Entkommens über die Havel, Christ geworden sein. Das war der letzte blutige Kampf um Brandenburg, die Hauptburg in dem Lande zwischen Elbe und Oder, um die der Streit nicht weniger denn 235 Jahre gewährt hatte, die während derselben sieben Mal durch Waffengewalt, zwei Mal durch Verrath an die Deutschen übergegangen und bis auf dieses letzte Mal immer wieder verloren worden war. Von nun an störte nichts mehr Albrecht und seine Nachfolger in dem Besitze derselben und des Landes. So konnte er denn auch mit kräftiger Hand anfangen, sein Markgrafenthum zu cultiviren, germanisiren, christianisiren und civilisiren; er konnte es um so kräftigerer, als es sein Land war, seine Eroberung, Niemand ihn hindern durfte, er solches allein für sich that, nicht etwa für einen Andern, Höhern. Der harte Nacken der hiesigen Slaven war nun auch völlig gebeugt, ihr bisheriger so verzweifelter Widerstand gegen deutsche Herrschaft und gegen das Christenthum endlich gebrochen. Sie sahen ein, es war von ihrer Seite nichts mehr zu thun: ihre Zahl hatte durch die ewigen blutigen Kämpfe bedeutend abgenommen; manche hatten sich schon mit dem Christenthume und mit der höhern Civilisation befreundet, hielten mehr es mit den Christen als mit den Deutschen. Und ein so kriegerischer, so gewaltiger Herr, wie Albrecht der Bär, konnte sie wohl dergestalt in Furcht setzen und erhalten, daß sie fortan nicht wagten ihr Haupt wieder zu erheben.

Es ist sehr zweifelhaft, ob Albrecht seine Waffen schon bis zur Oder getragen und die dortigen kleinern slavischen Fürsten sich bereits unterworfen hat; ja! man muß es den neuesten sorgfältigen Untersuchungen zufolge für durchaus unwahrscheinlich erklären. Aber als Inhaber der neuen Markgrafschaft mochte er doch wenigstens die Freiheit dazu, mochte er die Anwartschaft darauf haben und seinen Nachfolgern

hinterlassen. Reichten doch die Grenzen des einen der beiden ihm untergebenen Bisthümer, des brandenburger, sicher bis zur Oder: so waren sie ja schon von Otto dem Großen bestimmt worden, und jetzt ward nichts an dieser Bestimmung geändert.

Fürs Erste war nun Albrecht darauf bedacht, die so menschenleer gewordenen Gegenden seines Gebietes zu bevölkern, zu bevölkern mit Leuten, auf deren Treue er bauen konnte, und die zugleich das Land cultivirten. Wer konnte das anders sein, als Deutsche? Er machte also, was schon früher der Graf Adolf von Holstein gethan hatte (s. oben S. 331): er sandte nach Utrecht und in das Rheinland, und außerdem zu den Holländern, Seeländern und nach Flandern, in diejenigen Gegenden, welche häufigen Ueberschwemmungen des Meeres ausgesetzt waren; von da her zog er Leute ins Land: Sachsen, Westfalen, Flamländer und Rheinländer, besetzte mit ihnen die vorhandenen Oerter, Dörfer oder Städte, oder legte für sie neue an. In den neu erworbenen südlichen Landen seines Gebietes zwischen Saale, Mulde und Elbe verfuhr er sogar mit Härte: er verjagte die Wenden aus ihren Besitzungen, ihren liegenden Gütern, und gab solche den eingewanderten Holländern und Flamländern (1159 und 1160)*). Außerdem wurden überall im Lande Burgwarten erbaut. Als dergestalt Sicherheit genug im Lande hergerichtet war, konnten auch die beiden Bischöfe von Havelberg und Brandenburg daran denken, ihre Wirksamkeit wieder in ihren Sprengeln zu bethätigen. Schon daß jene Fürstenversammlung, auf welcher der pommersche Herzog Rodilbern das Gelübde ablegte, nach Kräften den christlichen Glauben zu verbreiten und zu befestigen (s. oben S. 345), zu Havelberg statt fand (1149), geschah wohl nicht ohne die Rücksicht, daß dieß fürstliche Beispiel einen ersprießlichen Eindruck auf die Befestigung des Christenthumes in den wendischen Landen machen sollte. Für den Eifer aber, womit der damalige Bischof von Havelberg, Anselm, an der Herstellung seines Episkopates gearbeitet, ist ein sprechendes Zeugniß der ihm im Jahre 1150 vom Könige Konrad III. von Würzburg aus ertheilte Schutzbrief.

*) S. Stenzel's Gesch. von Anhalt, S. 29. 31. 44.

Es heißt darin (im Eingange): der König wolle die havelberger Kirche, die vom Kaiser Otto dem Großen gegründet, allein durch die wahnwitzigen Heiden öfters angegriffen und fast ganz verwüstet sei, in seinen besondern Schutz nehmen, den Bischof Anselm aber, der an dem Wiederaufbau und der Wiederherstellung der havelberger Kirche mit so großem Eifer arbeite, bei dieser Sorge möglichst unterstützen. Aus diesem Grunde fühle sich der König auch veranlaßt, das gedachte Bisthum des Besitzes seiner Güter und Einkünfte zu versichern. Weil aber die Burgfesten und Dorfschaften, die dem Bisthume gehörig, durch häufige Einfälle der Wenden verwüstet und verfallen wären, dergestalt daß sie fast ganz von Bewohnern entblößt seien: so solle dem Bischof das Recht zustehen, Colonisten einzuführen, aus welchem Volksstamme er wolle und könne, und diese Colonisten sollten nur ihm und seiner Kirche angehören und von keinem weltlichen Fürsten oder Gewalthaber zu Abgaben und sonstigen Leistungen gezwungen werden können. Und um die Einkünfte der so lange verwaist gewesenen Kirche zu mehren, gestattete der König zugleich, daß Jeder im Reiche sie mit Gaben bewidmen dürfe. Einen ähnlichen Schutzbrief erwirkte sich der Bischof im nächsten Jahre (1151) auch vom Markgrafen und dessen Sohne, dem schon damals zum Markgrafen ernannten Otto: sie bestätigten dem Bisthume gleichfalls seine Güter, versprachen ihm dieselben zu vermehren und nie mit Abgaben zu belasten, ihm auch alle weltliche Hülfe und Unterstützung jeglicher Art angedeihen zu lassen u. dgl. m. Nun ward zu Havelberg selbst ein Domherrenstift aus Prämonstratensern begründet — es kommt zuerst in jener Bestätigungsurkunde Albrecht's und Otto's vor — das indessen anfangs doch noch einen schweren Stand gehabt haben muß, wie wir aus einem Briefe Anselm's ersehen, wo dieser schreibt (1151): von den Chorherren oder Brüdern müßten einige selbsteigen an den Thürmen der Befestigung bauen im Angesichte des Feindes, andre Wache halten zur Vertheidigung gegen einen Ueberfall der Heiden, während noch andre, ganz dem göttlichen Geschäfte des Predigens u. s. w. hingegeben, täglich den Märtyrertod zu gewärtigen hätten u. s. f. Das Land, bis daher zumeist ein heidnisches, ward

durch Anselm durchaus christlich, mit geistlichen Stiftern, Kirchen und Pfarreien ausgestattet. Der von ihm unternommene Wiederaufbau der Domkirche wurde indessen erst durch seinen Nachfolger vollendet, und die Kirche eingeweiht den 16. August 1170 unter großen Feierlichkeiten und unter Anwesenheit vieler Fürsten, namentlich Albrecht's des Bären (der etwa zwei Monate danach starb), des Markgrafen Otto I., der Pommerfürsten Kasimir und Bogislav u. A. Und alle beeiferten sich, der neugeweihten Kirche allerhand Schenkungen zu machen. Der Fürst Kasimir bedachte sie mit einer reichen Zahl von Dörfern im Lande der Tollenser und Redarier, jedoch mit der Bestimmung, daß das Domcapitel diese Güter nicht unmittelbar nutzen, sondern dieselben zur Gründung und Ausstattung eines Tochterstiftes in einem der Orte, welche die Schenkung betraf, verwenden sollte. Hieraus erwuchs später das Kloster Broda am Tollensee, in der Nähe von Neubrandenburg belegen. Aus der höchst merkwürdigen Schenkungsurkunde erkennen wir, wie weit sich damals das pommersche Gebiet nach Westen, und folglich das brandenburgische nach Osten erstreckte. Zu ihrem gewöhnlichen Sitze, fern vom Domcapitel, wählten die nachmaligen Bischöfe Wittstock, nachdem der 15te Bischof Wilhelm, im Jahre 1244 den ersten Grund zu einer förmlichen Stadteinrichtung dieses vordem von Wenden gegründeten Ortes mit deutscher Verfassung gelegt hatte. So beförderten auch hier die Bischöfe und die geistlichen Institute die Germanisirung ihrer Ländereien und Ortschaften.

Der brandenburgische Bischof — damals Wiger geheißen — fing auch alsbald an sich zu regen, als er merkte, daß nun in den Landen seines Sprengels sicheres Wohnen wäre. Anfänglich noch etwas vorsichtig, baute er erst die wieder etwas verfallene oder zu gering gebaute Marienkirche in Leizkau von neuem (1155) und ließ sie durch den Erzbischof Wichmann in Gegenwart des Markgrafen Albrecht und seiner Söhne feierlichst einweihen. Es war die Kirche des dasigen Klosters, für welches der Bischof überhaupt viel gethan hat, so daß man ihn für den eigentlichen Stifter desselben ansehen muß. Einige Jahre später, nachdem die Branden-

burg 1157 wieder eingenommen, und das Gebiet um dieselbe her auf die Dauer unterjocht worden war, gedachte er ein Domstift auf der Brandenburg anzulegen, wo ehemals die Domkirche, die Otto der Große gestiftet, gestanden hatte, gegenwärtig aber beinahe ganz vernichtet war, und selbiges aus Prämonstratensern von Leizkau zusammenzusetzen. Aber dazu mußten erst die nothwendigen Gebäude gebaut werden. War ja doch nicht einmal eine Kirche daselbst vorhanden! Wiger sah sich also genöthigt, die Stiftsherren fürs Erste nach dem der Burg Brandenburg gegenüberliegenden Dorfe Parduin, wo bereits eine dem heiligen Gotthard geweihte Kirche errichtet war, zu verlegen. Das geschah kurz vor 1160. In diesem Jahre starb nun aber Wiger. Sein Nachfolger Wilmar nahm indessen die Sache mit aller Thätigkeit auf und sah sich schon das Jahr darauf im Stande, das Kanonikat einzurichten. Dem Propste desselben verlieh er zugleich das Archidiakonat in demjenigen Theile seines bischöflichen Sprengels, welcher von der Havel bis zur Oder reichte, während der Propst in Leizkau dasselbe in dem übrigen, dem mittäglichen Theile behielt. Es war natürlich jenem damit zugleich die Aufgabe gestellt, in seiner Diöcese bis zur Oder das Christenthum zu verbreiten und zu befestigen, was denn auch, aber wohl nur nach und nach, geschehen ist, je nachdem die Waffen der weltlichen Macht dahin vorrückten und Sicherheit gewährten. Das klösterliche Gebäude zur Aufnahme der mönchischen Domherren, so wie die Domkirche, die sicher seit den Verwüstungen durch die Wenden in Ruinen gelegen*), konnte erst nach fünf Jahren so weit hergestellt werden, daß die Domherren sie zu beziehen vermochten. Nehmlich erst im Jahre 1166 wurden sie aus dem Dorfe Parduin (der nachmaligen Altstadt Brandenburg) nach der Burg hinübergesiedelt und in den Stand gesetzt, daselbst ihr streng klösterliches Leben zu beginnen und ihre priesterliche Thätigkeit zu entfalten.

Die Markgrafen nun der Mark Brandenburg, zuerst die

*) Eine Stiftsurkunde vom Jahre 1170 sagt in dieser Beziehung: **cathedralem ecclesiam b. Petri apostoli in Brandeburch, longo tempore dirutam et a paganis plene annullatam, Deo auxiliante reaedificavimus** (nehmlich der Bischof Wilmar).

Ascanier, haben ihre politische Stellung am Ende des deutschen Reiches, ziemlich unbeobachtet und unabhängiger vom Kaiser, als manche andere deutsche Fürsten, im Angesichte eines wüsten, unvergebenen, beinahe besitzerlosen Landes und gegenüber den durch innere und durch gegenseitige blutige Kriege so vielfach zerspaltenen und zerrütteten slavischen Reichen Pommern, Polen, Schlesien, im Laufe der Zeit wohl zu nutzen verstanden und ihre Macht theils intensiv theils extensiv zu erweitern gewußt. In ersterer Beziehung waren sie nach dem Beispiele ihres großen Ahnen Albrecht's bemüht, Edle und Ritter, Geistliche und Mönche, Soldaten, Bürger, Handwerker und Bauern ins Land zu ziehen und dadurch der Vervielfältigung der Zahl der Einwohner, der Vermehrung und dem Wachsthume der Städte und Dörfer, der Kirchen und Klöster Vorschub zu leisten. Daher mochte nun wohl das bisher überwiegend gewesenen slavische Element zuvörderst in der Altmark wieder zurücktreten und dem germanischen weichen. Wenn hiergegen in den hannöverschen Aemtern Dannenberg und Lüchow am linken Elbufer noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts Slaven gehaust, so ist der Grund, wodurch dieses möglich gewesen, wohl der, daß selbige gerade da keinen bedeutenden Verkehr hatten, und das Land arm an größern Städten ist. Andrerseits gab dem meist kriegerischen Geiste der Ascanier jene ihre politische Stellung vielfachen Anlaß zu Fehden, Kriegen, Eroberungen: sie forderte sie dazu ordentlich heraus. Und die anfängliche Unbestimmtheit der Grenzen in den bis dahin oft ganz unbekannten Gegenden führte manche Streitigkeiten herbei. Zuerst mit den Fürsten Mecklenburgs. Es hat lange gedauert, ehe hier eine Feststellung des gegenseitigen Gebietes erfolgt ist; es hat vielen Kampf gekostet, und der Besitz von manchen Grenzörtern hat lange und vielfältig geschwankt. Die Bischöfe und die Markgrafen haben hier gar manchen Strauß zu bestehen gehabt.

Nicht anders war es mit Pommern. Die oben (S. 384) erwähnte Stiftung des Klosters Broda hatte z. B. noch lange mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Namentlich suchten die Markgrafen von Brandenburg das brodische Land sich zuzueignen: sie glaubten gerechte Ansprüche darauf zu haben, und

gegen sie kämpfend fiel Herzog Kasimir I., der Stifter jenes Klosters, wie es scheint im Jahre 1182. Aber die Kriege und Streitigkeiten über das Gebiet haben bis 1236 gedauert, wo endlich die pommerschen Fürsten dasselbe (nehmlich die Länder Stargard, Beseritz und Wustrow) an die Markgrafen abtraten. Bald darauf entstand ein neuer Krieg, der sich mit der Uebergabe des Ukerlandes an eben dieselben endete (1243 oder 44).

Weiterhin, mehr nach Osten zu, hat sich Albrecht's des Bären und seiner nächsten Nachfolger Gebiet kaum weiter erstreckt als bis zur Havel und bis zur Spree. Die dortigen Lande, das Land Glyn, das Ruppinsche, das Land Barnim, Teltow nebst Köpenik gehörten sehr wahrscheinlich anfangs theils auch zu Pommern, wie die daran stoßende Ukermark, theils zu Polen — Jaczo wird von einem polnischen Schriftsteller wirklich ein Pole genannt — und erst Albrecht's Nachfolger sind über die von ihm festgestellten, durch die Burgfesten Puttlitz, Wittstock, Ruppin, Kremmen, Bötzow, Spandow, Potsdam, Saarmund, Trebbin und (Treuen-) Briezen bezeichneten Grenzen hinausgegangen. Wir vermögen zwar nicht im Speciellen das dortige Vorrücken der markgräflichen Waffen bis zur Oder hin anzugeben; aber urkundlich steht fest, daß sowohl Otto I. und Otto II. als Albrecht II dieses Gebiet sich zu unterwerfen gestrebt haben, und daß der letztere — er regierte von 1205 bis 1220 — bereits eine brandenburgische Burg, das Schloß Oderberg, an dem Ufer der Oder hat errichten lassen. Albrecht's II. Söhne verfolgten noch glücklicher diesen Plan: sie sollen das Land Barnim und Teltow vom pommerschen Herzoge Barnim gekauft haben (um 1225). Im Jahre 1232 verfügen sie wenigstens, zufolge einer Urkunde von diesem Jahre, mit unumschränkter landesherrlicher Gewalt über das ganze Land Barnim und Teltow*). Und auch diese Markgrafen sorgten hier eifrig für die Germanisirung und Civilisirung des Landes. So war die Cultur der Landschaft Stargard, ehe sie sie überkamen, sicherlich höchst erbärmlich unter pommerscher Herrschaft. Es gab damals noch gar keine Städte in dem Lande, nur

*) Vgl. Riedel: die Mark Brandenburg im Jahre 1250, I. B. S. 390.

etliche Marktflecken. Dagegen ward unter den Markgrafen nun Alles angebaut: Städte gegründet oder aus kleinern Ortschaften emporgehoben, Dörfer angelegt u. dgl. m. In Kurzem war es ein ganz anderes, ein verdeutschtes, ein civilisirtes Land. Leider wurde nur die Kraft der Ascanier durch die Theilungen ihrer Herrschaft unter die Glieder ihrer Familie im Laufe der Zeit bedeutend geschwächt; sicherlich würden sie sonst noch mehr geleistet haben. Nach Norden zu streckten sie ihre Hand aus bereits gegen Mekelnburg, Pommern, Pomerellen und Preußen und machten schon manche wichtige Eroberung oder Erwerbung daselbst. Was hätte aus diesem erlauchten Hause werden können, wofern es sich und seine Macht nicht so zersplittert hätte, und wofern es nicht so bald (1320) ausgestorben wäre!

Die Oder blieb indessen noch bis nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Grenze zwischen der Mark Brandenburg und dem pommerschen Gebiete auf der rechten Seite des Stromes. Die Markgrafen waren anderweitig (mit Kriegen gegen den Erzbischof von Magdeburg und um den Besitz von Lebus, gegen Polen, wovon nachher) zu sehr beschäftigt, als daß sie alsbald auf Eroberungen nach dieser Seite hin hätten ernstlich denken können. Aber bald wurde ihnen Gelegenheit, auch nicht mehr die Oder als den Grenzfluß ihres Gebietes anzusehen, sondern dieselbe zu überspringen und nun nicht minder in diesen Gegenden Fortschritte zu machen. In der Zeit um 1250 war von Neuem der Krieg zwischen Pommern und Polen entbrannt, deren Grenzen gegenwärtig gerade da, jenseit des Oderstromes, zusammenstießen. Sehr wahrscheinlich gab derselbe den selbst kriegerischen Markgrafen von Brandenburg Veranlassung, sich in den Besitz der dortigen überoderischen Lande zu setzen. Freilich wissen wir nicht gerade, wie und wann solches geschehen; allein gegen das Jahr 1250 muß es sich zugetragen haben, muß die sogenannte Neumark, wenigstens dem größten Theile nach, in den Besitz der ascanischen Fürsten übergegangen sein. Denn in jenem Jahre mußte Herzog Barnim von Pommern die Ukermark abtreten, mußte brandenburgischer Vasall werden: er fühlte sich also damals sehr geschwächt; im Jahre 1257 gründete Markgraf

Johann bereits die Stadt Landsberg an der Warte, und 1266 wird bei Gelegenheit einer Theilung der markgräflichen Länder diese Gegend jenseit der Oder als eine besondere „neue Mark“ erwähnt, und Seitens dieser Landesherren ist bereits Vieles zur Aufnahme derselben geschehen: es haben sich nehmlich die Markgrafen Johann, Otto und Konrad nicht nur durch Eroberungen und glorreiche Thaten gegen Pommern erweislich ausgezeichnet, sondern auch bereits den Anbau des überoderischen Landes und die Anlegung von Städten befördert. Im Jahre 1269 empfing der damalige pommerellische Herzog Mestwin, der Sohn Swantopolk's, auf den Grund einer schon 1231 vom Kaiser ertheilten, jetzt aber verwirklichten Lehnsherrlichkeit sein Land von denselben Markgrafen zu Lehn, woraus zugleich erhellt, wie mächtig schon dieselben damals selbst in Hinterpommern sein mußten*). Mestwin war damals im Streite mit seinem Bruder Wartislav. In demselben rief er den Markgrafen Konrad von Brandenburg zu Hilfe und räumte ihm das danziger Schloß ein (1271). Der bald darauf erfolgte Tod Wartislav's machte dem Streite ein baldiges Ende. Nun wollte der Markgraf das Schloß nicht wieder herausgeben; es ward Boleslav von Polen herzugerufen (1272), und dieser nahm, vereint mit den Pommern, die Burg ein. Mit den Markgrafen löste darauf Mestwin das Lehnsverhältniß auf: sie mußten sich nur mit der Lehnsübertragung der Landschaften Stolpe und Slave begnügen (1273), und der Herzog schloß sich an seinen stammgenössischen Polenfürsten Przemyslav an und bestimmte diesen zum Erben seiner Länder im Falle seines Todes (1284). Zwar waren die Markgrafen noch immer darauf bedacht, sich das schöne Pomerellen zu erwerben: sie hatten ihre Herrschaft damals von der Kuddow bereits zur Drage, nordwärts bis nach Belgard erweitert. Allein die Gunst des Herzogs war verscherzt, und das Land fiel an Polen (1295). Aber ihre Eroberungen erstreckten sich zugleich auch auf das angrenzende Gebiet der Polen, so daß sie in einem Kampfe von 1270—90 dieselben bis hinter die Drage zurückgedrängt haben. Und dieselben Mark-

*) Vgl. über diese Verhältnisse v. Raumer: die Neumark Brandenburg im J. 1337, S. 2 ff., und Röpell a. a. O. S. 551 f.

grafen waren es, welche 1286 die früher polnische Wildniß an der Grenze des arnswalder Kreises dem pommerschen Cistercienserkloster Colbz übereigneten, um sie in Cultur zu bringen — das spätere Kloster Marienwalde. Seitdem verblieb, mit geringen Unterbrechungen, die Neumark mit der brandenburgischen Mark verbunden und hat der letztern obendrein die Gelegenheit geboten, sich auch selbst jenseit der Oder noch weiter auszudehnen. Bald trennten nur noch die polnischen Besitzungen zwischen Drage und Kuddow, dann weiter nach Osten das Land der Herzöge von Pomerellen den Zusammenhang der Besitzungen der Deutschen zwischen der untern Oder und Weichsel.

Um dieselbe Zeit, wo sie diese Erwerbung machten, setzten sich die brandenburgischen Ascanier auch in den Besitz des Landes Lebus. Dieses Land war bis daher größtentheils im Besitze der Herzöge von Polen gewesen. So finden wir es bestimmt im Jahre 1144 zur Zeit Wladislav's II., beim Antritt der Regierung dieses Fürsten. Nach seinem Tode (1159) — er starb bekanntlich in der Verbannung, in Deutschland — erhielten seine drei Söhne zu ihrem Antheile an der bisherigen polnischen Herrschaft Schlesien, das sie unter einander theilten (1163). In Folge dessen fiel Niederschlesien und damit das Land Lebus an den jüngsten der Brüder, Konrad, der 1178 ohne männliche Nachkommen starb, worauf sein Bruder Boleslav sich auch dieser Gegend bemächtigte. Unter dessen Regierung (1194) thaten die Pommern einen feindlichen Einfall in das Land, damals eben die unmittelbaren Grenznachbaren auf der nordöstlichen Seite, ohne es jedoch dauernd in Besitz zu nehmen. Späterhin beunruhigte oft der Polenherzog Wladislav in Kalisch von Lebus aus denjenigen Theil der Niederlausitz, welcher damals dem Markgrafen Konrad II. gehörte. Dieser sah sich dadurch veranlaßt, im Jahre 1209 eine Heerfahrt zu unternehmen und die Feste Lebus zu belagern. Wladislav wollte sie entsetzen, verlor aber die Schlacht, und nun ward es dem Markgrafen der Lausitz möglich, die Feste zu erobern. Indeß auf die Dauer nahm er das Land Lebus nicht in Besitz: entweder war durch den bloßen Rachezug die Absicht des Markgrafen erreicht, oder, was wahrscheinlicher ist, er trat es dem Erzbischof von Mag-

deburg ab, der darauf Anspruch machte aus früherer Zeit her (vgl. oben S. 291 f.). Uebergegangen nachmals in die Gewalt des schlesischen Herzogs Heinrich des Bärtigen, fiel es bei der Theilung der Länder dieses Fürsten im Jahre 1212 dessen Prinzen Boleslav anheim. Dieser, ein schlechter, nachlässiger Wirth, verschwendete es zum Theil, zum Theil verkaufte er es erblich und auf ewige Zeiten an den damaligen Markgrafen von Brandenburg, Albrecht II. Wie viel oder wie wenig das gewesen, erfahren wir freilich nicht. Den größten Theil mindestens finden wir nachmals — Boleslav starb bereits 1213 — wieder im Besitz Heinrich's des Bärtigen, weil dieser die Regierung des Landes wieder übernommen hatte, als er sein fürstliches Haus auf schwachen Füßen stehen sah (1214). Unter dessen nachmaliger Regierung geschah es aber — ob auch durch dessen Schuld? und mit dessen Wissen und Willen? — daß thüringische und meißnische Kaufleute, die den Markt von Breslau besucht hatten, bei ihrer Rückkehr von da ihrer Waaren und ihrer Pferde beraubt wurden (1224). Ludwig IV., der damalige Landgraf von Thüringen und zugleich derzeitiger vormundschaftlicher Beherrscher der Markgrafschaft Meißen, nahm sich seiner Unterthanen an und sandte wiederholt an den schlesischen Herzog briefliche Beschwerden, welche dieser aber unbeantwortet ließ. Dadurch sich verletzt fühlend, beschloß der feurige fünfundzwanzigjährige Fürst sich und seinen Unterthanen selbst Genugthuung zu verschaffen. Gegen die Mitte des Juli brachte er ein ansehnliches Heer aus Thüringern, Hessen, Franken und Westfalen zusammen, zu denen noch Truppen aus Meißen und aus dem Osterlande stießen. Damit rückte er in das lebusische Land vor die Hauptfeste, zwang sie zur Uebergabe, ohne daß der Herzog ihr zu Hilfe herbeigeeilt wäre, ließ in derselben eine hinreichende Besatzung zurück und kehrte ohne einigen Verlust in die Heimath zurück.

Mittler Weile hatte sich aber der Erzbischof von Magdeburg, vielleicht schon 1209, als der Markgraf von der Lausitz, Konrad II., die Burg erobert hatte*), seiner Ansprüche

*) Wohlbrück (Geschichte des Bisthums Lebus I. Th. S. 22) nimmt das Jahr 1207 an als das wahrscheinliche Jahr. Es muß aber doch wohl eine specielle Veranlassung gewesen sein.

auf den Ort seit der Schenkung Heinrich's V. (vergl. oben S. 291) erinnert und sich dieselben durch König Philipp bestätigen lassen. Es ist kein Anzeichen vorhanden, daß er damals zu einer langen oder wirklichen Besitznahme gelangt wäre. Gegenwärtig aber, als die Burg Lebus von den Deutschen auf die Dauer gewonnen zu sein schien, suchte er — es war der Erzbischof Albert — bei Friedrich II. um eine Erneuerung der Bestätigung seiner Rechte nach und erhielt auch im Juni des Jahres 1226 die Urkunde darüber, der zufolge der Kaiser dem Erzbisthume das Bisthum, das Schloß und die Stadt Lebus als Eigenthum und zu ewigem Besitze nebst Allem, was dazu gehörte, selbst mit den zur Zeit in fremdem (polnischem?) Besitze befindlichen Zubehörungen verlieh und es sogar berechtigte, diese letzteren den derzeitigen Inhabern, „die sich zum Nachtheile des deutschen Reiches in ihre Gewalt gesetzt hätten", zu entwinden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Landgraf von Thüringen dem kaiserlichen Gebote gewillfahret und dem Erzbisthume, vielleicht gegen eine Entschädigung, Burg, Stadt und Umgebung von Lebus übergeben; denn einer urkundlichen Nachricht zufolge hat der Erzbischof 1230 eine Schenkung aus der nächsten Umgegend von Lebus an das Moritzstift zu Halle gemacht. Lange indessen kann dieser Besitz wieder nicht gedauert haben; denn im Jahre 1238 sieht sich der Erzbischof Willbrand genöthigt, das Schloß Lebus zu belagern. Wahrscheinlich hatte sich dessen entweder Heinrich der Bärtige selbst, oder nach dessen Tode (1238) sein Sohn Heinrich der Fromme von neuem der Feste bemächtigt. Einigen Nachrichten zufolge nahm auch ein Markgraf von Brandenburg — damals regierten Johann I. und Otto III.; einer von diesen muß es also gewesen sein — an dem Feldzuge und an der Belagerung Antheil, soll sich aber bei der Gelegenheit auf dem Rückzuge mit dem Erzbischofe entzweit haben. Die polnische Besatzung wehrte sich tapfer; Herzog Heinrich rückte mit einem Heere zum Entsatz herbei; die Deutschen wurden geschlagen, und der Erzbischof mußte sich nach beträchtlichem Verluste zurückziehen. Die Schlesier blieben also im Besitz der Feste, bis Boleslav der Kahle (II.), ein Sohn Heinrich's des Frommen, ein un-

ruhiger, kriegslustiger Kopf, wegen erschöpfter Finanzen sich genöthigt sah, an verschiedene deutsche Fürsten Stücke von seinen Ländereien zu verkaufen oder zu verpfänden. Auf eine solche Weise scheint der magdeburger Erzbischof Herr der Umgegend von Müncheberg geworden zu sein: eine Urkunde vom Jahre 1244 zeigt ihn im Besitze derselben. Und im Jahre 1249 trat derselbe Herzog dem Erzbischofe und das Jahr darauf den Markgrafen Johann I. und Otto III. das Schloß und das Land Lebus ab, worauf beide solches mit Waffengewalt geltend gemacht, gemeinschaftlich das Schloß Lebus belagert und erobert, und sich in den Besitz des ganzen dazu gehörigen Landes gesetzt haben, gegenüber einem Bruder jenes Fürsten, der sich dessen bereits anderweitig bemächtigt hatte. Lebus aber als Landschaft dehnte sich zu beiden Seiten der Oder aus; seine Erwerbung gab also gleichfalls Anlaß, daß die brandenburger Markgrafen und damit die Deutschen jenseit dieses Stromes festen Fuß faßten. Und weder sie noch die Erzbischöfe in Magdeburg haben gesäumet, es alsbald zu germanisiren und zu cultiviren. Kirchlich war es, eben so wie die Neumark, bereits constituirt: es besaß einen eignen Bischof, dessen Sprengel das Land eben umfaßte; auch gab es schon zwei (Cistercienser-) Klöster, Leubus und Trebnitz. Deutsche Priester und Mönche, Ritter und Edle, Handwerker und Colonisten wurden auch hier ins Land gezogen, die bereits vorhandenen Orte damit bevölkert oder für sie neue angelegt. Später — man weiß nicht wann? und auf welche Weise? — ist der Mitbesitz des magdeburger Erzbischofs aufgehoben worden, und die Markgrafen sind zur alleinigen Herrschaft gelangt. Durch jene Maaßregeln aber wurden selbst jene entfernten Gegenden bald constituirt und germanisirt. Die Ascanier wendeten zu dem Behufe selbst auch harte, aber politisch weise, energische Maaßregeln an, um Uebereinstimmung in das Ganze zu bringen: sie sollen bei Todesstrafe den ferneren Gebrauch der wendischen Sprache verboten haben.

Damit thaten sie alles Halbe, Schwächende, Hindernde in der Verwaltung ihres Landes ab und gründeten am nordöstlichen Rande des deutschen Reiches jene schöne, mächtige

deutsche Herrschaft*), die freilich mit dem Aussterben des ascanischen Hauses wieder zerfiel, die aber nachmals unter den Hohenzollern zur zweiten in Deutschland, zur ersten im nördlichen Deutschland erwachsen ist, erwachsen auf ursprünglich slavischem, von den Ascaniern germanisirtem Boden.

Bei der Eintheilung ihres Gebietes verließen sie die, zur Zeit Otto's I. begründete, in gewisse Gaue, die freilich bereits schon lange durch die andauernde Besitzhandhabung der Slaven in jenen Vor- oder Grenzländern so gut wie abgekommen war.

## 4. Der ehemalige sächsische Kurkreis.

Anlangend die Länder südlich von der Markgrafschaft Brandenburg, so war Belzig und Wittenberg nebst den nächsten Umgegenden zwar (um 1160) auch in die Gewalt Albrecht's des Bären gefallen. Bei der Erbtheilung des schon so schön angewachsenen und noch im Wachsthum begriffenen Gebietes des berühmten Mannes nach seinem Tode (1170) gingen diese Besitzungen am südlichen Ende der ascanischen Macht, über in den Besitz des siebenten Sohnes Albrecht's, Namens Bernhard, desselben, der im Jahre 1180 durch die Gnade des Kaisers Friedrich I. an der Stelle des geächteten Heinrich's des Löwen Herzog von Sachsen wurde, als solcher aber doch nur einen kleinen Theil des alten Herzogthums, nehmlich Lauenburg, zu seinen väterlichen Besitzungen erhielt. Ein sanfter, friedliebender, träger Fürst wie er war, wird er nicht viel für seine ehemals slavischen Länder gethan haben. Nach seinem Tode (1212) fielen seine Besitzungen so wie seine herzogliche Würde seinem jüngern Sohne Albrecht zu, von dem wir auch nicht lesen, daß er seinen Unterthanen viel geleistet. Unter dessen Nachkommen ward dieses Gebiet wieder getheilt (1260), und Albrecht II. erhielt Wittenberg und die dazu gehörigen Ländereien, die er nach dem Aussterben des Grafen von Brene (1290) durch die übrigen südlichern, zum nachmaligen sächsischen Kurkreise gehörigen Ortschaften, als

*) Ein anschauliches Bild davon liefert die IIte Tafel des vortrefflichen historischen Atlasses der Mark Brandenburg von Voigt. Berlin 1847.

Jessen, Klöden, Herzberg, Prettin, Schlieben u. s. w., vermehrte. Auch diese Gegenden wurden nach und nach germanisirt, so wie sie durch ihre Fürstenfamilie, die noch dazu als kurfürstliche eine sehr bedeutende Stellung im deutschen Reiche einnahm, an Deutschland gekettet wurde. Die von Otto dem Großen herrührende allgemeine kirchliche Constitution ward hier nun ebenfalls im Einzelnen aus- und durchgeführt, so daß auch dieser Verband mit den Deutschen nicht fehlte. Dessenungeachtet soll die wendische Sprache selbst noch bei den Gerichten bis gegen das vierzehnte Jahrhundert hin, selbst in Anhalt, gäng und gäbe geblieben sein.

### 5. Das Land Jüterbogk und Dahme.

Nächst jenen Ländern ziehen das benachbarte Jüterbogk und Dahme unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese Oerter sammt ihren Umgegenden kamen vor dem Jahre 1160, oder sicherlich **in** demselben, in die Unterthänigkeit des Erzbischofes von Magdeburg durch dessen selbsteigene Eroberung. Im erstern befestigten Orte nehmlich und in der Umgegend hausten bis daher noch immer heidnische Wenden und suchten von da aus häufig die umwohnenden Christen heim*). Es mochte sich dadurch der kriegerische Prälat, der noch dazu auf dem rechten Elbufer so viele Lehnsgüter besaß, wohl veranlaßt fühlen, einen besondern Feldzug dahin zu unternehmen. Ob er solches gethan bei der Gelegenheit, wo er Albrecht dem Bären gegen Jaczo half (vgl. oben S. 380), wie L. Giesebrecht**) neuerdings angenommen, läßt sich mit Gewißheit **nicht** behaupten. Hatte er ja doch, oder das Erzbisthum, schon seit 1145 etwa, die Burg Jerichow und die dortige Umgegend und folglich den Beginn jenes überelbischen Herzogthumes, das eine Zeit lang in den Urkunden dieser Zeit vorkommt, in Besitz erhalten und den Umfang seiner Ländereien

*) In provincia Iuterbuk, ubi ritus paganorum gerebatur et inde christianis frequens persecutio incubuit, heißt es in der betreffenden städtischen Urkunde vom Jahre 1174. Das älteste städtische Diplom aber, auch bereits vom Erzbischofe Wichmann, als Herrn der Stadt, ausgestellt, ist vom Jahre 1160.

**) Wendische Geschichten III. Bd. S. 84.

auf dem rechten Elbufer ausgedehnt. Er unterwarf sich also den Ort und die Umgegend mit Gewalt der Waffen, und da er die Eroberung sichern wollte, rief auch er deutsche, christliche Ansiedler aus den Niederlanden, besonders Flamländer, ins Land und bevölkerte mit ihnen, nicht blos die Stadt, sondern auch die Umgegend von Jüterbogk, wie er mit ihnen schon die Magdeburg zunächst gelegene Gegend auf dem rechten Elbufer bevölkert und z. B. das Dorf Cracau angelegt oder mit ihnen besetzt hatte. Der noch jetzt in Jüterbogk und der Umgegend gewöhnliche Name für diese Landschaft, Flämich, zeugt hinlänglich für jene Colonisation, sowie in einer städtischen Urkunde von 1185 von Hufen nach flandrischem Maaße die Rede ist. Zugleich ordnete der Erzbischof die gehörigen kirchlichen Einrichtungen an, stiftete in der Nähe das Cistercienserkloster Zinna (1171) und begabte es. Nächstdem mochte er die unfern davon gelegene Burg Dahme für eine gute Schutzwehr gegen die Lausitzer erkennen, und so ersuchte er den damaligen Kaiser Friedrich I., als den obersten Herrn des Landes, ihm die Lehnsherrlichkeit so wie den förmlichen Besitz auch dieser Stadt und Gegend, gegen Abtretung gewisser zu Nienburg a. d. Saale gehöriger Güter, in der Niederlausitz, zu überlassen. Solches erfolgte im Jahre 1171, ohne vom Markgrafen Dietrich durch Einsprache gehindert zu werden. So kamen diese Orte unter magdeburgisch-erzbischöfliche Hoheit, sind christianisirt und germanisirt und — an das deutsche Reich geknüpft worden.

### 6. Die Lausitz (vornehmlich die Niederlausitz).

In dem Besitze der Lausitz und der Markgrafschaft Meißen verließen wir zu Ende der vorigen Periode Konrad von Wettin, also im Besitze eines weitläufigen Gebietes und einer großen Gewalt. Die Hohenstaufenzeit ward ebenfalls für diese Gegenden bedeutungsvoll und nachhaltig in ihren Wirkungen: die Erblichkeit der Besitzthümer und der Aemter wird unumstößlich fest bestimmt und bereitet allmählich auch hier die Souveränität vor. Der Markgraf wird und ist Landesherr; was er thut, thut er sich und seinem Hause. Ohne diese Erblichkeit würde auch hier zu Lande, da die

Hohenstaufen anderweitig so sehr beschäftigt waren und dem Norden ihres Reiches immer mehr und mehr entfremdet wurden, die weltliche und kirchliche Ordnung und damit das Germanenthum und die Civilisation noch lange sistirt haben. So aber konnte mit größerem Nachdruck dem Slaventhume einerseits, andrerseits den Anmaaßungen der Großen im Lande und der Geistlichkeit entgegengetreten werden. Freilich kam immer viel auf den jedesmaligen Fürsten an. Konrad und seine Nachfolger hätten in der Beziehung bei Weitem mehr leisten können. Die Wettiner sind nicht so energisch verfahren, haben nicht die Thätigkeit entwickelt, die die Ascanier in der Mark Brandenburg, um das Germanenthum empor zu bringen, das Slaventhum aber zu unterdrücken. Freilich gab es hier auch weniger Anlaß zu energischen Schritten: die Lausitz war schon längst ruhig gewesen, ihre Bewohner hatten sich schon lange willig zum Christenthume bequemt; es bedurfte keines Kreuzzuges gegen dieselbe, und aus den unmittelbaren Vor- oder Grenzländern trat sie bald in die zweite Reihe ein dadurch, daß Schlesien und das Land Lebus germanisirt ward. In der eigentlichen meißner Mark zwischen Saale und Elbe war solches noch minder nöthig: hier hatte seit Heinrich's I. Zeiten das Land den Deutschen zum Einwandern und Ansiedeln frei und offen gestanden, und war nur zeitweise von Einfällen der Slaven heimgesucht, nicht von ihnen auf längere Zeit wieder in Besitz genommen worden. Das deutsche Element hatte sich mithin sammt dem christlich-kirchlichen hierselbst ruhig und sicher entwickeln können; es hatte Alles eine feste Basis, nach deutscher Weise, gewonnen. Colonisten eigens ins Land zu ziehen in großen Schaaren, war darum gegenwärtig gar nicht mehr nöthig. Wir finden aus dem Grunde auch nur eine schwache Spur daselbst von flandrischen Ansiedelungen aus dieser Zeit, nehmlich zwischen Wurzen und Luppe: die dortige Colonie (das jetzt verödete Dorf Kühren) war vom Bischof Gerung (ohne Markgraf Konrad's eigentliche Mitwirkung) gegründet*). Eine desto größere Anzahl Fremder war schon früher eingewandert, und zwar namentlich

*) S. Böttiger's Geschichte von Sachsen. I. Bd. S. 141.

aus Franken, und hatte bereits schon längst das germanische Element im Lande gäng und gäbe, und auch schon überwiegend gemacht. Darum möchte es überflüssig erscheinen, daß wir das meißner Land hier noch erwähnten, wenn wir nur wüßten, zu welcher bestimmten Zeit und wie hier das eigentliche Germanisiren vor sich gegangen sei. Solches geschah daselbst nur allmählich, wie es scheint: es läßt sich keine bestimmte Periode angeben. Jedenfalls aber ward nun erst, nach dem die brandenburgischen Lande von den Ascaniern auf die Dauer eingenommen waren, auch der Besitz jener Marken ein festerer, ein sicherer, und die Deutschen werden jetzt erst mit Vertrauen und Zuversicht daselbst sich niedergelassen haben. In den Lausitzen sind es wohl vorzugsweise die Städte gewesen, welche sie besetzten, da auf dem Lande die Wenden saßen und sitzen blieben, die daselbst auch in größerer Anzahl verharrt zu haben scheinen, theils weil sie der deutschen Herrschaft nicht so andauernd widerstrebt und nicht so viele ihre Zahl vermindernde Kriege geführt haben, theils weil sie sich auch darnach friedlich verhielten und nicht, um die Ruhe des Landes zu sichern, vertrieben oder vertilgt zu werden brauchten. Der Charakter dieses Volksstammes scheint bei weitem milder und sanfter gewesen zu sein als der der Wenden an der Ostsee. Der Mangel an kriegerischen Ereignissen, der stille, allmähliche Uebergang der Verhältnisse ist denn auch wohl der Grund, warum wir so wenige einheimische Nachrichten aus dieser Zeit haben, und warum die Forschungen der so ehrenwerthen Gesellschaft für Aufklärung der lausitzer Geschichte bis daher noch immer so wenige Resultate herbeigeführt in Bezug auf jene frühere Zeit und auf die historische Entwickelung der Art und Weise, wie die Germanisirung der Städte und eines großen Theiles des flachen Landes erfolgt ist. Die slavische Mundart hat, selbst im eigentlichen Sachsen, noch bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein gedauert.

Markgraf Konrad, mehr dem Geistlichen als dem Weltlichen mit seinem Gemüthe zugewendet, traf noch bei Lebzeiten (1156) ein Arrangement hinsichtlich der Erbfolge, als er in das Kloster auf dem Petersberge bei Halle gehen wollte (wo er bald darauf starb, den 5. Februar 1157). Sein jün-

gerer Sohn Dietrich bekam von den ehemals wendischen Landen die Niederlausitz (oder die nunmehrige Ostmark), der ältere, Otto, die meißner Mark. Die Oberlausitz fiel als unmittelbares kaiserliches Lehn an den Kaiser (Friedrich I.) zurück, der damit den damaligen Böhmenherzog Wratislav belehnte, der als solcher wohl darauf Ansprüche zu machen hatte*).

Dietrich hat seiner Niederlausitz wenig geleistet. Unruhig, stürmisch, kriegerisch wie er war, lebte er mehr außerhalb des Landes, begleitete den Kaiser auf dessen Zügen und zu dessen Fürstentagen, zog mit Heinrich dem Löwen gegen die Obotriten in Meklenburg, trat dann wieder nachmals als Gegner desselben auf. Dafür sandte ihm dieser mehrere Male Slavenheere ins Land, Pommern und Luitizier (vergl. oben S. 369 f.), welche Dietrich's Feldherren schlugen, mehrere derselben tödteten und das Land grauenvoll verwüsteten (zuletzt 1180). Er starb am 13. Februar 1185, nachdem er einige Jahre vorher (1181) den Grund zum reichen Cistercienserkloster in Dobrilugk gelegt hatte, dem ersten der Art in der Diöcese des meißner Bischofs. Vollendet ward die Stiftung zwar erst später.

Sein Sohn Konrad trat in die Fußtapfen des Vaters, ein ritterlicher Herr, der aber nur kurze Zeit regierte, indem er bei einem Turnier in Oestreich sein Leben verlor. Weil er kinderlos starb, ging die Lausitz auf seinen Oheim Dedo den Fetten (st. 1190) und von diesem auf dessen zweiten Sohn Konrad (st. 1210) über, der das dobrilugker Kloster vollendete und es sich selbst zur Ruhestätte erkor. Da er ohne männliche Nachkommen starb, fiel die Lausitz wieder der meißner wettinischen Linie zu und theilte seitdem die Schicksale des meißner Landes bis 1312, dann der Mark Brandenburg bis 1364, dann Böhmens bis 1635 und endlich Sachsens, bis es in neuester Zeit (1814) großentheils an Preußen kam. Kirchlich war das Land zwar schon seit Otto dem Großen eingetheilt; aber im Einzelnen geschah zu Anfange der jetzigen Periode das Weitere, so daß nun wohl bald das kirchliche Netz vollständig über dasselbe geworfen war. Kirchen und Klöster

*) Palacky hat diesen Punkt in seiner Geschichte von Böhmen übergangen. Vgl. dagegen Böttiger a. a. O. S. 122 und 229 f.

mehrten sich, die Städte nahmen sich auf. Aber mit Nachdruck und Strenge ward nicht gegen das Slaventhum verfahren, weshalb noch heutiges Tages daselbst an 60,000 Wenden leben. Die Markgrafschaft Lausitz hat seit 1210 keinen eigenen Fürsten gehabt; sie hat nie eine politische Selbstständigkeit genossen, ist nie, bis auf die neueste Zeit, von Seiten der Gewalthaber und der Regierungen einer rechten Aufmerksamkeit und Beförderung seiner Interessen gewürdigt worden: sie ist sich daher meist selbst überlassen gewesen und hat sich still und langsam im gewohnten Gleise fortbewegt. Es ist aus dem Grunde erklärlich, warum das Slaventhum hier bis auf den gegenwärtigen Augenblick noch nicht geschwunden ist, sich matt und überlebt, auf dem Lande zumeist, noch fortschleppt. Eben so ist es in der Oberlausitz, wo wohl noch 40,000 Wenden in Städten und Dörfern hausen. Hier indessen hat wohl die lange Vereinigung des Landes mit dem eigentlich slavischen Böhmen das Meiste dazu beigetragen, das slavische Element zähe festzuhalten und zu bewahren. Das Städtewesen, die Landesverfassung und die kirchlichen Institutionen dagegen sind daselbst bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhundert germanisirt und katholisirt worden. Somit ist also wohl in den beiden Lausitzen schon zu Anfang dieser Periode der politische, kirchliche und Civilisationskampf geschlichtet gewesen; aber noch dauert der Sprachkampf bis in unsere Zeit herein, und damit natürlich auch der des Nationalismus.

### 7. Böhmen und Mähren.

Das benachbarte Böhmen verharrt zwar im Anfange dieser Periode, obwohl seinem Fürsten Wladislav II. (1140 bis 1173) im Jahre 1158 die Königskrone zu Theil ward, aber freilich aus den Händen des deutschen Kaisers, der sie seinem Nachfolger eben so gut wieder entzog, noch im äußern Verbande mit dem deutschen Reiche, im Vasallenthume gegen das Oberhaupt desselben, dergestalt, daß der Fürst erstens, so oft einer derselben den Thron in Besitz genommen, sich von dem Kaiser in seiner neuen Würde bestätigen ließ, zweitens auf den in der Nähe Böhmens ausgeschriebenen Herrentagen

entweder persönlich erschien oder sie durch Abgeordnete beschickte, drittens zu jeder Heerfahrt sein Contingent, namentlich zu jeder Römerfahrt dreihundert Bewaffnete stellte, viertens den König der Deutschen erwählen half und bei dem desfallsigen Schmause das Erzschenkenamt verwaltete. Im Uebrigen ward bei vorkommenden Fällen die oberste Entscheidung des Oberhauptes des größern Reiches, z. B. bei Streitigkeiten in der Regentenfamilie oder zwischen den Unterthanen und dem Herrscherhause, nachgesucht und im Falle des Ungehorsams oder der Widersetzlichkeit gegen die höhere Macht von Seiten derselben selbst mit Gewalt der Waffen eingeschritten. Allein sonst war der Böhmenfürst völlig souverain im eignen Lande. Und sicherlich hätte sich Böhmen unter solchen Umständen in diesem oder einem der nächsten Zeiträume zu einem unabhängigen nationalen Staate aufschwingen können, wofern nicht erstens nach dem Abgange des Königs Wladislav binnen 24 Jahren ein zehnmaliger Thronwechsel stattgefunden, in Folge dessen der Staat „durch Einmischung der Fremden in die innern Verhältnisse, durch Auflösung altbegründeter Rechtsverhältnisse, durch Eigennutz, Uebermuth, List und Verrath auf allen Seiten, endlich durch Empörung, Krieg und Anarchie in jede Art öffentlichen Unheils gestürzt und zu einer politischen Nichtigkeit herabgebracht wurde, wie man sie einst kaum unter den Söhnen Boleslav's II. größer und betrübender gesehen. Wohl hätte dieses Reich bei allem Uebel, das es in sich selbst erzeugte und groß zog, sich damals immerhin noch durch eigenes Gegengewicht, so wie durch die Kraft der Gewohnheit auf einiger Höhe erhalten, wenn ihm gegenüber auf dem deutschen Kaiserthrone nicht eben ein Friedrich Barbarossa gewaltet hätte"*). Auch später hätte unter Ottokar II. (1253—1278) Böhmen, während der traurigen Verhältnisse im deutschen Reiche nach dem Absterben der Hohenstaufen, bei gesunder kräftiger Politik leicht ein mächtiges Slavenreich werden können, so recht eine Vormauer des Slavismus, gelehnt im Rücken an gleiche Staaten und Länder: an Mähren, Schlesien und Ungarn. Schon bemächtigte

*) S. Palacky a. a. O. I. S. 461 f.

sich derselbe 1251 des Herzogthums Oestreich, 1261 nicht minder der mit diesem verbundenen, mit dem Titel eines Herzogthums gleichfalls begabten steyerischen Mark. 1262 erbte er, vermöge Erbverbrüderung, Kärnthen und Krain. „Von seiner Mäßigung oder von seiner Erhebung auf den deutschen Thron schien es allein abzuhängen, ob diese Provinzen bei dem Reiche bleiben würden; denn wer mochte den mächtigsten Fürsten in Deutschland hindern, besonders in Provinzen, deren Abhängigkeit mit dem Reiche allmählich loser geworden war, einen unabhängigen Staat zu gründen?"*) Indessen er lehnte entschieden die deutsche Königswürde ab, brach mit dem Papste und mit dem neu gewählten Kaiser Rudolf von Habsburg und — verlor die Schlacht an der March 1278, und in Folge dessen die Freiheit und das Leben. Mit diesem Acte war Böhmens Macht wieder hin: es brach im Innern des Landes von Neuem eine jammervolle Anarchie aus; es erhob sich eine Menge Parteiungen und Fehden; es trat eine verhängnißvolle misliebige Vormundschaft ein, bis endlich Wenzel II. den Thron seiner Väter bestieg (1283). Nachmals gestalteten sich die Angelegenheiten Böhmens noch ein Mal so günstig, daß Wenzel II. sich im Jahre 1297 zum Könige von Böhmen, 1300 zum Könige von Polen krönen lassen konnte. Aber auch dieses Glück dauerte nicht lange: Wenzel II. starb bereits 1305 und sein Sohn, Wenzel III., ward im Jahre darauf ermordet (1306). Nun war das Land wieder der Spielball von Parteiungen, bis es durch die Ehe zwischen dem letzten Sproß der presmyslidischen Familie, Elisabeth, mit dem Sohne des Kaisers Heinrich VII., Johann von Luxemburg, für immer an ein deutsches Haus überging, das noch dazu bald auch die Kaiserkrone überkam. Da hörte jede ausschließend nationale Herrschaft und Politik auf, und Böhmen ward wesentlicher Bestandtheil des deutschen Reiches. Die Germanisirung des Landes mußte seitdem mehr denn vorher um sich greifen. Nehmlich das slavische Element behielt wohl, so lange eine heimische Regentenfamilie herrschte, die Oberhand, auch wenn sich das deutsche

*) Vgl. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgesch. II. Bd. S. 187 f.

mehrfach anfing einzudrängen. Daß Böhmen von drei Seiten von deutschen Ländern umschlossen war, daß germanische Cultur in mehrfacher Hinsicht die böhmische überwog, daß die Böhmen vielfältige gesellschaftliche Verbindungen mit den Deutschen anknüpften, daß das Land öfters von deutschen Heeren heimgesucht wurde, daß Böhmaken mit in den Armeen der Kaiser kämpften, und Anderes der Art veranlaßte, mußte veranlassen, daß der germanische Stamm selbst in dieses ächt slavische Reich allmählichen Eingang fand. Nicht Wenige vom geistlichen Stande, nicht Wenige vom Adel wanderten ein; in noch größerer Menge Ackerbauer, Bergleute, Handwerker. Die letztern füllten besonders die Städte. Solches geschah vornehmlich unter jenem Premysl Ottokar II. (von 1253—1278), der bestrebt war, die Industrie, den Verkehr im Lande und seine Einkünfte zu heben, und die Hilfsquellen seines Reiches zu benutzen. Nehmlich „welchen Vortheil die vermehrte gewerbfleißige Bevölkerung bringe, war ihm nicht entgangen: aus dem eignen Lande konnte er keine Colonisten ziehen, und daß die Deutschen noch industriöser waren als die eingebornen Böhmen, bewies ihm schon der rasche Aufschwung des böhmischen Bergwesens, dem er vorzüglich seine Schätze und seine Macht verdankte, seitdem das uralte Bergwerk in Iglau durch Deutsche gehoben, und Kuttenberg entdeckt worden war"*). Darum also zog er deutsche Ansiedler in Menge ins Land. Dieselben waren hier ebenfalls, wenn auch nicht insgesammt, doch größtentheils aus dem nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden. Es kommt hier nehmlich das ebenfalls in Betracht, worauf wir schon oben hingedeutet: dort in jenen Gegenden hatte durch langen Frieden und Wohlleben die Bevölkerung sich ungemein gesteigert und an Bildung und Betriebsamkeit gewonnen. Häufige Ueberschwemmungen des Meeres machten aber jetzt das Auswandern für Viele zu einer Art von Nothwendigkeit, für Andere bald zur Gewohnheit, die bis tief ins dreizehnte Jahrhundert fortdauerte. Auch in Böhmen ließen sich nicht wenige derselben nieder. Die Einführung deutscher Colo-

*) Palacky II. Bd. I. Abth. S. 160 f. Vgl. S. 157 ff.

nien und mit ihnen die des deutschen Rechts begann schon unter Ottokar I. (1197—1230). Auf dem Lande erscheinen deutsche Colonien urkundlich schon seit 1203, zuerst zerstreut in einzelnen Ansiedelungen im leitmeritzer Kreise, dann im elbogner und saatzer. Deutsches (magdeburgisches) Recht ward zuerst unter den Städten Leitmeritz zu Theil, mit ihm eine eigne Municipalverfassung (unter Ottokar I. oder unter Wenzel I.). Diese Colonien glichen anfangs freilich eben so vielen unabhängigen Inseln in den böhmischen Gerichtssprengeln: die Leute siedelten sich nehmlich bloß unter der Bedingung an, daß man sie bei dem Genusse der ihnen zugestandenen Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten belasse. Dem ein Mal gegebenen Impulse folgten frühzeitig auch einige Barone, indem sie von den Königen ähnliche Exemtionen für sich und ihre Unterthanen erlangten. Unter Wenzel I. (1230 bis 1253) war der in Böhmen mehr als anderswo gesicherte Landesfriede ein mächtiger Anziehungspunkt für die Bewohner des westlichen Deutschlands, wo damals die Wanderlust nach dem Osten von Europa fast allgemein geworden. Nun (seit dem Jahre 1234) finden sich sogar böhmische Dörfer mit deutschem Rechte. In Masse siedelten sich die Deutschen zu Ottokar's II. Zeiten an in den Kreisen von Elbogen, Trautenau und Glatz; in einzelnen Niederlassungen erscheinen sie häufig, hauptsächlich an der Südwestgrenze. Die Städte aber wurden alle mehr oder weniger von ihnen angefüllt, so daß sie in einigen bald das Uebergewicht über die Eingebornen erhielten. An manchen Orten mußte die bisherige Bevölkerung den neuen Ankömmlingen sogar Platz machen, wie z. B. in der Vorstadt von Prag auf Anordnung des Regenten; an andern schmolz sie allmählich mit ihnen zusammen, aber zu deutschen Gemeinden. Das Einführen und Fortschreiten des Germanismus war mithin hier von Seiten der Regierung ein friedliches, kein feindseliges, ein von den Slaven selbst gesuchtes und gefördertes. Nur bisweilen (z. B. 1278 bei Gelegenheit, wo Ottokar II. die schlesischen und polnischen Fürsten, seine Stammgenossen, zum vereinten Widerstande gegen die Deutschen aufforderte und in der deßfallsigen Urkunde Böhmen als die Vormauer schildert für die slavischen Länder nach

Deutschland hin) erwachte die Politik, welche die böhmische Volksthümlichkeit in Schutz zu nehmen suchte gegen die Beeinträchtigung durch die einwandernden Deutschen. Jenes System aber blieb bis zum Erlöschen des männlichen Stammes der Premysliden (1306), worauf dann die deutschen Fürsten natürlich dem Germanenthume allen möglichen Vorschub leisteten, schon aus Politik. Und so ist es geblieben bis auf diesen Tag. Dessenungeachtet sind, da die östreichische Regierung schon seit langer Zeit mehr die Zeit gewähren läßt, nicht mit Energie oder Härte einzugreifen pflegt, um nach und nach eine Verschmelzung zum Vortheile des germanischen Elementes herbeizuführen, gegenwärtig noch immer zwei Drittel der Einwohner Slaven (Czechen). Hier währt mithin noch immer der Kampf des beiderseitigen Nationalismus und der Sprachen, wenn auch der politische und kirchliche längst und wiederholt zur Ruhe gebracht ist.

Mähren hat in der Beziehung gleiches Loos mit Böhmen gehabt. Auch hier allmähliche Einwanderung und Ansiedlung von Deutschen auf friedlichem Wege, aber theils von Süden, theils von Westen, theils von Norden (aus dem germanisirten Schlesien her), theils in Folge der deutschgesinnten slavischen Herrscher, theils in Folge der deutschen Regierung, theils in Folge der überwiegenden Cultur und Betriebsamkeit der Deutschen und der nahen Nachbarschaft derselben. Hier indessen ist das Verhältniß der Eingebornen zu den Deutschen noch gegenwärtig wie $3/4$ zu $1/4$.

### 8. Schlesien.

Eine ganz eigenthümliche, eine den übrigen ganz entgegengesetzte Stellung in dem Weltkampf des Slavismus und Germanismus nimmt Schlesien ein. Wer hätte erwartet oder wer sollte erwarten, daß dieses Land, in der zweiten Linie von Deutschland aus, hinter ursprünglich slavischen Ländern gelegen, dennoch so schnell und auf friedlichem Wege dem Verbande des deutschen Reiches sich angeschlossen hätte? Und doch ist dem so. Es geschah auf folgende Weise und auf Veranlassung folgender Umstände. Durch Vermittlung des Kaisers Friedrich I. wurde Schlesien von Polen, mit dem

es bis daher verbunden gewesen war, im Jahre 1163 getrennt und den drei Söhnen des früher aus Polen vertriebenen Großfürsten Wladislav II., aus dem Hause der Piasten, zu Theil. Ihr Vater hatte in der letzten Zeit seines Lebens in Deutschland geweilt und dort eine freundliche Aufnahme genossen; ihre Mutter war eine deutsche Prinzessin; sie selbst waren dort erzogen worden; sie verdankten der Unterstützung des Oberhauptes des deutschen Reiches ihr Land und wurden von ihm im Besitze desselben erhalten und geschützt; sie waren verheirathet mit deutschen Frauen; sie hatten während ihres Aufenthaltes in Deutschland deutsche Sitte, deutsche Bildung und Betriebsamkeit, deutschen Fleiß und deutsches Leben kennen und schätzen lernen. Sehr wahrscheinlich waren mit den Herzoginnen ein Gefolge von deutschen Hoffrauen und edeln Rittern und Geistlichen ins Land gekommen. Sodann war es auch hier wieder die Kirche, welche, der weltlichen Macht nachtretend, sich und diese zu befestigen suchte. Und so ging sie denn auch hier zu Lande bei dem Hereinziehen deutscher Colonisten mit einem guten Beispiele voran, wie wir unzweifelhaft in Urkunden lesen. Die neu entstandenen oder bereits gegründeten geistlichen Institute wurden zumeist mit Deutschen besetzt; die Klöster (Leubus 1175, Trebnitz 1203, Heinrichau 1227 gestiftet, u. a.), die damals zuerst ins Land kommenden Ritterorden der Templer, Johanniter und deutschen Brüder zogen zur Bebauung der ihnen geschenkten Güter, um selbige schnell in Aufnahme zu bringen und die Einkünfte daraus zu mehren und sicher zu stellen, mit Bewilligung der Fürsten am frühesten deutsche Ansiedler herbei. Die Fürsten thaten das nach*). Von diesem Zeitpunkte an nahm die Einwanderung mit jedem Jahre zu. Neue Städte wurden angelegt, die alten volkreicher gemacht. Noch vor dem Jahre 1211 muß Goldberg bereits eine deutsche Stadt gewesen sein; Neumarkt und Neiße hatten schon im Jahre 1222 deutsches Stadtrecht, also auch wohl eine deutsche Bevölkerung; im Jahre 1227 ließ Herzog Heinrich die Stadt Löwenberg nach deutschem Rechte anlegen. Eben

*) Vergl. Stenzel's und Tzschoppe's Urkundensammlung Schlesiens I. Bd. S. 145 ff.

so gestattete dieser Fürst, der selbst so viele deutsche Colonisten ins Land gerufen, auch dem Palatin Theodor von Krakau, deutsche Colonisten im Zipser Lande in Ungarn einzusetzen in ziemlicher Ausdehnung und zwar, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, „mit denselben Rechten, wie sie die Schlesier hatten." Diese letztere dienten also bereits zum Muster. Und so groß war bereits im Jahre 1228 die Zahl der deutschen Bauercolonisten in Schlesien, daß der Bischof Laurentius von Breslau seinen Domherren die für jene Zeiten bedeutende jährliche Summe auf den Bischofsvierdung anweisen konnte, den die vom Herzog Heinrich allein in der Wüste zwischen Bolkenhain und Lähn angesiedelten Deutschen entrichteten. Und selbst schon nach Oberschlesien breiteten sich damals diese deutschen Colonien aus. Im Jahre 1222 erlaubte Herzog Mieczyslav von Oppeln dem Bischofe von Breslau deutsche Colonisten in Ujest anzusetzen, und ertheilte drei Jahre nachher solchen Ansiedlern in der Nähe von Kosel alle die Rechte, welche die Deutschen in seinem Dorfe Bela (der heutigen Stadt Zülz) bereits hätten*). Auf solchen Grund baueten die nachfolgenden Jahrhunderte fort, und Schlesien ist allmählich so stark germanisirt worden, vornehmlich in den Städten, daß es schon längst unserm deutschen Vaterlande angehörte, noch ehe es auf die Dauer an Oestreich und an Preußen fiel, nachdem es vorher ein Mal unter Heinrich I. von Breslau (st. 1238) sich zu einer beträchtlichen Macht, indem derselbe Niederschlesien, Lebus, einen nicht unbeträchtlichen Theil von Großpolen und die ganze krakauer Landschaft unter seinem Scepter vereinigte, erhoben und gedroht hatte, der Kern eines großen ausgedehnten Reiches zu werden, nachmals aber von den Mongolen verwüstet, von Polen wieder getrennt wurde, dann in eine Menge von Herzogthümern zerfiel, und lange Zeit der Spielball der streitenden Fürsten, und zwischen Böhmen und Polen gewesen ist. Und wenn auch das slavische Element daselbst noch nicht völlig untergegangen ist, so ist es doch fortwährend im Rückzuge begriffen, ist der hinterstellige, abhängige, niedere Theil der Bewohner, und Schlesien sieht nach und nach seiner völligen Germanisirung entgegen.

*) S. Röpell: Geschichte von Polen. I. Bd. S. 446 f.

## 9. Polen.

Bei so bewandten Umständen hätte schon im Anfange dieses Zeitraumes auch Polen eine derartige Einwirkung von Deutschland her erfahren können, da es damals zu mehrern Theilen in Abhängigkeit von den schlesischen Herrschern kam, die eben sich so entschieden der germanisirenden Richtung hingaben. Indessen diese Begünstigung der Deutschen rief gerade den Neid und den Unwillen bei den National-Polen hervor und erzeugte neue und anhaltende Unruhen in dem unglücklichen Lande, Aufstände gegen die Herrscher und gegenseitige Fehden zwischen denselben. Da kam denn auch wohl der Tod mehrfältig dazwischen und raffte gerade diejenigen Fürsten hinweg, welche es mit den Deutschen hielten, unter andern jenen Herzog Heinrich von Breslau, der in der bekannten Schlacht auf den Feldern von Wahlstatt gegen die Mongolen fiel (am 9. April 1241). Die Abhängigkeit der verschiedenen Fürsten in den verschiedenen Landestheilen, sofern sie an Deutschland grenzten, währte bis auf Kaiser Friedrich II. ungefähr im alten Verhältnisse fort. Aber unter den deutschen Königen, wie die Nachfolger Friedrich's waren, mußte die Oberhoheit des Reiches ein ganz leerer Titel werden. Zum Glück für Deutschland blieb Polen noch ferner eine geraume Zeit hindurch getheilt; im entgegengesetzten Fall würde ein polnischer König leicht im nördlichen Deutschland mit eben so viel Glück die Rolle eines Eroberers haben spielen können, als König Ottokar von Böhmen nach dem Aussterben des hohenstaufischen Hauses im östlichen. Bereits aber fing an deutsche Bildung und deutscher Fleiß selbst bis nach diesem Lande zu dringen: die deutschen Ansiedler (teutonici hospites) kommen schon zeitig in fürstlichen Urkunden der Polen vor.

Das Speciellere hiervon ist nun Folgendes. Wir haben zu Ende der vorigen Periode gesehen, wie der Feldzug Konrad's III. im Jahre 1146 ohne besondern Erfolg geblieben war, weil der Kaiser sich mit dem Versprechen der feindlichen Fürsten begnügte, auf dem nächsten Hoftage zu erscheinen und seinem Urtheil sich zu fügen. Allein Konrad zog gleich

darauf nach Palästina, und als er wieder heimgekehrt, war er zu sehr mit andern Angelegenheiten, namentlich mit einer Heerfahrt nach Italien beschäftigt, als daß er sich hätte geneigt fühlen sollen, eine zweite Heerfahrt nach Polen zu unternehmen, um seinen Schwager wieder in die Herrschaft einzusetzen. Die desfallsigen Bemühungen Wladislav's, ihn zu der Unternehmung zu vermögen, unter der thätigen Mitwirkung des päpstlichen Stuhles, führten darum zu keinem Resultate; Konrad wähnte immerfort, ohne Waffengewalt seine Sache durchsetzen zu können. Aus dem Grunde starb er, ohne irgend etwas Entscheidendes in den Verhältnissen festgesetzt zu haben (im Jahre 1152). Und die Schwäche seines Charakters und seiner Politik hatte zugleich bewirkt, daß die Oberhoheit des deutschen Reiches in dem Lande Polen fast ganz danieder lag. Statt des Zinses, den Kaiser Lothar von daher bezogen, sah Konrad seinen Schwager verjagt, das Ansehen seiner Kriegskunst und Macht geschwächt, seine Anordnungen und Befehle verachtet. Friedrich I. aber beliebte vor Allem erst die deutschen und italienischen Angelegenheiten zu ordnen, ehe er sich in die polnischen mischte. So blieben denn Boleslav IV. und seine Brüder die nächstfolgenden Jahre unangefochten in ihrer usurpirten Gewalt. Erst als der Kaiser 1155 siegreich aus Italien zurückgekehrt war, gedachte er derselben. Er lud Boleslav IV. auf den nächsten Fürstentag, und da derselbe nicht erschien, kündigte er zum Jahre 1157 seinen Fürsten eine Heerfahrt gegen Polen an. Er beharrte um so mehr bei seinem Entschlusse, als die Abgesandten des Feindes, welche sich bei ihm in Halle vor Eröffnung des Feldzuges einfanden, keinesweges seinen Anforderungen entsprachen. In den ersten Tagen des Augusts sammelten sich die Schaaren zu Halle. Viele der vornehmsten weltlichen und geistlichen Herren nahmen an dem Zuge Theil. Auch Wladislav von Böhmen sammt seinem Bruder Theobald stellten sich und ihr Contingent zur Bekriegung des eigenen Stammgenossen. Dem gewaltigen feindlichen Andrange vermochten die Polenfürsten nicht zu widerstehen, obwohl auch sie ihrerseits ein zahlreiches Heer versammelt und damit den Oderstrom besetzt hatten. Ihnen zu nicht geringer Ueberraschung setzte das

deutsche Heer dessenungeachtet über den Fluß, drang troß aller gemachten Verhaue tief ins Land vor bis in die Gegend von Posen, verheerte Alles auf dem Zuge mit Feuer und Schwert und hielt erst dann inne, als Boleslav IV. Boten sandte und um Zugeständniß des Friedens bat. Die Fürsten, besonders Wladislav von Böhmen, vermittelten denselben. Der Polenfürst erschien in demüthiger Geberde und in kläglichem Aufzuge vor dem Kaiser, ward aber nur unter sehr harten Bedingungen zu Gnaden angenommen. Unter einem Eidschwur versicherte er, seinen Bruder nicht, zur Schmach des deutschen Reiches, vertrieben zu haben, versprach eine große Summe Geld zu zahlen, eine Summe auch an den Lehnhof zu entrichten, gelobte außerdem zum Zuge nach Italien 300 Reisige zu stellen und auf der nächsten Fürstenversammlung in Magdeburg zu erscheinen und daselbst Rede und Antwort zu stehen auf die Anklagen des vertriebenen Bruders. Zur Bewahrheitung alles dessen übergab er seinem Bruder Kasimir und andere Edle dem Kaiser als Geiseln. „Mit so entschiedenem Kriegsglücke hatte seit mehr als einem Jahrhundert kein Kaiser die alten Ansprüche des Reiches gegen die Polen geltend gemacht. Aber dennoch zeigte es sich auch jetzt sehr bald, daß es selbst den kräftigsten Kaisern in der Lage, in der sie sich damals befanden, unmöglich war, ihre angesprochene und oft anerkannte Oberhoheit über jene dauernd festzuhalten"*). Auch kümmerten sie sich im Ganzen zu wenig darum; ihre Politik war nach dieser Seite hin zu schwach und zu gleichgültig; gehörig strenge Maaßregeln ließen sie gemeinhin doch nicht eintreten, selbst wenn sie Vernachlässigung ihrer Befehle, Verhöhnung ihrer Oberherrlichkeit erfuhren. Ihre Politik war nun einmal nicht, freilich zu ihrem und des Reiches Schaden, dem Norden mit berechnender Aufmerksamkeit zugewandt. Das ganze Verfahren Boleslav's war auch dies Mal wieder eine bloße Komödie gewesen. Bald ließ er wieder den falschen, meineidigen Charakter des Slaven so recht blicken. Denn kaum hatte Friedrich I. Polen verlassen, kaum sah Boleslav ihn

*) S. Röpell a. a. O. S. 360.

wieder verstrickt in die deutschen und italienischen Angelegenheiten, als derselbe sich von allen jenen ihm abgezwungenen Bedingungen frei erachtete und auch nicht eine derselben erfüllt hat: weder stellte er das Contingent zur Heeresfahrt nach Italien, noch erschien er auf dem Hoftage des Kaisers, mit einem Worte, das ganze Verhältniß zu diesem und dem Reiche blieb, wie es vor Friedrich's Siege gewesen war, d. h. die Polen kümmerten sich wenig um das Reich, und Wladislav lebte in Deutschland von der Gnade des Kaisers bis zu seinem Tode (1162 oder 63), wo seinen Söhnen erst gestattet wurde ins Vaterland zurückzukehren, und ihnen als Entschädigung Schlesien zu Theil ward (vgl. oben S. 406). In den nachmaligen Kämpfen zwischen ihnen und dem polnischen Großfürsten wurde zwar von jenen wiederum Hilfe von den Deutschen, von Friedrich I. begehrt, und der Kaiser schritt auch von neuem — auf welche Weise, melden uns die Quellen zwar nicht — ein und zwang den inzwischen seinem Bruder Boleslav in der großfürstlichen Würde gefolgten Mieczyslav die kaiserliche Oberherrlichkeit anzuerkennen, wenn schon nur vorübergehend. In Folge neuer Unruhen im Jahre 1177, welche wieder diesen Mieczyslav zwangen das Land zu verlassen, wurde dem Kaiser wiederholt Gelegenheit geboten, als Oberlehnsherr von Polen aufzutreten. Der Großfürst rief seine Hilfe an, versprach ihm 10,000 Mark, wofern er ihn wieder in die verlorne Herrschaft einsetzte. Allein dieser war gerade wieder damals anderweitig in Händeln mit Heinrich dem Löwen verwickelt und ließ sich darum auf keinen Heereszug nach dem fernen Lande ein, bis er diese beigelegt hatte. Das war geschehen 1184, und da wurde denn wirklich zu Pfingsten auf dem Fürstentage zu Mainz unter Anderm eine Kriegsfahrt nach Polen beschlossen, „wohl eben so sehr in der Absicht, über dessen Fürsten die alte Oberherrlichkeit des Reiches von neuem geltend zu machen, als aus besonderm Interesse für Mieczyslav selbst." Die Führung des Heeres ward dem Sohne Friedrich's, dem nachmaligen Kaiser Heinrich VI., anvertraut. Und schon setzte sich derselbe mit der ihm untergebenen Armee in Bewegung, als ihm in Halle Boten vom Polenfürsten entgegen kamen mit der Bitte um

Frieden und den Krieg zu unterlassen. „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Großfürst Kazimierz diese Boten gesandt hatte, um durch eine formelle Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit sich nicht weniger im Besitz des Seniorats zu sichern, als den Gefahren eines gleichzeitigen Krieges mit den Deutschen und Mieczyslav zu entgehen. Auch erreichte er seinen Zweck vollkommen. Kaiser Friedrich erkannte wirklich das Seniorat desselben an." „Viel war es indessen sicherlich nicht, was Kazimierz durch diesen Schritt seinem Reiche vergab; denn von praktischen Folgen scheint diese Erneuerung des Abhängigkeitsverhältnisses vom Kaiser nicht gewesen zu sein und kann höchstens das bewirkt haben, daß sich auf deutscher Seite die Ansprüche der Oberherrlichkeit im Bewußtsein der Kaiser lebendiger erhielten"*). Diese Entscheidung brachte aber dem unglücklichen Volke keine Ruhe. Vielmehr begannen bald nachher zwischen den einzelnen Landesfürsten jener Reiche oft unterbrochene, aber eben so oft wieder erneuerte Kriege, die nicht mehr blos um das Seniorat, als vielmehr um den Besitz einzelner Landestheile oder aus andern Gründen gegenseitiger Feindschaft geführt, ganz Polen mit Verwüstung erfüllten, und wie sie einerseits zu immer größerer Schwächung der fürstlichen Gewalt beitrugen, die Macht und den Einfluß der Geistlichkeit und des Adels aber auf das Höchste steigerten, nahmen sie auch andererseits der Nation die Kraft, den Angriffen fast aller Nachbarn mit Erfolg zu widerstehen. Das Eingreifen der Päpste in die Streitigkeiten der Fürsten und in die Landesangelegenheiten überhaupt ward von nun an immer häufiger, und eben so das der böhmischen und ungarischen Fürsten, am wenigsten noch das der deutschen Kaiser aus den schon oben angegebenen Ursachen.

Der ewige Zwiespalt im Reiche, ingleichen der gewöhnliche Mangel der Fürsten an politischer Kraft und an ernstem Streben nach selbstständiger Herrschaft waren denn auch wohl die Ursachen, daß man schon seit Boleslav's II. Zeiten den Besitz Pommerns, nach welchem die frühern Fürsten so eifrig, und mit vollem Grunde, gestrebt hatten, so gut wie gänzlich aufgab. Es kümmerte sie nicht, ob Deutsche, ob

*) S. Röpell a. a. O. S. 377 f.

Dänen das Land mit Angriffen heimsuchten und von sich abhängig machten. Es scheint die elendeste, kurzsüchtigste politische Gleichgültigkeit bei ihnen geherrscht zu haben. Diese war es denn auch, welche sie ruhig zusehen ließ, wie die slavischen Vorländer von den Deutschen erobert und germanisirt wurden, wie zwischen der mittlern Elbe und Oder sich ein neues Fürstenthum erhob, welches sich durch Eroberungen bald selbst bis über den letztern Strom ausdehnte, wie dessen lebendige und thatkräftige Inhaber schon nach Verlauf eines Jahrhunderts drohende, zum Theil bereits auch siegreiche Nachbarn von ihnen wurden.

Wie wenig die Polen allein im Stande waren mit Waffengewalt auszurichten, aber auch wie wenig sie verstanden in die Zukunft zu schauen und politisch dieselbe zu berechnen, lehrt ihr Verhältniß um 1225 zu den Preußen und ihr Ruf an die deutschen Ritter, daß selbige ihnen helfen möchten, die Widerspenstigen zu überwältigen. Konrad von Masovien ging, freilich gedrängt durch die Umstände, zu schnell ein in die Bedingungen, welche der Hochmeister Hermann von Salza, eben für den Fall der Hilfeleistung, machte. Dieser knüpfte nehmlich daran umfangreichere Pläne, als jener sich selbst gedacht haben mag: er ließ sich alles eroberte Land im Voraus schenken und im März 1226 von Friedrich II. eine Urkunde ausstellen, vermöge welcher der Kaiser, gemäß der althergebrachten Vorstellung, daß alle weltliche Gewalt im Abendlande von der römisch-kaiserlichen ausginge und abhinge, auch wohl nicht ohne Hinblick auf die über Polen schon immer beanspruchte und von Zeit zu Zeit geltend gemachte Oberherrlichkeit, „seine Einwilligung zur Eroberung Preußens aussprach und dem Orden nicht nur die Schenkung Konrad's bestätigte, sondern ihm auch alles von den Preußen zu erobernde Land im Voraus, gewissermaaßen als ein Reichslehn, mit den ausgedehntesten Rechten eines Reichsfürsten verlieh: ein Schritt, aus welchem klar hervorgeht, daß der Orden von vorn herein in Preußen eine fürstliche Territorialherrschaft gründen, das zu erhaltende und noch zu erobernde Besitzthum aber von jedem Verhältniß zu dem Polenfürsten ablösen und es statt dessen mit Kaiser und Reich in eine

nähere Verbindung zu bringen den Plan hatte"*). Konrad sah das anfangs nicht ein, sondern erst nachmals, als es bereits zu spät war. Dann entzog er den Rittern allerdings seine Hilfe (seit 1234), nachdem er das Jahr vorher noch (1233) mit allen seinen fürstlichen Verwandten eine Kriegsfahrt nach Preußen unternommen hatte und im Verein mit den Ordensrittern und den aus Deutschland herbeigezogenen Kreuzfahrern einen blutigen Sieg über die Heiden hatte erfechten helfen. Nichtsdestoweniger aber führten die Deutschen nun meistens allein den Kampf, und zwar mit glücklichem Erfolge, fort. Die Polen hatten ihnen die Bahn eröffnet, auf welcher sie nun auch auf dem Küstenlande an der Weichsel ihre Herrschaft begründen und jene von der Ostsee abschneiden konnten, nachdem schon so vieles Andere für die Slaven verloren war: nachdem die Wendenfürsten in Mekelnburg und Pommern in strengere Abhängigkeit vom deutschen Reiche gebracht worden waren, die Ascanier sich zwischen Elbe und Oder festgesetzt und auch den letztern Strom bereits erobernd überschritten hatten, und nachdem bereits die Germanisirung aller dieser Länder und Schlesiens, Böhmens, Mährens begonnen und dergestalt vorgeschritten war, daß an eine einstmalige Reaction schwerlich wieder gedacht werden konnte. Ueberdem wurde das Land von neuem wieder durch innere Kämpfe zwischen den einzelnen Fürsten zerfleischt, so daß man daselbst wenig oder gar nicht daran denken konnte, das Reich ausdehnen zu wollen. Nur Pomerellen fiel damals, aber durch Erbschaft, an Polen: wodurch allerdings die Verbindungslinie zwischen Preußen und Livland einerseits und andererseits zwischen Deutschland wieder von neuem unterbrochen wurde. Dort war nehmlich der Herzog Mestwin kinderlos und dem Tode nahe (um 1270). Früher nun (1264) hatte er zwar, als sein Vater noch lebte, alle seine Besitzungen im Falle seines Todes dem Herzog Barnim von Pommern verschrieben; nachmals hatte er sie den Markgrafen Johann, Otto und Konrad von Brandenburg resignirt und als Lehen von ihnen zurückgenommen. Allein kurz nachher (etwa zwei Jahre darauf) wurde auch dieser Verband wieder

*) S. Röpell S. 435.

aufgelöst, in Folge eines feindlichen Conflictes mit Markgraf Konrad, so daß sich die Ascanier wahrscheinlich mit der Lehnsübertragung der Landschaften Stolpe und Slave begnügen mußten. Endlich zog er mit Boleslav (Wstydliwy) sogar gegen sie zu Felde (1278) und bestimmte im Jahre 1284 den Herzog Przemyslav von Großpolen zu seinem Nachfolger in allen seinen Landen. Seitdem ward das befreundete Verhältniß mit Polen fortwährend unterhalten und sogar noch zutraulicher geknüpft, und obwohl die brandenburgischen Markgrafen, gestützt auf die frühern Verträge, sich bereits als die künftigen Erben Pomerellens gerirten und Bündnisse und Theilungsverträge darüber abschlossen: so gelang es ihnen doch nicht, den Polenfürsten aus der ihm gesicherten Anwartschaft zu verdrängen. Im Gegentheil stellte Przemyslav bereits 1291, als muthmaßlicher Erbe und Nachfolger Mestwin's, Urkunden aus, besuchte denselben zwei Mal 1294 persönlich, im Sommer und Herbste, zu Sluzk und zu Danzig, ward von ihm Sohn genannt und in Regierungsgeschäften zu Rathe gezogen. In Folge dieser sichern Aussicht nahm er bald den Titel eines Königs von Polen und Herzogs von Pommern an und ließ sich unter demselben förmlich krönen (am 26. Juli 1295): ein Schritt, der zu den wichtigsten politischen Folgen hätte führen können, insbesondere behufs der Verhältnisse Polens gegenüber den Deutschen, wenn das Schicksal es nicht anders gefügt hätte. Mestwin muß kurz darauf mit Tode abgegangen sein; denn bereits den 9. August bestätigte Przemyslav als Landesherr von Pomerellen, von seinem Schlosse zu Danzig aus, die Rechtsame und Freiheiten des Klosters Oliva, befestigte die Stadt Danzig aufs neue, da man dem benachbarten deutschen Orden ein heimliches Trachten nach Pomerellens Besitzthume zuschrieb. Und das neue Erbe war von größter Wichtigkeit: der Handel Danzigs war bereits sichtbar im Zunehmen; ein Theil der Küste war durch jene Erwerbung wieder gewonnen, und der deutsche Orden von Deutschland abgeschnitten; der Adel des Landes hielt es mit dem stammgenössischen Könige; die Erwerbung war eine beträchtliche Vermehrung der polnischen Macht. Schon gedachte Przemyslav sich mit den übrigen Fürsten seines Volkes zu

verbinden, dem Eindringen der Fremdherrschaft zu wehren und das Verlorne von den früher slavischen Ländern wiederzuerobern, als den König unerwartet ein gewaltsamer Tod überraschte: er wurde am 6. Februar 1296 erschlagen zu Rogosno. Damit ward der Sucht der Polen nach innerm Streit und Zwist von Neuem Thor und Thür geöffnet. Zwar sonderte sich von nun an Polen ganz von Deutschland ab, und es ist seitdem gar keine Rede weiter von einer Oberherrlichkeit des letztern Reiches über jenes, obwohl der böhmische König Wenzel beim Antritt seiner Regierung in Polen gleich im Voraus alle seine Besitzthümer daselbst vom Könige Albrecht zu Reichslehen genommen hatte. Was achteten aber der schwache Albrecht und seine Nachfolger darauf? Allein der Kampf mit dem Schwertorden in Livland und mit dem deutschen Orden in Preußen dauerte fort: also doch immer Krieg mit den Deutschen, feindliche Berührungen mit denselben, obwohl nach einer andern Richtung hin. Ingleichen geht Pomerellen wieder verloren 1306, wo es dem Markgrafen von Brandenburg Otto IV. und Waldemar verkauft wird. König Kasimir I. (1333—70) gibt endlich (1335) dieses Land ganz auf, tritt nicht minder seine Ansprüche auf Schlesien an Karl IV. (als König von Böhmen) ab (1353). Indem sich Polen dieser äußern Theile entäußerte, welche schon vom Germanisiren ergriffen waren, konnte es um so besser dem Verluste seiner Nationalität durch das Fremde, Deutsche, Widerstand leisten, seine Volksthümlichkeit bewahren, was es auch bis auf die neuere Zeit gethan hat, so schwer es ihm auch geworden. Denn das Land war bereits im 12. und 13. Jahrhundert in Gefahr die Folgen des Germanisirens zu erfahren und dem Deutschthume überliefert zu werden. Die Kirche schon trug dazu bei: von Deutschland aus hatten die Polen einst das Christenthum empfangen; die ersten Bischöfe von Posen waren dem Erzbischofe von Magdeburg untergeben; der Verkehr mit dem deutschen Klerus hörte gewiß, selbst nach der völligen Lösung Polens von dem kirchlichen Verbande mit Deutschland, nie gänzlich auf. Derselbe ward ohne Zweifel lebendiger, als in den nahegelegenen Ländern, in den Marken und in Pommern, die katholische Kirche festen

Fuß faßte. Es läßt sich nachweisen, daß die Mehrzahl der Klöster in Polen Töchterstiftungen von Deutschen waren. Nun kam dazu, daß die Deutschen wegen ihrer höhern Bildung und Betriebsamkeit sich so gut wie unentbehrlich machten, und daß die nächstgelegenen Länder, als Schlesien, Pommern und Preußen, bereits früh vom Germanenthum angesteckt wurden. Was Wunder, wenn selbiges nach Polen selbst sich Bahn bricht? Wir wissen bestimmt*), daß in derselben Periode auch von den Fürsten, zum Theil selbst von dem Adel des Landes deutsche Ansiedler in großen Massen nach Großpolen, Kleinpolen, ja! selbst jenseit der Weichsel nach Masovien gerufen worden sind, damit sie das von den Heiden verwüstete, überhaupt nicht zahlreich bevölkerte Land in bessern Anbau bringen und Handel und Gewerbe beleben sollten. „Sie nehmen alle bedeutenden Städte ein; deutsche Sprache, Sitte, Recht und Verfassung setzen in diesen sich fest, und mitten unter den Slaven werden am Donajec und Poprad nicht anders als an der Obra, Warthe, Netze und Weichsel zahlreiche deutsche Dörfer von ihnen gegründet."

Seitdem Polen dem deutschen Ritterorden in Preußen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit 1468 geraubt und ihn zu kläglicher Ohnmacht verdammt hatte, setzte sich der Adel in den alleinigen Besitz aller polnischen Rechte und gab der Regierung eine aristokratisch-republikanische Form, die der Keim aller spätern Zerrüttung war. Es war von geringem Nutzen, daß Lithauen mit Polen vereint ward: die innern Parteiungen lähmten alle gemeinsame Kraft. Polen, durch seine Ländermassen an und für sich so mächtig, und durch die bewährte Tapferkeit und den kühnen Muth seiner Bewohner den äußern Feinden stets furchtbar, ward seinen Nachbarn weniger gefährlich, als es im Gegentheil hätte sein müssen und können. Aber es hat doch unter diesen Verhältnissen seine Nationalität bis auf die neueste Zeit bewahrt.

Zum Nationalstolze und zum Hasse gegen die Deutschen und alles Deutsche gesellte sich seit der Reformation auch noch Bigotterie und katholisirender Fanatismus. Dennoch hat es,

*) S. Röpell a. a. O. S. 345.

namentlich an den westlichen Grenzen, das Eindringen der Deutschen selbst so nicht ganz abzuwehren vermocht: es konnte der fleißigern, nüchternen, geschicktern deutschen Handwerker z. B. sich nicht entschlagen, auch wenn sie Deutsche, auch selbst wenn sie Protestanten waren, bis, seit der Zertrümmerung des Reiches zu Ende des vorigen Jahrhunderts und seit dem Arrangement der ursprünglich polnischen Länder auf dem wiener Congreß, im östreichischen Antheile, mehr noch im preußischen dem Germanenthume nun Thor und Thür geöffnet ist. Die neuesten Ereignisse werden zu dessen Verbreitung sogar eine Art von Nothwendigkeit bedingen, und bei der unbedenklich höher stehenden Cultur der Deutschen wird ohne Zweifel auch die Sache leichtlich, wenn schon allmählich und leise, politischer Klugheit gemäß, vor sich gehen, trotz alles Widerstrebens von Seiten des national-fanatisirten polnischen Adels. Das niedere Volk ist dem deutschen Wesen eher geneigt als abhold.

## 9. Preußen.

So wie nun die Polen während der vorigen Periode ihre eigenen Landsleute, die Pommern, bekriegt und deren Kraft und Gewalt gebrochen und so die Unterwerfung derselben unter das deutsche Joch herbeigeführt hatten, so haben sie es in dieser, zu Anfang, mit den wilden, aber dabei muthigen und tapfern Preußen gemacht. Und von der Seeseite her haben auch hier die Dänen dabei in etwas geholfen. Es waren Eroberungs- und christlich-kirchlich-propagandistische Ideen und Bestrebungen, welche die polnischen Fürsten vermochten zu diesen Kriegen. Da selbige aber nicht nur ohne Erfolg blieben, sondern die erbitterten Preußen zu den verheerendsten Einfällen in das polnische Gebiet veranlaßten, und die Polen den Preußen nicht widerstehen konnten, geschweige sie bändigen: so ward der Gedanke rege, den durch seine Tapferkeit und seine zahlreiche Menge berühmten deutschen Ritterorden herbeizurufen (1226). Dieß hat die Germanisirung dieser und der zwischen ihnen und Deutschland liegenden Gegenden herbeigeführt, aus welchen denn so manche edle Frucht dem übrigen Germanien zu Gute gekommen. Es verdient dem-

nach dieser so höchst folgenreiche Umschwung der Dinge in jenem Slavenlande hier ebenfalls unsere ganze Aufmerksamkeit.

Der Name und das Volk der Preußen war uns schon in der vorigen Periode begegnet: sie erschienen als tapfere, streitbare Männer und als arge Widersacher der sie zu unterjochen gesonnenen Polen und des katholischen Christenthumes, das ihnen ihre angestammte Religion rauben und den Decem aufdringen wollte. Sie hatten sich daher fast beständig zu den Feinden Polens gehalten, waren auch den benachbarten Pommern mehrmals zu Hilfe geeilt, um selbigen die alte Freiheit und Selbstständigkeit vertheidigen zu helfen. Und Bischof Heinrich von Olmütz, ausgezogen, um sie zu bekehren (1141), war unverrichteter Sache zurückgekehrt. Der allgemeine Kreuzzug der nördlichen Deutschen gegen die noch unbekehrten Wenden im Jahre 1147 rief auch die Bigotterie der polnischen Fürsten wach und veranlaßte selbige, gegen ihre eigenen Stammgenossen Partei zu ergreifen und theils ein Armeecorps zu dem deutschen Heere stoßen zu lassen, theils ein besonderes gegen die noch heidnischen Preußen auszusenden. Welchen Erfolg der letztere Zug gehabt habe, wird uns nicht gemeldet. Nicht unwahrscheinlich haben sich beide Parteien gütlich vertragen; wenigstens finden wir im Jahre 1157, als Herzog Boleslav III. von Polen um seines verjagten Bruders Wladislav willen vom Kaiser Friedrich I. mit Krieg überzogen wurde, im Heere des erstern neben andern Bundesgenossen auch Preußen stehen. Hatten sie sich im letzten Frieden zu solcher Dienstleistung verpflichtet? Oder hatte sie der Sold des Polenfürsten gelockt? Die Bekehrung aber mochte in ihrem Lande wenige oder keine Fortschritte gemacht haben. Darum entschloß sich derselbe Boleslav einige Jahre nachher zu einem neuen Feldzuge. Vielleicht war aber auch Eroberungssucht mit im Spiele. Unter großen Beschwerden durchstreifte er einige Landschaften, mit ihm eine Anzahl von Geistlichen. Theils um die Feinde zu gütlicher Unterwerfung zu verlocken, theils um sie, im entgegengesetzten Falle, zu schrecken, erließ er das Gebot: wer den christlichen Glauben annehme, solle vollkommene Freiheit genießen, in seinem Besitzthume nicht gekränkt werden; hingegen wer in dem alten

Götzendienste verbleibe, solle dafür mit dem Leben büßen. Die Bewohner der mit Krieg heimgesuchten Landschaften versprachen einen jährlichen Tribut zu entrichten; eine Anzahl ließ sich taufen. Damit war Boleslav zufrieden und kehrte heim und ward auch nicht zu einem neuen Zuge gereizt, als jene nach einiger Zeit ihm meldeten, sie hätten sich wieder dem Glauben ihrer Väter zugewandt, und er möchte sich doch nur mit dem Tribute begnügen. Solche unzeitige Nachgiebigkeit trug in Kurzem ihre nachtheiligen Früchte: die Preußen zahlten bald auch den Tribut nicht mehr und unterstanden sich, häufige Raubzüge in das Gebiet des Polenfürsten zu machen. Da brach Boleslav III. von neuem in ihr Land ein (1161), mit einem zahlreichen Heere; denn er hatte es darauf abgesehen, das heidnische Volk entweder gänzlich zu besiegen oder zu vernichten. Allein er erlitt in den Wüsteneien des Landes eine vollständige Niederlage: kaum kam er selbst mit dem Leben davon. So wurden die Preußen des gefährlichen Feindes ledig und zwar auf lange Zeit: die maaßlosen, unaufhörlichen innern Zwistigkeiten und vielen auswärtigen Kriege der polnischen Fürsten ließen sie in Frieden bleiben, und vom benachbarten Pommern aus hatten sie, wenn gleich auch dort das Christenthum Eingang gefunden, Ostpommern sogar seit dem Jahre 1170 in Subislav seinen ersten christlichen Fürsten erhalten und dessen Sohn Sambor das Cistercienserkloster zu Oliva gegründet hatte, jenes Kloster, „von dessen Hügeln man die Höhenlande Preußens jenseit der Nogat überschaut", und folglich durch einen gewaltigen Riß die ehedem so freundlichen Verhältnisse zwischen beiden Völkerschaften vernichtet waren, nichts zu fürchten; denn diese waren anderweitig durch Händel mit den Deutschen, Dänen und Polen beschäftigt. Erst um das Jahr 1192 unternimmt der Polenfürst Kasimir einen neuen Feldzug wider sie, entreißt ihnen das culmer Land und bevölkert es mit Christen. Dann, unter Konrad von Masovien (1210—1246), wagte der Abt Gottfried von Lukna in Polen 1207, begleitet von einem Mönche seines Klosters, Namens Philipp, von Neuem den Versuch, die wilden Preußen zu bekehren. Und anfangs schien derselbe zu gelingen. Schon waren zwei der einheimi-

schen Fürsten dem christlichen Glauben gewonnen. Da wurde der Begleiter Gottfried's durch irgend einen Zufall erschlagen, und — das Weitere der Unternehmung ward aufgegeben.

Allein wenige Jahre darauf faßte ein Mönch aus dem Kloster Oliva, Namens Christian, gebildet in dem Kloster Kolbaz, den Entschluß, Christi Lehre auf die Dauer in dem Lande Preußen zu verbreiten. Ausgerüstet mit der Kenntniß der dort heimischen Sprache, mild in seiner Gesinnung, bedächtig und klug in der Wahl seiner Mittel und Maaßregeln, begann er das schwierige Werk, und theils aus diesen Gründen, theils weil er aus dem schon mehr befreundeten Pommern und nicht aus dem verhaßten Polen kam, fand er mit seiner Predigt bald erfreulichen Eingang. In Kurzem hatte er nicht bloß mehrere Vornehme, sondern eine so ansehnliche Zahl aus dem Volke bekehrt, daß er daran denken konnte (1210), sich nach Rom zu begeben, um daselbst dem damaligen Papste Innocenz III. von seinem Unternehmen und dessen erfreulichem Fortgange zu berichten. Während seiner Abwesenheit brauste über die Gegend ein verheerender Kriegssturm dahin: der dänische König Waldemar II. wollte die gegen ihn auffässig gewordenen Pommern wieder zum Gehorsam zwingen. Bei der Gelegenheit machte er auch einen Streifzug durch Preußen. Er landete an Samlands Küsten, fand da keinen Widerstand, durchstreifte die Küstengebiete am Frischen Haff bis an die Weichsel, gewann Danzig, zwang dessen Fürsten Mestwin I. zur Unterwerfung und nöthigte darauf auch die übrigen Fürsten des benachbarten Slavenlandes an der Küste zum Gehorsam. Das Ganze war aber so vorübergehend, daß es ohne merkliche Folgen blieb. Es war der Sturm bereits wieder vorüber, als Christian aus Rom zurückkam. Der Papst hatte voller Freude die Botschaft von der Verbreitung der christlichen Lehre im Preußenlande vernommen, wies alsbald den Erzbischof von Gnesen an, die junge Saat des Evangeliums unter seinen Schutz zu nehmen, die frommen Bekehrer kräftig zu unterstützen, die Neubekehrten so lange, bis sie als eine Gemeinde zahlreich genug einem eignen Bischofe unterstellt werden könnten, unter seiner geistlichen Obhut zu halten und die Fürsten und Geistlichen seiner Nachbarlande zu thätiger Förderung und Theil-

nahme an dem Werke der Bekehrung eifrig zu ermahnen. Bald nun (1214) wandten sich abermals dem neuen Glauben zwei eingeborne Fürsten zu; mit diesen reiste Christian nach Rom, erwarb sich dort die bischöfliche Würde von Preußen, und jene Fürsten gaben bereitwillig Güter her, liegende Gründe, um das Bisthum zu dotiren, und der Papst bestätigte solche Schenkung und Stiftung (1215).

Allein je näher Christian so seinem Ziele schien, desto entfernter war er davon. In demselben Jahre erhoben sich die noch immer heidnisch gesinnten Preußen zu einer allgemeinen Reaction ihres vormaligen Cultus, vernichteten im Lande alles Christliche. Von der Erlaubniß des damaligen Papstes, Honorius' III., aus den benachbarten christlichen Reichen gegen sie ein Heer zu einem Kreuzzuge zusammenzubringen, machte der mildgesinnte Bischof damals noch keinen Gebrauch: er zog es vor, auf dem Wege des Friedens die wilden Gemüther zu gewinnen. Indessen schon einige Jahre darauf (1218) erfolgte ein neuer Abfall und zugleich — denn neben dem Hasse gegen die christliche Kirche erfüllte die Unbändigen und Rohen auch Raubgier — ein verheerender Einbruch ins culmer Land und weiter hinein bis nach Masovien. Alles ward der schrecklichsten Verwüstung preis gegeben Kirchen und Kapellen geplündert und in großer Anzahl auch vernichtet, die gefangenen Geistlichen aufs Grausamste gemißhandelt. Es wiederholten sich hier ganz die Scenen, wie wir sie im Lande der Wenden und Luitizier kennen gelernt haben. Herzog Konrad von Masovien sah sich allein unvermögend, dem Sturme zu widerstehen, und wiederholt in dem Falle, größeres Unheil durch schimpfliche Tribute und durch Geschenke ab- und den Rückzug der Raubhorden zu erkaufen. Das lockte diese indessen nur um so häufiger ins Land. Da erkannte man, daß allein ein Kreuzzug Hilfe schaffen könnte. Deshalb erging im März des Jahres 1217 von dem obgenannten Papste ein Aufruf zu einer allgemeinen Kreuzfahrt gegen die Preußen durch das benachbarte Westland Europas, und im Jahre darauf noch ein neuer. Früher hatten die Kreuzfahrer zuverlässig es darauf abgesehen, recht viele Beute zu machen, hatten Alles furchtbar geplündert, ihren Eigennutz und ihr Eroberungssucht so

recht hervortreten lassen, und gerade durch solche Habgier die Heiden von der Bekehrung zu dem Christenthume, was solche Unthaten gestattete oder wohl gar hervorriefe, abgeschreckt. Solches hatte der Bischof Christian zuverlässig dem Papste Honorius III. vorgetragen. Dieser ermahnte daher in einer besondern Bulle die Kreuzfahrer Deutschlands, Böhmens, Mährens, Daciens, Polens und Pommerns, welche zur Vertheidigung der getauften Preußen aufbrechen würden, die Waffen nur zur Beschützung des preußischen Bischofs und der getauften Preußen, nicht aber aus Eigennutz zur Unterjochung der heidnischen Preußen zu führen, da diese Heiden sonst von der Bekehrung abgeschreckt werden könnten; daß daher die Kreuzfahrer nicht ohne Erlaubniß des preußischen Bischofs in die Länder des gedachten Volkes eindringen dürften, widrigenfalls der Bischof die Kreuzfahrer durch den Bannfluch zügeln sollte*). Im Frühlinge 1219 sammelte sich eine bedeutende Schaar Kreuzfahrer. Unter Anführung des Bischofs Christian zogen sie heran. Allein große Fortschritte machten und große Erfolge erzielten sie nicht: dem mildgesinnten Bischofe war mehr daran gelegen, durch Güte und Vergebung die Herzen zu gewinnen und vor Allem das culmer Land und das Gebiet von Löbau zu bekommen und sicher zu stellen, als die ersten festen Haltpunkte für den Fortbau des christlichen Werkes. Im Jahre 1222 zog ein neues Kreuzheer heran aus Polen und den ursprünglich polnischen bischöflichen Diöcesen. Auch das beschränkte sich auf das culmer Land, baute die dortige Hauptfeste wieder auf, gründete das Bisthum daselbst. Dann zog es wieder ab. Damit war aber nicht viel gethan, den Verwüstungen der Preußen nicht gewehrt. Sobald die Kreuzfahrer im Verlaufe des Jahres 1223 das Land verlassen, und auch Herzog Swantopolk von Pomerellen, der ihnen zur Hilfe gewesen, sich mit seinen Truppen über die Weichsel zurückgezogen, begannen die Preußen von Neuem ihre Raubzüge, und zwar jetzt mit um so wilderer Verheerungswuth, als sie sich so ganz aus der Nähe, mehr denn je, bedroht sahen. Und nicht bloß, daß sie das Land

*) Cod. diplom. Pomer. I. S. 267 ff.

der Polen fürchterlich heimsuchten und insbesondere alles Kirchliche und Christliche zerstörten — auch Pomerellen, weil seine Fürsten den Kreuzfahrern sich angeschlossen hatten, empfand die ganze Wuth der Wüthenden. Die Begründung eines eigenen Ritterordens zum Schutze der Christen und zur Bekehrung der Widerspenstigen wurde bald aufgegeben.

„Da warf der Bischof Christian einen Gedanken in des Herzogs Konrad Seele, der, als er nachmals ausgeführt wurde, alle dem Frieden der Länder und dem Gedeihen des Christenthumes drohende Gefahren beseitigte, die Schicksale der Völker im Norden auf Jahrhunderte hinaus bestimmte, fast Alles umwandelte und umgestaltete, was in den baltischen Gebieten auf der Bildung der Vergangenheit erwachsen war und in seinen Folgen für die Geschichte der europäischen Menschheit von keinem Sterblichen zu berechnen ist: — es war der Gedanke, zur Bezähmung des heidnischen Volkes in Preußen, zur Anpflanzung und zum Gedeihen des christlichen Glaubens in den Landen der Heiden den deutschen Ritterorden herbeizurufen, dessen damaligen Meister, Hermann von Salza, der Bischof früherhin in Italien kennen gelernt hatte,„*), ein Gedanke, der daher auch bei der Betrachtung des Weltkampfes der Deutschen und Slaven keine geringe Epoche macht. Der Herzog ergriff ihn mit Interesse. Noch im Herbst 1225 ging eine Gesandtschaft an den Hochmeister nach Italien ab. Sie traf ihn dort 1226 beschäftigt in Verhandlungen mit den lombardischen Städten. Und die Einladung ward angenommen. Zuerst sandte der Hochmeister anfangs nur zwei Ordensritter ab mit einem Geleite von achtzehn Reisigen, um die Verhältnisse in dem fernen Lande näher zu prüfen. Darauf ward ein Vergleich errichtet zwischen dem Fürsten von Cujavien und dem Orden, und dem letztern die Zusicherung des Besitzes des zu erobernden Landes gewährt. So zog denn in den folgenden Jahren eine Schaar nach der andern heran. Aber es hat manchen hitzigen Kampf, manches edle Leben, viel Blut gekostet. Die Ritter haben nicht bloß mit den

*) S. Voigt's Handb. d. Gesch. Preußens I. B. S. 77. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß wir bei der obigen Darstellung uns überhaupt diesen Meister in der Geschichte zum Führer gewählt haben.

Preußen und mit deren Tapferkeit, Kühnheit, Ausdauer, Stärke und Handfestigkeit zu kämpfen gehabt, sondern leider auch mit den höchsten Prälaten und benachbarten Fürsten, die sie herzugerufen hatten, die ihnen die mühevolle Eroberung und Pacificirung des Landes verdankten, und mit deren Eifersucht, Mißgunst und Neid. Wären sie nicht mit der Umsicht und Vorsicht verfahren, welche sie fast immer angewendet bei der Wahl ihrer Maaßregeln, hätten sie nicht so ungemeine Tapferkeit, Kriegskunde, Muth, Entschlossenheit und Beharrlichkeit entwickelt, wie sie in der That bewiesen haben, und hätten sich nicht ihrer von Zeit zu Zeit der Papst und die deutschen Fürsten angenommen und zu einem Hilfe-Kreuzzug entweder aufgefordert oder sich selbst verstanden — nie wären sie zu ihrem Ziele gelangt. Es ist nun hier nicht der Ort, die einzelnen Kämpfe alle durchzugehen: wir beschränken uns nur auf diejenigen, durch welche das Land allmählich erobert worden, und an welchen die Theilnahme der deutschen Fürsten erfolgt ist, bei welchen der Kampf mit den Slaven also einen großartigen Charakter zeigt.

Der erste Platz, den die Ordensbrüder vom Herzog Konrad von Masovien angewiesen bekamen, und von wo aus sie ihre Thätigkeit zur Eroberung des Landes entwickelten, war die Burg Vogelsang, dem jetzigen Thorn schräg gegenüber. Erst nach zwei Jahren (1228) langte eine größere Schaar an; derselben wurde eine andere Burg an der Weichsel, Nessau, übergeben und der Besitz des culmer Landes zugesichert. „So war nun die erste Heimath des merkwürdigen großen Lebens gewonnen, in welchem der deutsche Orden seine große, weltgeschichtliche Bedeutung offenbaren sollte.“ Im Frühling 1231 überschritten die Ordensbrüder von der Burg Nessau aus zum ersten Male die Weichsel — ein verhängnißreicher Schritt! — und legten auf dem jenseitigen Ufer den Grund zur Stadt Thorn durch den Bau einer Burg gleiches Namens. Von da aus geschah zuerst die Eroberung des culmer Landes. Weiter vorzudringen und um sich zu greifen war die bloße Macht der Ritter zu schwach. Da erschienen ihnen zur Hilfe im Jahre 1233 an der Spitze bedeutender Kräfte, der Herzog Heinrich von Breslau, Herzog Konrad von Masovien und

sein Sohn Herzog Kasimir von Cujavien, Herzog Wladislav von Groß-Polen und aus Pommern Herzog Swantopolk und Sambor, so daß bald ein Heer von 20,000 Mann beisammen war. Unentschlossenheit und Zwistigkeit unter den Anführern hinderten weitere Operationen, bis im Anfange des folgenden Jahres die starke Winterkälte den Weg nach Pomesanien gangbar machte. Der Widerstand der Bewohner war aber zu groß; man wagte nicht tief ins Land einzudringen, weil auch mittler Weile die Pomesanier eine Diversion im Rücken der Kreuzfahrer nach Pommern hin machten, wo sie Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten, und begnügte sich die Burg und Stadt Rheden zu gründen. Und nach Verlauf des Jahres — zogen die Fremden wieder in ihre Heimath; die Kreuzfahrt war so gut wie nicht geschehen. Und bald traten Zwistigkeiten zwischen Bischof Christian, Herzog Konrad von Masovien und den Ordensrittern ein oder mehr hervor und hemmten die Bekämpfung der Heiden noch mehr. Da trat wiederum der Papst ins Mittel: er ermunterte die in Preußen zurückgebliebenen Krieger zur Ausdauer im Streite und ließ in Deutschland fort und fort gegen die Ungläubigen mit allem Eifer das Kreuz predigen. Auch erschien im August des Jahres 1235 der Großmeister Hermann von Salza auf dem Reichstage zu Mainz und suchte bei den deutschen Fürsten Interesse für die Angelegenheit zu erwecken. Da erklärte sich der edle Markgraf Heinrich von Meißen bereit zu einer Kreuzfahrt, und mehrere der mit ihm dort anwesenden Edeln schlossen sich ihm an. Mit fünfhundert geharnischten Rittern und einem zahlreichen Gefolge von andern Pilgern zog er im Frühlinge 1236 zur Weichsel. Mit den Ordensbrüdern vereint brach das Kreuzfahrerheer in die Landschaft Pomesanien ein, und in Kurzem war sie erobert und die Bewohner zur Unterthänigkeit und zur Annahme des christlichen Glaubens gezwungen. Darauf galt's die Bezwingung der angrenzenden Provinz Pogesanien. Auch sie erfolgte nach Anlegung der Wehrburg Elbing. Schon dachte man daran, nun auch die zunächst gelegene Landschaft Warmien oder Ermland zu unterwerfen, noch obendrein, da man sich mit den Schwertordensrittern in Livland in Verbindung gesetzt

hatte. Diese Unternehmung verzog sich indessen wegen mancherlei Hindernisse bis zum Jahre 1239 und ward hauptsächlich mit Glück vollführt durch Herzog Otto von Braunschweig (das Kind), der in dem Jahre mit einem ansehnlichen Heere und einer großen Anzahl von Pilgern in Preußen erschien. Seiner militärischen Klugheit und Tapferkeit erlagen die Bewohner jener Gegend. Auch Natangen und das Barterland ergab sich ihm, gelobte Gehorsam und jährlichen Zins, sowie Annahme der Taufe, und stellte Geiseln. Hier zu Lande wurden ebenfalls Zwingburgen angelegt (Braunsberg, Heilsberg, Rössel, Bartenstein u. s. w.). Aber damit waren die Gegenden noch keineswegs auf die Dauer bezwungen. Die Bewohner Ermlands, Natangens und Pomesaniens erhoben sich zu schrecklicher Empörung, dazu gereizt und dabei unterstützt durch den pommerschen Herzog Swantopolk. Bis zum Jahre 1249 dauerte der Kampf: da unterwarfen sich erst (im Frieden auf der Christburg, den 7. Februar) die drei aufsätzigen Provinzen wieder, mit Ausnahme von Bartien und Gelindien, nachdem auch Swantopolk durch den päpstlichen Bannfluch und durch gütliche Vorstellungen zur Versöhnlichkeit genöthigt worden war, freilich nicht so, daß er nicht wieder 1252 sich geregt. Doch auch da ward bald (1253) ein Friede, und zwar auf die Dauer, vermittelt, ingleichen mit dem Polenherzoge von Cujavien eine Mishelligkeit beigelegt.

Nun sollte die letzte Provinz, das Samland, erobert werden (1253). Allein der erste Versuch von Seiten des Ordens mislang. Da erging aber vom damaligen Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche von Neuem eine Aufforderung durch Deutschland, Polen und andere nördliche Länder, eine Kreuzfahrt gegen die alten beharrlichen Feinde des christlichen Glaubens zu unternehmen: der neu ernannte Hochmeister Poppo von Osterna brachte ein ansehnliches Heer aus Franken und den Rheinlanden auf, während sich andere zahlreiche Schaaren aus Sachsen und andern nahe liegenden Gegenden unter die Fahnen des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Thüringen und Meißen stellten, dermaaßen, daß der Hochmeister in Begleitung dieses letztern Fürsten bereits gegen das Ende des genannten Jahres nach Preußen rücken konnte.

Die Unterwerfung der schon früher eroberten aber wieder verlornen Provinzen Bartien und Gelindien geschah mit unerwarteter Schnelle. Bevor man indessen zu Samlands Eroberung schritt, die allerdings nicht geringe Schwierigkeiten bot, erschien der Bischof von Olmütz, gesandt vom Könige Ottokar von Böhmen, den Hochmeister zu benachrichtigen, daß sein Herr eine Kreuzfahrt gegen die Preußen gelobt hätte und dieß sein Gelübde im nächsten Winter zu erfüllen gedächte. Nichts konnte dermalen erwünschter sein als dieses Erbieten. Man beschloß die Ankunft des Königs abzuwarten. Mittler Weile ward die Anlegung der Burg und Stadt Memel vollbracht, um mit dem livländischen Orden sichere Verbindung zu unterhalten. Kaum hatte nun Ottokar seine Verhältnisse daheim geordnet, so eilte er sich zu rüsten. Und als die Kunde davon durch die nahen Länder geschah, so strömten Ritter und Edle aus allen Gauen in großen Schaaren herbei, um an dem ritterlichen Unternehmen des ritterlichen Königs Theil zu nehmen. Unter den Fürsten, die ihn begleiteten, erwähnen wir besonders den damaligen Markgrafen von Brandenburg, Otto III., den Schwager Ottokar's, den der König auf dem Zuge zum Kriegsmarschall bestellte. Im Anfange des Jahres 1255 langte das Heer in Preußen an, an 60,000 Kriegern stark, und brach ins Gebiet der Samen ein. Es fand nirgends Widerstand. Schrecken ging vor ihm her. Aber die Fürsten wandten auch Milde und Leutseligkeit an, um die rauhen Gemüther der Feinde dem christlichen Glauben zuzuwenden. So erfolgte denn in kurzer Frist die Bezwingung und Christianisirung auch dieses Districtes. Und waren schon vorher (1244) die drei Bisthümer Culm, Pomesanien und Ermland bestimmt worden, so ward jetzt noch, als das vierte, das samländische hinzugethan und alle vier dem Erzbisthume Riga untergeben, auf solche Weise die obersten kirchlichen Angelegenheiten geordnet. Um das neu gewonnene Land zu schirmen und zu sichern, ward unter andern die Zwingburg Königsberg angelegt und nach dem Könige von Böhmen also genannt.

So erfreulich nun auch die schnelle Unterwerfung des Landes war, so war sie dennoch keineswegs von dauerndem

Bestand. Das Volk der Preußen war zu rauh, zu wild, zu sehr dem Nationellen und Althergebrachten zugethan, als daß es sich hätte so leicht das Neue, das Fremde aufzwingen lassen. Die unbesonnene Unthat eines Ordensvogtes erweckte die Natursöhne zur bittersten Rache. Am 20. September 1260, nach einer Friedenszeit von sieben Jahren, erhob sich ein allgemeiner Aufstand im Lande: alles Deutsche, alles Kirchliche, dessen man habhaft werden konnte, wurde niedergemacht und vernichtet; kaum daß die Ordensritter und ihre Anhänger in den Burgen Sicherheit fanden; denn auch diese wurden bald belagert, hartnäckig belagert und kräftig bestürmt. Nicht wenige derselben fielen in die Hände der Aufrührer. „Das Wichtigste aber und zugleich das Gefahrvollste für den Orden war, daß alsbald Männer aus dem Volke auftraten, die mit Muth und Geist die Kraft der Einzelnen zusammenfaßten, ihr festen Halt und sichere Richtung gaben, als Retter und Führer des unterjochten Volkes. Es waren zum Theil jene preußischen Jünglinge, welche, früher von den Ordensrittern auf deutsche Schulen gesandt und dort ausgebildet, jetzt zu kräftigen Männern herangewachsen, in deutsches Wesen eingeweiht, mit deutschem Waffengebrauche und mit der Kriegsart der Ritter bekannt, tief von Liebe zu ihrem Volke und vom Gedanken seiner Rettung erfüllt, an die Spitze ihrer geknechteten Landesgenossen traten, um das große Werk der Befreiung ihres Vaterlandes durchzuführen"*). Zehn Jahre lang stand die Existenz des Ordens und sein Besitz des Landes auf dem Spiele. Es half ihm wenig oder nichts, daß im Jahre 1264 abermals ein Kreuzzug in Deutschland, Böhmen u. s. w. gepredigt wurde und im Sommer 1265 Herzog Albert von Braunschweig und der Landgraf von Thüringen gleiches Namens an der Spitze eines ziemlich ansehnlichen Heeres heranzogen, und daß ihnen zu Anfang des folgenden Jahres Markgraf Otto III. von Brandenburg folgte: der weiche Boden und die nasse Witterung hinderte jegliche Operation; zum Eindringen in das wüste und sumpfige Land war harter Frost nöthig. So lag denn das Kreuzheer Monate lang meist unthätig,

*) S. Voigt a. a. O. S. 208.

nur etwa mit Anlegung einer Burg (der Brandenburg, am östlichen Ufer des Frischen Haffs) beschäftigt. Ohne weitern Erfolg kehrte es nach Deutschland zurück. Eben so geringen Gewinn brachte Ottokar's von Böhmen abermaliger Kreuzzug im Jahre 1267, außer daß er den Pommernherzog Mestwin mit dem Orden versöhnte. Auch dieß Mal war wiederum der nasse Winter die alles hemmende Ursache; kaum daß man im Stande war, die Stadt Marienwerder und die Brandenburg, welche beide verwüstet worden, wieder aufzubauen. König Ottokar zog dieses Mal ohne, Siegerruhm heim und ohne die Hoffnung in Erfüllung gehen zu sehen, mit welcher er gekommen war, im Norden sich ein zweites Königreich zu erkämpfen.

Alles mochte fast verloren scheinen. Und da war gerade die Hilfe am nächsten. Der Orden selbst nahm alle seine intensive Kraft, die ihm übrig geblieben, zusammen und kräftigte sich wieder (seit 1270); die Feinde waren ermüdet vom Kampfe, waren ruhig und gewährten Gelegenheit dazu; die gefährlichen Nachbarn, der Herzog von Polen und der von Pommern, waren unschädlich in der Zeit. Und bald erschien auch von außen her wieder kräftige Hilfe. Der Papst Gregor X. mahnte zu einer neuen Heerfahrt (1271), und noch war das Jahr 1272 nicht zu Ende, als ein sehr beträchtliches Heer, das größte, welches Preußen seit Ottokar's von Böhmen Kreuzfahrt gesehen, unter dem Oberbefehl des Markgrafen Dietrich von Meißen sich versammelt hatte. Jetzt war auch die Witterung günstig und erlaubte rasch nach allen Seiten hin zu operiren. In kurzem ward alles Verlorne wieder gewonnen und selbst die drei vorher noch nicht eroberten Landschaften Nadrauen, Schalauen und Sudauen hinzu erobert (bis 1283). „So war nun Preußen mit seiner letzten Landschaft vom deutschen Orden völlig überwältigt. Dreiundfunfzig Jahre hatte der heiße Kampf gedauert." Nach dem ist wohl noch mancher Strauß, gegen Polen insbesondere, zu bestehen gewesen. Am hitzigsten war der Kampf wegen Driesen und die Schlacht bei Tannenberg, den 15. Juli 1410, welche der Orden verliert und durch welche seine Macht auf immer gebrochen wird: er muß im Frieden zu Thorn Schamaiten abtreten, darauf 1422 im Frie-

den am See Melno Sudauen, 1436 auch ein Stück von Pomerellen, und 1466 wird er im Thorner Frieden genöthigt, ganz Pomerellen, Thorn, Culm, Danzig, Elbing, Marienburg und Ermland aufzugeben, und den noch übrigen Theil von Polen als Lehen anzunehmen. Der Hochmeister wird polnischer Fürst und Reichsrath und bleibt es bis zur Schlacht bei Warschau (1656). Das Land aber kommt nicht eher zur völligen Ruhe nach außen, als bis es unter brandenburgischer Herrschaft die Souveränität von Schweden 1656, von Polen 1657 und endlich (1701) die Würde eines Königreiches erlangt hat. Aber die Germanisirung des Landes war von Anfang an von Seiten der Ordensritter beabsichtigt und nach Möglichkeit gefördert und durchgeführt worden. Insbesondere waren es die neu gegründeten Städte, wo germanisches Leben sofort seine Stätte fand, dann aber auch, nach Pacificirung des Landes, auf den Dörfern, obwohl da doch nur sehr allmählich: hier herrschte noch lange der Slavismus vor, weil die Eingebornen, ihrer frühern Lebensweise gemäß, mehr das Land liebten. Mit den Rittern selbst aber kam viel deutsches Gefolge; von den Kreuzzüglern blieben so manche zurück, die da hofften im Lande ihr Glück zu machen; es wanderten Handwerker, Kaufleute, sowohl zu Lande als auch zur See (z. B. von Lübeck her), ein; die Geistlichen kamen zumeist aus deutschen Gegenden. Kein Wunder also, wenn das Germanenthum gar bald Eingang fand. Später, als der Orden sichern Fuß im Lande gefaßt hatte, die Ritter einzelne Güter überkamen, ließ man zur bessern Cultivirung und Bewirthschaftung derselben, um ihren Eintrag bald zu steigern, auch hierher deutsche Landbauern kommen. Hatte dieses Wesen schon früher Eingang gefunden, so mußte es später, nachdem das Land in kurbrandenburgischen und königlich preußischen Besitz übergegangen war, um so mehr überhand nehmen, dergestalt, daß es heut zu Tage bereits den größten Theil des Terrains auf Kosten des Slaventhumes gewonnen hat.

In Folge solcher Vereinigung des preußischen Landes mit der Kurmark Brandenburg mußte es den Herrschern über die letztere wünschenswerth erscheinen, auch die dazwischen liegenden Striche: Hinterpommern, Pomerellen und

Cujavien, zu erwerben, und eine kluge Politik hat solches nach und nach zu bewerkstelligen gewußt, hauptsächlich auf Kosten des Polenreiches, unter dessen Oberhoheit indessen selbst schon diese Gegenden, wie wir oben (S. 461 f.) bemerkten, vielfach deutsche Sitte und Sprache angenommen hatten, so daß sie wenig bedurft haben oder noch bedürfen umgestaltet zu werden, um in kurzem für echt deutsche zu gelten. Die Sache ist noch immer auf gutem Wege, den neuesten Nachrichten zufolge. Mit Riesenschritten, obwohl leise, geht die Germanisirung auch dieser spätest hinzugekommenen Landesstriche von Statten: die deutsche Regierung, die Einrichtung der Schulen, daß in allen auch das Deutsche gelehrt und gelernt werden muß, die vortreffliche und reiche Literatur der Deutschen, die überwiegende Bildung derselben in jeder Beziehung macht, daß das germanische Element dort in Allem über das slavische siegreich sich bewährt.

## 10. Livland, Kurland, Esthland.

Wieder verschieden von den Anfängen des Kampfes zwischen den Slaven und Deutschen auf den bisher dargestellten Punkten ist der an der Ostseeküste von Kurland, Livland und Esthland. Hier war es zuerst deutscher Handelsgeist, der zu Ende des eilften und im zwölften Jahrhunderte in den deutschen Städten der Nord- und Ostseeküste, in Bremen, Hamburg und Lübeck, erwacht war und die Bürger dieser Städte veranlaßte, sich auch auf der Ostsee zu versuchen und Handelsverbindungen dort mit den rohen Küstenbewohnern anzuknüpfen. Es war um das Jahr 1147, wo zuerst bremer Kaufleute in den Hafen des Dünastromes eingelaufen waren, durch einen Sturm dahin verschlagen von Gothland aus, dem damaligen Mittelpunkte des Handels auf der Ostsee. Theils durch die Noth gezwungen, um ihr Leben und ihre Habe zu retten, theils klüglicher Weise traten sie in friedlichen Verkehr und Tauschhandel mit den Eingebornen, den Liven oder Letten, machten ein gutes Geschäft und wurden dadurch, so wie auch wohl durch die Gutmüthigkeit des Volkes veranlaßt, die Fahrt dahin zu wiederholen. Im Jahre 1149 kamen sie also zum zweiten Male, thaten wieder einen gewinn-

reichen Handel, und mit den in Livland eingetauschten Waaren machten sie in Bremen gleichfalls ein gutes Geschäft. Da ist es vor den Erzbischof von Bremen gekommen, daß man an der Ostsee ein heidnisches Land entdeckt und mit demselben Handelsverbindungen angeknüpft hätte. Solches hat derselbe an den Papst berichtet, der dann dem Erzbischof ungesäumt durch Mandate befohlen, zum dritten Male, wo die Kaufleute wieder dahin zögen, einen tüchtigen gottesfürchtigen Priester mit ihnen nach Livland zu senden, der die Gelegenheit fleißig untersuchen und sich gehörig orientiren, auch sich soviel als möglich befleißigen sollte, die christliche Religion dahin zu verpflanzen. Der katholischen Kirche und dem Oberhaupte derselben lag in jener Zeit besonders viel daran, ihr Netz weiterhin nach Norden auszuwerfen, um Menschen zu fahen und der griechischen Kirche den Vorrang abzugewinnen. In Folge dessen ersah sich der Erzbischof einen gewissen Meinhard aus dem holsteinischen Kloster Segeberg, einen Augustiner, der sich dazu auch, Gott zu Ehren, willig bequemt und mit den Kaufleuten in das ferne Land begeben hat. Es sollten also von nun an diese Gegenden gleichfalls aus ihrem bisherigen Dunkel hervortreten und ein weltgeschichtliches Interesse gewinnen; es sollte sich hier unter Anleitung des Handels ein Propagandismus und unter dieser Veranlassung ein ungleicher, aber sehr blutiger Kampf zwischen den Ankömmlingen und den Eingebornen entwickeln, der mit der Unterjochung der letztern endete; es sollte hier eine Macht sich erheben, die sogar Rußland bald gefährlich wurde und es in öftere Kriege verwickelte. Es war im Jahre 1150, als die Bremer zum dritten Male die Reise nach Livland unternahmen*). Hierbei vereinte sich demnach dieses Mal mit dem kaufmännischen Geiste der des kirchlich-katholischen Propagandismus, und es sollte sich hier, umgekehrt wie in den meisten übrigen slavischen Landen, zuerst der Kampf des Monotheismus mit dem Polytheismus oder des Christenthumes mit dem Heidenthume, und daraus der weltliche Kampf der Deutschen mit den Slaven entwickeln.

*) Ich folge hier dem wahrscheinlichsten Berichte älterer Historiker. Vgl. über dieses ganze Factum und dessen Berichterstatter Kruse's Urgeschichte des esthnischen Volksstammes rc. S. 526 ff.

Nehmlich obwohl eigentlich die Esthen, Liven, Letten und Kuren nicht geradezu dem slavischen Stamme angehören mögen, so haben sie doch schon seit Anbeginn der lichten Historie unter den Russen und Polen gestanden, oder mit diesen in so naher Verbindung, daß der Kampf mit jenen zumeist auch ein Kampf mit diesen ist, und so dürfen wir kein Bedenken tragen, zu dem Weltkampfe der Deutschen und Slaven auch den mit den Urbewohnern der jetzigen russischen Ostseeprovinzen zu rechnen, so wie wir ja es früher mit den Preußen auf gleiche Weise gethan haben, obschon nehmlich auch diese nicht, streng genommen, den Völkern rein slavischen Stammes sollen beigesellt werden können.

Den bremer Kaufleuten mußte nun zuvörderst daran liegen, einen sichern Stapelplatz für ihre Waaren und Schiffe zu haben, theils um des unmittelbaren Handels mit den Eingebornen willen, theils wegen der Verbindung, in welche sie sich wohl auch mit den schon damals blühenden reichen Handelscomptoiren in Nowgorod und Kiew zu setzen bedacht waren Und das Jahr **1150** wird als solches genannt, wo jene bremer Kaufleute am Dünastrome, zwei Meilen von der See, sich Buden bauten, daß sie sich und ihre Waaren unter Dach und Fach bringen und mit den Eingebornen feilschen konnten. Für den Priester Meinhard und seinen Gehülfen, Thomas Stäger, bauten sie ein Nothgebäude, wo selbige wohnen, ihnen predigen und den Gottesdienst abhalten konnten. „Denn eine Zeitlang hat Meinhard nur allein den Kaufleuten und dem Schiffsvolk gepredigt, bis er und sein Gehülfe die livländische Sprache erlernt hatten. Dann hat er allmählich mit Glimpf begonnen, auch einige der Heiden in Gottes Wort zu unterrichten, auf welche Weise er viele gewonnen. Und dieser Priester und Kaufleute Wohnungen sind am Ufer des Dünastromes erbaut worden an der Stelle, wo jetzt Riga liegt."

Die Verbreitung des Christenthumes geschah also anfangs auf ganz friedlichem Wege. Und so fuhr auch Meinhard eine Zeitlang darin fort. Da geriethen wohl die Liven mittler Weile, oder waren bereits früher gerathen, unter die Herrschaft des Königs von Plosceke oder Polotsk, Namens Wladimir, und Meinhard setzte sich mit demselben, der wahrscheinlich schon

Christ war, in Verbindung und erwirkte sich von ihm die Erlaubniß, die christliche Lehre den eingebornen Heiden predigen zu dürfen. Muthig fing er das Werk an, schiffte eine Strecke (6 Meilen) weiter auf der Düna hinauf, baute eine Schule daselbst und nannte den Ort danach in der Landessprache Ykeskola, d. i. eine Schule auf Esthnisch (1186). Dann kaufte er das Jahr darauf (1187) den Eingebornen den Platz zu einer Kirche ab und legte auch eine solche an*). Als nun im nächstfolgenden Sommer (1188) die Letthonen oder Lithauer, welche unter Smolensk standen, doch in Livland einfielen, das Land verheerten und viele Menschen als Gefangene mit sich fortschleppten, so lehrte Meinhard die Liven unter der Bedingung, daß sie den christlichen Glauben annähmen, Burgen nach deutscher Weise, nicht, wie sie bis daher gepflegt, von Holz oder durch bloß zusammengesetzte Steinwälle, die sie mit Erde ausfüllten, aufführen. Nachdem sie ihr Wort darauf gegeben, die Taufe sich geben zu lassen, ließ Meinhard im nächsten Sommer (1189) Handwerker aller Art und besonders Maurer aus Gothland kommen. Noch ehe solche anlangten, waren schon viele Eingeborne getauft, und die übrigen alle versprachen, sich nach Vollendung des Baues taufen zu lassen. Als nun jene Handwerker angekommen waren, wurde die Burg bei Ykeskola angelegt und aus dem Fundament aufgerichtet. Naiver Weise kamen die dem Platze gegenüber auf dem linken Ufer der Düna wohnenden Semgaller, welche aufmerksam auf diesen Bau geworden, mit großen Stricken herzu und wollten damit die Festung in die Düna zerren, weil sie nicht wußten, daß die Mauern so fest mit Kalk verbunden waren. Allein sie wurden durch die Schützen der Besatzung verwundet und zogen mit Verlust ab — der erste Kampf, den die Deutschen hier bestanden, das erste Blut, das hier geflossen ist. Hierauf baten die Einwohner von Holm, welcher Ort etwa zwei Meilen näher zur Ostsee, gleichfalls auf dem nördlichen Ufer der Düna liegt, daß Meinhard ihnen ein eben solches Schloß bauen möchte, und auch sie versprachen dafür das Christenthum anzunehmen. Und er that es ebenfalls.

*) Das merkwürdige Gebäude steht noch. Es heißt jetzt Uexküll, d. i. ein Dorf. S. Kruse S. 549.

Mittler Weile hatte Meinhard von dem glücklichen Fortgange seines Geschäftes und Unternehmens an den Erzbischof in Bremen und dieser an den Papst berichtet, und so wurde denn sofort ein livländisches Bisthum errichtet und Meinhard zum ersten Inhaber desselben bestellt. Zugleich ordnete der Papst zwei Commissaire an, die jederzeit die Vorgänge und die Bedürfnisse des Landes ihm, den einkommenden Nachrichten zufolge, zur schlennigen Abhilfe vortragen und befördern sollten; nicht minder hat er dem Erbischof von Bremen den Befehl ertheilt, daß er aufs nächste Jahr allerlei Materialien zum Bau einer christlichen Kirche, zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria, die die Schutzpatronin der neuen Kirche und der ganzen Landschaft sein sollte, nach Livland absenden, sowie den Auftrag, einen passenden Ort auszusuchen, wo man ein gemauertes Kloster zu einer Abtei hinbauen könnte, geben und überhaupt dem Bischof Meinhard allen Vorschub zur Pflanzung der neuen Kirche leisten möchte.

Solches geschah wohl im Jahre 1187, und Riga ward die Stätte, wo die Marienkirche und das Kloster errichtet wurden. Das neugestiftete Bisthum ward das ükskülllsche genannt und dem bremischen Erzbisthume untergeordnet (1187).

In demselben Jahre wanderte einer der thätigsten Gehilfen Meinhard's bei seinem Bekehrungswerke, der Cisterciensermönch Dietrich (von Treyden), nach Esthland, wahrscheinlich um dort auch eine Kirche zu begründen. Er hatte aber viele Lebensgefahr hier auszustehen, zuerst einer Sonnenfinsterniß wegen, die sich am Johannistage ereignete, da nehmlich die rohen Eingebornen meinten, er wolle die Sonne auffressen. Man erfährt nicht, durch welches Mittel er sich gerettet habe. Ein anderes Mal sollte er ihrem Götzen geopfert werden, weil das Korn auf seinen Aeckern besser stand als auf den ihrigen, wo der Regen es verdorben (1187). Nur durch Zufall ward ihm das Leben erhalten.

Kaum hatte aber so das Christen- und Kirchenthum diesen geringen Anfang in den Landen gewonnen, so drohte es auch schon wieder unterzugehen. Nach Herstellung des holmer Schlosses brachen die rohen Eingebornen ihre Zusage: kein einziger ging mehr zum Christenthume über;

sie plünderten vielmehr die Habe des Bischofs, prügelten seine Leute, beschlossen ihn selbst aus dem Lande zu jagen und die Taufe, welche sie empfangen, naiver Weise wieder in der Düna abzuwaschen. Am meisten waren dem neuen Glauben die Weiber und die heidnischen Priester und Wahrsager abhold, die Männer freilich auch nur so lange und insofern zugethan, als sie für ihre materiellen Bedürfnisse auf die Hilfe des Christengottes hofften. Unter diesen mißlichen Umständen war Meinhard schon fest entschlossen (1189?), mit seinen Geistlichen und Brüdern sich auf die Kauffahrteischiffe, welche damals um Ostern eben nach Gothland segelfertig lagen, sich zu begeben und nach Deutschland zurückzukehren. Da müssen die Liven irgendwie von dem Kreuzzuge, den der damalige Papst im genannten Jahre gegen die Heiden predigen ließ, gehört und befürchtet haben, daß ein christliches Heer über sie kommen möchte. Deßhalb beschworen sie den Bischof unter Thränen, daß er doch bleiben möchte; sie wollten auch das Christenthum annehmen. Und Meinhard ließ sich bereden und blieb. Kaum aber hatten sich die Schiffe entfernt, als er erkannte, daß man ihn getäuscht: man spottete über ihn und über sein Bleiben. Da zog er sich in seine Wohnung in Ykeskola zurück, und nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die Eingebornen zur Erfüllung ihrer Zusage hinsichtlich des Christenthumes zu bewegen, beschloß er nach Esthland zu reisen und dort zu verweilen, bis er mit den Kaufleuten, welche in Gothland überwinterten, nach der Heimath zurückkehren könnte. Wahrscheinlich war es das schon lange Zeit vorher gestiftete St. Michaeliskloster bei Reval, wohin er sich begeben wollte. Der Weg dahin aber führte über Thoreyda (Treyden), und als ihm dort ein Geistlicher (?) Anno mittheilte, daß die Liven ihn unterwegs umbringen wollten, sah er sich veranlaßt, nach Ykeskola zurückzugehen. Dort blieb er wieder, sandte indessen den Bruder Dietrich von Treyden heimlich ab nach Italien an den Papst, um demselben seine Nöthen vorstellen zu lassen. Dietrich schlich sich glücklich fort und gelangte zum Papste und stellte ihm den Zustand der Kirche unter den entfernten Heiden in Livland vor. Es herrschte aber damals im Abendlande noch immer jene kirchlich-religiöse Aufregung, die wir

unter dem Namen der Kreuzzüge kennen; ja! sie war jetzt gerade recht groß. Das Oberhaupt der katholischen Kirche wußte sie zu nähren, zu steigern selbst durch den Bannfluch, und nach denjenigen Seiten hinzulenken, wo Kampf gegen Ungläubige Noth that. So verhieß denn der damalige Papst Clemens III. ebenfalls Vergebung der Sünden allen denen, welche das Kreuz nehmen und hinziehen wollten nach den Gegenden des europäischen Nordens, um der dort gestifteten Erstlingskirche aufzuhelfen (1188). Der frühere Aufruf Peter's von Amiens sollte auch hier eine bedeutsame, mächtig treibende Kraft werden.

Deutsche waren es jedoch anfangs nicht, die dem Bischof Meinhard zu Hilfe kamen, wohl aber die damals auch schon christlichen Schweden, Dänen und Russen, welche mindestens durch kriegerische Einbrüche ins Land der Liven und Esthen die Wildheit und die Kraft der Eingebornen brachen und so den nachfolgenden Deutschen die Bahn zur Unterjochung derselben ebneten. Meinhard wußte sich mit den erstern in Verbindung zu setzen und wollte im Vereine mit dem Heerführer oder Herzoge derselben die Kuren bekriegen. Durch einen Sturm aber an die Küsten von Esthland verschlagen, landeten sie hier (in Wironia) und verwüsteten drei Tage das Land. Als indessen die Wirländer schon wegen Annahme der Taufe in Unterhandlung traten, nahm der Schwede lieber Tribut von ihnen und segelte zum Verdruß der Deutschen wieder fort, ohne für die Kirche etwas recht Ersprießliches gethan zu haben (um 1189). Die Russen fielen im Jahre 1191 und 1192 ebenfalls in Esthland ein und nahmen die Stadt Jurjew (Dorpat) wieder. Weiter geschah aber von ihrer Seite nichts.

Von den Dänen ließ sich Besseres hoffen: sie waren schon mehr dem Propagandismus ergeben. Ueberdem bekam Meinhard bald darauf, laut einer Bulle des Papstes Cölestin III. vom Jahre 1193, den Titel eines Bischofs von Livland und zugleich die Vollmacht, sich mit denen zu verbinden, deren Hilfe er nöthig hätte, und welche er zu seiner Unterstützung geeignet hielt. Er wird von dieser Vollmacht Gebrauch gemacht und sich mit dem damaligen Dänenkönige Kanut IV. in Verkehr gesetzt haben. Dieser war indessen fürs Erste noch

anderweitig beschäftigt und konnte erst im Jahre 1194 mit einer Flotte an Esthlands Küste erscheinen; doch scheint er damals wenig ausgerichtet zu haben, weil er in demselben Jahre auch mit dem Herzoge von Holstein Krieg führte. Erfolgreicher war sein Zug im Jahre 1196: er scheint sich ganz Esthland unterthänig gemacht zu haben; denn seitdem nannte er sich Herzog dieses Landes.

In demselben Jahre starb Meinhard (den 24. August). Als er seinen Tod nahen sah, rief er die ältesten unter den livländischen Christen von Treyden und Yxeskola oder Yrküll zu sich und fragte sie, ob sie nach seinem Tode einen Bischof wieder haben möchten. Die Frage wurde bejaht, und darauf schrieb er an den Erzbischof von Bremen und bat um einen Nachfolger. Kurz darauf verschied er. Der Erzbischof wählte den bisherigen Abt des Cistercienserklosters Loccum, Namens Barthold. Anfangs weigerte sich derselbe dem Rufe zu folgen; endlich aber ließ er sich doch überreden und schiffte nach Yrküll. Hier suchte er auf alle Weise die Herzen seiner Gemeindeglieder zu gewinnen; es gelang ihm jedoch nicht; man trachtete ihm sogar nach dem Leben. Da entwich er nach Gothland und sann auf Mittel und Wege, ein so treuloses und hartnäckiges Volk mit Waffengewalt zu bändigen. Er setzte den Papst davon in Kenntniß, und dieser gewährte den etwaigen Kreuzzüglern gegen die Liven eben die Rechte und Vortheile, welche die nach dem gelobten Lande Wallfahrenden genossen. Da meldeten sich bei Barthold viele Krieger aus Sachsen und Westfalen, die das früher gethane Gelübde einer Heerfahrt nach dem entfernten Jerusalem durch den leichtern und minder kostspieligen Zug zu erfüllen wünschten. Er wies ihnen als Sammelplatz das damals sich eben aufnehmende Lübeck an. Mit ihnen schiffte er nach der Düna und ließ an deren Mündung die Anker werfen. Die Liven wurden durch die Flotte in Schrecken gesetzt, aber nicht ihr Trotz gebeugt. Denn die, welche zu Kirchholm wohnten, erklärten offen, bei der Religion ihrer Väter durchaus bleiben zu wollen; die übrigen aber stellten sich, als wollten sie in das Begehren des Bischofs eingehen und das Christenthum annehmen, wofern er ohne Waffen zu ihnen käme und ihnen die neue Glaubenslehre

zur Ueberzeugung brächte. Barthold wollte sich dazu verstehen, wenn sie ihrerseits zu seiner Sicherheit ihm die Söhne einiger der reichsten Aeltesten des Volkes als Geiseln stellen würden. Dazu verstanden sich aber die Liven nicht, und so beschloß er denn von der Gewalt der Waffen Gebrauch zu machen. Es erfolgte am 24. Juli 1198 eine entscheidende Schlacht. Sie ward von den Kreuzfahrern gewonnen. Allein der Bischof verlor dabei das Leben: sein wildes, unbändiges Pferd trug ihn unter die flüchtigen Liven, von denen er niedergestochen und zerfleischt wurde. Das siegreiche Heer und die Flotte breiteten sich über das Land und auf den Flüssen aus und richteten eine so furchtbare Verheerung an, daß die Liven endlich um Frieden baten und die Taufe annahmen. Man belegte die Aecker mit einer Steuer zur Unterhaltung der bestellten Priester und schiffte zurück nach Deutschland in dem Vertrauen, die Bekehrung des Landes wirklich vollführt und zugleich das Gelübde erfüllt zu haben.

Kaum aber hatte die Flotte die livländischen Gewässer verlassen, so kehrten doch die Eingebornen wieder zu ihrem alten Glauben zurück, meinten sich lächerlicher Weise von dem Christenthume durch ein Gegenbad in der Düna zu reinigen und mordeten einige Christen, die ihnen in die Hände fielen. Ferner ließen sie die Aecker brage liegen, um durch Hunger die Fremdlinge zu vertreiben. Endlich beschlossen sie in den ersten Monaten des Jahres 1199 in einer allgemeinen Versammlung, die Kaufleute und die Mannschaft eines zurückgebliebenen Schiffes sogleich, die Geistlichen aber beim bevorstehenden Osterfeste gefangen zu nehmen und zu ermorden. Das ward den Deutschen hinterbracht: die Geistlichen flohen nach Kirchholm und darauf nach Gothland; die Kaufleute dagegen fanden sich mit den Aeltesten des Volks durch Geschenke ab. Welche rohe Natursöhne damals aber die Liven noch waren, erhellt aus Folgendem: einer der Kreuzfahrer hatte in einen Baum ein menschliches Gesicht eingeschnitten. Ein Live fand das. Die Weisesten im Volke meinten, das sei der Gott der Christen. Man sägte also unter großer Feierlichkeit den Stamm ab und ließ ihn auf einem Floß nach Gothland treiben, um dadurch anzudeuten, daß man den Gott der

Christen aus dem Lande geschafft und damit auch die neue Religion fortgesandt habe.

So schien es mit der Gründung der Kirche daselbst aus zu sein. Allein als der Erzbischof von Bremen, Hartwich, davon Kunde bekam, war er nichts destoweniger entschlossen, die Sache von Neuem aufzunehmen. Er ernannte einen seiner nächsten Domherren, Albrecht von Apelderen, zum Bischof der Liven, einen jungen, rüstigen Mann und von ansehnlicher Verwandtschaft, dessen Muth, Verstand und Thatkraft er kannte, und der Papst Innocenz III. ließ es nicht an Aufforderungen ermangeln, ihm Hilfe zu leisten: er erklärte, daß jeder Christ befugt, ja! verpflichtet wäre, die Heiden zu vertilgen, welche die livländische Kirche vernichtet hätten; wer in Westfalen, Sachsen, im Lande jenseit der Elbe und im Wendenlande das Kreuz gegen die Saracenen genommen, sollte nicht dahin, sondern nach Livland ziehen (am 5. September 1199). Magdeburg und Wisby auf Gothland wurden zum Sammelplatz dieser Kreuzfahrer bestimmt (wahrscheinlich auf das folgende Jahr?). Endlich ging der Bischof mit denselben unter Segel, gelangte glücklich in die Düna, warf sich mit einigen Kreuzfahrern in das Schloß Kirchholm und entsetzte von da Yrküll, wo die noch übrigen Christen des Landes belagert wurden. Zwar wurde eines der Schiffe, das sich zu weit hinaufgewagt hatte, von den Liven genommen und vernichtet. Dieser Vortheil der Feinde war aber zu gering gegen die Verluste, welche man ihnen beibrachte, indem man ihnen die Saatfelder durch Feuer zerstörte. Da wurden sie geneigt zum Frieden, entboten Freundschaft und stellten Geiseln. Der Bischof nahm den Frieden an; zugleich ließ er sich den schon früher benutzten Ankerplatz am Ausflusse der Düna, Rige oder Riga, abtreten. Dort wollte er eine feste Stadt anlegen, die theils ihm zum Waffenplatze und zur Zwingburg gegen die Eingebornen, theils den Kaufleuten zum sichern Stapelplatz für ihre Waaren, theils endlich den Schiffern zum Hafen dienen sollte. Zu dem Ende begab er sich sogleich nach Deutschland zurück, warb dort Handwerker und Kaufleute für die neue Stadt und ließ dieselbe schon im Voraus vom Papste mit wichtigen Vorrechten bewidmen.

Zugleich begabte Innocenz III. die Kreuzfahrt nach Livland von Neuem mit sehr großen Indulgenzen. So konnte denn der Bischof darauf rechnen, daß es ihm an bewaffneter Hilfe nicht fehlen werde. Und für seine Sicherheit bürgten ihm die Geiseln, die Söhne der livländischen Landesältesten; diese hatte er mitgenommen, ließ sie in Deutschland verwahren und erziehen. Es fanden sich auch viele Ritter, die das ihnen dargebotene Bürgerrecht in der neuen Stadt annahmen und entschlossen waren, Häuser daselbst aufzuführen. Daher eilte der Bischof zurück, seinen Vorsatz ins Werk zu setzen. Bereits im Jahre 1200 ließ er die Gassen und Mauern abmessen und darauf den Bau beginnen. Riga ward also gleich von Hause aus eine deutsche Stadt, eine christlich deutsche Colonie, angelegt zur Gründung des Christenthumes in jenen Gegenden und zur Förderung des Handels dahin. Bald darauf führte der Bischof auch das Lehnswesen ein, und belehnte einige deutsche Ritter, die ihm gefolgt waren, mit Burgen. Die ersten Bürger aus der Fremde sandte Bischof Albrecht im Jahre 1202, nachdem er von Neuem nach Deutschland gereist war, um sich Verstärkungen seiner militärischen Kräfte und neue Hilfsmittel zu verschaffen, nach Riga, unter Anführung eines Cisterciensermönchs aus dem Kloster Neumünster im Holsteinischen. Sie bezogen die neuen Häuser und lösten die bisherige aus Kreuzfahrern bestehende Besatzung ab. Bald nachher verpflanzte der Bischof dahin auch die Ordensgeistlichen von Yxküll, bildete aus selbigen ein Domcapitel, gründete die Domkirche, baute ein Cistercienserkloster zu einer Pflanzschule für livländische Priester und bestellte zum Abte desselben den Theodorich von Treyden, seinen ältesten Missionsgeistlichen.

Dieser Mann, ein kluger Mann, schätzte die Verhältnisse der neuen Colonie sehr richtig ab: er sah die precäre Lage derselben und rieth dem Bischofe, statt nur immer neue Kreuzfahrer herbeizuholen, die nach einem Jahre wieder fortzögen, nachdem sie glaubten ihr Gelübde erfüllt zu haben, lieber geradezu einen Ritterorden zu stiften, der seinen Wirkungskreis niemals verlassen dürfte, sondern dem es obläge, unaufhörlich gegen die Heiden zu kämpfen, das doppelte Werk der Vertheidigung und der Eroberung zu vollbringen. Albrecht

nahm den Gedanken auf, wandte sich an den Papst Innocenz III. und bat um die Erlaubniß dazu (1201). Und es erfolgte eine Bulle, durch welche der Orden unter dem Namen der Brüderschaft der christlichen Ritterschaft oder des Schwertordens, weil er zum Ordenszeichen ein Kreuz und ein Schwert auf einem weißen Mantel trug, ins Leben gerufen wurde. Noch in demselben Jahre nahm der Bischof schon einige Kreuzbrüder und andere Ritter dazu an, und bestellte einen Ordensmeister. Dabei vernachlässigte er auch nicht die Hilfe der weltlichen Kreuzfahrer, und wenn welche ausgedient hatten, brachte er sie zurück nach Deutschland, holte aber dafür andere, die durch seine Ablaßprediger zur Heerfahrt aufgeregt waren. Von da ab hatte das Bekehrungswerk guten Fortgang. Im Jahre 1203 konnte der Bischof schon einen Fürsten des Landes zu seinen Bekehrten zählen und nach Rom senden zum Zeugniß dafür und zur Erwirkung neuer Unterstützungen.

Denn dieser bedurfte allerdings die Niederlassung noch lange. „Es kann als ein historisches Problem erscheinen, wie es möglich war, daß der früher zum großen russischen Reiche gehörige Theil der Ostseeprovinzen durch eine Hand voll Deutscher erobert und zum römisch-katholischen Glauben gebracht wurde; — allein diese Deutschen waren es nicht allein, wodurch die Eroberung und weitere Christianisirung geschah. Auch Dänen, Schweden und Gothländer legten, so wie früher, mit Hand an. — — Dazu kam die Zerstückelung Rußlands“ und eine Menge unglücklicher, kurz hinter einander folgender Feldzüge der Großfürsten*). Die Seezüge der Dänen nach diesen Gegenden gegen die Esthen, Liven und Kuren, waren zum Theil schon früher gewesen; allein jetzt gewannen solche Befehdungen einen andern Charakter als von dänischer Seite, seitdem sie durch die katholische Geistlichkeit und durch die Päpste unter den Gesichtspunkt der Kreuzzüge gebracht waren. Um so eifriger und zahlreicher und um so hitziger wurden die Züge. Es galt nun nicht mehr bloß zu plündern und zu verwüsten, sondern auch zu

*) S. Kruse S. 580.

bekehren, das Heidenthum zu vernichten. Ueberdieß lag dem damaligen Könige von Dänemark, Waldemar II., daran, nicht bloß den Seeräubereien der Bewohner jener Küsten auf dem baltischen Meere, sowie an den dänischen Gestaden ein Ende zu machen, sondern auch wohl das Land zu besitzen, seinem Erzbischof die Erweiterung seiner Diöces zu erwirken. Das half einerseits den Schwertrittern, andererseits freilich brachte es wiederholte Conflicte selbst mit denen, die ihnen die Heiden zu bekehren helfen sollten. Zwar versuchten die Eingebornen noch öfters sich durch Gewalt oder durch List die fremden Eindringlinge vom Halse zu schaffen: es erfolgten wiederholt Empörungen, Ueberfälle der Burgen, häufige Ermordungen einzelner Deutsche, auch manche offenbare Niederlagen der Schwertritter. Auch der russische Fürst von Polotsk, als der Oberherr des von den Liven bewohnten Landes, verbot dem Bischof das weitere Taufen in dem ihm untergebenen Lande und griff zu den Waffen. Allein das Glück entschied gegen ihn. Albrecht vertrieb die Russen aus Kukonois und zwang selbst den Theilfürsten von der Düna, Namens Wsewolod, der im Verein mit den Litthauern den Deutschen großen Schaden zugefügt hatte, zum Frieden und zur Unterwürfigkeit an die Domkirche zu Riga. Die Russen versuchten 1212, dann wieder 1214 und 1222 festen Fuß in Esthland zu fassen; die Esthen selbst baten Nowgorod und den Großfürsten von Susdal um Hilfe. Allein obwohl die Russen Dorpat wieder einnahmen, wurden sie doch von Reval zurückgeschlagen und mußten das Land räumen. Da wurde auch Dorpat wieder von den Deutschen erobert und ganz Esthland gezwungen, den christlichen Glauben anzunehmen (1222). So erhob sich denn auf dem Domberge daselbst ebenfalls eine Kirche, die des heiligen Dionysius, für einen zweiten Bischof, welcher die Grenzhut gegen Rußland haben sollte und mit Pleskow und Nowgorod Frieden schloß.

Während dem war Bischof Albrecht nach einer andern Seite hin politisch klug verfahren: er wollte die russischen Ansprüche auf die Oberherrlichkeit über das Land gänzlich aufheben. Nun war er selbst ein Deutscher, gehörte als ein Bischof der bremischen Erzdiöces zu Deutschland; der neue

Staat war von Deutschen gegründet und wurde von ihnen immer mehr bevölkert, und man war damals, wo die Deutschen das mächtigste Reich Europas bildeten, der allgemeinen Ansicht, daß deutsche Colonisten in fremden Ländern doch fortwährend unter dem Schutze des Oberhauptes des deutschen Reiches blieben; ferner daß der römische Kaiser als solcher, als Schirmherr der lateinischen Kirche auch Oberherr aller bekehrten Heiden sei. Daraus folgte, daß die deutsche Stadt Riga und das Bisthum der Liven in seiner ganzen Ausdehnung für ein Stück von Deutschland gelten und vom Oberhaupte des Reiches geschützt werden müsse. Deutschland war damals in Zwietracht: es war getheilt zwischen König Philipp von Schwaben und Kaiser Otto IV. Albrecht wandte sich an beide, zuvörderst aber an Philipp, und erlangte von ihm, daß derselbe Livland ihm zu Lehen gab (1206). Weil er indessen bald erkannte, daß Otto IV. vom Papste begünstigt wurde und wahrscheinlich den Sieg über seine Gegner erringen würde, so kehrte er sich dem zu und ersuchte ihn auf einem Reichstage (zu Köln?), Livland ihm als ein Reichslehen zu verleihen. Das ward ihm gewährt: es erfolgte die feierliche Belehnung und die Zusage des Kaisers, daß er den Besitzungen der Bischöfe und Ritter im Lande der Liven seinen vollen Schutz angedeihen lassen wolle (1211). Damit war das Land, wie man glaubte, vollkommen von dem Reiche der Russen getrennt und dem Bischof die Landeshoheit über dasselbe zugestanden unter Abhängigkeit vom deutschen Reiche. Während der Regierung Wsewolodowitsch's (1216—19) machten die Litthauer einen Einfall in das russische Gebiet, und die Schwertritter nahmen Odenpäh und befestigten es, wurden aber von Wladimir, Fürsten von Pskow, so bedrängt, daß sie um Frieden bitten, Geiseln stellen und eine ansehnliche Beute zurücklassen mußten (1218). Auch im Jahre darauf erfocht Fürst Wsewolod einige glänzende Siege über die Deutschen in Livland, und drang bis Pernau vor. Diesen festen Platz aber konnte er nicht einnehmen und mußte sich daher wieder zurückziehen (1219). Jenem Acte Otto's IV. folgte im Jahre 1224 der, daß König Heinrich in Abwesenheit seines Vaters Friedrich II. die Bischöfe von Riga und Dorpat zu Reichsfürsten erhob. Liv-

land ward mithin von da ab als ein Theil des heiligen römischen Reiches betrachtet. Der südöstliche Theil von Esthland wurde nun zur livländischen Kirche geschlagen und Livland mit benannt, während die Dänen nur den nördlichen Theil unter dem Namen Esthland behielten.

Nehmlich dieses Volk, welches damals auf der Ostsee dominirte und mit seinen Flotten die Küsten des Festlandes oft heimsuchte, war eben nicht geneigt, sein altes durch Kriegsmacht errungenes Anrecht auf das Land der Esthen aufzugeben, und kam darob mit den Bischöfen und dem Schwertorden in Conflict. Anfangs zwar bat der Bischof Albrecht von Riga die Dänen, unter Waldemar II., zu kommen und Theil zu nehmen an der Christianisirung der Heiden (1218). Der König nahm das Kreuz mit den Seinen und versammelte im Sommer darauf den Kern seiner Macht. Mit ihm zugleich der Erzbischof von Lund und der Bischof Dietrich von Esthland, welcher in Riga geweiht worden war. Sie landeten bei Lindanissa (dem heutigen Reval), schlugen die Esthen und bauten an der Stelle der alten Burg eine neue. Nun verbreiteten sie mit Gewalt der Waffen das Christenthum im ganzen Lande. Dieses dänische Esthland aber untergaben sie dem Erzbischofe von Lund, und dieser stiftet dafür ein eignes Bisthum Leal. Er ließ eine ansehnliche Mannschaft zurück, die die Eingebornen im Zaum halten und des Landes Eroberung fortsetzen sollten. Auch die Schweden wollten an den Eroberungen und an dem Bekehrungsgeschäfte Theil nehmen und bemächtigten sich damals der Insel Oesel. Die Russen mußten dem ruhig zusehen: sie waren durch innere Unruhen behindert, obwohl sie an Tribut verloren, den sie in diesen Gegenden erhoben. Zum ersten Bischof ersah der Bischof von Riga, der zu solcher Wahl ein Recht zu haben meinte, nach alledem, was ihm Kaiser und Papst bisher verheißen und zugestanden, seinen Bruder Hermann von Apelderen. Den wollten aber die Dänen nicht zu seinem Stuhle gelangen lassen. Da führte Albrecht Klage in Rom. Aber bei der Curie daselbst war der Dänenkönig wohl angeschrieben, und das Anrecht der dänischen Kirche auf das Bisthum Reval ward gültig befunden. Darauf wandte sich Albrecht an den

Kaiser; aber auch bei dem fand er keinen Rückhalt und mehr Freundschaft für Dänemark. Da wollte er schon in einer Anwandlung von Unmuth ganz Liv- und Esthland dem Könige von Dänemark zur Verfügung stellen, vorausgesetzt, daß die ihm untergebenen Prälaten und Mannen und alles Volk in Stadt und Land darein willigten. Das geschah nun aber nicht. Im Gegentheil benutzten die Ritter die darauf eintretende Schwäche Dänemarks (1221), setzten ihre Ansprüche durch und nahmen noch obendrein die Landschaften Saccala und Unganien ein. Auf Oesel brach 1222 ein Aufruhr aus und verbreitete sich schnell durch Esthland und Nord-Livland. Grausam wütheten die Eingebornen. Aber den kräftigen Arm der Fremden fürchtend, riefen sie die Russen zu Hilfe, den Fürsten zu Nowgorod. Dieser sandte seinen Bruder Jaroslav mit 20,000 Mann und ward überall mit Freuden aufgenommen. Indessen vor Reval brach sich seine Macht, und er sah sich gezwungen ruhmlos zurückzukehren (1223). Um wenigstens Dorpat und die Umgegend zu retten, belehnten die Nowgoroder den tapfern Fürsten Wjatscho von Polotsk mit diesem Theile von Livland. Lange hielt sich dieser dort in der Feste, bis er und alle seine Getreuen umkamen. Es kam ein Friede zu Stande, dem zu Folge der Bischof den Theil von Livland zu Lehen von den Nowgorodern nahm und den frühern Tribut aus seiner Casse zu zahlen versprach (1223). Waldemar griff jetzt die Insel Oesel an, erbaute ein festes Schloß daselbst und erfocht einen Sieg über die Eingebornen, die ihn daran verhindern wollten. Doch soll er auch bei dieser Gelegenheit in eine bedrängte Lage gekommen sein, aus welcher ihm der Bischof und die Ritter halfen. Zum Danke dafür erkannte er nun des Bischofs Rechtsame an, gab ihm Livland mit allem Zubehör, voller Unabhängigkeit und gestand ihm auch die geistliche Oberhoheit über Unganien und Saccala zu, so wie er den Orden mit den Regalien dieser beiden Ländereien belieh. Den Kampf benutzten die Esthen und machten einen allgemeinen Aufstand gegen die Deutschen und Dänen, zu welchem Zwecke sie auch die Russen herbeiriefen. Bald aber bekamen die Deutschen die Oberhand, nachdem Dorpat erobert war, und während König Waldemar

in deutscher Gefangenschaft gehalten ward (1223—25). Darauf eroberten die Ritter auch Oesel (1227). Doch hörte darum die dänische Politik nicht auf, durch mancherlei Umtriebe dem Aufblühen der Colonie entgegenzuwirken*). In den Besitz von Reval mußten sich die Ritter mit Gewalt setzen. Hermann von Apeldern aber nahm seinen Bischofssitz erst zu Odenpäh; darauf verlegte er ihn nach Dorpat. Der Bischof von Leal bekam auch die Insel Oesel (1229).

Im Jahre nachher wurde auch Kurland und Semgallen, das bis daher meist schwedisch gewesen, von den Rittern vollständig erobert und christianisirt, nachdem sie öfters darob mit den Lithauern zu kämpfen gehabt hatten. Wegen des Beistandes, den die livländischen Ritter im Jahre 1233 nowgorodischen Flüchtlingen geleistet hatten, suchte sich der damalige russische Fürst von Nowgorod an ihnen zu rächen. Er fiel mit einem Heere in das Land der Ritter ein und verheerte die Umgegend von Dorpat; doch man bat ihn um Frieden, und er gewährte solchen (1234). Bald darauf (1237) wurden die kirchlichen Angelegenheiten regulirt und ein Bisthum auch für diese Lande hergestellt. Einige Jahre später (1246) ward vom Papste beliebt, sogar einen Erzbischof zu bestellen, der unter sich die Bischöfe von Riga, Dorpat, Oesel und Kurland, von Culm, Pomesanien, Ermeland und Samland haben sollte. Albrecht hieß der erste (vgl. oben S. 428); sein Sitz ward Riga. So wurden theils durch die Anordnungen der klugen Geistlichen, sowie durch den tapfern Arm der Ordensritter und der immer zahlreicher herzueilenden Kreuzfahrer und Einwanderer aus Deutschland die Eingebornen überwältigt, der größte Theil derselben getauft, das Land unter die Ritter, Klöster und Kirchen vertheilt. Ueberall entstanden Burgen und feste Plätze, Flecken und Städte. Es war aber natürlich, daß bei dem kriegerischen Geiste der deutschen Ritter und bei den vielen in Aussicht auf Beute und Eroberung in großen Schaaren herbeiströmenden Abenteurern Rußland mit den neuen Nachbarn doch über kurz oder lang wieder zerfallen

*) Vergl. Wurm: eine deutsche Colonie und deren Abfall. In Schmidt's Zeitschr. für Gesch. 1846. S. 213 ff. Dem Verf. sind wir in Mehrerem getreu gefolgt.

würde. Es sind schwere Kriege voll Verwüstung geführt worden. So 1240 oder 41. Da hatten die Ordensritter, aufgeregt von dem russischen Fürsten Jaroslav Wladimirowitsch, der zu ihnen übergegangen war, einen Einfall ins Pskowsche gemacht, sich sogar der Stadt bemächtigt. Mit einem neuen Heere, zu dem auch Dänen gestoßen waren, waren sie aus Esthland ins Land der Woten vorgedrungen und hatten sich Nowgorod bis auf vier deutsche Meilen genähert. Da riefen die Nowgoroder den jungen Fürsten Alexander wieder, und dieser brachte ihnen 1242 auf dem Eise des Peipussees eine so fürchterliche Niederlage bei, daß sie um Frieden nachsuchten.

Um indessen die Eroberungen in ihrer ganzen Ausdehnung festzuhalten und zu behaupten, auch den dänischen Ansprüchen gegenüber, erschien es doch nothwendig, sich an eine nahe befreundete Macht anzulehnen. So ward denn von Seiten des Ordensmeisters Volkwin, wahrscheinlich im Einverständniß mit Bischof Albrecht, beliebt, seinen Orden dem Orden der deutschen Ritter in Preußen einzuverleiben. Was so an Selbstständigkeit verloren ging, das wurde andrerseits reichlich wieder an Kraft gewonnen. Es war zu erwarten, daß den Verhältnissen in beiden Ländern ein gleichförmiger Charakter aufgedrückt werden würde, der nur vortheilhaft für beide Theile sein konnte. Nach einigem Verzug kam die Vereinigung zu Stande, und der Papst Gregor IX. bestätigte sie (1237), jedoch — wahrscheinlich von Dänemark dazu veranlaßt — nur unter der Bedingung, daß Reval den Dänen zurückgegeben würde. Das mußte denn geschehen und Dänemark blieb im Besitz von Esthland bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wo ein Aufstand der Bauern daselbst den dänischen Statthalter vermochte, die Stadt Reval, die er nicht mehr behaupten konnte, den livländischen Rittern anzutragen und zu übergeben (1334). Nehmlich die Sache ward in Kurzem so ernstlich schlimm, daß sie nicht mehr zu beschwichtigen war: alle innern Verhältnisse im Lande geriethen in Verwirrung; es war keine Ordnung wieder herzustellen ohne eine beträchtliche militärische Hilfe. Nun war aber Dänemark während des siebenjährigen Zwischenreiches

nach Christoph's II. Tode (1333) gar nicht im Stande, eine solche außer Landes zu senden. Zu dem traf noch eine Reihe anderer gleichzeitiger ungünstiger Umstände zusammen, welche bewirkten, daß das dänische Esthland, wenn nicht der Anarchie preisgegeben, so doch der fremden Herrschaft thatsächlich vollkommen entledigt war. So sah sich denn der Statthalter gezwungen zu jener Maaßregel seine Zuflucht zu nehmen. Abseiten Dänemarks ward die Landschaft in aller Form Rechtens dem deutschen Orden abgetreten. Zwar mengte sich, einer eigenen kurz- oder selbstsüchtigen und wenig patriotischen Politik gemäß, der Kaiser Ludwig der Baier in das Spiel und forderte 1339 den Orden auf, das Land für Dänemark wieder zu erobern. Allein man nahm von Seiten der andern Partei das Gebot mit Gleichgültigkeit auf. Und so beschlossen und genehmigten denn die damals über Dänemark herrschenden fürstlichen Brüder Waldemar III. und Otto, die entfernte und ihnen im Ganzen lästige und nicht lohnende Besitzung aufzugeben und dem deutschen Orden zu verkaufen. Die ersten Urkunden darüber waren schon 1341 ausgefertigt; aber die Unterzeichnung der letzten ward erst 1347 vollzogen. Ludwig der Baier gab dabei wieder das weite Reichen seiner deutschen Macht und Politik kund: er bestätigte die Abtretung. Der Deutschmeister übertrug indessen gegen eine Summe Geldes seine Rechte an den Heermeister in Livland.

Damit waren die Verhältnisse in den drei Ländern zum ausgebreitetsten Maaße für die Deutschen gediehen. Die folgenden Zeiten lehren uns die Auflösung derselben. Der Orden der Schwertritter bleibt mit dem deutschen in Preußen vereint bis 1438, wo, zu beiderseitiger Schwächung ihrer Kraft, die livländischen — größtentheils niederländische — Ritter sich trennen und sich einen eigenen Landmeister wählen. Ihr Land, Livland, wird fast gänzlich unabhängig, besonders seit 1469, wo Polen in einem nachtheiligen Frieden seine Ansprüche auf das Land aufgeben muß.

Da fängt mit einem Male das Reich der Russen unter seinem Großfürsten Wassilij Wassiljewitsch (1425—62) an, seine Kraft zu sammeln, die bisherige Zwietracht im Regentenhause abzuthun und mächtig zu werden. Moskau wird der Mit-

telpunkt eines einigen großen, ausgedehnten Reiches. Fremde, unter andern auch Deutsche, werden ins Land gezogen, um demselben Civilisation zu geben. Es dauert nicht lange, da entbrennt — unter dem Nachfolger Wassilij's, Iwan III. Wassiljewitsch (1462—1505) — der Kampf zwischen den Russen und den Ordensrittern, zuerst 1481, den ein zwanzigjähriger Friede (1482 und 83) endet. Diesem folgen wiederholte Kriege zwischen beiden Parteien mit wechselndem Erfolge. Von 1560 an zerfällt das Ganze: in diesem Jahre verkauft der Bischof von Oesel sein weltliches Gebiet an den dänischen Herzog Magnus, der dann unter russischer Autorität sich zum König von Livland macht, sich 1578 unter polnischen Schutz begibt und 1583 stirbt. Esthland ergibt sich 1561 an Schweden, das andere nicht dänische Livland an Lithauen, unter dessen Oberhoheit Kurland und Semgallen weltliche Herzogthümer werden. Weiterhin ist Esthland der Kampfpreis und der Schauplatz von heftigen Kriegen zwischen Dänemark, Schweden und Rußland, bis endlich Peter der Große im Frieden zu Nystad unter Anderm auch Livland und Esthland erhält (1721). Kurland schleppt seine Selbstständigkeit noch eine Zeit lang fort, bis 1795, wo sich seine Stände freiwillig der russischen Herrschaft unterwerfen und der letzte seiner Herzöge resignirt.

Abgefallen eines Theiles, andern Theils aufgegeben vom deutschen Reiche, büßen die Deutschen dort seitdem die Schuld der schlechten Politik: sie sind nur geduldet, nicht selbstständig, nicht herrschend wie doch vordem; sie möchten, ihrer Natur und ihrem Charakter gemäß, so gern Theil nehmen an dem Aufschwunge der Nation, welcher sie der Herkunft und der Sprache nach angehören, und doch sind sie so beschränkt und abgeschnitten, nicht blos durch die Weite der Entfernung; sie mögen wohl gern treu bleiben wollen ihrem Deutschthume, und doch wird man auf der andern Seite wünschen, daß sie dasselbe so bald als möglich ausziehen möchten. Schon dieser Zwiespalt ist drückend für sie; der Himmel über ihnen muß etliche Schwüle haben. Auf jeden Fall aber sind oder können diese Deutschen dort nicht bloß für die Ostseeprovinzen selbst ein wahres Salz des kolossalen Reiches sein durch

ihre Bildung, durch ihren Geist, durch ihren Ernst, durch ihre Nüchternheit, durch ihre Rührigkeit, durch ihren Fleiß, und es ist ihnen wenigstens zu wünschen für jetzt und für die Zukunft, daß die russische Politik solches anerkenne und danach sie behandle. Sie wird sich und dem Reiche schaden, wofern sie diese deutschen Landschaften zu russificiren trachtet und Solches mit der Zeit vollführt: selbige hängen durch Sprache, Literatur und Sitten mit den Deutschen zusammen, die auf einer weit höhern Stufe stehen als die Russen, von denen diese nur lernen können. Sie würde sich also selbst ein Licht auslöschen, das für sie so wohlthätig ist. Etwas ganz Anderes ist es, aus gleichem Grunde, mit den Slaven unter deutscher Herrschaft.

---

So war denn also für den Weltkampf der Deutschen mit den Slaven und für seinen erfolgreichen Ausgang die Periode seit 1147 entscheidend, entscheidend für die Obsiegung der erstern. In ihr ist erst erreicht worden, um was man vorher Jahrhunderte lang schon gekämpft hatte, von den Deutschen vollständig und ruhmvoll erreicht.

---

# S ch l u ß.

## Allgemeine Bemerkungen.

Fassen wir jetzt, nachdem wir die Rennbahn durchlaufen und an das Ziel unsrer Darstellung gelangt sind, das Ganze zusammen in Ein Bild: so erkennen wir, daß jener Kampf zwischen den Deutschen und Slaven seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts nach unsrer Zeitrechnung anfänglich nur unbedeutend und gering und einfach gewesen ist, erst im Laufe der Zeit sich verändert und andere Farben, einen zusammengesetztern, rauhern Charakter angenommen, außerdem die wichtigsten, nachhaltigsten, welthistorische Folgen gehabt hat und noch hat, und von einer immensen Dauer gewesen ist und eigentlich noch Statt findet, so daß man sagen kann, er sei noch nicht völlig geschlichtet, der Kreis seiner Folgen also auch noch nicht völlig abgeschlossen. Suchen wir das im Einzelnen näher zu begründen und daraus den Schluß zu machen, daß dieser Kampf mit Recht ein Weltkampf genannt werde.

Daß sich ein Kampf zwischen den beiden betreffenden Nationen entspinnen konnte, trotz der sie trennenden von der Natur gesetzten Bollwerke, ist wohl erklärlich: es war möglich bei der unmittelbaren Nachbarschaft, leicht bei der Ausgedehntheit der gegenseitigen Grenzen, nothwendig fast bei der Verschiedenartigkeit des Charakters und bei der sich im Laufe der Zeit immer mehr herausstellenden großen Verschiedenheit der beiden Volksstämme in Cultur und Civilisation. Anfangs waren es nur von Seiten der Slaven — denn diese haben ihn begonnen und immer wieder erneuert — Neck- und Raub-

züge, die dann von der andern Partei stets durch gegenseitige Verheerungen und Rache-Einfälle vergolten wurden. Die Grenzen blieben lange dieselben; höchstens daß ein Tribut den Besiegten auferlegt wurde, dessen Last diese aber nicht selten in Kurzem wieder abwarfen. Mitunter kam es auch wohl vor, daß das mächtige deutsche Reich und sein königliches oder kaiserliches Oberhaupt, ob dieser seiner Macht, zum Schiedsrichter von den slavischen Stämmen, bei ihrer Getrenntheit und Zerrissenheit und bei ihren ewigen Zwistigkeiten im eigenen Innern und unter einander erwählt oder herzugerufen wurde und alsdann in eine Art von Obervormundschaft oder Oberherrlichkeit eintrat, die freilich gewöhnlicher Maaßen nur so lange anerkannt ward, als man sie brauchte, und gewöhnlich zu Aufständen, Empörungen u. s. w. Veranlassung gab.

Diese Kämpfe sind anfänglich meistens nur vereinzelt, zerstückelt, im Ganzen geringfügig gewesen und bieten daher nur ein abwechselndes, kleinliches Bild, keine einzige große totale Anschauung. Im Fortgange der Zeit aber entbrennen sie, wenn auch nicht zu gleicher Frist, doch nach einander auf allen Punkten der langgestreckten Grenze. Insofern und weil doch wenigstens auf der einen Seite ein großes Ganze steht, das deutsche Volk und Reich, wird das Schauspiel großartig.

Bis auf Heinrich I. bleibt der Kampf ein bloßer weltlicher Kampf. Dieser fängt aber an bei seinen Friedensschlüssen in die Bedingungen die der Annahme des Christenthums mit einzuweben. Doch erst unter seinem Sohn Otto I. wird die Kirche als förmliche Gefährtin der weltlichen Heeresmacht zugesellt, und der Kampf nimmt eine doppelte Farbe an und behält selbige — bis in die neueste Zeit. Je mehr er dadurch an Umfang, an Hitze, an Wuth gewinnt, desto lebendiger und mächtiger wird das Bild, wenn freilich auch, seinem Charakter nach, nun desto blutiger und entsetzlicher.

Und nun geht er von Seiten der Deutschen — die Slaven waren bei der Zerrissenheit ihrer Nation und bei dem Mangel an höherer Cultur im Ganzen dazu nicht fähig — zugleich über in einen Eroberungskrieg, der die Ausdehnung

der weltlichen wie der römisch-katholisch-kirchlichen Macht bezweckt. Und der Verein dieser beiden Kräfte thut Wunder, wirft den Gegner zu Boden und bringt Erfolge hervor, die früher fast unmöglich geschienen.

Dabei verschwistert sich mit dem Kirchen- und Germanenthume auch noch die höhere Civilisation und Cultur, die der Deutsche vor dem Slaven voraus hat. Dieser dreifältigen Macht vermag das Slaventhum um so weniger zu widerstehen auf den Punkten, wo es angegriffen wird: es sieht sich gezwungen, immer weiter zurückzuweichen und dem Germanenthume den Platz zu räumen, und noch gegenwärtig ist an manchen Orten deutsche Civilisation, Technik, Gewerbthätigkeit, Cultur und Sprache mit dem Slavismus im Kampfe, und zwar im Kampfe auf Leben und Tod. Es hängt nehmlich die Fortdauer der slavischen Nationalität damit zusammen; denn kein Volk kann seine Sitte und seine Sprache ändern, ohne eine Veränderung seiner Nationalität zu erfahren, ohne nicht gänzlich unterzugehen.

So ist der ursprünglich einfache Kampf ein sehr zusammengesetzter geworden, und schon in diesem seinem Wesen ein höchst merkwürdiger, überaus bedeutsamer Kampf.

Seine Dauer macht ihn noch mehr dazu. Mancher andere mag dadurch imponiren, daß er auf einen Schlag geschieht und geendet ist. Hier ist's die Länge, welche imponirt. Der Weltkampf der Deutschen und Slaven beginnt zu Anfange des sechsten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, und sein letzter großer öffentlicher Act ist die letzte Zertrümmerung des Königreiches Polen im Jahre 1814 und die Einverleibung Krakaus in die östreichische Monarchie im Jahre 1846, während der Kampf der deutschen und slavischen Sprache und Civilisation aber noch immer nicht beschwichtigt ist, sondern im Stillen gerade rechten Fortgang hat. Schon währt er also an 1200 Jahre, und noch ist sein Ende nicht abzusehen. Wo finden wir anderweitig etwas Aehnliches?

Und wie groß sind seine Folgen gewesen und noch!

Es theilen sich in dieselben die Slaven und die Deutschen. Jenen sind indeß meistens nur die Nachtheile, diesen die Vortheile zugefallen.

Abgerechnet nehmlich, daß der Slave bei dem langwierigen und blutigen Streite eine ungeheure Einbuße an Menschenleben muß gehabt haben, und so gehabt hat, daß ganze Provinzen da, wo der Kampf vorzüglich heftig gewüthet, menschenleer geworden sind, hat er, seine Sprache und seine Nationalität ein ungeheures Terrain verloren. Es ist nicht zu hoch angeschlagen, wenn wir solches auf 7—8000 □Meilen angegeben haben (Einleit. S. 1). Und welche Länder hat er zum Theil verloren! mit welchen Naturschönheiten! mit welchem Reichthum an Producten! mit welcher zum Handel und Verkehr so günstigen Lage! mit welchen starken natürlichen Grenzbollwerken! Wie sind ferner mehrere seiner Volksstämme dadurch so ganz von den übrigen abgeschnitten worden! Wie Oasen sind sie vereinzelt, sind nur auf sich beschränkt, von ihren Stammgenossen geschieden! Und die Namen von wie vielen Völkerschaften und Ländern sind dabei aus der Sprache, aus dem Gedächtniß vertilgt, die nur noch in geschichtlichen Nachrichten kümmerlich fortleben! Einzelne Benennungen von Oertern und Gegenden zeugen allein noch davon, daß dort einst Slaven gehauset, und einzelne Alterthümer, die man zufällig daselbst aus der Erde hervorholt. Man nehme nur Namen, wie Siusler, Sorben, Daleminzier, Milziener, Stoderaner, Wilzen, Obotriten, Redarier u. s. w.! Und wo sich das Slaventhum in deutschen Landen noch erhalten hat, da haben seine Glieder wenigstens ihre Selbstständigkeit verloren, verloren meistentheils schon seit Jahrhunderten. Die Folge davon ist, daß sie noch heut zu Tage diese Fesseln tragen, ohne je daran denken zu können, oder die Aussicht zu haben, ihrer los zu werden. Wenigstens ohne die heftigsten Erschütterungen der gegenwärtigen Verhältnisse, ohne einen gänzlichen Umsturz des wenigstens theilweise bestehenden europäischen politischen Gleichgewichts und Staatensystems, ohne die gewaltsamsten Verletzungen und Verhöhnungen des historischen Rechtes läßt sich eine Befreiung davon nicht mehr erzielen. Ueberdem sind die dabei betheiligten Staaten an intensiver Macht, an innerer Ordnung und Festigkeit den Slaven dermaaßen überlegen, daß selbst ein allseitiges Sich-Erheben ohne sonderliche Erfolge bleiben würde. Unter den

derartigen Verhältnissen ist daher selbst die Idee eines Panslavismus ein Unding. Nur wenn es je zu einem erbitterten Nationalkriege zwischen Rußland und Deutschland käme, wo das erstere alle ihm zu Gebote stehenden Mittel aufbieten müßte oder aufböte, um den Sieg davon zu tragen oder nicht zu unterliegen, könnte es frommen, zu solcher Maaßregel seine Zuflucht zu nehmen. Rußland hat freilich nur an Polen selbst eine Achilles-Ferse, und zwar eine noch verwundbarere als die Deutschen an den ihnen untergebenen, bei der ihnen von Seiten ihrer Oberherren zu Theil werdenden humanen Behandlung meist ruhigen und friedlichen und harmlosen Slaven.

Dies in Bezug auf die äußern, politischen Nachtheile, die den Slaven aus jenem Kampfe erwachsen sind. Aber es gibt deren auch moralische. Der Charakter der Slaven hat dabei unbedenklich gelitten, sowohl im Fortgange als im Verlaufe des Kampfes. Wilde und rohe Naturkinder wie sie ursprünglich gewesen, waren sie doch gewiß dabei mitleidsvoll, menschlich, gutmüthig. Allein durch den sich allmählich immer mehr und mehr erhitzenden Streit wurden sie gehässiger, grausam, unmenschlich bis zur Brutalität, schlachteten die Deutschen, Priester noch obendrein, förmlich ab, massacrirten die Leute ohne Unterschied der Person und des Alters. Die propagandistische Bigotterie auf Seiten der Gegenpartei machte sie bigott für ihr Heidenthum, das Streben des Feindes, sie zu vernichten, zu verzweifelten Widersachern und zu halsstarrigen Vertheidigern ihres Lebens und ihrer Nationalität, und die lange Dauer des hitzigen und für sie endlich so nachtheiligen Kampfes, ingleichen das Bewußtsein der Unfreiheit gegen ihre Sieger störrisch und stöckisch, und darum auch wohl gleichgültig, stumpf und unempfindlich fürs Höhere, Edlere überhaupt, aus reinem blinden und dumpfen Grolle mit dem Schicksale und mit ihren Verhältnissen. Darum in mehreren Gegenden selbst jetzt noch immer bitterer Haß gegen die Deutschen, das ewige heimtückische Lauschen nach Gelegenheit, aufzustehen und das lästige Joch abwerfen zu können, und die zurückgehaltene Wuth, die sich bisweilen sogar zu gemeinen Schimpfworten Luft macht. Daß das den Zustand des Slaven wenigstens nicht bessert — verschlim-

mern wird er ihn in keinem Falle bei der rechtlichen Denkart der Deutschen — liegt auf der Hand.

Außerdem läßt uns die obige Geschichte des Weltkampfes den Slaven sehen in mehreren Eigenschaften, welche ihn uns nicht in einem vortheilhaften Lichte darstellen, und welche ihm die Theilnahme entziehen, die man sonst so gern den Besiegten, den Unterdrückten spendet. Es stellt sich nur zu klar heraus, daß er an seinem Schicksale schuld ist. Er, nicht der von Natur phlegmatische, sittlich ernste, dem Rechtlichen zugewandte Deutsche, hat den Kampf angefangen. Seine Beweglichkeit, seine Unruhe, sein Leichtsinn, seine Misachtung aller völkerrechtlichen Verhältnisse — lauter Eigenschaften, die den Menschen nicht eben zieren — haben ihn dazu vermocht. Er war der Beleidigende, Verletzende, Herausfordernde durch die ewigen Einfälle in das jenseitige Gebiet und durch die wiederholten selbstsüchtigen Räubereien. Der Deutsche hätte bei seinem Phlegma es allenfalls ertragen, wofern diese Verhöhnung des allgemeinen Völkerrechtes an ihm nur Ein Mal etwa, oder wenige Male geschehen wäre, oder wenn er am Gegner Umkehr, Besserung, Bereuung des Vorgefallenen gesehen hätte, wenn ihm Genugthuung geworden. Allein das Raubsystem wiederholte sich ja fortwährend, und noch dazu unter wiederholter Wortbrüchigkeit, unter Hintansetzung der heiligsten Schwüre, Zusagen, Verträge. Es ward dem Deutschen unmöglich, ruhig zu bleiben und solchem Unwesen still zuzusehen. Den Slaven also trifft der Tadel allein, daß er den Kampf begonnen, wiederholentlich provocirt hat. Allenfalls könnte man dem Deutschen hierbei den Vorwurf machen, daß er solchem widerrechtlichen Verfahren nicht gleich anfangs schärfer und kräftiger und nachhaltiger begegnet wäre, durch unzeitige schlaffe Nachsicht dem Gegner Gelegenheit gegeben hätte, die Unbilden fortzusetzen. Aber tadelnswerther ist es doch auf jeden Fall, daß jener gar nicht das Unrechte seiner Handlungsweise erkannt hat. Und wie politisch unklug war es zu gleicher Zeit, einem mächtigern Feinde gegenüber, von dem er Züchtigung und Besiegung erwarten konnte, so zu handeln! Eben so zeigt der Slave gar keine Ueberlegung darin, daß er die Trennung seines Volkes in so viele Stämme

fortbestehen ließ, sich gar keine Mühe gab, sie zu vereinigen, gar nicht das Antinationale, das Gefährliche dieses Zustandes begriff, sondern daß er im Gegentheil die Spaltungen beförderte, steigerte, nie rastete, sich unter einander zu bekriegen, und zwar dermaaßen, daß nicht bloß die einzelnen Stämme einander befehdeten, sondern auch die Glieder eines Stammes unter sich. Und dabei hatten selbige nicht den politischen Blick, die Streitigkeiten unter sich abzumachen, sondern unternahmen es im Gegentheil, sich an den mächtigen Nachbar zu wenden, den um Vermittelung oder um Schutz und Hilfe zu ersuchen, ihm also Gelegenheit zu verabreichen, seine Hand in das fremde Spiel zu bringen und natürlich die Sache zu seinem Nutzen auszubeuten, d. h. eine Oberherrlichkeit zu begründen und auszuüben, Tribute aufzulegen u. s. w. Noch mehr! Wollten sie ihre Nationalität streng bewahren und mit Sicherheit aufrecht erhalten, so durften die Slaven sich nicht so vielfältig mit den Deutschen verschwistern, deutsche Frauen ehelichen oder ihre Kinder mit Deutschen vermählen oder ihre Söhne lange als Geiseln oder zur Ausbildung in Deutschland verweilen lassen und später so viele deutsche Ackerbauer, Handwerker, Geistliche, Ritter u. s. f. ins Land ziehen. Alles das mußte die Volksthümlichkeit auflösen, um so mehr, als der Deutsche der Gebildetere, der in der Civilisation höher Stehende war. Dafür hätte blos die höhere Cultur nach dem Slaventhume verpflanzt und dort heimisch gemacht werden sollen. Denn der nachmalige Uebergang vieler slavischen Länder zu deutscher Art und Sitte ist wahrlich nichts gewesen als die nothwendige Folge des culturhistorischen, geistigen und moralischen Uebergewichts, das immer der Gebildete über den Ungebildeten erlangt.

Daß sich der Slave zu keiner Art dieser politischen Vorsicht, Umsicht und Klugheit hat erheben können, zeugt von einer Schwäche des Geistes und der moralischen Kraft, die uns ihn gleichgültig, die uns ihn verächtlich macht; die da bewirkt, daß wir ihn nicht bedauern oder bemitleiden wegen des für ihn so unglücklichen Ausganges des großen Kampfes. Er trägt die gerechten Folgen seiner eignen Schuld. Die

Geschichte des Kampfes ist mithin seinem Rufe eben auch nicht vortheilhaft. Der Slave kann nicht hoch in der Meinung der Welt stehen, weder hinsichtlich seiner Moralität noch seiner politischen Klugheit noch seiner Cultur und Bildsamkeit, seiner nationalen Gesinnung und seines Gemeingeistes. Es ist insofern ein sehr schlimmer moralischer Eindruck, den die Geschichte jenes Kampfes auf Jeden macht, der ihn kennen lernt. Derselbe wird auch dadurch nicht aufgehoben, wenn man der dabei von den Slaven bewiesenen Tapferkeit und Entschlossenheit alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Dazu kommt nun noch — es ist wahrhaft eigen und höchst auffällig — daß uns während der ganzen langen Dauer des Kampfes auf Seiten der Slaven, mit Ausnahme etwa von Boleslav I. von Polen, keine einzige große hervorstechende Persönlichkeit begegnet, die einem Karl dem Großen auf der entgegengesetzten Seite, oder einem Heinrich I., Otto dem Großen u. s. w. könnte gleich gestellt werden, die mit Umsicht und Berechnung die bestehenden Verhältnisse begriffen und gewürdigt und danach großartige politische Maaßregeln erfaßt, z. B. die isolirten Volksstämme verbunden, die Kraft der Nation in Eins concentrirt, dem mächtigen Gegner eine einzige respectable Macht entgegengestellt hätte. War das Schicksal, oder zeugt es überhaupt von Mangel an geistiger und sittlicher Kraft? Fehlt es dem Volke der Slaven im Allgemeinen an jener innern Macht und Energie, die einer Nation und mancher einzelnen Persönlichkeit in derselben originelle Größe verleiht? Bald sollte man das Letztere meinen, da ja doch der lange hitzige Kampf solche hätte wecken müssen! Die desfallsige tabula rasa, welche sich durch die ganze Zeitfläche hindurchzieht, macht auf den denkenden Beobachter einen unangenehmen Eindruck: er fühlt sich so gar nicht befriedigt. Auch das hat zur Folge, daß man sich bei Betrachtung jenes Weltkampfes ganz unwillkürlich vom Slaven abgezogen fühlt; man verliert für ihn die Theilnahme.

Eben so ist es, wenn wir auf den Standpunkt seiner Bildung sehen, die doch auf den unglücklichen Ausgang des Kampfes einen so wesentlichen Einfluß gehabt hat. Auch hier fast eine völlige Leere, ein Standpunkt wenigstens, der tief

unter dem des Nachbarvolkes war und — blieb. Und doch mangelt und mangelte es dem Slaven nicht an Talent! Also fehlt es ihm gewiß an innerer Thatkraft? Das gereicht dem Entbehrenden aber zur Unehre. Insofern sich nun dieser Mangel ganz besonders hier sichtbar, beim Kampfe mit den Deutschen, herausstellt, schwächt das auch die Achtung, die man sonst vor einer so großen Nation haben könnte. Es ging und geht ihr meistens noch jetzt das Meiste von dem ab, was die Nationalität eines Volkes begründet. Wir wollen in der Beziehung nur auf einen einzigen Punkt aufmerksam machen. L. Giesebrecht sagt mit Recht*): „Eine in sich geschlossene und frei aus sich heraus entwickelte Nationalität treibt mit der historischen That das historische Wort hervor. Die Wenden haben es zu keinerlei geschichtlicher Ueberlieferung [in älterer Zeit] gebracht, nicht einmal zu historischen Gedichten, wie die Germanen schon in den Tagen des Tacitus. Doch hatte das Volk [Talent zur Poesie, es hatte seine schöne Sprache; es hatte] seine eigene Schrift — —. Es hat rühmliche Kriegsthaten ausgeführt und Siege erfochten; nur einen nationalen Helden hat es nicht gehabt, der dem Epos und der Sage einen Inhalt hätte geben können. Ein gemischtes Geschlecht, schwankend in ihrem Glauben, Recht und Sitte nicht selten in schneidendem Widerspruch, waren die Wenden bereits eine zerfallene Nation, da sie mit den Franken in Berührung kamen. So konnte aus ihrer Mitte [allenfalls] manches Tüchtige hervorgehen, was Einzelnen, was Familien, was Genossenschaften ausführbar ist, nichts, was nationale Einheit voraussetzt."

Solch Bild einer nicht nationalen Nation — auf jeden Fall ein widriger Anblick! Der Weltkampf der Slaven mit den Deutschen stellt uns ein solches in den erstern vor Augen. Das hat zur natürlichen Folge, daß wir uns mit Misbehagen von ihnen hinwegwenden und sie, wenn schon mit bedauerlichem Achselzucken, den fernern Züchtigungen der strafenden Nemesis überlassen zu müssen, für unabwendbar halten.

Wenn hingegen die gegenwärtig noch nationalen Slaven einen Vortheil aus jenem Kampfe gezogen haben, so ist

*) Wendische Geschichten III. Bd. S. 277. Vgl. Baltische Studien X. Jahrgang. 2. Heft S. 185.

es der (mittelbare), daß sie, selbst die entfernter im Osten, tief im Slavenlande wohnenden, bei und durch das Vorschreiten der Deutschen in Folge jenes großen Kampfes mehr und früher mit der europäischen Civilisation bekannt geworden sind, als es sonst wohl geschehen wäre. Das Licht z. B., welches der deutsche Geist in Preußen, in Livland und Kurland mitten unter slavischen Völkern zuerst entzündete, hat bald auch über den Grenzen hinausgeleuchtet und seinen Schein mehr oder minder auf den ganzen Norden geworfen. „Denn jener deutsche Geist ging bald selbst weit über den Ordensstaat hinaus, er schritt durch friedlichen Verkehr von Land zu Land, und brach auch selbst durch Kriege sich überall neue Bahnen"*). Rußland stände gewiß nicht auf seiner gegenwärtigen Stufe von Cultur, wofern es nicht von den ihm benachbart gewordenen Deutschen in der Art vielfach befruchtet worden wäre. Aber im Ganzen haben auch die den Deutschen unterthänig gewordenen Slaven gewonnen gehabt. Traurig wird uns z. B. die Uncultur und die Verwirrung geschildert, in der sich mehrere oder die meisten slavischen Stämme und Länder befanden, als die Germanen zu ihnen eindrangen: überall herrschten Roheit, Unwissenheit, Armuth, Gesetz- und Rechtlosigkeit, Raub, Feindschaft, Erpressung, bürgerliche Zwistigkeiten u. s. w. Der Boden wurde für den Ackerbau — man kannte nur die Bestellung der Felder durch die Hacke, nicht die durch den Pflug**) —, der Metallreichthum mehrerer Gebirge für den Bergbau, die günstigst gelegenen Gegenden für den Handel schlecht oder gar nicht benutzt. Der Slave verstand oft selbst die einfachsten, offen da liegenden Hilfsquellen seines Landes nicht zu begreifen und auszubeuten. Blos den Wald, die Weide, die Bienenzucht, den Fischfang, die Jagd benutzte er, nicht anders, als der rohe Nomade in Asien oder der Indianer in Amerika. Und welches traurige Verhältniß fand zwischen der herrschenden und beherrschten Classe — es gab nur diese zwei, keinen Mittelstand — statt! Welche Willkühr der Behandlung, welcher Despotismus! Wenn das Alles aufgehört hat, seitdem

*) S. Voigt's Handb. d. Gesch. Preußens. I. Bd. S. 323.
**) Vgl. Werfebe über die niederl. Colonien rc. I. Bd. S. 316.

die Deutschen sich jene Länder unterworfen haben, wenn Ruhe und Friede, Civilisation, ein strenges Rechtsverhältniß, Wohlhabenheit, größere Freiheit seitdem dort eingekehrt sind: so sind das Vortheile, welche nur der von Fanatismus Geblendete, Vorurtheilsvolle, verkennen kann. Und hierin liegt dasjenige Hauptmoment, was die betreffenden Slaven mit ihrem Schicksale und mit dem schwer auf ihnen lastenden Erfolg jenes Weltkampfes — nehmlich daß durch ihn ein ganzes Volksleben mit seiner angestammten Sprache, mit seinem Charakter, seiner Religion, seiner Verfassung, seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Gesetzen und Ordnungen niedergetreten und auf ewig vertilgt worden ist, oder noch daran gearbeitet wird — versöhnen kann und muß.

Daß ein großer Theil der Slaven bei und durch diesen Kampf zum Christenthum gebracht worden ist, wollen wir endlich auch nicht als einen Vortheil verschweigen, wenn uns schon die Art und Weise, wie solches auf mehreren Punkten und zu manchen Zeiten geschehen, anwidert; und wenn schon wir, vom freiern Standpunkte aus, diesen Vortheil nicht zu hoch anschlagen dürfen, für die ersten Zeiten mindestens, wo das Bekenntniß der neuen Lehre nur ein erzwungenes, ohne Innigkeit des Glaubens, ohne Ueberzeugung, der Cultus nur äußerliche Werkthätelei war. Aber es knüpfte sich doch daran das hohe sittliche praktische Christenthum, Tugenden, wie die Liebe, die Menschlichkeit, die Geduld, das Mitleiden, die Barmherzigkeit, und gab der Gesinnung wenigstens einen herrlichen Dämpfer der Rohheit, der Wildheit u. s. w., dem Verstande manche hohe Idee von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt und zu den Menschen, so dürftig auch sonst die ganze Belehrung sein mochte, da, bei dem damals alleinig herrschenden Katholicismus der römischen Kirche in Deutschland, hauptsächlich nur die demselben eigenthümlichen äußern Gebräuche gelehrt wurden. Sie galten für das eigentliche Wesen des Christenthumes, wie noch jetzt bei Katholiken, wenn sie nicht geistig genug durchgebildet sind. Es war aber dennoch das Ganze auf jeden Fall der Anfang eines bessern Zustandes.

Unendlich größer und gewichtvoller ist freilich die Summe der Vortheile, welche der Deutsche aus jenem Kampfe ge=

zogen hat. Zwar ist auch auf seiner Seite, bei der Hitze, bei der Langwierigkeit des Streites, bei der oft mangelhaften Anführung der Heere, bei der nicht selten schlechten, schlaffen Politik der Kaiser u. s. f., der Verlust an Menschenleben gewiß höchst bedeutend gewesen. Und wie viele Anstrengungen vergeblich! So mancher Feldzug wie ruhmlos! Aber welch ein schönes weites Terrain hat der Deutsche, hat seine Sprache, hat seine Civilisation gewonnen! Die eroberten Landschaften sind zum Theil gebirgige Gegenden, die sich z. B. durch romantische Schönheiten, durch Reichthum an Bau- und Edelsteinen, an Erz, Holz u. s. w. auszeichnen, wie z. B. Böhmen, Mähren, das heutige Sachsen, Schlesien, die ferner einer Menge fischreicher, selbst schiffbarer Ströme den Ursprung geben; zum größten Theile Flachländer, vielfach durchschnitten von Seen und Gewässern, die nicht bloß einen fortwährend reichen Ertrag an Fischen geben oder, sich alljährlich zu einträglichem Wiesenwachs begrünend, zur Viehzucht die beste Gelegenheit gewähren, sondern auch sich mittelst Kanäle leicht verbinden, zu großartigem Handel und Verkehr einrichten ließen; die ferner, große Strecken weit die fruchtbarsten Lehmschichten und Marschen enthaltend, zum ergiebigsten Ackerbau sich eignen oder, aus Sand- und Sumpfboden bestehend, noch jetzt zum Theil mit langgedehnten Laub- und Nadelholzwaldungen bewachsen sind; die, zum Theil am Meere, an der Ostsee gelegen, selbst zu Meerfahrten, zum Seehandel Anlaß bieten, mithin einen außerordentlichen Reichthum an natürlichen Hilfsquellen zur Nahrung und zum Erwerbe darreichen. Die Deutschen, schon früh mit römischer Cultur und Industrie bekannt geworden, dabei nachdenkend, klug, überlegt, raffinirend, haben bald das Vortheilhafte dieser Eigenthümlichkeiten jener Länder erkannt und — wahrgenommen: sie haben die schönen Gegenden sich und Andern gangbar gemacht; sie haben die Erzgruben geöffnet, Steinbrüche angelegt; sie haben die Wälder streckenweise ausgerodet und lachende Ackerfelder, Wiesen und Weiden daraus gebildet; sie haben die Flüsse und Seen durch Kanäle vielfältig mit einander verbunden, Dämme, Wege, Straßen gebaut u. dgl. m.

Sie haben dort sich angesiedelt oder sind angesiedelt worden: sie haben die bereits vorgefundenen wendischen Städtlein und Dörfer — große Ortschaften waren noch nirgends vorhanden — vergrößert und bevölkert oder neue gegründet, und gegenwärtig prangt in diesen ehemals slavischen Ländern eine Menge großer, volkreicher, blühender, eine Menge der schönsten deutschen Städte, ausgezeichnet noch obendrein durch Handel und Gewerbe, durch Kunst und Wissenschaft. Man nehme nur Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Lübeck, Danzig, Königsberg, Mitau, Riga, Breslau.

Und überall, wohin die Deutschen so gekommen, haben sie ihren biedern, rechtlichen Charakter, ihren Ernst, ihre Genügsamkeit, ihre Betriebsamkeit, ihren Verstand, ihre Ueberlegung mitgebracht, haben deutsches Recht und Gesetze, deutsche Einrichtungen, deutsche Sprache, deutsche Cultur, eine höhere Civilisation begründet und ausgebreitet. Und überall, wo solche deutsche Bildung aufkeimte und feste Wurzeln faßte, erzeugte sie Menschlichkeit und sittlichere Gesinnung unter den Slaven, und hob diese Völker aus ihrer Rohheit je mehr und mehr empor zum Adel der Gesittung, zur Erhabenheit der menschlichen Natur.

Der Ackerbau ward durch Ausrodung von Wäldern, Eindämmung der Flüsse u. s. f. erweitert, und durch Einführung des Pfluges und Anwendung einer geregelten Landwirthschaft verbessert, bedeutend ergiebiger dadurch an Ertrag und an Gefällen. In den Städten etablirte sich das Handwerk, die Industrie, der Handel und schuf den gewichtigen Stand der Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, jenen Mittelstand, den der Slave ganz und gar entbehrte, der durch seine Zahl, durch Fleiß, Nüchternheit, Wohlhabenheit, Regsamkeit, Aufklärung, Bildung der Kern der Bevölkerung und des Staatslebens wurde; aus dem sich einerseits städtische und staatliche Ordnung, andererseits die echte bürgerliche Freiheit entwickelte und herausbildete. Es scheint fast, wie wenn der slavische Volksstamm von Hause aus für freiere Staatsformen ungeeignet, nicht eben dafür organisirt wäre. Daher fehlte es ihm von jeher an einem tüchtigen freien Bürgerthume. Dies ersetzten ihm da, in jenen Gegenden, wohin sie kamen, die einwandernden Deutschen.

Der denselben eigene Ordnungs- und Rechtssinn zog mit ihnen in die eroberten oder pacificirten Landschaften. Aus dem Grunde wurden Dörfer und Städte nun wirklich gesetzlich organisirt, woran es bis daher noch gefehlt: jene bekamen Schulzen und Schöppen, diese Schöppen, Bürgermeister, Rathmänner. Ja! bald wurden höhere Instanzen für das Gerichtswesen, Appellationsgerichte durch Niedersetzung von Schöppenstühlen in den vorzüglichern Städten für ganze Provinzen gebildet. In den volkreichern Orten ward es besonders nöthig, daß die gegenseitigen Verhältnisse und Rechte festgestellt und scharf geschieden wurden. Hier mußte sich daher bald ein besonderes Rechtsverhältniß ausbilden, wobei natürlich das schon in Deutschland selbst, namentlich im nördlichen gäng und gäbe gewordene Recht zum Grunde gelegt ward. So entstand denn z. B. für das Civilwesen aus dem magdeburgischen das brandenburgische, aus dem halle-magdeburgischen das im heutigen Sachsen, ferner das hamburger, lübeckische, culmische u. s. w. Ja! selbst ein Bergrecht entwickelte sich im sächsischen Erzgebirge, ein Seehandelsrecht dagegen in den Hansestädten Hamburg, Lübeck, Rostock u. s. w.

Bei den Slaven existirte bereits ein Adel- oder Ritterstand, aber wohl kaum so ganz in deutscher Weise. Als die betreffenden Länder verdeutscht wurden, auf friedlichem oder feindlichem Wege, schloß derselbe sich zum Theil den Eroberern oder bereits Germanisirten an, behielt seine Besitzthümer und seine Stellung; aber er mußte sich zu deutscher Sitte und Ordnung bequemen. Indessen wanderten daneben auch viele deutsche Ritter ein, wurden von den Fürsten des Landes mit Gütern beschenkt oder belehnt, oder verdiente Krieger aus dem Bürgerstande zu Rittern geschlagen und ebenfalls so belohnt. So verbreitete sich über diese Länder das echt germanische Institut des romantischen Ritterthumes nebst seinem Lehnswesen; ja! es hat hier in einzelnen Gegenden, in Preußen, in Livland, Kur- und Esthland, seine weitere Ausbildung, eine viel höhere Bedeutsamkeit erhalten. Viele alte echt germanische adlige Rittergeschlechter kamen zu großen Ehren und Besitzungen; nicht wenige neue sind benannt nach Orten im ehemaligen Slavenlande. Dasselbe war der Fall mit

einigen fürstlichen Familien, den Ascaniern, Wettinern und Hohenzollern.

Indem aber diese Ritter und Fürsten dort Eroberungen machten, machten sie selbige zugleich — denn sie waren Deutsche — für die Deutschen, für das deutsche Reich und für das Oberhaupt desselben: es kam nur darauf an, daß der Kaiser davon Kenntniß nahm und von seiner oberherrlichen Gewalt Gebrauch machte. Deutschlands Grenzen wurden dadurch erstaunlich erweitert, namentlich kam es in den Besitz des weiten Flachlandes im Norden der Stromgebiete der Elbe und Oder und der untern Weichsel, des Pregel, der Düna u. s. w. Es steigerte sich zugleich die Zahl der deutschen Reichsfürsten und der Reichsländer. Sie wäre noch größer geworden, wofern die deutschen Kaiser und Könige eine bessere Politik geübt hätten. Livland, Kurland und Esthland könnten noch jetzt zum deutschen Staatskörper gehören, wie sie sprachlich und national zumeist dazu gehören.

Mit dem deutschen Staate war damals auf das innigste die Kirche verwachsen: beide bildeten gewisser Maaßen nur Eins. Wurden also die Grenzen jenes erweitert, so wuchs auch die Ausdehnung dieser, nehmlich der römisch-katholischen. Die weltlichen Eroberungen der Deutschen kamen auch der letztern zu Gute. Ja! einige wurden um dieser willen und auf Veranlassung derselben gemacht, als in Preußen, in Livland. Damit steigerten sich die Güter, Besitzungen, die Gewalt und die Einkünfte vieler geistlichen Institute, Prälaten der Kirche selbst.

Wenn dann späterhin eben in diesen Ländern der Protestantismus erwacht ist und Tausende von Anhängern, von Gütern, Besitzungen und Einkünften der katholischen Kirche wieder entzogen hat, so hat auf der andern Seite das Christenthum, zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückgeführt, wieder gewonnen und gewinnt noch immer.

Zu den materiellen Besitzthümern, welche so die weltliche wie die geistliche Macht überkam, gehörten freilich auch viele Leibeigene mit ihren harten Frohndiensten und Abgaben, wie sie schon bei den Slaven gäng und gäbe gewesen waren. Die Einrichtung wurde zwar beibehalten zu anderweitigen großen

Nachtheilen und zur Schande der betreffenden Inhaber, und sie spukt noch gegenwärtig in manchen ehemals slavischen Ländern als ein höchst verderblicher, scheußlicher Dämon, wie uns die neuesten Ereignisse in Galizien gezeigt haben. Aber sie hat manchen edeln Regierungen früher schon Gelegenheit gegeben, Humanität auszuüben und jene Leibeigenschaft hier aufzuheben, während sie im eigentlichen Slavenlande zumeist noch herrscht.

Wenn nun auch bei den Eroberungen der slavischen Länder durch die Deutschen von Seiten der letztern, was nicht zu leugnen, manche Grausamkeiten und Unthaten vorgekommen sind, die nichts weniger denn den Eroberern zum Ruhme gereichen: so muß und kann doch im Ganzen das Factum allerdings den Deutschen anderweitig zur hohen Ehre angerechnet werden: den Ruf ihrer Tapferkeit, ihrer militärischen Geschicklichkeit und Ausdauer, ihrer Unerschrockenheit und Aufopferung, die sie dabei bewiesen haben, kann ihnen Niemand streitig machen. Die gewonnenen Resultate selbst sind Denkmäler genug hiervon.

Und wo der weltliche Arm nicht hindrang, da drang ihre Cultur und Civilisation hin, und sie hat bis auf den heutigen Tag da, wo nicht das slavische Element von oben her mit nationaler Strenge festgehalten worden ist, gearbeitet dasselbe zu zersetzen und zu vernichten. In nicht wenigen ehemaligen wendischen Landen hat sie allein die Germanisirung bewirkt, in Mekelnburg und Pommern total, in Böhmen, Mähren, Schlesien, Kärnthen, Krain und Steiermark zum großen Theil, und noch immer arbeitet sie da und in Polen, Preußen und Galizien fort. Der Uebergang vom Slaventhume zu deutscher Sitte und Weise war und ist hier nichts als die nothwendige Folge des geistigen und culturhistorischen Uebergewichts, welches der Gebildete überhaupt und immer über den Mindergebildeten erringt. Auch diesen Punkt wird man hoffentlich nicht gering achten und den Deutschen doch wohl eben so sehr, wo nicht noch in höherm Grade, zur Ehre anrechnen, also zum Vortheile auslegen, als den obigen, der die Stärke ihres Armes anging. Solche höhere Bildung bestand nun hauptsächlich in der schnellen und richtigen Auf-

fassung und Würdigung der Beschaffenheit und der Producte einer Landschaft, und der größern Fähigkeit, Fertigkeit und Betriebsamkeit, selbige zu benutzen und in weiterm Maaße zu erzielen. Diesen Ruhm können den Deutschen selbst ihre Gegner, ihre Feinde nicht versagen. Slavische Schriftsteller der neuesten Zeit, mögen sie noch so sehr für ihre Nationalität schwärmen und gegen alles Deutsche eingenommen sein: — das erkennen sie alle an, daß die Deutschen es ihrer Ueberlegenheit in der Cultur verdanken, daß sie, und noch dazu in großen Massen, von slavischen Fürsten und Edeln selbst, in slavische Länder gezogen und diese dadurch germanisirt worden sind. Der bekannte Historiker Palacky legt in seiner Geschichte Böhmens (II. B. 2. Abthl. S. 36) in solcher Beziehung das merkwürdige Bekenntniß ab: „Die Deutschen sind von den Königen Böhmens vorzüglich wegen ihrer Betriebsamkeit ins Land aufgenommen worden. Auch entsprachen sie dem in sie gesetzten Vertrauen und erwiesen sich dem Lande höchst nützlich, insbesondere im Bergbau und im Roden und Urbarmachen der vielen Wälder an den Grenzen des Landes. Ihnen zunächst verdankt man die hohe Blüthe der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod, welche auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande und somit auch der Macht des Staates so großen Einfluß hatte. Für sie und größtentheils auch *durch* sie wurde der böhmische Bürgerstand geschaffen, folglich auch die Gewerbthätigkeit im Lande neu belebt und gehoben; ihre Ansiedelungen gaben auch mittelbar Anlaß zu der seit König Otakar II. so eifrig betriebenen Emancipation der Bauern. *Dieß ist die Lichtseite der Erscheinung, und sie spricht laut genug für sich.*" Was hier von Böhmen gesagt ist, gilt in noch viel höherm Grade von denjenigen Ländern, wo das Slaventhum vom Germanenthume mehr noch oder gänzlich überwunden ist. Darum darf man es auch nicht mit einigen zelotischen slavischen Schriftstellern der neuesten Zeit, z. B. mit dem Geschichtschreiber Maciejowski, den slavischen Fürsten und Prälaten der frühern Jahrhunderte, wie nicht minder der Jetztwelt, es so gar verdenken, wenn sie das Germanenthum in ihren Ländern zu verbreiten suchten oder noch suchen. Das treibende Motiv war und ist immer

die Anerkennung der höhern geistigen und materiellen Bildung der Deutschen und die vielen daraus hervorkeimenden Vortheile. „Gewiß," sagt ganz richtig L. Giesebrecht an irgend einer Stelle*), „hat kein Zwang in denjenigen Ländern stattgefunden, die unter slavischen Fürsten standen, in Mekelnburg — die Grafschaft Schwerin ausgenommen — in Rügen und Pommern. Mit Recht behauptet Maciejowski, daß die slavischen Monarchen, wenn sie den Deutschen gestatteten, oder richtiger ausgedrückt, wenn sie die Deutschen aufforderten, sich in ihrem Lande anzusiedeln, einzig das Wohl ihrer Völker im Auge hatten; mit Unrecht schließt er die Fürsten Schlesiens und Pommerns von der Gesinnung aus. Gerade von mehreren pommerschen Fürsten, von Kasimir I. und Barnim dem Guten, ist durch Urkunden sehr bestimmt nachzuweisen, wie sie und der Adel ihrer Nation die Niederlassung deutscher Priester, Mönche, Bürger und Bauern in der Ueberzeugung beförderten, daß der Kirche und dem Lande Heil daraus erwachse."

Dieses Moment war und ist auch noch gegenwärtig so energisch, daß wir uns gar nicht zu wundern brauchen, wie jene ursprünglich slavischen, jetzt verdeutschten Gegenden sich so schnell haben germanisiren können. Eine Erscheinung zwar, die vielen Gelehrten der Jetztwelt durchaus auffallend und nur dadurch erklärlich däucht, daß sie glauben annehmen zu müssen, diese Landschaften seien, selbst nach der Besetzung und Einnahme durch die Slaven, nicht von den ureinwohnenden Germanen entblößt gewesen; diese hätten sich dort erhalten in ihrer Nationalität und wären nach der Eroberung ihrer Länder durch die Deutschen in und mit derselben wieder hervorgetreten. Wir haben uns schon oben (S. 15), aber nur im Allgemeinen, dagegen ausgesprochen; hier wollen wir unsere Behauptung mit Gründen bekräftigen, die, hoffen wir, so schlagend sein dürften, daß damit die Sache nun wohl abgethan sei, und muß man sich nur wundern, warum Deutsche, selbst sonst vorsichtige und vorurtheilsfreie echt deutschgesinnte Deutsche ihrem Volke den Ruhm schmälern wollen, der ihm in obiger Hinsicht doch gebührt. Zum Ersten war Deutschland im

*) Baltische Studien, X. Jahrg. II. Heft S. 189 f.

zwölften Jahrhunderte bereits ein sehr stark bevölkertes Land. Wie hätte es sonst nur die vielen Kreuzfahrten nach Palästina, nach dem Wendenlande, nach Preußen, nach Livland, die vielen Züge nach Italien aushalten können? Und ist wohl eine Spur vorhanden, daß man eine Abnahme der Bevölkerung wahrgenommen? Die Deutschen sind im Allgemeinen ein sehr fruchtbares Volk. Zweitens kamen ja die Einwanderer nicht aus Einer Gegend unsers deutschen Vaterlandes, sondern aus Oestreich, Schwaben, Baiern, Franken, den Rhein- und Niederlanden, aus Thüringen und Sachsen. Drittens kamen sie nicht auf Ein Mal. Gewiß sind schon immer Deutsche ins Wendenland gezogen, seitdem sie dieß näher kennen lernten; seitdem sie mit ihm in nähern Verkehr traten, in friedlichen wie feindlichen; seitdem sie merkten, daß sie den Slaven an Cultur und an Betriebsamkeit überlegen waren, mithin ihr Glück im jenseitigen Lande zu machen hoffen konnten und auch wirklich machten. Sie waren sogar bereits dahin gezogen, da noch die Länder in den Händen der Slaven waren, hatten sich dort niedergelassen und waren eben wegen ihrer höhern Cultur schon immer geduldet, wohl sogar geschützt und gehegt worden, gerade wie es jetzt z. B. in Polen der Fall ist. Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute*) und Krieger mochten sich schon immer in ziemlicher Anzahl daselbst niedergelassen haben. Bei Ausbrüchen von Feindseligkeiten mit den Deutschen werden sie die Rolle des Klügern gespielt und sich entweder ruhig verhalten oder sogar, mindestens zum Scheine, den Slaven angeschlossen haben, selbst mit momentaner Verleugnung ihrer Nationalität und ihrer, der christlichen, Religion, so daß sie momentan selbst wohl zu ihrem urdeutschen Götzendienste zurückkehrten. Dergleichen weltliche und kirchliche Renegaten oder spätere Einzügler ins Slavenland sind offenbar zu verstehen, wenn eine alte brandenburgische Chronik aus

*) Der König Konrad II. gab im Jahre 1025 den Kaufleuten in Magdeburg das Recht, daß sie überall im Reiche, nicht bloß in den christlichen, sondern auch in den barbarischen (d. i. doch wohl auch in den slavischen) Gegenden hin und wieder zu reisen die Freiheit haben sollten, ohne Abgaben zu zahlen (v. Raumer's Cod. diplom. Brandenb. I. No. 479) Dann mußten sie doch nothwendig dort auch hin und wieder Commanditen haben!

dem vierzehnten Jahrhunderte wiederholt versichert, das Volk in der Mark Brandenburg sei zur Zeit König Heinrich's I. im Anfange des zehnten Jahrhunderts und bis ins zwölfte hinunter aus Slaven und Sachsen gemischt gewesen; und wenn in einer Nachricht aus dem zwölften Jahrhundert einer sehr zahlreichen Menge — Nation wird sie genannt — im Luitizierlande gedacht wird, die die urdeutschen Götzen Wodan, Thor und Frigg angebetet habe*). Bei solchen, doch wahrlich nicht unbegründeten, Voraussetzungen sprechen also diese Quellen gerade das aus, was wir behaupten. Und, man merke wohl! es ist dort von Gegenden die Rede, die ganz nahe der deutschen (sächsischen) Grenze waren. Viertens war ja die Zahl der Slaven überhaupt noch, aber besonders wegen der vielen und langjährigen Kriege, in den Vorländern überaus dünn: sie, ihre Nationalität und ihre Sprache konnten also leicht und bald überwunden werden. Und fünftens werden sie gar von selbst das deutsche Element bei und in sich gern und willig aufgenommen haben da, wo viele Deutsche sich um sie her ansiedelten, oder wo ihre Fürsten und deren Höfe selbst sich dem Deutschthume zuwandten, wie in Mekelnburg, Pommern, Schlesien, oder wo ihre Oberherren es verlangten und geboten, wie in der Mark Brandenburg, und zwar damals, zu einer Zeit, wo das Bewußtsein der Nationalität noch nicht so wach war unter den Menschen, wie jetzt. Wie schnell endlich sechstens eine solche nationale Umwandlung vor sich gehen könne, davon haben wir nur kürzlich in den öffentlichen Blättern ein bemerkenswerthes Beispiel gelesen: im ehemaligen Cujavien sprach man vor dreißig Jahren in irgend einer Gegend noch bloß slavisch, und jetzt hat das deutsche Element so überhand genommen, daß jene Mundart fast schon zur Rarität geworden. Man sieht aus alledem zum Klarsten, daß ohne vorhandene germanische Urstoffe die schnelle Germanisirung der betreffenden slavischen Länder sehr wohl möglich und darum auch höchst wahrscheinlich ist. Für die entgegengesetzte Meinung spricht nichts Reelles: sie ist bloße, höchst unsichre Vermuthung**).

*) Vgl. L. Giesebrecht's wendische Gesch. I. B. S. 36 f. III. S. 329, und in den Baltischen Studien X. Jahrg. 2. Heft S. 185 f.

**) Man vgl., wofern man sich beim Obigen noch nicht beruhigen

Waren nur erst die Gegenden pacificirt worden, konnten die Deutschen, die Christen ruhig, ihres Lebens und ihrer Habe sicher da wohnen, so fand gewiß ein wahres Zuströmen von Menschen dahin statt. Die Fürsten, die zahlreichen deutschen, weltlichen oder geistlichen, Empfänger von Lehngütern, zogen immer mehr Deutsche nach. In Kurzem vermochten sogar die ehemaligen slavischen Vorländer Geistliche, Ritter und Krieger in Menge zu den nördlichern Kreuzfahrten zu stellen. Und von denen werden wieder manche dort sich angesiedelt haben.

Das Amalgamiren der deutschen Elemente mit den slavischen überhaupt und sodann im Besondern so verschiedenartiger deutscher Elemente in den verschiedenen Gegenden mit den Slaven, die ebenfalls in den verschiedenen Provinzen nach Charakter und Mundart unter sich verschieden waren, mußte natürlich ganz neue Mischungen geben, zuerst des Charakters. Es mußte sich das Leichte, Leichtsinnige, Gewandte, Frische, Flüchtige des Slaven mit dem Schwerfälligen, Ernsten, Ruhigen und Bedächtigen des Germanen mengen und — einen gar guten Klang geben. Darum in mehrern jener Landschaften, wo sich beide Elemente vereinigt haben, vorherrschende Lebendigkeit, verbunden mit Tiefsinn und Nachdenken. Das hat z. B. selbst ein Mann wie Palacky*) recht wohl erkannt und anerkennend geäußert. Er sagt, im Gegensatze zu den Nachtheilen, welche den Czechen aus der Germanisirung des Landes Böhmen entsprossen wären, ganz richtig: „Doch darf gewiß auch das nicht verkannt werden, daß, bei der vielfältigen Vermischung beider Stämme im Lande mit einander, die böhmische Empfänglichkeit und Rührigkeit durch die Versetzung mit etwas deutscher Ausdauer und Festigkeit eine Vielseitigkeit gewann, welche die Böhmen vor ihren Stammgenossen so wie vor den Deutschen auszeichnete.“ Man denke doch aber

kann oder will, Stenzel in der Schles. Urkundensammlung, I. B. S. 131; Kosegarten im Cod. diplom. Pomeran. I. B. S. 85, und vornehmlich die deßfallsige Bemerkung S. 317 ff. und endlich über das schnelle, oft fast unbegreifliche Verdrängen und Verschwinden einer Sprache durch eine andere, Niebuhr's Vorträge über alte Gesch. I. B. S. 259 ff., wo der ausgezeichnete, fast überall bewanderte Historiker namentlich auch auf das obige Factum Rücksicht genommen hat, ingleichen Winkelmann in Jahn's Jahrbb. Suppl. II. B. 4. H. S. 551.

*) Gesch. von Böhmen, II. B. 2. Abthl. S. 43 f.

auch an Schlesien, an Sachsen, an die Mark Brandenburg, an Preußen. Mit Recht hat hierauf neuerdings schon M. Arndt hingewiesen*), wenn er schreibt: „Der Meißner, Lausitzer und Schlesier stellt seinen nächsten Nachbar, den Thüringer (Hermunduren) und Kleinfranken, in seiner Beweglichkeit, Lebendigkeit und Geschwindigkeit, der Brandenburger, Pommer und Mekelnburger den stillen, langsamen, bedächtigen Sachsen (West- und Ostfalen) und Friesen dar." Natürlich ward eine weitere Verschiedenheit wieder durch die jedesmalige Verschiedenheit der Gegend, der tellurischen Verhältnisse bedingt, wo die Amalgamirung geschah. Vortrefflich hat sich über diesen Punkt in neuester Zeit besonders H. Rückert geäußert**) und hat ihn mit vollem Rechte als ein äußerst wichtiges Moment in der Geschichte Deutschlands wie der einzelnen deutschen, ehemaligen slavischen Länder dargestellt. „Neben den allgemeinen Zuständen," sagt er, „in ihrer damaligen eigenthümlichen Zersetzung und Neugestaltung, wie sie für ganz Deutschland gemeinsam gültig, auch in den hier den localen Kreis der Darstellung bildenden Landschaften zum Vorschein kommen, hat die historische Entwickelung derselben, wie während des ganzen Mittelalters so auch in den einzelnen Perioden, einen ganz besondern, andern Theilen Deutschlands fehlenden Charakter, welcher in dem eigenthümlichen Verwandtschaftsverhältniß wurzelt, in dem sie zu dem ganzen Vaterlande stehen. Es sind ja ehemals von fremden slavischen Stämmen bewohnte Gegenden, die in Jahrhunderte lang fortgesetztem Kampfe diesen entrissen, allmählich in den Kreis der deutschen Cultur gezogen worden. Und die Nachwirkung dieses geschichtlichen Verhältnisses hat hier manche ganz singuläre Erscheinungen erzeugt, die dem andern, namentlich dem südlichen Deutschland ganz abgehen. Es findet hier eine Berührung mit slavischer Art und Volksthümlichkeit statt, theils auch eine materielle Vermischung dieses und des germanischen Elementes, theils mehr auf geistigem Wege hervorgebracht. Denn obgleich im ganzen Mittelalter, bei allem Zusammentreffen des

*) In der Tübinger Vierteljahrsschrift 1847, 1. Heft S. 321.

**) In den Jahrbb. für wissensch. Kritik 1846, No. 61.

deutschen und slavischen Wesens, sei es auf welchem Gebiete es wolle, das erstere immer über das letztere die Oberhand gewinnt, so macht sich doch auch, zwar wenig bemerkbar und noch weniger bis jetzt beachtet, eine Reaction des letztern gegen das erstere geltend, die von dem Eindringen slavischer Wörter und Fügungen in die deutsche Sprache bis hinauf zu den Einflüssen auf die ganze Staatsbildung und die Entwickelung der politischen Begriffe reicht!"

Wie es mit dem Charakter der Bewohner in den verschiedenen Landschaften, so ist es eben so gewesen und geworden mit der deutschen Sprache: auch sie hat mit gearbeitet und arbeitet noch mit an der Besiegung der Slaven und Verdrängung der Sprache derselben*); auch sie hat, je nach den Verhältnissen des Bodens, der Beschaffenheit und Natur des Landes, dem Charakter der dortigen Slaven und der einwandernden Deutschen, ein anderes, ein verschiedenes Gepräge daselbst angenommen. So ist der böhmische, mährische, schlesische, märkische, pommersche, mekelnburgische, preußische, kurländische ꝛc. Dialekt entstanden. Insbesondere hat sich aus dem schwäbischen, fränkischen, thüringischen und (alt-) sächsischen nebst dem betreffenden slavischen Dialekt, der heutige sächsische, aus dem schwäbischen, thüringischen, (alt-) sächsischen in Wittenberg seit und durch Luther der hochdeutsche herausgebildet, d. h. derjenige, welcher sich durch seine hohen Eigenschaften zur Schriftsprache der Deutschen emporgeschwungen.

Aber das nicht allein! Es mußte sich bemerklich machen und hat sich wirklich bemerklich gemacht ein ganz neuer Geist in den neuen germanisirten Ländern, der nicht ohne Rückwirkung auf die eigentlichen deutschen bleiben konnte. Die Aussichten und Hoffnungen der Deutschen auf Erwerb, auf Gewinn, auf Güter und reiche Besitzthümer, die sie zum Auswandern aus ihren heimischen Fluren vermochten, mußten schon ihre Seele erregen und in Spannung versetzen; noch

*) Diese interessante specielle Partie des Weltkampfes der Deutschen mit den Slaven hat nicht übersehen Kapff im Heilbronner Gymnasialprogramm vom Jahre 1845: „Der Kampf der Sprachen im Verlaufe der Völkergeschichte" S. 19, und dadurch, so wie überhaupt schon durch die Wahl und die Behandlung dieses Gegenstandes seinen Geist beurkundet.

mehr die neuen Gegenden, die neuen Verhältnisse, die zu bewältigenden Schwierigkeiten bei Sicherung der Subsistenz, bei Herstellung eines gemächlichen Lebens, bei Bestimmung der gegenseitigen Rechte u. dgl. m. Das Alles mußte die Geister rühriger, den Willen kräftiger machen. Hierzu kam noch ein anderer günstiger Umstand. In Colonien pflegen gewöhnlich die Leute sich freier zu bewegen als im Mutterlande. Sehr natürlich: sie sollen erstens die neuen Anlagen emporbringen und werden darum in mehrfacher Hinsicht bevorrechtet; sie benutzen zweitens die gemachten neuen Erfahrungen und Fortschritte, welche in der Heimath bei dem Hergebrachten nicht benutzt worden sind und nicht benutzt werden können; sie lassen in dieser Hinsicht manchen Zwang, manche Beschränkung hinter sich. Ihre Freiheiten werden größer: sie gewinnen und beanspruchen dabei einen unbeschränktern Spielraum für ihre materielle wie geistige Thätigkeit. Das geschah auch im vorliegenden Falle. Die deutschen Ansiedler wurden schon durchgängig als freie Leute angesiedelt: es fand keine Leibeigenschaft unter ihnen statt*). Die colonistischen Elemente haben sich größerer Vorrechte, freierer Institutionen zu erfreuen gehabt. Was ist die Folge davon gewesen? Es ist ein höherer Aufschwung der Geister und damit der Dinge erfolgt, und man kann nicht sagen, daß der Norden Deutschlands, der früher slavisch gewesen, dem echt deutschen Süden und Westen gegenwärtig nachstände. Im Gegentheil: es dürfte sich nachweisen lassen, daß der erstere den letztern in manchen Stücken überholt habe. So in den Rechtsverhältnissen, so in den städtischen und staatlichen Einrichtungen. Ja! was die letztern anbelangt, so ist noch daran zu erinnern, daß selbst die Fürsten von mehrern ehemals slavischen Ländern bei der Regierung und Constituirung derselben bei weitem einer größern Ungebundenheit genossen haben. Die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, die Herzöge von Pommern, Mekelnburg, Schlesien, die Deutschen und Schwertritter in Preußen und Livland haben eine viel freiere Hand gehabt als die andern Fürsten Deutschlands. Freilich kam

*) Vgl. v. Wersebe über die niederländ. Colonien, I. B. S. 138.

ihnen dabei besonders zu Statten die damalige und spätere Politik der Kaiser, welche sich mehr um den Süden als um den Norden kümmerten. Aus dem Grunde entwickelte sich hier ziemlich bald die Idee der Souveränität oder Unabhängigkeit vom deutschen Kaiser und Reiche. Ja! dieser freiere Sinn hat sich auch im Kirchlichen bewährt, ist hier selbst, trotz der hier gerade recht harten Fesseln, zum Durchbruch gekommen. Oder warum hat sich gerade in den ehemaligen slavischen Ländern der Geist der religiösen Freiheit so stark geäußert? Warum hat sich in Böhmen ein Huß, in Wittenberg ein Luther, in Schlesien der Deutsch-Katholicismus erhoben? Warum waren im nördlichen Deutschland die Klöster, die Domstifter schon so früh in Verfall? eher als anderwärts? Sollte das Alles zufällig gewesen sein? Es war die Folge der bei Germanisirung der Gegenden dort gleich von Anfang an begründeten größern Freiheit. Und hat sich dieß Resultat nicht fast überall bei Colonien im Gegensatze zu ihren Mutterländern und Mutterstädten ergeben? Man erinnere sich nur an die griechischen Colonien und an die europäischen in Amerika.

Unter solchen Umständen darf man sich gar nicht wundern, wenn in jenen Landschaften sich alsbald ein reges geistiges Leben entwickelte. Die rohen oft widerstrebenden und selbst einander widerstreitenden Elemente weckten außerdem die Kraft. Es dauerte daher auch nicht lange, kaum einige Jahrhunderte, so standen die neuen Provinzen des deutschen Reiches in Bezug auf die äußern Anordnungen und Einrichtungen, ingleichen überhaupt in Bezug auf Cultur und Civilisation mit dem übrigen Deutschland auf gleicher Stufe, wenn sie sie nicht übertrafen. In Prag ward die erste Universität in unserm deutschen Vaterlande angelegt (1348); kaum war nach Böhmen, Sachsen, der Mark Brandenburg, nach Schlesien das germanische Element vorgedrungen, so nahmen die Fürsten und Ritter dort auch Antheil am Minnegesang; das Rechtswesen und das echt deutsche mündliche und strenge Gerichtsverfahren breitete sich nach allen Seiten hin aus und nahm in den verschiedenen Gauen eine verschiedene Farbe an, bildete sich zu bestimmtern Formen

aus. Unter den bürgerlichen Künsten war es besonders, getragen von bürgerlichem Gemeinsinne und von der Religion, die Baukunst, welche sich zu den schönsten, großartigsten Schöpfungen emporschwang, anfangs in byzantinischem, dann mit dem 13ten Jahrhunderte in gothischem Geschmacke. Wie viele Kirchen, Klostergebäude und Rathhäuser in jenen ehemaligen Slavenländern sind sprechende Zeugen hiervon! Hatten die Wenden schon vorher etwas der Art? Mit nichten! Diejenigen, welche mit den Deutschen gekämpft, haben hier nur von diesen gelernt. Ja! es entwickelte sich in Folge von tellurischen Verhältnissen eine besonders merkwürdige Art jener Kunst in den nördlichen Flachländern, in dem untern Stromgebiete der Elbe, längs der Oder und an den Küsten der Ostsee. Dort gibt es keine Felsen und Steinbrüche, wohl aber ausgebreitete Lehmschichten zum Formen von Backsteinen, und Holz, um sie zu brennen und auch wohl zu verglasen. Hier hat sich denn die Ziegelarchitektur unter den Händen der Deutschen in einer Weise entfaltet und solche Werke geschaffen von der Ostsee hinauf bis nach Krakau, daß sie mit Recht unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

An der deßfallsigen Eroberung, Colonisirung, Germanisirung, Civilisirung der ehemaligen, jetzt deutschen Slavenländer haben, wie schon oben erinnert worden (S. 471) Oestreicher, Baiern, Schwaben, Franken, Thüringer, Flem- und Rheinländer Antheil, keinen so mächtigen und einflußreichen aber als die Sachsen im ehemaligen, ursprünglichen Sachsenlande zwischen Elbe, Saale, Weser u. s. w. Sie tragen den meisten Ruhm, den Ruhm nemlich, die größten und weitesten Eroberungen durch Waffengewalt wie durch Colonien und durch ihre höhere Cultur gethan zu haben. Aus ihnen sind die hervorstechenden Persönlichkeiten eines Heinrich I., eines Otto des Großen, eines Heinrich des Löwen und Albrecht des Bären hervorgegangen, welchen wir hauptsächlich jene bedeutenden Eroberungen nach Norden zu und nach Nordosten verdanken; sie haben sich nicht wie die Baiern und Franken den Mährern und Czechen gegenüber durch die natürlichen Grenzbollwerke abschrecken lassen, die Slaven zu unterjochen: sie haben die Elbe, die Oder, die Weichsel überschritten, sind gelandet an

der Düna und haben dort überall ihre Waffen siegreich gemacht. Sie sind es gewesen, die mit diesen ihren Waffen zugleich ihren biedern Charakter, ihre Rührigkeit und Geschäftigkeit, auch ihren plattdeutschen Dialekt, wie nicht minder ihr angestammtes Rechtsgefühl und ihren strengen gesetzlichen Sinn vertragen und weithin begründet haben. Wir können das sächsische Recht urkundlich nach vielen selbst entfernten Städten und Gegenden hin verfolgen. Das Bergmannsrecht wanderte vom Harze nach dem sächsischen Erzgebirge, von da sogar nach Preußen; das magdeburgische Civil- und Criminalrecht ging über nach der Mark Brandenburg, nach der Lausitz, bis tief nach Schlesien hinein. „Für Lübeck (angelegt von Sachsen) bildete sich, durch das hohe Ansehen, in welchem sein heimisches Recht stand, unter den Städten früh schon eine Art von fester Clientel. Wie viele Städte haben sich um die Mittheilung dieses Rechtes beworben, oder es als Wohlthat anerkannt, wenn ihre Herren, geistliche oder weltliche, sie damit belehnt! Wie oft war Anlaß vorhanden, bei denen, welche an der Quelle saßen, Rechtsbelehrung einzuholen! Schwerlich hat eine Stadt des griechischen Alterthumes, wenn auch Andre, wie die Sage berichtet, das Werk eines weisen Gesetzgebers gern herübernahmen, um ihre Bürger dadurch heranzubilden — schwerlich hat irgend eine griechische Stadt die Genugthuung gehabt, in so manchem aufblühenden Gemeinwesen das Bild der eignen Jugend sich verjüngen zu sehen"*). Lübecks Recht ist bis nach Riga, bis nach Reval vorgedrungen. Der sächsische Stamm hat somit nach einer andern Richtung hin jene trefflichen ihn auszeichnenden Eigenschaften bekundet, die wir schon früher bei der Eroberung und Germanisirung Englands und in der jetzigen intensiven und extensiven Größe des englischen Volkes**) als besonders hervorgetretene und hervortretend bewundern: die Rührigkeit, die Lebensthätigkeit, das Streben, sich und seine Kräfte zu äußern, sich auszudehnen und seine Wirksamkeit zu verbreiten und dabei überall seine Eigenthümlichkeit zu

*) S. Wurm: Eine deutsche Colonie und deren Abfall a. a. O. S. 227.

**) Vgl. die schöne Bemerkung von Lappenberg in der Geschichte Englands I. B. S. 628.

bewahren, nichts davon aufzugeben, selbige im Gegentheil noch mehr zu verklären. Ihm verdanken wir vornehmlich das Besitzthum der schönen Länder vom Fichtel= und sächsischen Erzgebirge an bis zum Ausflusse der Weichsel und vom Ursprunge bis zum Ausflusse der Oder.

Was nun so einzelne deutsche Stämme, Fürsten, Stände, Städte und Staaten gethan, errungen haben an Besitzthümern, an Ausdehnung, an Macht, an Ruf und Ruhm, davon hat die ganze deutsche Nation, das Reich, der gegenwärtige Bundesstaat gleichfalls Antheil, eben als Ganzes dieser Theile. Durch jenen Weltkampf ist auch Deutschland überhaupt bedeutend umfangreicher, gewaltiger an intensiver Kraft geworden. Im Falle eines Krieges mit einer auswärtigen Macht konnte es und kann es aus jenen Staaten, die ehemals slavisch waren, keine unbedeutende Stärke ziehen: sie liefern ihm — nicht die schlechtesten Soldaten; sie sind — kein ungewichtiges Moment in der Wagschaale der Politik. Ja! wollte es den Vortheil nutzen, so könnte es auf der Ostsee eben so eine Seemacht haben und unterhalten, wie Dänemark, Schweden und Rußland. Was die Politik nach außen hin betrifft, so ist durch jene Eroberungen an der Ostsee Dänemark und Schweden bedeutend geschwächt und in seinem Umsichgreifen beschränkt worden, beide Staaten dadurch, in neuester Zeit besonders, zu Mächten zweiten Ranges herabgesunken. Den Russer aber ist Deutschland bis zur unmittelbaren Angrenzung näher gerückt fast in der ganzen weiten Ausdehnung seiner östlichen Marken. Ein so mächtiger Koloß von Nachbar mit seiner strengen despotischen Ordnung im Innern fordert alljährlich zu immer größerer Vorsicht auf: die Politik ihm gegenüber liegt über alle Tagespolitik hinaus.

Aber es mußten und müssen auch sonst diese spät erworbenen Länder auf das eigentliche Deutschland eine höchst bemerkenswerthe Rückwirkung äußern bei ihrer Ausgedehntheit, bei ihrem, wenn selbst auch nur theilweisen Aufschwunge, bei ihrer regen Theilnahme an allem Germanischen! Die äußere und innere Politik, die Sprache, die Literatur, die Kunst, die Wissenschaft, überhaupt alle materiellen und geistigen Interessen, welche die Deutschen seitdem bewegt haben und noch

bewegen, müssen dadurch eine besondere Färbung zeigen, daß auch die ehemaligen Slavenländer daran Antheil nehmen und genommen haben. Wenn wir hier ins Einzelne gehen könnten und wollten, wie Vieles und Großes würde sich da aufführen lassen! Wie würde sich da, im Einzelnen selbst, am Klarsten herausstellen, wie wichtig für Deutschland jene Eroberungen der ehemaligen Slavenländer gewesen sind und noch sind!

Fügen wir endlich hierzu, daß — da jene Erwerbungen und Errungenschaften der Deutschen auf Kosten der Slaven unserm deutschen Vaterlande eine bedeutende Ausdehnung seiner Grenzen, eine nicht geringe Erweiterung seiner intensiven Macht verliehen; da diese Gegenden durch deutschen Fleiß, durch deutsche Cultur und Civilisation eine ganz andere Physiognomie gewonnen, als sie unter slavischer Herrschaft gezeigt; da die Deutschen in diesen Landschaften an der allgemeinen Politik und an dem Anbau der materiellen und geistigen Cultur der Menschheit einen so gewichtigen Antheil genommen haben und noch nehmen; da sich, gerade hier, eine Monarchie, die preußische, gebildet, die durch ihre intelligente Größe zu einem Staate erster Größe, zu einer europäischen Großmacht, zu einer Weltmonarchie emporgewachsen ist — jener einstige Kampf nebst seinen Folgen auch ins Allgemeine und Allgemeinste übergreift: so wird sich Jedem von selbst die Ueberzeugung aufdringen, es wird's selbst der Feind, der Slave eingestehen müssen, daß wir nicht gefaselt, nicht unser deutsches Volk und Vaterland bloß auf eitle Weise zu erheben gesucht haben, wenn wir im gegenwärtigen Buche gesprochen von einem für unser Volk und Vaterland ruhmvollen

**Weltkampfe der Deutschen mit den Slaven.**



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



## Verbesserungen.

S. 38 Z. 16 774 st. 744
— 43 — 17 wohl her
— 43 — Anm. Vgl. st. S.
— 61 — 17 tilge: hat
— 78 Anm.*) leugnet st. leugnete
— 85 Z. 3 berathschlagte
— 94 — 17 nöthig, also
— 95 — 10 säeten, das
— 101 — 11 des slavischen Radigast
— 108 — 7 Elde st. Elbe
— 108 — 33 Aldenburg st. Oldenburg
— 110 — 3 Ditmar Siegfried
— 110 Anm. hereditas
— 111 Z. 22 Morgana
— 111 — 25 Deutschen
— 115 — 15 f. Gänsen, Hühnern u. s. w.
— 119 — 12 langgestreckt
— 125 — 15 seiner
— 131 — 1 Verwandtschaft
— 137 — 3 v. u. Unterwerfung angelobten
— 141 — 26 einen st. ein
— 160 — 28 Grenzen
— 176 — 1 Leizkau
— 176 — 3 v. u. aldenburger
— 177 — 3 u. 10 Teto st. Telto
— 180 — 12 Slense
— 186 fehlt vor: Heinrich II. die Zahl \
— 191 Z. 4 v. u. Aldenburg
— 192 — 5 vorgefallen sein, und
— 192 — 8 Wettkampf st. Weltkampf
— 196 — 16 Die Wenden st. Sie
— 197 — 3 Aldenburg
— 202 — 11 v. u. Der
— 206 — 24 Zarine
— 207 — 4 diedesischen
— 207 — 13 Gebiet
— 207 — 5 v. u. zu fern
— 208 — 6 Othalrich
— 213 — 19 seine
— 221 — 11 Gero II.

S. 223 Z. 3 v. u. sie eingeholt
— 239 — 14 Mähren st. Meißen
— 241 — 26 Nieder-Lausitz
— 245 — 8 Feinde
— 248 — 11 zahlreiche
— 249 — 7 v. u. deren
— 250 — 17 Stenzel *)
— 264 — 2 v. u. kennten
— 296 — 4 v. u. nach
— 305 — 18 tilge: Wigbert
— 351 — 7 wären
— 357 — 12 Genüge that
— 390 — 3 Colbaz
— 422 — 22 gegeben, Kirchen
— 430 — 10 ohne Siegerruhm
— 434 — 18 waren
— 446 — 25 sollte
— 467 — 26 Prälaten,
— 487 — 24 Flam-

Außerdem wäre zu wünschen, um der Harmonie willen, daß durchgängig gedruckt wäre: nehmlich, Hilfe, von Neuem, in Kurzem, Rohheit, Mekelnburg, Liven, Uker, Ukraner, baar, Masovien, Bautzen u. s. w. Andere Kleinigkeiten, wie etliche Male das st. daß u. s. w., mag man selbst verbessern.

